OAK ST LIBRARY

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
TU
V. 24'

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:
Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Vierundzwanzigster Jahrgang · Band I
(Oktober 1921 bis März 1922)

Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

053
TU
v.24

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

	Seite		Seite
Braun: Herbst	107	Lersch: Die Liebenden	176
— Im Winter	159	Matthey: Meine Heimat	327
Brixner: Begegnung	13	Paulsen: Nähe der Toten	96
Butsch: Der höchste Acker	85	Pawlick: Mein Leben darf keine Lüge sein	166
v. Collani: Wintertag	254	Rydberg: Schneefrid	258
Doderer: Frommer Abend	382	Schelper: Liebe	25
v. Freytag-Loringhoven, Gunda: Am Abend	4	Schulze, Isa M.: Ein Weg	10
— Sprüche	180	Sergel: Herzwunder	310
— Die Möve	319	Sturm: Nächte	259
Gnade: Zwei Brunnen	398	v. Watzdorf-Bachoff: So war mein Leben	175
Jaffé: Unerreichbar!	19		

Novellen und Skizzen

Böhmer: Herbst	101	v. M.: Nach zwanzig Jahren	5
Burdett: Das Gespräch in der Nacht	20	v. Oberniß: Am Kreuzweg	177
Eine Weihnachtserinnerung	181	Schieber: Landrichter Krack 237. 311.	383
Faißt: Sonnenuhr und Turmuhr	248	Schröer: Das Rotschwänzchen	164
Lienhard, Fr.: Hausbuch 14. 97. 167. 249. 320. 392		Toeche: „Lasset alle Hoffnung hinter euch“	86

Aufsätze

Aus der Heimat ausgewiesen 26.	108	v. Freytag-Loringhoven: Die Bedeutung aristokratischer Persönlichkeiten in der Gegenwart	377
v. Berchem: Persönlichkeiten im Weltkrieg	185	Francé: Die Grenzen der Chemie	32
— Kriegführung und Politik	337	Göckeritz: Das Problem der Arbeiterdichter	278
Bô Yin Râ: Brauchen wir eine neue Religion?	233	Haug: Der dritte Band	103
Bornhak: Die Gründe des Zusammenbruchs	35	Hofmann: Diplomatie und Militär	190
Bülow: Bayreuth und Weimar	305	Holst: Das katholische Finkenbüblein	405
Burg: Zwei tausendjährige Städte	406	Imendörffer: Nationalbewußtsein und Gerechtigkeit	323
Der Kaiser	262	Jaffé: Joseph Bédier und die deutsche Wissenschaft	345
Diepold: Fr. Stromer-Reichenbach, der Kopernikus der Weltgeschichte	160	Knauer: Das Perlenrätsel	267
Eisinger: Graf Keyserlings Botschaft für die Frauen	328	Kraut: Wohnungsnot	192
Eucken: Das gute Recht und die Unentbehrlichkeit der deutschen Art	1	Lambrecht: Deutsch als dritte Nationalsprache Belgiens	276

529292

Seite

Langsdorf: Vom jungen Singen und Suchen 411
Lienhard, Fr.: Die Weisen aus dem Morgenlande 157
— Eine Entlassung am Goethe-Schiller-Archiv 260
Loewe: Was ist deutsche Treue . . . 399
Metz: Die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart . . 282
Moser: Musikalische „Wege nach Weimar“ 287
— Aus Weimars musikalischer Vergangenheit 352
Paira: Theologische Werke 348
Peper: Bubenberg-Altershausen . . . 265
Potthoff: Kulturfragen der Wirtschaft 270

Seite

Rein: Der Kampf um die Schule . . 81
— Die Volkshochschule 330
Roth: Was ist uns Armenien? . . . 182
Schaal: Der Sternenbote 172
Schoenfeld: Mannes-Reinheit 255
— Warum wird Ödland nicht Neuland? 414
Schrickel: Die Unerlösbarkeit der Masse 407
Schröer: Die Schuld am deutschen Bauerntum 11
Seeliger: R. H. Francés Weltgesetze . 114
v. Taube, Frhr.: Franziskaner und Kommunisten 40
Titius: Der Bund deutscher evangelischer Landeskirchen 122

Besprochene Schriften

Barthel: Die Erde als Totalebene . . 344
Bauer: Der große Krieg in Feld und Heimat 185
Binding: Legenden der Zeit 49
Bismarck: Gedanken und Erinnerungen, 3. Bd. 103
Bloem: Götterferne 50
Boehmer: Luther im Lichte neuerer Forschung 205
Boesch: Vom Adel 225
Bonsels: Eros und die Evangelien . . 49
Bousset: Pastorenjungs 52
Boy-Ed: Charlotte von Kalb 201
Bô Yin Râ: Verschiedene Schriften . 297
Brandt: A. W. Schlegel 201
Braun-Artaria: Von berühmten Zeitgenossen 132
Brentano, Hanni: Fürstin v. Gallitzin . 200
Briefe deutscher Ferienkinder aus Skandinavien 78
Bülow: Lienhard, Deutscher Aufstieg . 225
Burg: Der Wegbereiter und die Liebe 50
Carnegie: Geschichte meines Lebens . 204
Chamberlain: Mensch und Gott . . . 146
Chodowiecki: Kupferstiche 350
Cornelius, Peter: Bilder zum Faust, I. Teil 351
Delitzsch: Die große Täuschung . . . 69
v. Delius: Gedichte des Grafen Zinzendorf 206
Deutsches Volkstum. Raabe-Sondernummer 148
Drews: Das Markus-Evangelium . . 147
Dürers Holzschnitte 351
Eberhardt: Von der Möglichkeit und Notwendigkeit der reinen Religion. — Die Religion und wir von heute. — Das Buch der Stunde 204
Eberhardt, Paul: Der Weisheit letzter Schluß. — Das Rufen des Zarathustra 206
v. Eckardstein: Die Isolierung Deutschlands 35
Ernst, Paul: Erdachte Gespräche . . 225
Federmann: Laotse. — Tao Teh King 207
Fehr: Die Märzoffensive 1918 an der Westfront 341
Finckh: Die Jakobsleiter 51
— Rosendoktor. — Jakobsleiter. — Rapunzel 131
Francé: Bios, Die Gesetze der Welt 34. 114
Frenssen: Grübeleien 53
Geißler, Horst W.: Der letzte Biedermeier. — Das Lied vom Wind . . 131
Geißler, Max: Das Tristanlied. — Die Herrgottswiege 131
v. Gentz, Friedrich: Tagebücher . . . 204
Gerbrandt: Familie Wesselingk . . . 53
Gött, Emil: Sein Anfang und Ende . 132
Graf: Goethes Ehe in Briefen . . . 372

Seite

Haberlandt: Die Völker Europas und des Orients 426
Haeckel, Ernst: Briefe an die Braut . 204
Hartmann: W. Raabe, wie er war und wie er dachte 148
Hartung: Deutsche Geschichte 120
Hauptmann, Gerhart: Ländliches Liebesgedicht 372
Hebel: Biblische Erzählungen 349
Heiler: Das Gebet. — Katholischer und evangelischer Gottesdienst 205
Hertel: Die Weisheit der Upanischaden 207
Hillebrandt: Lieder des Rigveda . . . 207
— Brahmanas und Upanisadea . . . 207
v. Hofmann: Politische Geschichte der Deutschen 118
Kayser: Jakob Böhme 205
Kerler: Die auferstandene Metaphysik 285
Keßler: Evangelische Glaubensgewißheit 349
Kittel: Darstellung der alttestamentlichen Wissenschaft 348
Köhler-Haussen: Mein Jahrbuch „Lebe“ 225
König: Friedolin Einsam 130
Krammer: Theodor Fontanes engere Welt 203
Krauß: Die Ursachen unserer Niederlage 338
Kraze: Die wundersame Jugend der Hadumoth Siebenstern 131
— Unser Garten 131
Kreutzer: Die schwarze Schmach . . . 226
Krukenberg: Von Sehnsucht und Reichtum. — Die Frau in der Familie 131
Lehmann: Freiherr vom Stein . . . 117
Lenz: Von Luther zu Bismarck . . . 118
Ludendorff: Kriegserinnerungen und Dokumente, 3. Bd. 337
Mann, Thomas: Rede und Antwort . 371
Marholz: Deutscher Pietismus . . . 206
Maync: Immermann, der Mann und sein Werk 202
Meißner, Erich: Hermann Lietz, Lebenserinnerungen 203
Meißner, Heinr.: Schleiermacher als Mensch 203
Michaelis: Für Staat und Volk . . . 262
Moser: Kurzer strategischer Überblick über den Weltkrieg 186
Müller-Guttenbrunn: Dämonische Jahre 51

Seite

Natorp: Stunden mit Rabindranath Thakkur 296
Nies: Die Rache der Wälder und sonstige Gedichte 199
Nowak: Der Sturz der Mittelmächte 38. 189
Otto: Texte zur indischen Gottesmystik 207
Paasche: Goethe 226
Pfeill: Der weiße Reiter 423
Pfister: Holbeins Totentanz 350
Raabe-Gedenkbuch 148
Rachel: Geschichte der Völker 426
Rembrandts sämtliche Radierungen . 350
Roose: Der Gezeichnete. — Der Meister des Lebens 47
Richter, Ludwig, als Radierer . . . 351
Scharrelmann: Jesus der Jüngling . 205
v. Schlözer: Petersburger Briefe . . 203
Schneider: Uhland 202
Schöllenbach: Der heimliche König . 130
v. Schoen: Erlebtes 36
Schoenfeld: Im Schatten Kleists . . 51
v. Schorn: Das nachklassische Weimar. — Zwei Menschenalter 132
Schüßler: Bismarcks Sturz 107
Seidel, Ina: Hochwasser 48
Sell: Die Gylfens 53
Söderblom: Einführung in die Religionsgeschichte 348
Speckmann: Neu-Lohe 51
Supper: Der Weg nach Dingsda . . 53
v. Sydow: Wilhelm und Karoline von Humboldt 201
Tamm: Die zwei Nationen 52
Thoma: Im Herbst des Lebens. — Im Winter des Lebens 131
Thylmann-Mappe 424
Valentiner: Gemälde von Franz Hals 350
Voß: Aus einem phantastischen Leben 132
Weber, Gg.: Allgemeine Weltgeschichte 425
Weinel: Bergpredigt 204
Wentscher: Freiheit. Eine Preußenjugend 51
Wilhelm: Kung-Futse, Gespräche . . 207
Wolf: Angewandte Geschichte . . 121. 349
— Deutsche Geschichte 121
Wust: Die Auferstehung der Metaphysik 282
Zimmermann: Erlebnisse und Gedanken 333
Zinzendorf: Über Glauben und Leben 206

Offene Halle

	Seite
Der Geist als Mittelpunkt des Weltalls	344
Der Kampf um die Cheopspyramide	125
Der Kampf um die Schule	273
Der Wahrheit die Ehre!	195
„Einsam, arm und alt“	197
Ein Wort für Francis Bacon	43
Mannes-Reinheit und Militärstrafgesetzbuch	417
Wahn und Wissenschaft	343

Literatur

Bédier, Joseph, und die deutsche Wissenschaft	345
Das Problem der Arbeiterdichter	278
Der lebendige Gott	204
Deutsch als dritte Nationalsprache Belgiens	276
Die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart	282
Ein deutsch-amerikanischer Dichter (Konrad Nies)	198
Ein Dichter in der Verbannung (G. P. M. Roose)	46
Ein Weltvagant	333
Maskenzüge	200
Neue Geschichtswerke	116
Roth: Asien und Europa	425
Theologische Werke	348
Vom Bücherschenken	130
Waldau, Max, ein oberschlesischer Dichter	128
Was wollen wir lesen?	48
Weigand, Wilhelm, zu seinem 60. Geburtstage	419

Bildende Kunst

Der Versucher	54
Dürers (Albrecht) Größe und Tragik	208
Grunewald: Neue Kunst	422
Kunstgaben	350
Wildermann, Hans	134
Zu unserer Kunstbeilage	60

Musik

Aus Weimars musikalischer Vergangenheit	352
Die Beerdigung von Johannes Brahms	427
Humperdinck, Engelbert †	136
Musikalisches Kunstgewerbe	57
Musikalische „Wege nach Weimar“	287
Musikalische Weihnachtsfeiern in alter Zeit	210

Türmers Tagebuch

Von Hölz zu Klante. — Stadion und Lustgarten. — Abkehr vom Haß. — Der Deutsche von morgen	61
Der Skandal Europas. — Auf dem toten Punkt. — Um die Massenpartei der Zukunft	138
Was kostet Deutschland? — Die zweite Hungerblockade. — Der Tisch mit den drei Beinen. — Unter Kuratell?	213
Hochverrat mit und ohne Erfolg. — Organisiertes Verbrechertum. — Stinnes und Rathenau	288
Reichspostmisere. — Forderungen, Forderungen! — Aus dem Vollen. — Die Neutralisierung der Rheinlande	355
Die Blockade von innen — Beamte und Arbeiter — Das eine und das andere Bein — „Oet interessiert uns nicht“	430

Auf der Warte

	Seite
Arno Holz Nobelpreisträger	450
Aufruf an die deutschen Schloß- und Gutsherren, Ein	365
Aufschrei eines Berliner Schauspielers	373
Aus dem Brief eines Elsässers	73
Aus dem Elsaß	369
Aus der besetzten Pfalz	71
Aus der Jugendbewegung	441
Auslanddeutsche, Der	230
Aus den Rheinlanden	449
Aus Westpolen	300
Berliner Theaterwirtschaft, Die	229
Berliner Weihnachtsspielplan	449
Bô Yin Râ	297
Eidher	232
Das ermüdete Deutschland	368
Der alte Dessauer als Nothelfer	303
Der französische Frieden	74
Der „Türmer" in Elsaß-Lothringen verboten!	220
Deutsche Philosophische Gesellschaft	223
Deutsches Arm	448
Die deutsche Sprache in französischer Beleuchtung	302
Die elsässischen „Boches"	75
Die erzieherischen Postgebühren	362
„Die große Täuschung"	69
Die „Jugendlichen"	304
Die Kehrseite dazu	440
Die Kronprinzenlegende	152
Die Mitschuldigen	297
Die russische Gefahr	151
Die schwarze Schmach im Roman	227
Eberhard König und Gerhart Hauptmann	299
„Ehret eure deutschen Meister!"	302
Ein Ausnahme-Franzose	447
Ein bekehrter Elsässer	299
Ein Brief aus Kärnten	76
Ein ernstes Sittenbildchen	373
„Einheitsfront"	367
„Ein Vergnügungsball à la Professor Steinach"	80
Eine Mutter	77
Elsässer vor dem Reichsgericht	72
Entschiedene Jugend	443
„Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht"	374
Expressionismus und Wohnungskunst	228
Französische Autoren wieder auf deutschen Bühnen	155
Fremdenlegionäre	303
Goethes Ehe in Briefen	371
Gruß an die unbekannten Dichter	364
Hauptmanns „Anna"	372
Hermann Müller und Prinz Eitel-Friedrich	153
Hofbericht?	299
Im Kampf gegen die deutsche chemische Industrie	294
Jugend und Religion	222
Kinderhilfe	78
Kriegsschuld oder Tragik?	227
Landeroberung durch den Küstenkanal	370
Mährens Leichenfeld	76
Mann, Thomas	371
Meister Raabes 90. Geburtstag	147
Mensch und Gott	146
Nebenbörse	300
Neudeutsche Spruchdichtung	225
Neuland-Jugendbewegung, Die	220
Niggertänze	231
Norwegisches Goethebuch, Ein	226
O ihr Propheten	440
Poincaré	446
Propheten — Pfarrer und Professoren	70
„Reigen"-Schande, Die	301
Schlecht Gewand ein deutsches Ehrenkleid	445
Schriftstellernot und neue Postgebühren	362
Schwarz-Rot-Gold	154
Seelenmord	226
Silberfüchse	441
So ist's recht	444
Strafabbau?	231
Studentennot und Verbindungshäuser	156
„Stunden mit Rabindranath Thakkur"	296
„Um die Schule ..."	304
Verhimmelung der französischen Literatur, Eine	224
Volksbildung und Provinzpresse	149
Vollbier	79

	Seite
Von der Not des Geistes	439
Weimar wird ausgeraubt	148
Widerspruch	78
Wo sind die Unterdrückten?	150
Woher kommt die Geringwertung geistiger Arbeit?	364
Würdelosigkeit	301
Zweierlei Märtyrer	445

Kunstbeilagen und Illustrationen

	Heft
Haag: Winter	4
König, A.: Nach dem Regen	6
Kurz: Auf der Walz	1
Staffen: Maria mit dem Schmetterling	3
Tips: Talfahrt	2
— Schwimmender Hirsch	5
Wildermann: Faust (Studierstube, die drei Marien)	2

Notenbeilagen

Klaviersuite Nr. 7 (Fischer)	1
Abschiedsode an Phyllis (Graun). — Liebeszauber (Schulz). — Des alten, lahmen Invaliden Görgel Neujahrswunsch (Hiller). — Frühlingsreigen (Seidel)	4

Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Auf der Walz — Julius Kurz

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. Oktober 1921 Heft 1

Das gute Recht und die Unentbehrlichkeit der deutschen Art

Von Rudolf Eucken

Es ist ein Zeichen trüber und verworrener Zeiten, daß sich in ihnen die Stärken der eigenen Art in Schwächen zu verwandeln drohen. Als eine Stärke der deutschen Art galt das Vermögen, sich in andere Völker und Kulturen zu versetzen und dadurch eine innere Weite zu erreichen; in solcher Denkweise suchten wir den ganzen Umkreis des Lebens an uns zu ziehen und ihn uns innerlich zu verbinden. Jetzt aber erfahren wir die Kehrseite dieser elastischen Denkweise. Daß wir von den Gewalthabern der Gegenwart verschmäht und niedergedrückt werden, das könnten wir zur Not ertragen; weit bedenklicher ist es, daß wir uns in großer Unsicherheit über das Hauptziel und über die Hauptrichtung des eigenen Strebens befinden. Von mannigfachen Seiten ist man bemüht, uns dem eignen Wesen zu entfremden; die einen suchen Hilfe von möglichster Annäherung unseres politischen Lebens an die westliche Demokratie; andere hoffen eine Hebung des deutschen Geistes, wenn ihm möglichst viel Indisches zugeführt wird. Mehr als je besteht heute die Neigung, das Deutsche gegen das Fremde zurückzustellen; dazu kommt der Haufe vermeintlicher Propheten, welche von besonderen Heilmitteln und Künsten eine Genesung hoffen und dabei sich gelegentlich so weit verirren, daß die Grenzen zwischen Echtem und Scheinhaftem, zwischen Gutem und Bösem zusammenfließen. Selbst ernste

und wohlgesinnte Menschen geraten heute oft widerstandslos in den Strudel wunderlicher Theorien; augenscheinlich fehlt uns ein genügendes Unterscheidungsvermögen, es fehlt uns an klaren Zielen und an erhöhenden Notwendigkeiten.

Diese Ziele und Notwendigkeiten kann uns aber nichts anderes geben als die Selbstbesinnung auf die eigentümliche Art unseres Volkes; die Grundzüge dieser Art kräftig herauszuarbeiten und sie vollauf zu beleben, das ist der einzige Weg, der uns von den gegenwärtigen Zweifeln befreien kann. Summarisch müssen wir dabei deutsche und fremde Art deutlich auseinanderhalten mit vollem Bewußtsein, daß auch bei den Deutschen sich viel Undeutsches findet, und daß uns auch bei anderen Völkern manches freundlich entgegenkommt; aber es handelt sich hier nicht um die Meinungen und Stimmungen der Individuen, sondern um das Wirken von Lebensmächten; und dabei ist ein Entweder — Oder meist nicht zu umgehen.

Die deutsche und die fremde Art scheiden sich vornehmlich bei der Stellung und der Behandlung der uns umgebenden Welt. Jene betrachtet die Welt als eine gegebene Größe; in dieser Welt eine Stelle zu erringen und in ihr etwas zu erreichen, das gilt ihr als das Hauptziel des menschlichen Strebens. Dem deutschen Menschen genügt dies nicht, ihm wird die Welt und seine Stellung zu ihr zu einem zwingenden Problem, ohne eine Lösung dieses Problems droht ihm das Leben leer und schal zu werden. Aus solcher Gesinnung wagte Luther getrost, der in der Überzeugung der Menschheit geheiligten Ordnung eine neue entgegenzusetzen; aus solcher Denkweise unternahm die deutsche Philosophie in Männern wie Leibniz, Kant, Hegel das überkommene Welt- und Lebensbild aufzugeben und der Menschheit neue Wege zu eröffnen; aus solcher Denkweise vermochten schaffende Geister wie Bach und Beethoven neue Regionen des Geistes und des Gemütes zu erschließen. Daß den Fremden ein solches Unternehmen vermessen und töricht erschien, das kümmerte jene Helden des Geistes nicht im mindesten; ihr Wirken trug in sich selbst eine innere Notwendigkeit und hob sie sicher über alle Sorgen und Nöte der Umgebung hinaus.

Was uns aber jene Höhen des Lebens und Schaffens anschaulich zeigen, das entspricht dem Grundzug des deutschen Wesens, das bedeutet eine eigentümliche Gestaltung des gesamten Lebens.

Der Mensch ist nach deutscher Überzeugung als geistiges Wesen berufen, ein neues Lebensgefüge zu bilden, von innen heraus eine Wirklichkeit zu erbauen, die allein dem Leben einen Inhalt verspricht. Als ein solches Wesen kann er eine selbsttätige Lebensenergie werden, einen inneren Zusammenhang mit dem Ganzen des schaffenden Lebens gewinnen, auf Grund dieses Lebens eine Wesensbildung vollziehen und an seiner Stelle zur Erhöhung des Ganzen wirken. Er kann das aber nicht ohne eine innere Umwälzung, nicht ohne eine Erhebung in eine Tatwelt, nicht ohne eine Verlegung des Schwerpunkts seines Lebens vom Sinnlichen in eine selbständige Geistigkeit. So nur konnte ihm der Bestand der Wirklichkeit zu eignem Leben werden, nur so konnte er die Güter und Ziele, aber auch die Forderungen und die Hemmungen teilen, welche das Leben und Schaffen im menschlichen Bereich erfährt. Nichts ist dem deutschen Wesen eigentümlicher als

dieses, daß es die Nöte und die Wirren des Lebens vollauf anerkennt, ohne darüber den Lebensmut und den Lebensglauben einzubüßen. Dieses unterscheidet unsere Art deutlich von der anderer leitender Kulturvölker. Die griechische Weisheit hatte wohl ein starkes Gefühl für das Hemmende und Feindliche, aber sie hoffte durch die Verwandlung des Strebens in reine Anschauung des herrlichen Kosmos alles Widerwärtige in einen bloßen Schein zu verwandeln, sie würdigte nicht vollauf das Dunkle und Böse im Weltbestande und in der eigenen Seele; die indische Weisheit fand ihren Gipfel in der Befreiung sowohl von der Unbeständigkeit als auch von dem wilden Lebensdurst, sie war groß in der Verneinung, aber sie gab dem Leben keinen positiven Gehalt. Die deutsche Denkweise dagegen vertraut, in Übereinstimmung mit dem Grundgedanken des christlichen Lebens, auf ein erhöhendes Wirken des schaffenden Lebens im Weltganzen. Sie kann diese Überzeugung nicht hegen, ohne eine Unfertigkeit dieser Welt anzuerkennen; damit verwandelt sie das Leben in einen Kampf, der weit über den Menschen hinausweist, an dem aber teilzunehmen die Hauptgröße und Würde des Menschen bildet.

Der Kampf kann aber nicht das Ganze sein, wenn nicht alles Unternehmen vergeblich und sinnlos werden soll; so strebt die deutsche Art über den Kampf hinaus zu einer Überwindung, sie gewinnt durch die Eröffnung einer neuen, dem Kampf überlegenen Lebensordnung einen festen Halt und eine innere Tiefe; im Zusammmenwirken einer grundlegenden, kämpfenden und überwindenden Geistigkeit wird ein Gesamtbild der Wirklichkeit und des Lebens gewonnen. Die dabei erstrebte Lösung ist nicht an erster Stelle intellektueller Art, wie bei den Indern und bei den Griechen, sondern sie ist ethischer Art; wobei natürlich der Begriff des Ethischen weit über alle bloße soziale Moral hinauszuheben ist; zugleich gewinnt hier das Persönliche die Oberhand über das Unpersönliche, ebenfalls unter entschiedener Abhebung von der landläufigen Fassung, unter Erhöhung zu einem Weltbegriff und unter Eröffnung eines neuen Lebens schaffender Innerlichkeit. Nur vom Persönlichen aus kann die Welt eine Seele gewinnen und kann das Leben einen Sinn und Wert erreichen, nur von hier aus wird es möglich, das Nein vollauf anzuerkennen und doch fest am Ja zu halten. Daß diese Schätzung und Behandlung des Persönlichen als der selbsttätigen Geistigkeit auch der deutschen Staats- und Gesellschaftsbildung einen eigentümlichen Charakter verleiht, das sei hier nur kurz erwähnt.

Wenn aber diese deutsche Denkweise ihr Vermögen je im weltgeschichtlichen Leben der ganzen Menschheit zu erweisen hat, so muß das in der Gegenwart geschehen. Denn an dem Bestehen einer schweren Lebenskrise der ganzen Menschheit kann nicht der mindeste Zweifel sein. Immer mehr hat sich uns das Leben vom Innern ins Äußere gewandt und ist es ein bloßer Kampf um die Mittel des Lebens geworden; die gegenwärtige Kultur sinkt mehr und mehr zu einer Scheinkultur; auch die Moral entbehrt der erforderlichen Kraft; mit der Religion sind wir zerfallen, und wir finden nicht die Kraft zu ihrer Erneuerung, so mühen wir uns um die einzelnen Stücke und erreichen nicht den Punkt, der eine Einigung und Erhöhung vollziehen könnte.

* * *

Welche Volksart ist nun in diesen inneren Nöten an erster Stelle berufen, bei der unentbehrlichen Vertiefung und Umwälzung voranzugehen? Nach dem Zeugnis der Weltgeschichte ist es die deutsche. Wie sie aus ungeheuren Leiden und Verlusten Mut und Kraft zu neuem Leben finden konnte, das zeigt der Dreißigjährige Krieg. Unmittelbar nach jener furchtbaren Erschütterung erzeugte Deutschland Männer ersten Ranges, wie Leibniz, Bach, Händel; schon der Aufstieg des 18. Jahrhunderts brachte eine geistige Bewegung, welche die ganze Neuzeit auf ihre höchste Höhe führte, der andere Völker nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben. Daß wir auch in der Gegenwart nicht von allen guten Geistern verlassen sind, das zeigt das staunenswerte Wirken unserer wirtschaftlichen Arbeit; inmitten eingreifender Umwälzungen haben wir eine unverdrossene Anpassung an die neue Lage vollzogen und sind wir in unablässigem Fortschreiten. Nun aber gilt es über jene Arbeit hinaus eine geistige Konzentration zu erreichen und den Glauben an uns selbst neu zu beleben. Auch die anderen Völker, wenn nicht Gehässigkeit und Lüge ihren Blick getrübt haben, teilen diesen Glauben. Mit Freude gedenken wir der zahlreichen Stimmen aus dem Norden, gedenken wir vielfacher Sympathie, die uns von der spanischen Welt erwiesen wird; von Indien kommt die Stimme des edlen Tagore; China und Japan erweisen unserer Kultur und Wissenschaft eine unbegrenzte Hochachtung, selbst von dem uns sonst sehr unfreundlichen Australien kam an mich eine warmherzige Äußerung eines dortigen hervorragenden Theologen und Schriftstellers, der fest darauf vertraut, daß Deutschland dank seiner Ideen und seiner Tradition die jetzige Erschütterung glücklich überwinden und für die Menschheit Großes leisten werde. Und unter solchen wohltuenden Eindrücken und Zeichen sollten wir selbst verzagen?! Seien wir nur dem eignen Wesen treu, und setzen wir alle Kraft daran, es bei sich selbst zu konzentrieren! Dann kann aus dem Niedergang ein Aufstieg werden, der in die weltgeschichtliche Bewegung eingreifen und der Menschheit neue Bahnen eröffnen wird.

Am Abend

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Langsam geht der müde Tag zu Ende,
Der so fremd am Morgen mir gedroht, —
Lieber Gott, ich leg' in deine Hände
All mein Sorgen, alle meine Not.

Meine Seele kniet vor deinem Throne
Unter denen, die da elend sind,
Hilf ihr, daß sie ihre Dornenkrone
Willig trage als dein liebes Kind.

Schenke ihr von deiner Kraft und Milde,
Was zu fassen irgend sie vermag,
Und daß sie, gedeckt von deinem Schilde,
Morgen trete in den neuen Tag.

Nach zwanzig Jahren

Ein Dichtermärchen von B. Frh. v. M.

1.

Der kleine Junge war sehr dumm und sehr faul. Es ging immer viel zu schnell in der Schule vorwärts für seinen armen Kopf, und er konnte nicht folgen.

Da hieß der erste lateinische Übungssatz: „Hektors Schild tönte unter dem Schwertstreich“. Wie unbeschreiblich schön war dies Wort „tönte“! Wie brauste darin die Schlacht, wie klangen die Zurufe der Führer in das Gewühl der Helden, schwirrende Lanzen zitterten über das Blachfeld, ein Schwert pfiff durch die Luft, daß es klang, als ob Seide zerriß. Aber Hektor fing den Hieb Achills auf mit ehernem Schild — und der Schild tönte vom Schlag, — wie herrlich!

Ja, aber die Klasse war inzwischen ganze drei und eine halbe Zeile weiter vorgekrochen in dem lateinischen Übungsstück und war jetzt bei: „Die Gallier glaubten nicht, daß sie gesiegt haben würden, wenn ...“ Und als der kleine Junge aufgerufen wurde, da wußte er nicht einmal, wo die anderen waren — ach, er war ja eben noch in der Skamander-Ebene vor dem ewigen Ilion! Wie konnte man nur so schnell weitergehen, sein Kopf konnte da nicht mit. Und der schlimme Peiniger, der vor ihm stand, sagte zum dritten Male heute: „Du bist überhaupt viel zu dumm für die Klasse! Ja, für die ganze Schule! Du wirst nie etwas werden, du wirst einmal im Zuchthause oder in der Gosse endigen!“

Und erst die Hausarbeiten, wenn er die Klappe des braunen Schreibschrankes, der innen ganz gelb war, niedergeschlagen hatte und nun über den schweren griechischen Zeitwörtern brütete! Er guckte in das gelbe Tempelchen hinein, das da in der Mitte der vielen kleinen Schubladen war, seine Augen wurden immer größer und das Tempelchen immer weiter, bis er dahinter den blühenden Garten seiner Heimat sah. Da lagen zwei empfindsame Gammas im Rasen und pflückten Gänseblumen, da stand als Gartentor ein großes Xi, der schrecklich-schöne Buchstabe, dessen Teile wie durch einen Sprengschuß in die Luft gewirbelt schweben, ohne Zusammenhang miteinander und mit der Erde, da lehnte ein Digamma dürr und gespenstig ohne jeden Grundstrich an der Hecke und starrte ihn an ...

Und wenn dann am nächsten Tage der schlimme Peiniger nach den Zeitwörtern fragte und rechts und links von ihm die Antworten abschnurrten wie Kreisel von der Schnur, dann stockte der kleine Junge gleich beim ersten, verwickelte sich gleich in der ersten der stachligen Dornenhecken und blieb jämmerlich darin hangen. Der kleine Junge war eben viel zu dumm. Ja, und zu faul außerdem! Er war dem Lehrer gar nicht etwa böse, er war ja selber viel zu sehr davon überzeugt, daß er einmal im Zuchthause sterben müsse oder in der Gosse.

Was das bedeute, das wußte er freilich nicht genau, denn wer stirbt, liegt doch nicht auf der Straße. Aber er glaubte seinem Lehrer, der ja so viel klüger war, alles aufs Wort, und so graute er sich vor diesem schrecklichen Schicksal fast noch mehr, als vor dem Zuchthause.

Und nun war das Osterfest da — ach, für ihn gab es keine Feste und kaum Feiertage, denn wer so dumm und so faul ist, der muß immer arbeiten, auch an den Sonntagen. Und nun erst das schreckliche Ostern mit den Versetzungen!

Der kleine Junge wußte ganz genau, daß er sitzen bleiben sollte, daß man ihn auf einmal aus dem Kreise der alten Kameraden herausreißen und unter lauter viel kleinere und fremde Jungen stecken würde. Er wußte, daß er noch einmal ein ganzes langes Jahr — und ein Jahr ist ja nicht kürzer als die fürchterliche Ewigkeit! —, daß er noch einmal Hunderte und Hunderte von Tagen vor dem schlimmen Peiniger sitzen und durch die alten, zerlesenen Bücher denselben qualvollen Weg schleichen sollte.

Aber vielleicht hatten die anderen Lehrer doch Mitleid. Vielleicht erhoben sich doch Stimmen für ihn, die ihn vor dem Schrecklichen bewahrten? Der kleine Junge klammerte sich an diese Möglichkeit mit allen Fasern seiner dummen Kinderseele. Er betete stündlich zum lieben Gott, er lag abends kniend in seinem Bett und betete in sein naßgeweintes Kopfkissen hinein, bis er vor Übermüdung einschlief.

Und nun war der große Tag der Entscheidung da. Die Aula der Schule saß dichtgedrängt voll von Schülern und Eltern, ganz vorn die abgehenden Oberprimaner, einige schon mit kleinen Bärtchen auf der Oberlippe, und dahinter die anderen. Es ging ein Summen durch den Saal, das hinten immer heller und heller plätscherte. Neben ihm hatte einer das Lesebuch der nächsten Klasse mitgebracht und zeigte es. Wie roch das neue Buch frisch nach Kleister, wie festlich war sein glänzender Einband! Der kleine Junge hielt es sehnsüchtig in der Hand — ach, wenn das doch auch für ihn bestimmt wäre! Er gab es schnell zurück, seine dünnen Finger zitterten vor Kälte und Erregung.

Da ging die Tür auf, und die Lehrer kamen herein. Sie hatten Plätze oben auf der Bühne erhalten, wo sie sich in weitem Halbkreis niedersetzten. Der schlimme Peiniger lächelte ein wenig, und wenn es auch bei seinem heimtückischen Gesichte gar nicht sehr freundlich aussah, so fing der kleine Junge doch wieder ein ganz klein wenig zu hoffen an — vielleicht... ach, vielleicht!...

Und nun trat der Direktor an das Pult: „Wir singen zu Beginn unserer Feier das Lied ‚Harre, meine Seele'", und er setzte gleich selber mit seiner klaren, edlen Stimme ein. Auch der kleine Junge sang mit, obgleich es ja gerade das Schmerzens- und Trostlied war, das er sich viele hundert Male im stillen aufgesagt hatte. Und das war sein Verhängnis, denn als er bei dem „Sei unverzagt" war, da stieg ihm etwas ganz dick und heiß in der Kehle hoch — „Bald der Morgen tagt" —, da flossen ihm die Tränen aus den Augen, daß er alle die hohen Fenster der Aula mit gelben und violetten Rändern sah — „und ein ew'ger Frühling" —, der kleine Junge weinte lautlos. Aber natürlich hatten es die andern auf den Stühlen neben ihm doch schon gesehen, stießen sich an und starrten nach ihm hin. O, er kannte die herzlosen Hänseleien dann auf dem Schulhofe nur zu gut, er wußte, was ihm bevorstand!

Das Lied war zu Ende, der Direktor nahm die großen Listen auf und fing an zu lesen: „Die Abgangsprüfung bestanden alle elf Oberprimaner"... und dann die Namen. „Aus der Unterprima nach Oberprima rücken auf... Aus

Obersekunda nach Unterprima rücken auf" ... Namen über Namen erklangen, dem kleinen Jungen alle unbekannt, denn wie hätte er bei dem vielen Arbeiten Tag für Tag Zeit gehabt, an die Schüler der oberen Klassen zu denken. Und nun stockte ihm das Herz, nun hielt er den Atem an, nun endlich kam seine Klasse, eine der allerletzten. Und alle die wohlbekannten Namen seiner Mitschüler erklangen vom Klassenersten an, einer nach dem andern, grade bis zu seinem Nebenmann.

Der Direktor legte das Blatt hin und hob das nächste auf.

Der kleine Junge war sitzen geblieben.

Und der riesige Saal um ihn her summte und brauste, alles stand auf und drängte zur Türe. Lauter fröhliche, erleichterte Gesichter sah er rings, die Eltern atmeten ordentlich auf, suchten ihre Söhne im Gewühl und drückten ihnen die Hand. Auch die Lehrer hatten sich erhoben. Der kleine Junge sah noch einen Augenblick nach dem schlimmen Peiniger hinüber — o, wie gern wäre er vor ihm niedergekniet und hätte seine Hände geküßt in Dankbarkeit, wenn ... ja, wenn!

Aber er war ja viel zu dumm und zu faul, ihm war es ja bestimmt, im Zuchthause oder in der Gosse zu sterben. Und er sehnte seinen Tod herbei, gleich jetzt, schnell, schnell ersehnte er ihn mit all seiner heißen, wilden Sehnsucht.

Ganz klein und gedrückt schlich er unter den Letzten die lange Steintreppe hinunter. Draußen hörte er wie aus weiter Ferne die Worte: „Du sollst nun doch auf eine andere Schule kommen." Er wußte nicht, ob er sich freuen sollte, er war so demütig, daß er sich nicht mehr zu freuen wagte.

2.

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit im Leben des Menschen, und grade zwanzig Jahre waren seit jenem Tage vergangen. Aber wenn es grade derselbe Tag ist, auf den damals Ostern fiel, und wenn man grade an diesem Tage zum ersten Male wieder die steinernen Stufen zur Aula hinaufsteigt, so scheinen zwanzig Jahre so kurz wie der Tag, der gestern vergangen ist ...

Aber heute war nicht Ostern, und doch war der große Saal gesteckt voll Menschen. Denn ein berühmter Dichter wollte aus seinen Werken vorlesen, und dazu war die halbe Stadt gekommen. Die Schüler saßen heute auf der Tribüne, und ihr helles Durcheinandersprechen plätscherte über dem Gesumme der erwachsenen Zuhörerschaft her wie weißer Schaum über dunkeln Wogen. Die Lehrer hatten ihre Plätze auf der Bühne wie damals, und es waren noch viele dabei, die auch vor zwanzig Jahren da gesessen hatten, auch der schlimme Peiniger hockte in weißen Haaren dort und hielt die Vortragsfolge vor seine dicken grünlichen Brillengläser.

Nun trat der junge Direktor an das Pult, und das Summen im Saale verstummte auf einmal. Er sagte, daß dies ein Freudentag für die Stadt und ein Ehrentag für die Schule sei, denn der Dichter sei ein Sohn der Stadt und ein früherer Schüler der Anstalt, wenn er sie auch leider nur kurze Zeit besucht habe. Und er erzählte von dem Elternhause des Dichters und seinem Werdegang, nannte die Hochschulen, die er besucht und die Reisen, die er gemacht hätte, und dann erläuterte er in Anknüpfung an den deutschen Unterricht, den er in den

Oberklassen gab, wie der Dichter in die augenblickliche literarische Bewegung einzuordnen und an die vergangene anzuknüpfen sei. Und schließlich hieß er den Sohn der Stadt im Namen aller Anwesenden und auch der vielen, die aus Platzmangel abgewiesen waren, von Herzen willkommen.

Und da kam aus der kleinen Türe hinter den Lehrern der Dichter hervor, und tausend Augen richteten sich auf ihn, viele hatten auch wie im Theater ihre Gläser mitgebracht und musterten ihn dadurch. Wie durch tausend Pfeile, so ging er an das Pult, aber es waren Pfeile, die nicht der Haß, sondern die Liebe entsendet hatte, denn schon seit Jahrzehnten hatten ja alle immer häufiger seinen Namen gehört, seine Gedichte gelesen. Er hatte mit seinen Werken Kleinmütige aufgerichtet und Starken den Weg gewiesen, hatte Fröhlichen und Traurigen das in Worten entbunden, was in ihnen dunkel wallte, hatte Liebenden ihre Liebe und hatte Grollenden ihren Groll ausgesprochen.

Und so ging er unbekümmert und gleichmütig die wenigen Schritte zum Pulte. In fast allen Städten der deutschsprechenden Welt hatte er so lichterumglänzt da oben gestanden, hatte die Blicke und den Beifall von Zehntausenden zu sich heraufdringen gefühlt, und war heute so ruhig wie seit vielen Jahren an diesem Platze, der nun eben sein Platz war, an den er hingehörte, wie der Töpfer an die Scheibe und der König an den Thron. Er blickte in den Saal hinein und über die vielen weißen Gesichter hinweg nach der Ecke, in der vor zwanzig Jahren der kleine Junge gesessen hatte, der in seines Herzens Not zu weinen anfing.

Denn aus dem Kinde von damals war nun er geworden, der jetzt hier oben stand und wartete, daß der Beifall der Begrüßung verebbte.

Und dann begann er seine Gedichte zu sprechen. Beim ersten war er noch voll Trauer über seine damaligen bitteren Leiden und voll Empörung über den Peiniger, der schräg hinter ihm saß und dessen Nähe er wieder so stark und ängstlich spürte wie damals, wenn er bei Klassenarbeiten neben seinem Platze stehen geblieben war. Es war ihm, als ob er in einem Traume lebe. Während er sprach, dachte es tief in ihm, ob er wohl noch Schüler wäre und plötzlich aufwachen würde, ob er nicht doch aus Furcht vor dem Sitzenbleiben ohnmächtig geworden wäre und nun dies alles um ihn her, der Saal und die Lichter, die Lehrer und die vielen Menschen und er selber mitten drin nur ein Traumgesicht wären. Der plötzlich einsetzende Beifall schreckte ihn auf.

Aber dann ergriff ihn die klingende Schönheit seiner eigenen Verse, und er wurde warm bei dem Gefühl, denen da unten eine Stunde Freude und Schönheit geben zu können. Ja, er konnte Freude geben und wollte Freude geben und Vergessen des Alltags! Denn die da vor ihm saßen, waren ja alle vom Leben zerdrückt und zermürbt, und nun sollten sie wieder froh werden in der Schönheit seiner Gedichte. Und wie er so in die ersten Reihen hineinsah, da erkannte er einen ehemaligen Mitschüler — und da saß ja auch sein früherer Klassenerster! Wie waren ihre Gesichter alt und versorgt, wie matt die Augen hinter der Brille des einen, wie grau schon der müde Kopf des anderen!

Und mit einem Male überkam ihn eine tiefe Scham. Er dachte an das schwere Leben jener, die nicht wie er das Flügelbrausen von Adlern der Ewigkeit

ums Haupt gespürt hatten. Wieviel mehr Lasten mochte der müde Nacken da getragen haben, wieviel mehr Kummer und Sorgen! Und da wurde ihm auch das Elend des schlimmen Peinigers klar, der nun jahrzehntelang in die Fron der erbärmlichsten Alltagsarbeit eingespannt ging. Immer neue Scharen von Jungen saßen vor ihm, und auf die zum millionsten Male gestellte Frage folgte uhrenhaft zum millionsten Male derselbe Fehler. Da war sein Herz erkaltet und er selber zum unerbittlichen Handwerker geworden, der den bequemen Ziegel griesgrämig zu den gleichförmigen legte, den unbequemen verärgert verwarf.

Sollte er ihm einen Vorwurf machen, er, zu dem eben aufs neue der Beifall aufbrandete wie ein tosendes Meer!

Er begann ein neues Gedicht, und die Gedanken in ihm webten das Bild seines Lebens. Man sah es ihm nicht an, daß seine Seele zutiefst auf anderen Wegen ging, denn er war ein sicherer und gewandter Sprecher. Seine Augen leuchteten vor Leben, seine Lippen formten die Worte klar und klingend bis in die letzten Ecken des Saales, seine Hände unterstrichen leise das Mienenspiel und die dahingleitenden Verse. Und doch war das Wortgetümmel der Heldengedichte und die Brandung ihrer Leidenschaften nur an der Oberfläche seiner Seele, so wie die Wellen nur den Spiegel der See bewegen. Aber tief drunten ziehen still die ewigen Ströme im Meer, und kein Sturm vermag ihre dunklen Pfade zu beirren ...

Was war sein Leben gegen den Leidensgang derer da unten! Sprangen nicht die Türen auf vor seinem Schritt, wurde es nicht hell vor ihm, wohin er kam! Drängte sich nicht alles herzu, ihm als Gegengabe eine Freude zu schenken, flogen ihm nicht die Herzen zu wie zahme Tauben, machten nicht seine Briefe, seine Worte schon die froh, denen sie galten? Und wie verwöhnte ihn die Kritik, wie stiegen die Auflagen seiner Bücher, wie häuften sich die Bitten der Zeitschriften um seine Mitarbeit auf dem Schreibtische daheim!

Immer demütiger wurde der Dichter, je länger er sprach. Wohl kannte auch er wie jeder Künstler in ruhiger Sicherheit den Wert seines Werkes, — aber hatte er ein Recht, dafür Beifall zu empfangen? Hatte er sich je diesem Beifall entsprechend mühen müssen? War er nicht ein Gärtner, der Blumen zu Sträußen bindet und sich loben läßt, dafür daß Gott sie köstlich geschaffen hat? Nein, gewiß, er hatte nicht genug gearbeitet, um diese Überfülle von Glück zu verdienen, seine Arbeit war diesen Lohn nicht wert!

Wieder war ein Gedicht zu Ende, und wieder kam das Echo wie ein Brausen zu ihm herauf. Es war jetzt sehr heiß geworden im Saale, die Lichter drüben an der Türwand flimmerten durch den Dunst, der über den vielen Köpfen lag, das Klatschen der Hände klapperte von rechts und links, von vorn und hinten durch heiße Luftwellen. Wenn der Beifall im Saale abflaute, fingen die Schüler auf den Tribünenplätzen wieder an und rissen die anderen in eine neue Woge von Lärm und Jubel hinein. So begann das letzte Gedicht, und seine Gedanken spannen den Faden weiter.

Nein — sein Werk war den Beifall vielleicht wert, aber nicht er, nicht seine Mühe!

Aber vielleicht seine Leiden?

Da sanken die großen Ströme seiner Seele in die dunkelsten Tiefen, in die Tiefen seiner Leiden. Und mit einem Schlage riß der Schleier von oben bis unten, und er fühlte Gottes ewige Gerechtigkeit auch in seinem kleinen Leben. Zwar dachte er nicht an die vielen schlaflosen Nächte, die ihm wie jedem Künstler in reichem Maße beschieden waren, nicht an die Verzweiflungsstunden seiner Kunst und nicht an die große Einsamkeit, in der auch er zu leben gezwungen war. Aber er dachte an den Tag vor zwanzig Jahren und an den kleinen Jungen, der dumm hieß, weil er anderes wußte als die anderen, und faul, weil er den zügellosen Rossen seiner Phantasie noch nicht Zaum und Sattel aufzulegen verstand. Und er gedachte, wie er damals gelitten hatte, so schwer wie nur ein Kind leiden kann, gedachte seiner Vereinsamung und seiner Tränen von damals — und auf einmal klang ihm eine Weise tief im Innern ..., er wußte beim Sprechen nicht, welche Melodie es war, und auch die Worte fielen ihm nicht ein ...

Da war sein Vortrag zu Ende. Wie er sich verneigte, um für den letzten Beifall zu danken, da stieg es ihm sekundenlang heiß im Halse auf, und gerade in dem Augenblick sprach Gott zu ihm:

Sei unverzagt!
Bald der Morgen tagt,
Und ein ew'ger Frühling
Folgt dem Winter nach!

Ein Weg

Von Isa Madeleine Schulze

Grau und öd der Tag! — Ein kalter Wind
Jagt die Blätter — Regen sprüht — in Trauern
Steht die Welt — jetzt naht die dunkle Zeit,
Die mein Herz ersehnt, — da wird mein Leid
Stiller sein, umwebt von Herbstesschauern.
Sonne tat so weh! — In Nebelgraun
Will ich schreiten über Dorn und Steinen
Durch das Welken — mit mir soll der Wind
Klagend gehn — es soll der Himmel blind
Alle seine blanken Sterne weinen.
Dann bin in dem todumwebten All
Ich daheim, — zum Jauchzen wird mein Bangen,
Denn ich fühl's: wir alle, — Stern und Baum,
Jeden Lebens schmerzvoll süßer Traum
Geht denselben Weg, den du gegangen.

Die Schuld am deutschen Bauerntum

Von Gustav Schröer

Wer lobt heute noch den Bauern? Es braucht ihn jeder, weil er der Erzeuger der unentbehrlichsten Lebensmittel ist, aber keiner dankt ihm seine Arbeit; jeder zahlt mit Zähneknirschen die Preise, die ihm abverlangt werden, und wünscht im stillen dem Bauern den Teufel in den Nacken.

Von einem Ausgleich zwischen Stadt und Land zu reden, ist Unsinn. Die Kluft ist nie größer gewesen. Der städtische Mittelstand ist, soweit er sich aus Beamten und Angestellten zusammensetzt, infolge der hohen Preise in der denkbar übelsten Lage. Nicht viel besser geht es dem Arbeiter; denn auch seine Lohnsteigerung hält mit der Verteuerung nicht mehr Schritt. Erträglich sind die Zustände noch für diejenigen Berufe, die bezüglich ihrer Einnahmen durch Anpassung der Preise an die allgemeine Preislage einigermaßen mitgehen können. Auch da aber sind die Grenzen bestimmt erreicht; denn die Kaufkraft versagt.

Allesamt vermögen wir, die wir aus der Vorkriegszeit her gewöhnt waren, Ware und Preis miteinander in Einklang zu bringen, innerlich nicht mehr mitzukommen, weil die Preisbildung heute den Eindruck der Willkür geradezu machen muß.

Wir stehen schlecht, der Bauer steht sich gut. Samt und sonders aber sind wir auf den Bauernstand angewiesen. Der jedoch, das muß gesagt werden, ist nicht mehr das, was er einmal gewesen ist. Falsch wäre es, den Bauernstand dafür allein verantwortlich zu machen. Die Hauptschuld trägt der Staat.

Das Verfahren, das er einschlug, die Zwangswirtschaft, war in der Form, in der er sie übte, vollkommen verfehlt und ist zu einem schweren Verschulden am deutschen Bauernstande geworden.

Es hat der Zwangswirtschaft das gefehlt, was allein sie nicht nur erträglich gemacht, sondern sie bestimmt ihren Zweck hätte erfüllen lassen: die moralische Grundlage. Gewiß, wir mußten, was auf deutschem Boden wuchs, haben bis auf das letzte Korn. Trotzdem war es nicht angängig, einen Stand allein sozusagen an die Fessel zu legen. Und wäre die Zwangswirtschaft noch tatsächlich lückenlos durchgeführt worden, nicht nur soweit es sich um den Erzeuger, sondern erst recht um den Verbraucher handelte, die Verbitterung darüber wäre nicht so groß geworden, als sie es ward.

Während aber der Bauer Jahre nicht Herr seines Eigentums war, ihm die Ernte auf dem Felde abgeschätzt wurde, bei der Dreschmaschine der Polizist stand, ihm die Böden und die Keller durchsucht wurden und bei alledem ein Preis gezahlt ward, zu dem er tatsächlich nicht mehr erzeugen konnte, sah derselbe Bauer, wie sich das Jungvolk der Munitionsfabriken die Zigaretten mit Geldscheinen anzündete, wie ihnen die Löhne sprungweise erhöht wurden, während seine Getreidepreise sich mühselig in die Höhe quälten. Ich weiß, daß ein mittlerer Bauer für den

größten Teil seiner Ernte, den er auf legitimem Wege ablieferte, sage und schreibe: ein Paar lange Stiefel und eine Rolle Zwirn erhielt.

Wir haben uns den Mund wund geredet, den Bauern von der Verpflichtung gegen sein Volk zu überzeugen, es stand zuviel an harten Tatsächlichkeiten gegen alle Versuche, moralisch auf ihn einzuwirken.

Alles miteinander hat dazu geholfen, den Bauern zu demoralisieren. Er kam in die Geschäfte, den Bezugsschein in der Tasche, die Waren waren ausverkauft. Er zog ein Stück Butter aus dem Sacke, den vielgerühmten „fettigen" Bezugsschein: die Waren waren in Friedensqualität vorhanden, und den Bezugsschein konnte er wieder einstecken. Die Zeitungen berichteten von dem Kohlrübenelend in den Städten. Aus der Stadt aber kam der Fabrikant — den er als Arbeiter gekannt und bei dem es bis vor kurzem immer auf des Messers Schneide stand —, kaufte das nächste Rittergut, sah besser denn wohlgenährt aus und führte im Wagenkasten oder im Automobil die beschlagnahmten Eier, die Butter in seinen städtischen Haushalt über. Verwandte kamen aus den Städten — und seinerzeit hatte jeder Verwandte auf dem Lande — und wußten zu erzählen von den Diners, die in den Gasthäusern „hintenherum" zu haben waren.

Eines kam zum andern, tausend Dinge, ein Rad griff in das andre, der Bauer mußte zu der Überzeugung kommen, daß die ganze Zwangswirtschaft eine Farce, Gerechtigkeit ein Märchen sei. Geld war die Losung, und er — hatte es nicht. Auf legitimem Wege kam er nicht nur dazu nicht, kam er auch nicht zu dem, was er für Wirtschaft und Haushalt brauchte.

Wer im deutschen Vaterlande hat aus der Zeit eine saubere Weste mitgebracht? Und ist sie bei vielen nicht ganz so besudelt als bei anderen, so ist das in den wenigsten Fällen ein Verdienst, sondern sie hatten einfach nicht die Möglichkeit zum Schleichhandel. Der Bauer aber hatte sie und hat gelernt, sie auszunutzen.

Nein, nicht aus sich heraus gelernt, man hat ihn den Schleichhandel gelehrt, ihn dazu gezwungen. Es ist ein traurig wahres Wort, wenn ein größerer Grundherr heute offen sagt: „Gott sei Dank, daß wir den Schleichhandel hatten. Hätten wir ihn nicht gehabt, wir wären alle miteinander bankerott geworden."

Was für Unheil hat allein die Druschprämie angerichtet. Es war aber mit den überzeugendsten Darstellungen aus unmittelbarer Erfahrung heraus an keiner Stelle etwas anzufangen. Sie waren alle auf die Druschprämie eingeschworen, vom Ministerium über die Generalkommandos weg bis zu den Landratsämtern.

Bei alledem handelt es sich nicht einmal so sehr um wirtschaftliche Vor- oder Nachteile, als vielmehr um den Rückgang der Moral.

Der Bauer mußte zwangsläufig unmoralisch werden. Jeder Städter, der ihm ins Haus lief, fing's auf Betrug der Allgemeinheit an. Daß er nicht anders konnte, das steht auf einem Blatte für sich. Für den Bauern kam summa summarum alles miteinander darauf hinaus: Heute ist der Ehrliche der Dumme.

Automatisch löste das Sinken der Moral die Eigensucht aus. Ist es denn verwunderlich, wenn er Geschmack an großen Einnahmen fand, wenn auch ihm das Geld Selbstzweck wurde? Es ist eine Heuchelei, zu tun, als würden andere Stände anders, besser gehandelt haben.

Und wir wollen uns wundern über das, was wir heute sehen? Was sehen wir denn heute? Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind teuer. Sie sind durchschnittlich auf das Zwanzigfache gestiegen. Das tut uns, die wir auf feste Einnahmen angewiesen sind, bitter weh, weil die nur um das Sechs- bis Achtfache gestiegen sind. Zugegeben auch, daß es so nicht weiter gehen kann. Aber was tut bzw. was verlangt denn der Bauer? Er verlangt für sein Getreide den Preis, den wir Argentinien auch zahlen müssen. Begeht er damit ein Unrecht? Bedanken wir uns bei unserer Valuta.

Gewiß, die Sache liegt so, daß wir aus dem Bauernstande heraus die Losung zu erwarten berechtigt sind: Valuta hin, Valuta her, wir wollen uns an unserem verarmten Volke nicht bereichern, sondern begnügen uns mit einem Preise, der uns über unsere Gestehungskosten hinaus einen bescheidenen Verdienst läßt.

Ja, wäre die demoralisierende Zwangswirtschaft nicht gewesen, stünden wir alle miteinander noch auf moralischem Boden, dann ließe sich auch über den Fall reden; aber soll der Bauer geringen Preis nehmen, um hernach nur anderen größere Verdienstmöglichkeiten zu geben? Das wäre denn doch zuviel verlangt.

Ich fürchte bestimmt schwere Konflikte aus den gegenwärtigen Preisen, aber der Bauer trägt daran nicht soviel Schuld, als ein vorschnelles Urteil behauptet. Von dem mittleren Bauernstande, der mir genau bekannt ist, darf ich sogar sagen, daß er noch lange nicht so entmoralisiert ist, als das unter Würdigung aller Umstände der letzten Jahre zu befürchten sein müßte.

Wir haben gerade dem Bauernstande gegenüber eine schwere Schuld auf uns geladen. Auf eine Gesundung von heute zu morgen ist nicht zu hoffen. Die kann und wird nur mit einer allgemeinen Gesundung Hand in Hand gehen.

Begegnung

Von August Brixner

Aus ihren Augen leuchtet schon das Land,
Dahin sie gehn wird, wenn ihr Leib zerbrochen —

Aus seinen Augen lodert wild ein Brand;
Ihm ist noch kein erlösend Wort gesprochen.

Er hört das Blut in seinen Adern kochen,
Bei ihrem Nahsein wird ihm eng und heiß —

Sie fühlt dies wohl und lächelt, weil sie weiß:
Auch dir wird einst das große Wort gesprochen.

Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

Vorspiel.

Dieses Plauderbuch — das zunächst noch nicht in Buchform erscheinen soll — gehört zu jener Spielart, worin sich Anschaulichkeit und Geistgehalt, Anmut und Würde zu einem schlicht-freundlichen Ganzen zu verbinden trachten. Und zwar von einem „Ich“ aus, das aus dem Besondern ins Allgemeine strebt. So schrieb ich die Wanderbücher „Wasgaufahrten“ und „Thüringer Tagebuch“; so fügt sich als drittes derartiges Werk dieses „Hausbuch“ an.

Wandrer war ich; nun bin ich seßhaft im Herzen Deutschlands. Ich lief den Dingen und Menschen nach; ich lasse sie nun zu mir kommen. Vieles ward verloren, andres gewonnen. Haus und Garten sind mein und die Herzen guter Menschen. Ein edler Besitz! Und solches Eigentum ist kein „Diebstahl“, sondern eine Summe von Lebenskräften. Und eine Summe von Segnungen. Denn ungesegnete andre sind am Wege liegen geblieben. Dies stimmt uns zu Dank und Demut.

Demut — und auch eine feine Wehmut sind aus unsrer Innenwelt nicht mehr zu tilgen. Unsre Seele hat vernarbte Wunden. Doch die Gewißheit macht stark: Wir stehen unter Führung. Meister wachen über uns im Dienste Gottes. Und so sind auch wir hinwiederum verantwortlich für das uns Anvertraute.

Oft überkommt es uns wie Gebetsstimmung. Und in dieser Gebetsstimmung birgt sich auch die allbeherrschende Sorge um Deutschland.

Über meines Hauses Pforte, in einer stillen Allee Weimars, steht das Rosenkreuz. In der Diele findet man den Spruch:

Dem Rosenkreuz ist dieses Haus geweiht:
In Rosen wandle sich das Weh der Zeit!

Und daneben den erweiternden Reim:

Dies ist mein Wunsch, daß nach verwund'nem Weh
Das Rosenkreuz auch über Deutschland steh'.

In solchem Sinn und Zeichen lese man dieses Hausbuch!

Verklungener Traum.

Ein schöner Traum ist hinter mir ins Wesenlose verklungen. Ich habe diesen Traum viele Jahre, ja von Jugend an, geliebkost und beherbergt; ich habe ihn durch den heimischen Wasgenwald getragen und den Quellnixen und Burgtrümmern von ihm erzählt. Den Traum nämlich, daß im Elsaß — im Gegensatz zu Berlin und allem großstädtisch-modernen Unwesen — ein Seelenkönigreich der Schönheit, Weisheit und Liebe aufblühen könnte, wie es einst in sittenloser Merowingerzeit Odilia gewollt hat, die Schutzpatronin unserer Heimat.

Ja, ihr Alisassen, die ich gern als Edelsassen geachtet hätte, ich gestehe gern: ich hatte gehofft, daß dort, abseits von Berlin und Paris, fernab vom materia-

listischen Zeitgeist, wie etwa in den Tagen unsres Landsmanns Johannes Tauler, Menschen der Innerlichkeit aus der Haßstimmung gespannter Völker und Volksschichten emporwachsen könnten. Dieses Seelenkönigreich hätte sich dann hinübergestrahlt nach Frankreich wie nach unsrem Deutschland, ja hätte sich über ganz Europa wohltätig verbreitet.

Wähnt man etwa, dies seien nachträgliche Phantasien, die sich als Regenbogen über den Zusammenbruch hinüberspiegeln in ein nunmehr wehmütig verklärtes Jugendland? Nein, das ist deutlich schon in den Büchern jener Frühzeit geprägt. So schloß meine dramatische Legende „Odilia" (aufgeführt zu Straßburg am 7. Oktober 1898) mit den Worten der elässischen Heiligen:

Auf nun, mein Heervolk, deine Kön'gin ruft!
Zum Kampfe ruf' ich um ein holdes Land.
Auf, nehmt den Bann von ihres Hasses Gruft,
Als Freudenboten hat uns Gott gesandt.
Viel Edle sehnen sich nach Himmelsluft,
Erlöste, eilt, stählt ihnen Herz und Hand — —
Ein Sonntag komme, dem kein Sonntag gleich,
All meinem Elsaß, meinem Königreich!"

Und in der neuen Auflage (1911) steht folgender Vorspruch:

Im Elsaß wuchs Odilias Lenzgedicht
Von einem Königreich, das wir erwarten;
Oft trugen mich still-schöne Wasgaufahrten
In des Odilienberges hehres Licht.
Was meine Blicke dort vom Fels gewahrten,
Das sucht an einem engen Orte nicht —
Vom Seelen-Adel, der die Welt bezwang,
Von Geistes-Königskronen spricht mein Sang.

Des Wasgaus Stechpalmblatt hat herben Trieb,
Und schön daneben blühen Königskerzen:
Ich liebe dieses herbe Volk mit Schmerzen
Und habe meiner Heimat Schönheit lieb.
Doch eine andre Heimat ist in Herzen,
Denen ein Drang zum Licht Gesetze schrieb —
Sie grüß' ich, die solch Band zusammenhält,
Sie grüß' ich durch die ganze weite Welt.

Deutlicher kann wohl ein Lebensideal nicht geprägt werden. Doch fühlt man hier schon eine leise Lösung von der Scholle, ein ahnungsvolles Erweitern ins Allgemeine.

Auch was die „Wasgaufahrten" suchten, was in zahlreichen andren Büchern und Äußerungen jener Jahre immer wieder zutage drängte: es war der Ruf nach Edelmenschen, es war die Sorge um die deutsche Seele, um die Seele der Menschheit.

Dies ist nun weithin sichtbar geworden als die schlechthin wichtigste Sorge der ganzen Gegenwart.

Mein Traum vom Wasgau-Königreich ist ins Lächerliche zerronnen. Was lange vor dem Weltkrieg unterirdisch drohte, das Niedere, das Dämonische, der Haß, die Tücke — es ist herausgebrochen, es scheint zu triumphieren. Im Munde der Franzosen sind wir nur noch „Boches". An der Rheinbrücke bei Kehl standen bezahlte Schufte und warfen Kot und Schmähworte auf ausgejagte Deutsche. Gesindel stürzte zu Straßburg und zu Metz deutsche Denkmäler, schleifte den Bronzekopf des ehrwürdigen alten Kaisers an Seilen durch den Straßenstaub — während es Deutschen niemals eingefallen war, in den vorausgehenden siebenundvierzig Jahren auch nur ein einziges französisches Denkmal zu schänden. So triumphiert nun Gemeinheit.

Nach menschlicher Voraussicht werde ich den Boden meiner Heimat nie mehr betreten. Die Seelen dort sind vergiftet, vergewaltigt wie die Muttersprache, aus dem deutschen Treu-Eid wieder hinübergerissen in französische Obmacht. Wie springt man mit jenem deutschen Grenzvolk um! Eine Schmach Europas!

Wartburg-Tagung vertriebener Elsaß-Lothringer

An einem Sommersonntag, als die Goldfarbe der Erntefelder sich vom Dunkelblau der Gebirge abhob, waren sie jüngst auf der Wartburg versammelt: die in Thüringen weilenden vertriebenen Elsaß-Lothringer. Ein ernster Zug, der sich auf die ohnedies stark belebte Burg bewegte! Auch unser letzter deutscher Statthalter, Exzellenz Schwander, der Alt-Elsässer, jetzt Regierungspräsident in Kassel, und ich selbst traten ins alte Burgtor ein.

Da waren sie nun beisammen, die ich so oft hieherzuschmeicheln versucht hatte: aus dem Grenzland ins Herzland! Sie standen im hintersten Teile des Burghofes, zwischen Palas, Gadem und abschließendem Turm. Der Wind wehte kraftvoll, ja wild von Südwesten her über die hellblau ineinander geschichteten Berge, als wir vom Balkon zu unsren Landsleuten sprachen.

Man sah wohl manche Träne, doch wahrlich, es war uns wohl um tiefsten Ernst, doch nicht um weichliche Rückschau zu tun. „Zur Zeit der heiligen Elisabeth" — so etwa sprach ich zu den Flüchtlingen — „hielt man an dieser Stelle einen Löwen gefangen. Eines Tages brach das Raubtier los, niemand wagte ihm entgegenzutreten: nur der mutige junge Burgherr Ludwig der Heilige, waffenlos, mit seines Blickes Gewalt, bändigte das Untier, bis bewaffnete Männer es zurückscheuchten in seinen Zwinger. Jetzt ist der Löwe los in ganz Europa, in der ganzen Kulturwelt. Haß, Neid, Lüge, Unrecht, Raub, Gewinngier an allen Orten und Enden — — und ihr, meine Freunde, seid ein Opfer dieses Löwen! Der Burgherr aber, der ihn bändigt, ist noch nicht erschienen. .. Wir erleben den noch immer andauernden Weltkrieg in dreierlei Formen: Soldatisch, sozial, seelisch. Die erste Kriegsform ist abgetan: ehrenvoll ist Deutschland vom Schlachtfeld abgerückt, unbesiegt, nur der Übermacht weichend und der inneren Not. Nun stehen wir mitten im sozialen Krieg. Wird es gelingen, eine innere Einheitsfront zu finden von links bis rechts? Nur dann, wenn wir die dritte Form des Krieges gewinnen: wenn wir seelisch erstarken. Und das ist das schöne Amt der Dichter, Denker, Erzieher. Helft uns darin, gerade ihr leidgeprüften Flüchtlinge aus der Grenz-

mark! Nicht bitter werden, wenn euer Unterkommen hier im selber notvollen Deutschland sich nicht immer so anläßt, wie ihr es euch wohl wünschen möchtet: sondern das Leid zur Waffe schmieden! Elisassen seid ihr — Elendsassen —, doch werdet Edelsassen! Es ist nicht eigentlich der höhere Lohn oder dergleichen, was die arbeitende Volksschicht um uns her sucht, sondern Wärme von Mensch zu Mensch, Brüderlichkeit, Güte. Helft diese neue Zeitstimmung herausbilden, ihr Leidgestärkten, damit von hier aus, vom Herzen Deutschlands aus, eine reinere Gesinnung hinausstrahle in die ganze Kulturwelt! Sind wir seelisch geläutert und gestärkt, so werden wir auch sozial Ordnung und Eintracht schaffen. Sie haben uns viel genommen, jedoch:

Was auch der Feind uns nehmen mag,
Eins kann er uns nicht rauben:
Die Hoffnung auf den bess'ren Tag
Und unsren deutschen Glauben ...

In den Gesprächen des Nachmittags stellte mir eine Zuhörerin eine fein zugespitzte Frage: „Wenn der Burgherr, von dem Sie sprachen, einmal kommt: wird er mehr Parsifal sein oder mehr Arminius?" Ich erwiderte: „Vermutlich Parsifal. Denn Amfortas muß erst gesunden, ehe er wieder eine Waffe schwingen kann" ...

Bei Tisch trug ich eine Dichtung vor, die obigen Gedanken erweiterten Ausdruck gibt:

Elsaß-Elegie

Also senkte nun Gott verlorenes Land in den Traumschlaf,
Daß es lebendigen Leibs leuchtend ruhe im Bann,
Wie dort Brünhild ruhte, die Göttin, als sie, von Wotans
Zaubernden Runen gebannt, langhingelagert entschlief.

Leuchtend-lebendig bleibst du, mein Elsaß: du schläfst nur am Wasgau,
Sieh, und es glüht in der Luft immer, noch immer die Glut,
Immer, noch immer die farbige Flamme scheidender Sonne —
Sieh, und der grünliche Rhein atmet in doppeltem Glanz,
Wenn seine rasche, reißende Welle die Lichter zurückwirft,
Während der Abend versprüht hinter durchbrochenem Dom.

Wenige tranken wie wir deine starke, berauschende Schönheit,
Ach, und wir wenigen sind fern von der Heimat gebannt,
Wir, deine Söhne, geboren aus dir, genährt von der Saaten
Goldener Kraft und durchglüht von dem noch goldneren Wein.
Heut', im Herzen der Deutschen versammelt, wir grüßen dich, Heimat,
Kampfüberschauerte Mark, Fangball von Ost und von West!
Wann wird endlich für immer der Bogen des Friedens vom Schwarzwald
Bis auf den Wasgenwaldkamm kühn überbrücken den Rhein?
Oder sind wir für immer bestimmt, als Opfer zu wandern
Jetzt nach Frankreich hinein, jetzt nach Deutschland zurück?
Sind wir der Kampfplatz zweier Nationen? Sollen die Ähren,
Draus wir backen das Brot, immer sich düngen mit Blut?

Schweige, mein duldendes Herz, und schlummre, vielduldendes Elsaß!
Oft sind in Schleier gehüllt Schönheit und Schicksal und Schmerz.
Also verschleiert schlummre, doch wachse! Es blühe des Pfirsichs
Rötliches Wölkchen wie einst zierlich am Weinberg entlang!
Immer stattlicher wölbe den Wipfel der stattliche Nußbaum
Über das moosige Dach, das unser Ahne gebaut!
Schlummre, mein Land, doch wachse! Es wachse desgleichen dein Heimweh,
Deutschland, wie heimliche Saat! Ja, und so wachse das Recht!
Bis es zuletzt so Schale wie Scholle zersprenge — und bis einst
Mit dem Betruge zumal bricht der erbärmliche Haß.

Uns, meine Freunde, geziemt es, verlorene Scholle zu segnen,
Die uns mit Schönheit beglückt, die uns begnadet mit Leid.
Beugt sich am äußersten Wald im Wind ein verkrüppelter Weißdorn,
Drin sich ein Vögelein birgt — wachse, mein Elsaß, auch dort!
Edelsassen, so nannt' ich euch oft, Landsleute der Westmark:
Seid es! Seid edel und stark! Schmiedet zur Waffe das Leid!
Seid ihr nicht Schollengemeinschaft mehr, so eint euch im Geiste!
Nicht nur Gemeinde der Not: seid auch Gemeinde der Kraft!
Wie sich Odilia schuf ein Reich der Weisheit und Liebe,
Schafft euch ein Elsaß im Geist, wenn sich das äuß're versagt!
Elisassen! Im Elend saßen schon oft Alemannen,
Losgerissen vom Reich — Eliland sind wir auch jetzt!
Oh, vergeßt nicht verlorenes Land! Durchflammt es mit Liebe,
Bis ihr, gereift in der Not, siegen und segnen gelernt!

Also sann ich, ihr Brüder und Schwestern, im nächtlichen Weimar,
Bis über Wolken im Ost wachsende Röte sich hob.
Siehe, da lag sie wahrhaftig im Wolkengebirge, die Göttin,
Haupt und Busen und Knie, herrlich gelagertes Weib!
Aber dahinter erhob sich ein Andrer in funkelndem Goldhelm:
Siegfrieds erlösende Kraft küßte die Schlummernde wach.

Mit diesem Nachklang nehme ich von meiner Heimat Abschied. Elsaß — eine Summe von Leid und von Schönheit, eine nie ganz vernarbende Wunde! Elsaß — eine Aufgabe und sühneheischende Forderung für das nächste deutsche Geschlecht, für die mehr als hunderttausend Flüchtlinge, diese Opfer französischer Gewaltpolitik!

Frankreich hat uns zwischen 1871 und 1914 ein Vorbild gegeben, wie man das Andenken an Verlorenes planvoll wach erhält. Nun, wir werden mit mehr Recht diesem Vorbild folgen.

Einstweilen vermögen wir jenem unleidlichen Zustand kein Ende zu bereiten, sondern müssen dulden und die deutsche Seele im Dulden stärken.

Wenn uns ein geliebter Mensch durch den Tod genommen wird, so verwandeln sich Stoff und Gestalt in ein geistiges Bild. Dieses Bild wird Erinnerung: Innenbesitz. So ist das verlorene Elsaß für uns Verbannte ein Bild geworden und weilt in unsrem Innern. Wir Alt-Elsässer, mein Weib und ich, sprechen auch hier in Thüringen untereinander nur unsre Mundart. Unsere ferne Heimat be-

reicherte uns mit ihren Schönheiten und Schauungen, mit den gut deutschen Namen und Klängen ihrer Dörfer und Städte, ihrer Burgen und Berge, Fluren und Flüsse und all der reichen geschichtlichen Geschehnisse. Dieses Bild wird eines Tages im Wechsel der Geschicke wieder herausbrechen und aufs neue Stoff und Gestalt werden und — deutscher Besitz. Denn es ist unser.

(Fortsetzung folgt)

Unerreichbar!

Von Fritz Jaffé

Sie nehmen uns den Hammer und die Essen,
Den Amboß und die Glut — aus unserm ernsten Fleiß
Den wucherischen Zins — aus unserm blut'gen Schweiß,
Was nehmbar scheint, nach Willkür und Ermessen.

Sie stehlen uns auf Märkten und auf Messen
Die Arbeit und den Lohn, die Ware und den Preis,
Auf unsern Feldern stehlen sie das künft'ge Reis —
Die Narren! Eines haben sie vergessen!

Sind wir in Räubersmacht, von Sieg und Glück verwaist,
Und fühlen wir den fremden Stiefel fest im Nacken —
Tief tragen wir das Haupt — doch hoch den freien Geist!

Wie sie mit krummen Schnäbeln gierig danach hacken,
Von ihnen unerreicht, in blauen Lüften kreist
Der deutsche Genius — ihn können sie nicht packen!

Das Gespräch in der Nacht

Von Gertrud Burdett

Als Dr. Gorm die Briefe, welche er auf seinem Schreibtisch vorfand, gelesen hatte, lehnte er sich zurück und blickte lange und regungslos hinaus.

Ein Spätsommerabend hing dunkelnd und schwermutvoll über der Landschaft, und es war, als ob die Erde beklommen atme; vielleicht zitterte sie unter der Last der großen, reifen Kornfelder, welche schwer und gesegnet auf ihr ruhten und der Mahd entgegenharrten, vielleicht aber war es, daß in dieser schweigenden Stunde unmittelbarer als sonst ein Hauch aus dem grenzenlosen All sie streifte und sie in ihrer stummen Gebundenheit ahnungsvoll erschauern ließ.

In der Ferne wetterleuchtete es; das matte, flackernde Aufzucken des bläulichen Lichtes ging wie unruhiger Pulsschlag durch die schwüle Nacht.

Der struppige Hund, der zu Füßen des Mannes lag, hatte schon ein paarmal den Kopf gehoben, um ihn nach kurzem Zögern stets wieder geduldig auf die ausgestreckten Vorderfüße sinken zu lassen; nun aber richtete er sich vollends auf; seine kindhaft-fragenden, goldbraunen Augen suchten das Antlitz seines Herrn, während er die feuchte schwarze Schnauze fordernd und hilflos zugleich in dessen herabhängende Hand bohrte.

Der Einsame war in seinem Sinnen gestört; er stand mit schroffer Bewegung auf, schritt ein paarmal hin und her und trat dann, gefolgt von dem Hunde, in den anstoßenden Raum.

Es war das Laboratorium. Gorm schaltete das Licht ein und setzte sich an seinen Arbeitstisch. In Schränken und auf Borten standen zahllose Flaschen, in denen schimmerten wasserhelle und farbige Flüssigkeiten; der Tisch war bedeckt mit allerlei feinen und geheimnisvollen Gerätschaften, mit Retorten und sonderbaren Gläsern. Es war ein seltsames Blitzen und Flimmern ringsum; das strahlend weiße Licht holte zitternde Funken aus den fluoreszierenden Flüssigkeiten und ließ Glas und Metall unruhig aufblitzen. Schwerer Hauch hing in der Luft, ein Gemisch von scharfen Dünsten, Säuren, herben Würzen; und dazwischen strich verloren ein leiser, süßer Ambraduft.

Der Doktor hantierte lautlos. Er hatte verschiedene Ingredienzen in eine kupferne Schale getan und eine Spiritusflamme darunter entzündet; die Bewegungen seiner schmalen Gelehrtenhände waren unendlich sorgsam und sicher.

Hier war seine Welt; in ihr war ein tiefes Wissen, war unermüdlichste, geduldigste Arbeit im Binden und Lösen der feinsten und flüchtigsten Elemente, im Entsiegeln und Nutzbarmachen ihrer geheimsten Kräfte. Fremd und fernab rauschte das bunte Leben; fremd und fernab lag für ihn aber auch jener schimmernde Pfad, der eine Brücke spannt von der traumdunkeln Erde in die Weiten letzten Erkennens.

Die bläuliche Spiritusflamme warf tanzende Lichter, zuckte noch ein paarmal auf und erlosch; die brodelnden Dünste, welche der Schale entstiegen, wurden zarter, hingen eine kleine Weile noch wie silbergraues Gekräusel in der Luft und

waren dann verschwunden, einen süßlichen Geruch zurücklassend. Dr. Gorm nahm die Lupe, um den Inhalt zu untersuchen; sehr lange und sorgfältig schien er zu prüfen; wie er dann aber einige Zahlen und Berechnungen in ein Büchlein eintragen wollte, ließ er die Hand sinken, und zum zweitenmal an diesem Abend überkam ihn ein Sinnen. Die Zeit rann. Endlich ging er zur Tür. Mechanisch suchte seine Hand den elektrischen Schalter, und jetzt war der große Raum ein formloses Dunkel.

Der Hund war schwerfällig aufgestanden und ihm gefolgt; nun sie draußen waren, vor der Treppe aus gebräunten Eichendielen, drängte er sich unruhig an das Knie seines Herrn. Langsam stieg Gorm empor; zögernd folgte der Hund und blieb auf halber Höhe stehen.

„Komm!" sagte der Doktor.

Aber das Tier hob nur den Kopf mit einem dunkeln Blick der Abwehr und stieß einen leisen Klagelaut aus. Nun war Dr. Gorm oben; sekundenlang stand er vor der breiten Tür mit dem altmodischen Messingschmuck, sah noch einmal zu dem Hund hinab, der unbeweglich verharrte, und jetzt, wo seines Herrn Auge ihn traf, abermals ein unterdrücktes Wimmern hören ließ; dann öffnete er sachte und trat ein.

Auf einem niedrigen Ruhebett lag seine Gattin. Sie war am Abend zu jener feierlichen Stunde, als die Sonne sich zum Horizont neigte, leicht und kampflos gestorben und lag nun so unfaßbar still, wie nur Tote liegen.

Die junge Krankenschwester, welche in einem Lehnstuhl kauerte, fuhr aus leichtem Halbschlaf empor.

„Legen Sie sich nieder, Schwester," sagte der Eintretende; „ich bleibe hier." Es klang kurz und herrisch; geräuschlos glitt sie hinaus.

Er trat an das Lager; seltsam schmal zeichneten sich die Linien des gestreckten Körpers unter der seidenen Decke ab; über das ruhevolle Antlitz warf das warme Licht der verschleierten Lampe einen täuschenden Hauch von Leben. Der Doktor zog einen Stuhl heran und setzte sich. Seine Blicke wanderten von der starren Gestalt der Toten zu den Gegenständen, die das geräumige Gemach mit jener vornehmen, altertümlichen Behaglichkeit füllten, die der äußere Rahmen zu dieser nun dahingegangenen Persönlichkeit waren; der Fuß versank in der Weiche eines purpurnen Teppichs, schillernd flossen die Falten der schweren Vorhänge; in spiegelnden Schränken schimmerte kostbares Porzellan, altes Mahagoni leuchtete in sattem Goldglanz, und überall lagen feine und anmutige Dinge, die diesem weltfernen Zimmer eine eigene Weihe verliehen, Dinge, die fast zu atmen schienen, die beredt waren, als hätte eine liebende Hand sie soeben erst niedergelegt: ein geöffnetes Buch, eine kleine, ziselierte Dose, über der Stuhllehne ein violetter Schal, Lavendelblüten in einem Kristallglas, zierliches Nähgerät — —

Und wie der Doktor so saß, tauchte aus ferner Vergangenheit Bild um Bild empor und reihte sich zu einer Kette, die ihn mit magischem Band umschloß.

Er sah die ersten Jahre seiner jungen Ehe an sich vorübergleiten; nach schweren Kämpfen erst hatte er sie, die nun tot war, heimführen können, denn er war mittellos und unbekannt, sie aber aus reicher, alter Familie, und die Eltern hatten so ganz anderes mit ihr im Sinn.

Dann schlugen die Wogen eines heißen Glückes über ihnen zusammen. Als aber der Alltag wieder in seine Rechte trat, trieb ein eitler Ehrgeiz den jungen Gelehrten in jene glänzenden Kreise, welche oft ein Rausch sind für den, der bisher abseits stand. Viele Menschen gingen nun in seinem gastlichen Hause aus und ein, und bald war er eine oft genannte Persönlichkeit, denn er errang einige leichte und glückliche Erfolge in seinem Beruf.

Zuweilen wohl, in einer jener seltenen Stunden, wo Stille war, wo das rauschende Getriebe verebbte und die neue Flutwelle erst fern und leise heran-drängte, überkam es ihn mit dumpfer Empfindung, und er fragte sich: Geht mir mein Edelstes nicht verloren? Mein tiefster Menschenwert, mein bestes Können? Auch das Glück, so wie ich vor wenigen Jahren noch es erträumte? Dann aber brauste das betörende Lebenslied wieder daher und nahm ihn auf seine goldenen Flügel, und die Zeit hastete mit eilenden Füßen weiter und fort.

Dr. Gorm atmete gequält auf, als bedränge ihn noch in dieser Minute der jagende Rhythmus jener lang vergangenen Tage. Seine Augen lagen forschend auf dem verschwiegenen Antlitz der Toten.

„Es war so sonderbar —: wenn du und ich damals allein beieinander weilten, so war es, als ob eine gläserne Wand zwischen uns emporwuchs; wir sahen uns wohl, aber wir konnten nicht mehr zueinander kommen; und es mußte wohl auch sein, daß es schillerndes Glas war, denn du erschienst mir anders; die reinen Linien, die ich geliebt hatte, waren verwischt, und ich sah, daß du auch mich anblicktest wie ein Fremdes, Verzerrtes; wie seltsam, daß man so etwas wahrnimmt und nicht im selben Augenblick die Hand ausreckt und die Scheidewand zertrümmert" —

Irgendwo in der Wand ging auf einmal das feine Ticken des Totenwurmes. Eine Nachtmotte, die in den Falten des Vorhanges gehangen hatte, war aufgewacht und flog surrend um die Lampe. Das Licht sang.

„Und dann wußte ich, daß ein anderer da war; wußte es mehr mit dem Wissen des Herzens wie mit dem Wissen des Verstandes. Er blieb fern und war doch nahe; er schwieg, aber sein Wesen tönte aus dir. Da tat ich, was ich längst hätte tun sollen: ich zerbrach die Form unseres bisherigen Lebens; ich kaufte dies alte Haus, das einsam liegt, und als ich hörte, daß er, der deinen Weg gekreuzt hatte, aus dem Leben schied, glaubte ich, daß wir uns wiederfinden könnten; aber es war zu spät; wir blieben getrennt, und die Scheidewand, die einst gläsern war, ragte nun dunkel; wir sahen uns auch nicht mehr. Ich vergrub mich völlig in meine Wissenschaft, du lebtest hier oben, in einer gesonderten Welt, und über uns beide schritten die Jahre —"

Dr. Gorm empfand auf einmal, daß die Luft im Zimmer schwer und heiß war, und voll von einem lähmenden Duft; der mochte aus all den altertümlichen Dingen umher aufsteigen und war vermischt mit dem Hauch der welkenden weißen Rosen, welche die Schwester im Garten gepflückt und in die Hand der Toten gelegt hatte. Er stand auf, schlug die Vorhänge zurück, öffnete das breite Fenster und ließ die Lampe verlöschen. Die ruhelose Schwüle des Augustabends war gewichen; ein großes und gelassenes Schweigen lag draußen; der Himmel war hoch und weit; kein zuckendes Wetterleuchten bewegte den Horizont; Sterne hingen wie goldene

Tropfen in der reinen Luft; die Erde schlief. Und wie er stand und schaute, wurde das nächtliche Bild seinem Auge heller, er sah die schwarzen Silhouetten der beiden Pappeln wie Wächter vor dem alten Hause aufragen, er sah in der Senkung des Geländes den reglosen See, in dem die Nacht sich geheimnisvoll spiegelte.

Eine linde Welle flutete zu ihm herein, eine Welle gewoben aus Ferne und Unendlichkeit, aus unaussprechlicher Stille und matter Klarheit; die erfüllte nun das Zimmer mit ihrer stummen und sanften Feierlichkeit.

Der Doktor trat vom Fenster zurück und ließ sich in den Armstuhl sinken.

„Ja," sagte er aus seinen Gedanken heraus, „damals entglittest du mir, und ich wußte nie wohin —"

Plötzlich wurde sein verloren träumender Blick jäh gebannt; von dem alten venezianischen Spiegel gegenüber dem Ruhebett der Toten ging ein seltsames Glitzern aus; all das feine Schimmern dieser Nacht fing sich in den breiten Facetten und strahlte es heller zurück; die große Silberfläche aber trug, wie der See da draußen, das Abbild der sternklaren Weite, das Spiegelbild der Toten, welches aus dem Dämmer des Gemaches sich weiß hervorhob.

Merkwürdig, wie Linien und Ausdruck des Antlitzes im Spiegelbild leise verändert schienen; er bemühte sich, diesen ungreifbaren und doch vorhandenen Unterschied zu ergründen, und konnte es nicht.

Ein Schauer lief über ihn hin.

Irgendwie erinnerte er sich, gehört zu haben, daß man Spiegel in einem Totenzimmer zu verhängen pflegt, und empfand ein unbestimmtes Wundern, warum die Schwester es nicht getan hatte. Er wollte aufstehen und ein Tuch über das rätselhaft leuchtende Bild werfen, aber er saß wie gelähmt. Und wie er nun dumpf verharrte, war es seinem schauenden Auge, als richte sich das Bild der Schläferin empor, als höben sich die Lider, als träfe ihn ein Blick voll von einem unirdischen und wissenden Glanz. Alles um ihn her zerrann, der Raum zerfloß, nur das Antlitz blieb klar, doch eine unausdenkbare Ferne schien es von ihm zu trennen. Da umklang ihn ein seltsames Rauschen, wie wenn ein Wind draußen durch die Pappeln rieselte. Doch kein Wind ging durch die Nacht; das Rauschen verhallte, und in der unendlichen Stille, die nun eintrat, vernahm er wie von weither die Stimme der einst geliebten Frau.

„Wohin ich dir entglitt, fragst du? Willst du es von mir hören? Jetzt — in dieser Stunde?"

„Sprich!" antwortete etwas in ihm.

„Sieh, jener andere, der in mein Leben trat, wies mir neue Pfade."

„Und sie führten —?"

„Zu reineren Höhen."

„Nun sage mir, war es deine Liebe oder sein Tod, die dich lehrten?"

„Wohl mehr noch sein Tod."

Der Fragende schwieg.

„Entsinnst du dich," begann die fern-ferne Stimme wieder, „wie du spottetest, als ich versuchte, dir von den Gedanken zu sprechen, die zu jener Zeit langsam, aber unentrinnbar über mich hereinbrachen? Gedanken, die über unser Erdenleben hinausweisen?"

„Wohl war ich stets ein Spötter —"

„Das aber war meine Schuld an dir, daß ich nicht wieder und wieder versuchte, dich aus deiner Sphäre herauszuziehen, sondern eigensüchtig die neugefundenen Wege vorwärtsschritt. — Nun mußte ich in dieser Stunde noch einmal zu dir kommen, um Versäumtes nachzuholen."

„Du bist ja gestorben —"

„Nur mein Leib ist tot; vernimmst du nicht, wie meine befreite Seele zu dir redet?"

„Ich träume —"

„Nie warst du wacher. Denn für diese kurze, unnennbare Spanne Zeit ist die Dumpfheit deiner Sinne gebrochen. Du schaust und hörst."

„Ich komme von der lang vergangenen Zeit nicht los. So war letzten Endes jener andere es dennoch, durch den ich dich verlor?"

„Vielleicht war diese Liebe nur eine Maske."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Und es verbarg sich ein höheres Gebot hinter ihr. Vielleicht konnte nur durch sie und den jähen Tod des nie zwischen uns Genannten meine Seele so getroffen und bereitet werden, daß sie erkannte."

„Von welcher Erkenntnis sprichst du?"

„Vom Erkennen und Finden ewiger Welten."

Das Wort verklang.

Opalene Nacht kam durchs Fenster; eine Nacht, welche den aufgehenden Halbmond wie eine geheimnisvolle Opferschale durch den Raum trug; eine Nacht, die in ihrer verschwiegenen Tiefe von einem Morgen noch nichts wußte.

Taumel der Stille umfing den Einsamen.

„Wo bist du?" fragte er endlich benommen.

„Bei dir. Noch für eine kurze Frist. Sieh, die Wege, auf denen wir Menschen wandern müssen, sind seltsam und vielgestaltet; das Ziel aber ist immer das eine, und alles muß diesem Ziel dienen."

„Und wie nennst du das Ziel?"

„Gott. — Auch du wanderst zu diesem Ziel."

„Auch ich?"

„Wohl ist es über alle Maßen wichtig und bedeutsam, den rechten Weg zu haben — aber auch Irrwege führen einmal und endlich dorthin."

„Du sprichst zu einem Menschen ohne Glauben."

„Du wirst dich wandeln."

„Wenn ich aus diesem wunderbarsten und rätselvollsten aller Träume erwacht bin?"

„Wir wandeln uns ohne Unterlaß; von Stunde zu Stunde gleitet die Seele durch neues Erleben. Noch singt die Stufe, auf der du standest; doch der Klang der neuen Stufe tönt bereits in das Gewesene. Bist du denn noch derselbe, der, aus der dunklen Schwüle des Augustabends kommend, gewohntem Arbeitsdrang folgend, in das Laboratorium trat? Bist du in dieser Minute noch derjenige, welcher die Tür zu meinem Totenzimmer öffnete? — Schon bist du ein anderer."

Dr. Gorm atmete schwer. Eine Flut von Gedanken, von scheuen, zitternden und doch sonderbar drängenden Gedanken kam heran und hüllte ihn ein wie ein Mantel. Vorstellungen, Möglichkeiten tauchten aus dem Unbewußten auf, nahmen Gestalt an, zerrannen wie Schaum, um wiederzukehren und sich aufs neue zu formen. Ihm war, als könne er aus diesem geheimnisvollen Zwischenland nie zurückfinden zu jener anderen Welt, die doch da sein mußte, ganz nahe, welche die einzige wirkliche Welt war, die ihn bis zu diesem Tage hin sicher getragen hatte, in welcher man von Wegen, die zu einem unausdenkbaren Ziele führten, nichts zu wissen brauchte.

„Warum schweigst du?“ durchbrach er jählings den Bannkreis seines Empfindens.

Aber ihm wurde keine Antwort mehr, und der wogende Mantel schlug noch einmal über ihm zusammen, während Minute sich an Minute reihte und Stunde auf Stunde lautlos versank.

Die Sterne wurden bleicher; die Mondschale verblaßte im Grau des heraufdämmernden Tages, und ganz weit im Osten erglomm schon ein seliggoldener Schein. Durch das offene Fenster strich kühler Wind.

Mit Blicken, die unsicher und verwirrt waren, als kämen sie von fremden Gefilden her, sah Dr. Gorm umher. Das Spiegel hing leblos und blind, nun das Zauberlicht der Nacht erloschen war; die Tote lag so unfaßbar still, wie nur Tote liegen.

* * *

Dr. Gorm senkte die heiße Stirn in die Hände, während das unbestimmte, schwermütige Morgenlicht ihn umspielte.

„Gott!“ löste es sich endlich langsam von seinen Lippen.

Und es kann sein, daß dieses eine Wort, aus tiefstem Grunde scheu emportastend — war es Frage, war es Sehnsucht? — als Bitte und Gebet in Gnaden angenommen wurde.

Liebe

Von Clara Schelper

Und wenn die Welt aus den Fugen geht,
Und wenn das Meer in Flammen steht,
Und wenn die Sonne vom Himmel fällt
Und an den steinernen Bergen zerschellt —
— — Mir ist, du rufst ein leises Wort —
Und ich wandere immer, immerfort — — —
— Mir ist, mir ist, ich wüßte den Weg
Ueber reißende Ströme auf schwankem Steg! —
Durch Chaos und Flammen, Graus und Gestein
Lief' ich in Nacht und Not hinein
— — — Zu dir!

Rundschau

Aus der Heimat ausgewiesen

Von einem Elsässer

Ein waschechter Altelsässer gibt hier seine Erlebnisse beim Umschwung zum besten. Wir lassen diesen ausgewiesenen Lehrer ungeschminkt sprechen und tilgen nur die Namen. Es ist ein erschütternder Einblick in die jetzige elsässische Volksseele. D. T.

Der Waffenstillstand machte uns klar, daß der Fels, auf dem das Deutsche Reich ruhte, unser herrliches Heer, zu Sand zermürbt war, aufgelöst durch das Gift der feindlichen Lug- und Flugblätter und der von unseren eigenen deutschen Landsleuten gezüchteten Unzufriedenheit hinter der Front.

Sollten wir Elsässer nun wirklich den Franzosen ausgeliefert werden?

Unsere Behörde, die „neue Regierung", die unseres Landes Überleitung aus deutscher unter französische Herrschaft sich zur Aufgabe gestellt hatte, ersuchte in einem Rundschreiben, jeder Beamte und Angestellte möge auf seinem Posten bleiben und ruhig seines Amtes weiter walten. Die Freiheit der Person und des Eigentums sei gesichert, und keiner werde zur Rechenschaft gezogen für Handlungen, die vor dem Waffenstillstand geschehen seien.

Ich fragte vorsichtshalber bei meinen Vorgesetzten an. „Auf der Stelle bleiben, als ob gar nichts vorgefallen wäre", lautete die Antwort.

So blieb ich denn in X mit dem Vorsatze, auch unter französischer Herrschaft meinem Lande treu zu dienen, solange meine Überzeugungen und Gefühle nicht vergewaltigt würden. —

Unser Heer kam von der Front zurück. Die meisten Soldaten trugen rote Rosetten auf der Brust. Aber die Haltung war gut, der Mut ungebrochen, die soldatische Zucht nicht gelockert. Diesen treuen Wall hätten die Franzosen noch nicht eingedrückt!

Das Lied von der Heimat, vom Wiedersehen, das sich der gepreßten Brust der Krieger sehnsuchtsvoll entrang, ergriff uns tief. Wieviel Wehmut lag darin, wieviel Trauer, wieviel gebrochener Stolz!

Vom Samstag auf den Sonntag nach dem Waffenstillstand beherbergten wir die letzten deutschen Soldaten; am Sonntag Mittag spielte die letzte deutsche Militärkapelle auf dem Dorfplatz; am Montag zogen die letzten deutschen Truppen vorbei.

Nur wenige Leute in X. waren roh genug, sie zu beschimpfen, die uns Haus und Hof und Flur länger als vier Jahre bewahrt und treu geschirmt hatten.

Schon am folgenden Tage durchstreiften kleine französische Abteilungen die Gegend und besetzten S. Und am Abend kam unser Töchterlein, unsere tapfere Grete, zu Fuß von E. Es trieb sie, uns noch einmal zu sehen. Und am Mittwoch früh, es war noch Nacht, begleitete ich sie bis über die Rheinbrücke.

Im Schulhause von S. lärmten betrunkene Franzosen, da und dort torkelten kleinere Gruppen von Himmelblauen, geführt von „Patrioten", über die Straße.

Die Posten gegen P. ließen uns ungehindert durch. Wie ich aber zurückkehrte, verließ der letzte deutsche Doppelposten die Brücke, und ich begegnete bereits einer Abteilung Franzosen, die sich anschickte, sie zu besetzen. Niemand durfte mehr hinüber.

So war mein Töchterlein die letzte deutsche Elsässerin, die bei P. frei den Rhein passierte.

Kilometerlange Kränze und Hunderte, nein Tausende von französischen Fahnen schmückten plötzlich jeden Ort. Und unmittelbar vorher die erbärmlichen Notschreie in den Zeitungen, es mangele vollständig an Wäsche für die Säuglinge! Nein, das war nicht eine plötzlich hervorsprudelnde, weil lange verhaltene Begeisterung, das war von langer Hand vorbereitet, ganz geheim, besonders in katholischen Pfarrhäusern und bei den Schulschwestern. Die französischen Begrüßungsgedichte waren den deutschen Kindern durch Wochen eingetrichtert worden und die Ansprachen der Bürgermeister „geochst". Die Sache war organisiert. Von wem?

Feierlich zogen die „Befreier" ein in jede Ortschaft.

Ich hielt in Z. vertretungsweise Schule. Da, ich glaube, es war Dienstag, sollten nachmittags 3 Uhr die Franzosen empfangen werden. Die meisten Buben erschienen mit Rosetten in den französischen Farben. Ich tat, als ob das ganze Getue mich nicht kümmere und unterrichtete in meinen Werktagskleidern, während meine Amtsgenossen, darunter ein Altdeutscher, im Festtagsstaat prangten.

Aber toll ging's her bei den Schulschwestern! Alle Kinder in ihren besten Kleidern, eine Schar Mädchen in Weiß mit blau-weiß-roten Schärpen und Blumensträußen, die alte Schwester strahlend vor Seligkeit und wie Quecksilber. „Vive la France. vivent les Alliés!" wurde in der Schule und auf dem Hofe mühsam eingeübt.

Um 3 Uhr kam die Meldung: die Franzosen kommen!

Die Buben stürmten wild über die Bänke aus der Schule. Wir Lehrer ließen sie gewähren. In schöner Ordnung dagegen zogen die Schwestern mit den Mädchen, nachdem sie vorher die Bilder des Kaisers und der kaiserlichen Familie unter Hohngeheul zertrümmert hatten, den Brüdern entgegen.

Das ganze Dorf wälzte sich hinaus auf die Z.er Straße, die Feuerwehr, die Musik, der Gesangverein, alle in Uniform und mit den Fahnen, der Pfarrverweser mit dem Gemeinderat und mit den Veteranen, die noch vor und bis 1871 im französischen Heere ihrer Dienstpflicht genügt hatten. Ich trottete aus Neugierde hinter der Menge her.

Am Ausgange der Ortschaft staute sich der Haufe vor einem anmarschierenden französischen Bataillon mit aufgepflanzten Bajonetten. Es machte Halt. Der alte K. trat vor und gab mit unsicherer Stimme seinem Glück Ausdruck, die französische Fahne wieder im Elsaß begrüßen zu können. Der Kommandant dankte kurz. „Fife la Frangs!" schrie das Volk, und der Marsch wurde fortgesetzt ins Dorf hinein.

Dort auf dem Platze hatten die Schulschwestern ihre Schäflein aufgestellt. Auch der Gemeinderat und der Pfarrverweser waren da. Dieser schrie eine französische Rede, die nicht enden wollte und von der Menge, die nichts davon verstand, mit lärmender Unruhe begleitet wurde, so daß man nur ab und zu einen Brocken davon erhaschen konnte. Die Soldaten ließen sie in Ungeduld achtlos verhallen. Die Mädchen papageiten ihre Sprüchlein und reichten ihre Blumen; und jetzt folgte ein köstliches Schauspiel: der Kommandant verküßte das keusche Gesicht der keuschen Oberschwester!

Eine Kompagnie des Bataillons nahm in den Schulsälen Nachtquartier. Am folgenden Morgen waren nicht nur der Boden, das Pult und die Bänke, sondern auch die Wände beschmutzt und mit Tinte verschmiert, alle Bilder, mein Stuhl und mehrere Bänke zerschlagen, die Schränke aufgebrochen und teilweise ausgeraubt.

Zwei oder drei Tage später fand auch in X. der zwei- oder dreimal angesagte und wieder verschobene feierliche Einzug des „siegreichen Heeres" statt. Der Bürgermeister, der nicht nur den Bürgermeisterposten, sondern auch eine deutsche Auszeichnung — krummbuckelnd und

speichelleckend vor den deutschen Behörden und an geeigneter Stelle (Polizeikommissar) schmierend — erkrochen hatte, tollte zwei Tage wie besessen in Angstrohr und Frack, mit blau-weißroter Schärpe im Dorfe herum, an jedem Arm eines seiner Mädchen führend, die in schreienden Farben als „Elsässerinnen" verkleidet waren. Der reinste Fastnachtsaufzug!

Die Kränze an den Häusern und Ehrenpforten fingen schon an welk zu werden, da kamen die Franzosen unvermutet hereingeschneit, und die so schön vorbereitete Komödie war aus dem Leim. Das Fräulein, das die Begrüßung sprechen und den Blumenstrauß überreichen sollte, war beim Haarkünstler in B., um sich aufputzen zu lassen. In aller Hast wurden die Schulkinder und eine bescheidene Menge „Volk" zusammengescheucht. Unser Haus war wohl das einzige, das keine französischen Fahnen und keinen Schmuck trug.

Den „überwältigend großartigen Empfang in S." wollte ich nicht sehen. Ich hörte und las später in der Zeitung genug davon. Selbstverständlich zeichnete sich dabei Herr ... aus, das Wesen, das sich so gerne „Direktor der Realschule" nennen ließ, aber in Wirklichkeit Hauptlehrer der Mittelschule war. Zur Amtsbezeichnung „Vorsteher" konnte er es nicht bringen, weil er nie imstande war, die Mittelschulprüfung abzulegen. Ein pädagogischer Handwerker unter dem Durchschnitt, hatte er es verstanden, sich die Gunst des Herrn Schulrats und die Leitung der Mittelschule zu erschwindeln und sich, ohne je die vorgeschriebene Prüfung ablegen zu können, auf der Stelle zu behaupten durch allerergebenste und alleruntertänigste Kratzfüße auf dem deutschen Bezirkspräsidium. Und dieser Mann, der gerade aufgehört hatte, seine deutschen Vorgesetzten am Ende des Rückens zu küssen, machte sich sofort daran, mit seiner noch von deutschem Unrat beschmutzten Zunge die neuen, französischen Machthaber an derselben Stelle zu lecken! Ich muß um Entschuldigung bitten, lieber Leser, daß ich mich nicht „salonfähiger" auszudrücken verstehe. Wie der Mensch, der — ebenfalls selbstverständlich — sich auch eine deutsche Auszeichnung „verdient" gehabt hatte, in einem Gespräch mit mir über die deutschen „Hunnen" loszog, für welche die allerhärteste Behandlung immer noch zu gelinde sei, da wallte mein Blut. Aber ich durfte ihm nicht meine Meinung sagen. Nur in sinnbildlicher Rede konnte ich ihm erklären, daß es einem Mistkäfer nicht darauf ankomme, ob er es sich in deutschem oder französischem Dreck gütlich sein ließe. Bald darauf ist dank seiner „Fürsorge" der deutschgesinnte Mittelschullehrer Herr ..., die eigentliche Seele der Mittelschule, ausgewiesen worden, und auch andere charakterfeste Lehrer hat er, laut Andeutungen des französischen Schulinspektors, der französischen Behörde „empfohlen". Wenn ich diesen kleinen Einzelfall besonders heraushebe, so geschieht dies, weil ich glaube, daß auch diese Art Tätigkeit der — Lumpen verzeichnet werden müsse, da sie ins Bild passen.

Wochenlang waren die Zeitungen angefüllt mit Berichten über die feierlichen Empfänge in allen größeren Ortschaften. Manchen interessanten Umstand verschwiegen sie, so z. B., daß in R. die beiden Vikare wie toll vor der tollen Menge hertanzten, wie weiland König David selig vor der Bundeslade, nur ohne Harfe!

Mitleiderregend und empörend zugleich wirkte die Haltung der elsaß-lothringischen Presse. Gestern noch lag sie auf dem Bauch vor dem deutschen Götzen; heute zog sie ihn in den Schmutz und wälzte sich im Staube vor dem Franzosen. Nur wenige Zeitungen bewahrten ihre Würde — und mußten ihr Erscheinen unter dem „régime de la liberté" (der Herrschaft der Freiheit) einstellen.

Das ekelhafteste Schauspiel aber — und ich spreche als treuer Katholik — bot die Geistlichkeit.

Die Herren, die im deutschen Elsaß sich großer Achtung, großen Einflusses und insbesondere eines schönen Einkommens erfreuten, die man immerzu auf der Kreisdirektion, dem Bezirkspräsidium, dem Ministerium vorsprechen sah, die jedesmal von Ergebenheit gegen die deutsche Regierung troffen, wenn sie irgend einen Vorteil erlangen oder einen lieben Mitchristen kalt stellen wollten: diese Herren quollen nun plötzlich über von Abscheu und Haß gegen

die deutschen Behörden, die stets ihren Wünschen entgegengekommen waren, gegen das deutsche Reich, das sie gehätschelt, gegen das deutsche Volk, das sie auf den Händen getragen hatte, gegen ihre deutschen Pfarrangehörigen, selbst gegen deren Kinder, denen sie geistliche Väter, Lehrer, Führer, Tröster, Hirten hätten sein sollen!

Muß ein solcher Ausbund von Charakterlosigkeit unsere religiöse Überzeugung nicht in seinen Grundfesten erschüttern? — N'importe! Vive la France! (Es tut nichts! Hoch Frankreich!) Das ist jetzt die Losung.

Alsbald begann die Verfolgung der Deutschen. Nicht nur die zurückgebliebenen Gendarmen und Grenzaufseher, von denen sich einige recht unbeliebt gemacht hatten, sondern auch andere Beamte, selbst harmlose, friedliche Arbeiter und Landwirte wurden von Rüpeln, die sich jetzt keine Zurückhaltung mehr aufzuerlegen brauchten, beschimpft, bedroht, mißhandelt. Die Franzosen ließen das ruhig geschehen. Dem altdeutschen Lehrer von X., der schließlich schmählich zu den Franzosen überging, wurden eines Abends Scheiben eingeworfen und zwei Schüsse auf das Haus abgegeben. Anzeige wurde erstattet. Zwei französische Gendarmen erschienen zur Untersuchung des Falles. Als eine Frau ihnen sagte, der Lehrer sei ein „Boche", brachen sie sofort auf mit den Worten: „Dann ist die Sache für uns erledigt."

Nach dem Beispiele der Erwachsenen fingen auch die Schulkinder an, ihre Kameraden altdeutscher Abstammung zu verspotten, anzuspucken, zu schlagen, mit Steinen zu werfen. Die meisten Lehrpersonen hatten nicht den Mut, dagegen einzuschreiten. Einzelne, besonders Schulschwestern, auch Geistliche, leisteten dem Unfug noch Vorschub dadurch, daß sie die Kinder, an deren altdeutsche Herkunft niemand mehr dachte, ihren Mitschülern bekannt gaben. Einige, dabei leider auch wieder Geistliche und Schwestern, waren roh genug, diese armen Kinder selbst zu kränken.

In V. bin ich allein mit aller Wucht gegen die Lümmelei eingeschritten. Ich habe meine Schüler eindringlich auf die Unvernunft des Nationalhasses hingewiesen, habe sie erinnert an Christi Worte von der Nächsten- und Feindesliebe, an das Sprichwort: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu. Und wenn an unsern Brüdern, Vätern, Verwandten, die sich noch in Altdeutschland befinden, Vergeltung geübt würde? Die Flegel aber, die nicht auf meine Mahnungen hören wollten, habe ich handgreiflich zurechtgewiesen und am eigenen Leibe fühlen lassen, wie es tut, wenn man andere mißhandelt. —

Die erste Maßnahme der französischen Verwaltung war, von jedem Bürgermeisteramt eine Liste der Altdeutschen und der Verdächtigen, d. h. der deutschgesinnten Elsaß-Lothringer, aufstellen zu lassen. Dann wurden die Verkehrsscheine eingezogen, um mit französischem Sichtvermerk versehen zu werden. Die Altdeutschen und Verdächtigen bekamen die ihrigen nicht wieder zurück; auch wir nicht, meine Familie und ich. Der Herr Bürgermeister hatte uns also die Ehre erwiesen, uns Alt-Elsässer als Verdächtige zu bezeichnen, auch mein neunjähriges Töchterlein. Meine Frau war in Behandlung bei einem Professor in B., ich benutzte dort die Bibliothek, mein Junge besuchte die Gewerbeschule. Daher ging ich zum französischen Spezialkommissar, welcher die Verkehrsangelegenheiten verwaltete, und bat um unsere Scheine. „Für Sie gibt's keine Scheine mehr!" — „Weshalb denn nicht?" — „Wenn Sie das nicht wissen, dann kann man es Ihnen in X. sagen. Sie haben Schmähartikel gegen Frankreich verfaßt." — So! Ich ging, da ich einsah, daß ein weiteres Verhandeln nur noch weiter vom Ziel geführt hätte.

Die Franzosen fingen bald an, Gendarmen, Grenzaufseher, Beamte, Geschäftsleute, auch Frauen und junge Leute zu verhaften und einzelne innerhalb 24 Stunden auszuweisen. — „Du wirst wohl auch bald an die Reihe kommen", dachte ich bei mir selbst. Ich schnürte mir also ein Bündelchen, steckte etwas Geld zu mir und war bereit, jeden Augenblick abgeführt zu werden. Eine Flucht nach der Schweiz wollte ich nicht versuchen, um nicht meine Familie der Einkerkerung auszusetzen. Wie mir zumute war, der ich schon 37 Monate in französischer

Geiselhaft gewesen war, kann der beurteilen, der selber in französischer Gefangenschaft geschmachtet hat.

Wir trafen auch Vorkehrungen für den Fall, daß die ganze Familie ausgewiesen werden sollte; wir verpackten die Schriften und Wertgegenstände, die notwendigsten Kleider und Wäschestücke. Tag und Nacht waren wir in Aufregung, und wie die Tür sich öffnete, glaubten wir, die Gendarmen mit dem Verhaftungs- oder Ausweisungsbefehl eintreten zu sehen.

Im Dorfe bildete sich wie in jeder anderen Gemeinde die „Ausweisungskommission", zusammengesetzt aus den elendesten Gaunern, zurückgekehrten Fahnenflüchtigen, Krakehlern und Lumpen. Kein einziger nur einigermaßen anständige Mensch war darin. Glücklicherweise beachteten mich die meisten nicht, und wir machten uns so wenig wie möglich bemerkbar.

Aber eines Abends, es war Mitte Dezember, kam ein Gendarm zu uns und nahm meine, meiner Frau, unserer Eltern und Großeltern Personalien auf, während ein anderer Gendarm im Dorfe auf offener Straße meist bei Schuljungen Erkundigungen über mich einzog. Und später erfuhr ich, daß zu gleicher Zeit auch in B. mein Amtsgenosse, sowie der Pfarrverweser, die Schulschwestern, der Bürgermeistereiverwalter durch Gendarmen und Beamte des Spezialkommissariats über mich, über meine Vorträge usw. befragt wurden. Alle diese Leute waren mir gegenüber so — aufrichtig, nichts von ihrem Verhör verlauten zu lassen; ich habe nie erfahren, was sie für oder gegen mich ausgesagt haben. Erst später haben sie mir's eingestanden, nachdem ich abgesetzt war.

Anfang Januar wurde ich durch einen Gendarmen auf das Spezialkommissariat beschieden. Nach meiner und meiner Frau Stammbaum wurde wieder geforscht und nach unserm Vermögen. Auf meine Frage, welche Bewandtnis es damit habe, bekam ich die Auskunft, das könne man mir nicht sagen.

Von meinem Schulinspektor ließ ich mir ein amtliches Zeugnis ausstellen. Es hat mir seither schon gute Dienste geleistet, und ich danke hiermit dem lieben, wohlwollenden Herrn nochmals herzlichst dafür. Bald darauf wurde er seines Amtes enthoben. Warum? Weil er es treu nach Pflicht und Gewissen verwaltet hatte.

Da wurde der neue Pfarrer von A. durch den Kantonalpfarrer aus N. N. in sein Amt eingeführt. Der Bürgermeister in breiter blau-weiß-roter Schärpe begrüßte ihn kurz auf französisch. Zu einer längeren französischen Ansprache wäre der gute Mann noch weniger fähig gewesen als zu einer hochdeutschen. Die Kirche prangte in blau-weiß-rotem Fahnenschmuck, und der Kantonalpfarrer hielt eine ebenfalls blau-weiß-rote Einführungspredigt. Er log unter anderem auch von seinen Leiden in deutscher Gefangenschaft, während mir einer seiner Genossen aus dem Lager am Niederrhein versicherte, daß er dort bei einer reichen, frommen Familie, mit der er jetzt noch verkehre und die er jetzt noch anbettele, die herrlichsten Tage in aller Freiheit verlebt und dazu noch den Geldbeutel gespickt habe. Wie recht übrigens die deutsche Verwaltung gehabt hatte, den Kerl als Landesverräter in Schutzhaft zu nehmen, der für die französischen Kriegsanleihen Gelder gesammelt hatte, bewies er nachträglich durch sein haßerfülltes Vorgehen gegen alle Deutschen und Deutschgesinnten, durch sein Toben auf der Kanzel, auf der Straße, in der Schule gegen alles Deutsche und insbesondere durch das Umwechseln von vielen Tausend Mark in deutschem Gold, das er zusammengekapert hatte, gegen französische Noten auf der Bank von S. Diese Tatsache ist mir aus zuverlässigster Quelle bekannt.

Auf dem Heimweg am Abend nach der Einführung äußerte er einem Amtsbruder gegenüber, er wolle mir meine deutsche Gesinnung schon eintränken. Nun war es mir klar, warum der Herr Spezialkommissar sich so teilnahmsvoll nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte!

Der neue Pfarrer von A. machte von Haus zu Haus seinen Antrittsbesuch. Nur uns überging er, trotzdem wir seine Nachbarn und die regelmäßigsten Kirchenbesucher seiner Gemeinde waren und er mich auf der Orgel hat sehen und hören müssen. Ich habe mich aber darüber sicher nicht geärgert. Im Gegenteil! Erst nachdem ich mich bereits auf das rechte

Rheinufer in Sicherheit hatte bringen müssen, fand er den Weg zu meiner Frau, um sie zu bitten, sie möge die Kundgebung unterschreiben, welche die Beibehaltung der konfessionellen Schule und der christlichen Erziehung der Kinder wie unter der deutschen Herrschaft verlangte. „Nein, Herr Pfarrer", lautete die Antwort meiner wackeren Frau. „Mein Mann war ein christlicher Lehrer und hat seine Schüler in christlichem Geiste erzogen; daß er fliehen mußte, daran ist in erster Linie Ihresgleichen schuld, ebenso daß noch so viele andere durch und durch christliche Lehrer ausgewiesen oder abgesetzt und durch französische Gottesleugner ersetzt worden sind. Sie haben den Franzosen entgegengejubelt! Tragen Sie nun auch die Folgen der Franzosenherrschaft und löffeln Sie die Suppe aus, die Sie sich eingebrockt haben!"

Am 18. Januar 1919 wurde ich auf Montag den 20. Januar nachmittags 2 Uhr vor die Commission de Triage im Landgerichtsgebäude zu M. M. geladen. Worüber ich mich verantworten sollte, war nicht gesagt. Ich erzählte das auf dem Schulhofe zu X. meinen Amtsgenossen. Da teilte mir der Herr Hauptlehrer mit, daß er bereits vor zwei oder drei Tagen aufgefordert sei, am gleichen Tage vor der Kommission zu erscheinen, um gegen mich vernommen zu werden. Es machte auf mich einen befremdenden Eindruck, daß der Mann mir das erst jetzt mitteilte.

Schweren Herzens nahm ich am Montag morgen Abschied von Frau und Kindern, denn ich glaubte mich keineswegs sicher, wieder zurückzukehren. Lieber wäre ich über die Grenze gegangen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß man meine zurückbleibenden Lieben für meinen Schritt büßen lassen würde. Ich versah mich mit etwas Wäsche, Geld und — in Erinnerung an frühere schreckliche Tage — mit Mundvorrat auf eine halbe Woche. — „Bleib' aufrecht vor der Bande, mein lieber Mann, behalte deinen Mut, und begleit' dich Gott!" sagte mir mein treues Weib zum Abschied. — „Mir bangt, aber fürchten tu' ich mich nicht; denn ein schlimmeres und ein längeres Leid als ich bereits während meiner Gefangenschaft durchgemacht habe, wird man mir nicht zufügen können", antwortete ich.

Schon vor elf Uhr war ich in M. M.; den Hauptlehrer konnte ich weder im Zuge, noch am Bahnhof, noch in der Stadt entdecken. Endlich um zwei Uhr tauchte er im Landgerichtsgebäude auf. Fast zu gleicher Zeit erschien die Kommission: Oberst L., der ein steifes Bein nachzog, zwei Leutnants, welche Schreiberdienste versahen, und ein Zivilist mit blödem Gesichtsausdruck, es soll ein „Franzose" aus — Schopfheim in Baden gewesen sein (der, um seine Herkunft zu verwischen, seine Landsleute mit dem wütenden Haß eines Renegaten verfolgte!), der vermutlich erforderlichenfalls den Dolmetscher hätte spielen sollen, der aber den Mund nicht aufzutun brauchte und ihn während der vierstündigen Verhandlung auch nur zwei oder dreimal zum Gähnen aufgetan hat.

Auf dem Tische lag ein hoher Stoß Akten in grauen Umschlägen. Der oberste Deckel trug die Aufschrift: Aussage des Herrn Pfarrers ... Während meiner Vernehmung schlug der Oberst häufig in den verschiedenen Heften nach, hat mir aber keine Mitteilung daraus gemacht.

Die Anklage, die er in langer Rede mit langen Pausen vortrug, faßte er schließlich in drei Punkte zusammen: 1. Sie waren bereits schon vor dem Kriege als deutschfreundlich bekannt. 2. Während Ihrer Gefangenschaft haben Sie stets deutsche Gesinnung zur Schau getragen. 3. Nach Ihrer Rückkehr haben Sie in Wort und Schrift für die deutsche Sache gewirkt.

Darauf antwortete ich ihm: „Die deutsche Gesinnung, die man bei jedem ehrlichen deutschen Lehrer im Elsaß, der seinem Lande und seinem Kaiser den Eid der Treue geleistet hatte, als etwas Selbstverständliches voraussetzen mußte, hat mich nicht gehindert, für Frankreich, das Land meiner Väter und meiner Jugend, die größte Sympathie zu hegen; denn meine deutsche Vaterlandsliebe entsprang nicht dem Haß der Fremden. Hätte ich jedoch meine deutsche Gesinnung im Gefangenenlager verleugnet, dann wäre ich ein undankbarer Feigling gewesen und hätte meinen Diensteid verletzt. Mein Benehmen war aber nie herausfordernd. Ich habe nie einen Franzosen gereizt, nie einem Franzosen oder einem französisch gesinnten Elsässer

seine Überzeugung verübelt; im Gegenteil habe ich oft gesagt, ich könnte einen Franzosen, der sein Vaterland nicht über alles liebte, nicht verstehen und nicht achten. Aber ich verlangte, daß andere mir gegenüber den gleichen Standpunkt einnähmen. Mit mehreren gebildeten und wirklich edlen Franzosen — ich führte einige Namen an — habe ich während meiner Gefangenschaft innige Freundschaft geschlossen. Wenn schließlich meine Liebe zu Frankreich während meiner Gefangenschaft nicht gewachsen ist, dann bin daran nicht ich, dann ist daran unsere mehr als unmenschliche Behandlung während langer Monate schuld."

Da sprang der Oberst auf und donnerte mich an: „Ich verbiete Ihnen, hiervon zu sprechen!"

Nach einer Pause fuhr ich fort: „Daß ich nach meiner Befreiung in Wort und Schrift für die deutsche Sache tätig gewesen bin, geschah nach Pflicht und Gewissen und in treuer Erfüllung eines Versprechens, das ich meinen in der Gefangenschaft zurückgebliebenen Unglücksgefährten gegeben hatte. Ich wollte durch Schilderung ihrer Leiden das öffentliche Interesse für sie wecken, um auf diese Weise ihre Befreiung zu beschleunigen."

„Davon will ich nichts hören", schrie der Oberst. „Haben Sie Vorträge gehalten in Versammlungen, in welchen auch deutsche Offiziere anwesend waren?"

„Ja."

„Bekennen Sie sich zu diesen Sätzen am Schluß Ihres Vortrags: Es wäre wirklich schade um unser liebes Elsaß, wenn es wieder französisch würde, und wir können unserm Herrgott und unsern lieben Feldgrauen nicht dankbar genug sein, daß sie unser Heimatland geschützt und geschirmt haben und schützen und schirmen werden, damit wir in Stolz und Freude Kinder sein und bleiben können unserer hohen Mutter Germania?"

„Ja."

„Da haben wir genug! Sie sind ein indésirable (Unerwünschter). Wir können Sie im Elsaß nicht dulden. Sie haben Ihre Ausweisung zu gewärtigen."

Ich wurde entlassen.

Erleichtert trat ich den Heimweg an, froh, eine wenn vielleicht auch nur kurze Galgenfrist vor mir zu haben. Aber schwer lag es auf mir, als ich am späten Abend meiner Frau Bericht erstattete. Und wir weinten uns zusammen das Leid vom Herzen herunter. Denn trotzdem wir auf die Ausweisung gefaßt waren, erwogen wir doch erst jetzt, wo die Gefahr in greifbare Nähe zu rücken anfang, die ganze Größe des Elendes, welche sie mitten im Winter im Gefolge haben mußte.

Am folgenden Tage erhob ich beim Oberkommissar der Republik in Straßburg Einspruch gegen die Drohung der „Commission de Triage", weil sie den Bestimmungen des Waffenstillstandes zuwider sei. Eine Antwort habe ich nie erhalten. (Schluß folgt)

Die Grenzen der Chemie

Setzt man zwei Gramm reines Eisen an der Luft der Feuchtigkeit aus, dann beginnt es, wie jedermann weiß, sehr bald zu rosten. Wartet man ruhig ab, was geschieht, wird man nach einiger Zeit an Stelle des blanken Eisenstückes ein Häufchen braunroten Rostpulvers finden. Wägt man es, so wiegt es 2,86 Gramm. Das erscheint merkwürdig. Was ist da hinzugekommen? Darüber dachten schon die alten Chemiker nach, und da sie bei der Analyse fanden, daß Eisenrost außer Eisen nur noch Sauerstoff enthält, so war damit festgestellt, daß der im Rost gebundene Sauerstoff im gegebenen Fall 0,86 Gramm schwer war

Eisen verhält sich also in der vorliegenden Verbindung wie 2 zu 0,86, was sich auch als Bruch $\frac{2}{0{,}86}$ schreiben läßt.

Es läßt sich nun aber mit der Wage auch feststellen, daß wenn sich Eisen mit irgend einem anderen Stoff verbindet, immer eine ganz bestimmte Menge auf einmal die Wandlung mitmacht. Und zwar sind es stets 55,9 Teile, die hiebei in Betracht kommen Beim Sauerstoff liegen die Verhältnisse anders.

Auch dieses Gas hat ein Gewicht. Es sind stets 16 Teile Sauerstoff, die eine Verbindung eingehen. Diese konstanten, absolut unveränderlichen Zahlen nennt man die Atomgewichte der betreffenden Elemente und sagt kurzerhand: Eisen habe das Atomgewicht von 55,9, Sauerstoff dagegen von 16.

Nun hat man Zahlen in der Hand, mit denen sich sehr einfach rechnen läßt. Wenn man den oben gefundenen Bruch auf die Atomgewichte bezieht, dann lautet die Formel des Eisenrostes auf materielle Teilchen bezogen: $\frac{2 \times 55{,}9}{0{,}86 \times 16{,}0}$. Oder wenn man diesen Bruch ausrechnet, dann erhält man 0,65.

Das will uns die Chemie mitteilen, wenn sie sagt: im Eisenrost seien Eisen = Ferrum (oder abgekürzt Fe) je zweimal verbunden mit dreimal Sauerstoff = Oxygen (oder kurz O). Und sie schreibt das in einer eleganten Formel hin, die nicht so schwerfällig lautet $\frac{2\,Fe}{3\,O}$ wie sie eigentlich aussehen sollte, sondern kurz und handlich: Fe_2O_3.

Was ich hier an einem Beispiel ausführte, das mag für viele gelten und den Nichtchemikern ein Verständnis dafür öffnen, auf welche Weise alle die wunderbaren chemischen Formeln zustande gekommen sind, mit denen die Wissenschaft arbeitet und mit deren Hilfe die chemische Industrie ihre Farben, Arzneien, Süßstoffe, Sprengmittel und sonstigen heute unentbehrlichen tausend Erzeugnisse herstellt. Immer geht das nur durch sorgfältiges Abwägen und nachheriges Rechnen, wodurch die Arbeitsformeln geschaffen werden.

Den Chemikern mag aber durch dieses Beispiel etwas in Erinnerung gerufen werden, das man im Drange der Geschäfte allgemein vergessen hat, obwohl es von allergrößter Wichtigkeit ist. Indem man nämlich den Bruch 0,65 ohne weiteres durch die Vereinfachung $\frac{2}{3}$ ersetzte und statt 0,65 ruhig 0,666 ∞ nahm, beging man einen Fehler: **Die chemischen Formeln sind nur Annäherungsformeln und nicht exakt.**

Schon die Atomgewichte selbst, auf denen sie beruhen, sind nicht genau. So ist z. B. das Atomgewicht des Sauerstoffs keineswegs 16, wie oben angegeben wurde und allgemein angenommen wird, sondern nach den sehr genauen Wägungen von **Morley** nur 15,879. Der Chemiker rechnet seelenruhig „der Einfachheit halber" 16,00 und regelt nach dem Oxygen alle anderen Atomgewichte. Seine gesamten Formeln und Rezepte können vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen und haben nur einen **praktischen** Wert.

Ich habe diesen ein wenig trockenen Gedanken- und Rechengang meinen Lesern deshalb zugemutet, weil er für eine außerordentliche Umwertung der gesamten chemischen Industrie, die im Begriffe ist, sich vorzubereiten, das Verständnis eröffnet.

Allerdings schwört die chemische **Praxis** noch unbeirrt auf den Wert ihrer Formeln, und würde den, der sie anzweifelt, mit überlegenem Lächeln auf die Milliardenwerte verweisen, die sie jährlich durch ihre Umwandlungskunst hervorbringt. Aber im Oberstockwerk, wo kühl und unbeirrbar reine Wissenschaft nicht nach verkäuflichen, sondern nach ewigen Werken trachtet, da sind diese Sorgen schon längst erwacht und reichen noch in ganz andere Gebiete als diese Andeutungen vermuten lassen.

So ist es beispielsweise, um nur eines herauszugreifen, für die chemische **Wissenschaft** ein offenes Geheimnis, daß die gesamte **Atomistik**, auf der sich alles chemische Denken aufbaut, auf einer durchaus willkürlich ausgesuchten Grundlage steht.

Die Ansicht, daß alle Materie aus kleinsten Teilchen bestehe, durch deren Umbau eben die Eigenschaften verändert werden, ist Voraussetzung jeder Chemie. Der Chemiker tritt an die Welt und ihre Stoffe mit dem festen Glauben heran, sie seien gewissermaßen so wie Häuser aus Bausteinen aufgeführt. Seine Kunst besteht darin, diese Häuser abzubrechen und in Bausteine zu zerlösen. Das ist seine Analyse. Aus den Bauelementen aber führt er nach bestimmten Plänen neue, oft nicht einmal in der Natur vorkommende Bauten auf. Und durch diese synthetische Kunst hat die Chemie das Ansehen erlangt, das sie mit Recht genießt.

Der einzige reale Baustein, von dessen Vorhandensein sich der Chemiker überzeugen kann, heißt nun Molekül. Man hat durch geeignete Vorrichtungen Wasser in so dünne Schichten ausgebreitet, daß es endlich den Zusammenhang als Masse verlor und sich in „Körner" verwandelte, und hat so diese Wassermoleküle unmittelbar sichtbar gemacht. (Näheres hierüber wie über das gesamte Grundproblem der Chemie findet der Leser in meinem soeben erscheinenden Werke: Bios, Die Gesetze der Welt. München, Franz Hanfstängls Verlag. Erscheint in sechs Lieferungen, von denen bereits vier vorliegen.)

Wenn man die gleichen Mengen von Stoffen, also z. B. von Gasen, abwägt und für sie verschiedene Gewichte findet, so kann man annehmen, daß entweder die Zahl dieser Stoffbestandteile vulgo Moleküle in dem schwereren Gas eine größere sei, oder aber, daß in gleichen Mengen die Zahl der Moleküle gleich, deren Gewicht aber je nach den Gasen bzw. Stoffen verschieden sei. Diese letztere Annahme hat seinerzeit der Chemiker Avogadro gemacht, und man hatte bei Anwendung dieser jedem Chemieschüler wohlgeläufigen Avogadroschen Hypothese keine Folgen gefunden, die mit den Naturtatsachen unvereinbar gewesen wären. Also hat man sie für wahr angenommen und hat aus der Lehre von den Molekulargewichten die chemische Atomlehre abgeleitet, auf der alle chemischen Rechnungen beruhen.

Aber diese Avogadrosche Hypothese trifft in Wirklichkeit nur für „ideale Gase", nicht für die in der Natur vorkommenden zu. Selbst für den Wasserstoff, den man doch als Einheit angenommen hat, der also gewissermaßen der Grundstein des ganzen rechnerischen Turmbaues der chemischen Arbeit ist, gibt es Abweichungen, wenn sie auch kaum meßbar sind. Bei anderen Gasen sind sie sehr wohl erkennbar; betragen sie doch für Chlor z. B. 1½%!

Mit anderen Worten: Die von den Chemikern künstlich hergestellten Substanzen verwirklichen niemals Naturgesetze, sondern sind nur annähernde Kopien der natürlichen Stoffe.

Künstlicher Gummi ist in diesem strengen Sinn nicht das gleiche wie natürlicher Gummi, auch wenn er nach der chemischen Formel die gleiche Zusammensetzung hat, künstlicher Indigo ist nicht natürlicher Indigo, künstlich hergestellter Traubenzucker ist nicht der Zucker der Trauben. Ein wenig übertrieben, aber plastisch ausgedrückt: Die Welt des Chemikers verhält sich zur wirklichen Welt etwa so, wie eine Theaterlandschaft zur Natur.

Und wir verstehen nun, aus welchen Gründen das so sein muß.

An diesem Punkt kommt jetzt der Physiologe mit Erfahrungen, die sich seit einiger Zeit so verdichten, daß eben einmal doch in der Öffentlichkeit von den Interna einer Wissenschaft gesprochen werden muß.

Es hat sich nämlich herausgestellt, daß vielen künstlich hergestellten Medikamenten, wie Chinin, Digitalin usw., bestimmte Wirkungen auf den menschlichen Körper abgehen, trotzdem sie genau so zusammengesetzt sind wie das Wirkende in dem aus den Fingerhutpflanzen gewonnenen Digitalissaft oder in der Chinarinde.

Unbegreiflich erscheint das. Aber sollte nicht das hier Geklärte den Schlüssel geben? Ist denn nicht wirklich chemisch aufgebautes Chinin etwas anderes als organisch entstandenes? Klafft denn nicht tatsächlich eine Differenz zwischen dem Naturgesetz und seiner rechnerischen Kopie? Wir haben vorhin die Fehlerquellen aufgesucht und stehen nun hier vor ihren Folgen.

Diese Erkenntnis raubt der chemischen Technik nicht ihren Wert, sie führt sie nur auf ihr richtiges Maß zurück. Die chemischen Produkte sind unentbehrlich, und wir können glücklich sein, daß es der Menschengeist so weit gebracht hat, aber sie genügen nicht für alle Zwecke. Und vor allem: sie ersetzen nicht die Natur.

Schon hat sich das auch die Chemotechnik klar gemacht; der erste Schritt zur Einsicht ist für sie auch der erste Schritt zur Verbesserung der Methoden. Von hier aus wird eine neue Chemie entstehen, die sich sowohl ihrer Grenzen bewußt ist, wie sie es versteht, die Annäherungen an das Naturgesetz noch weiter zu treiben. Unausdenkbare Möglichkeiten für Wissenschaft und Leben schlummern da noch, und das merkwürdige Wort, das der Einsiedler von Sils Maria einst von der Physik schrieb, gilt nicht weniger auch für die Chemie:

„Schon dämmert es in den besten Köpfen, daß auch sie nur eine Zurechtlegung und Zurechtdeutung sei, nicht aber die Lehre von der wirklichen Welt."

Raoul H. Francé

Die Gründe des Zusammenbruchs

Noch lange wird, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, die bange Frage nicht verstummen: Wie konnte alles so kommen? Da sind es weiter zurück liegende Entwicklungen und die letzten entscheidenden Ereignisse, die das Ergebnis herbeiführten. Denn lange vorbereitet, durch politische Strömungen und Taten, die zum Teil um Jahrzehnte zurückliegen, entwickelten sich die letzten entscheidenden Ereignisse des Weltkrieges und dieser selbst zum allgemeinen Zusammenbruche.

Am meisten zurück führt uns Botschaftsrat Freiherr von Eckardstein mit dem dritten Bande seiner Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten über „Die Isolierung Deutschlands" (Verlag Paul List, Leipzig, 208 S.). Denn in kaleidoskopartigen Bildern entrollen sich hier vor unseren Augen Ereignisse von 1887 bis 1914.

Die Stellung des Freiherrn von Eckardstein ist ja aus seinen bisherigen Veröffentlichungen bekannt. Er war um die Jahrhundertwende Botschaftsrat bei der deutschen Botschaft in London und zwar zeitweise in ziemlich einflußreicher Stellung, da bei der Erkrankung des deutschen Botschafters Fürsten Hatzfeld die Führung der Geschäfte in seiner Hand lag. Hier bot sich ihm nun mehrfach Gelegenheit, ein dauerndes festes Bündnis mit England und Japan zu schließen. Diese Gelegenheiten wurden durch die Schuld der deutschen Politik versäumt. England, das irgend einer Anlehnung auf dem Festlande bedurfte, wandte sich daher an Frankreich und zwar mit größerem Erfolge. Denn seit 1904 begann die Einkreisungspolitik des Königs Eduard.

Man kann dem Freiherrn von Eckardstein den Schmerz des Politikers nachfühlen, der ein beinahe gelungenes Werk durch die Torheit anderer scheitern sieht und nun als Ergebnis dieser Torheit einen allgemeinen Scherbenhaufen vor sich hat. Die hierüber aufsteigende Verbitterung gibt den Eckardsteinschen Erinnerungen ihren besonderen Anstrich und begründet namentlich sein absprechendes Urteil über den Fürsten Bülow.

Es ist nicht meine Aufgabe, den Fürsten Bülow zu retten. Ich würde ihn und seine Politik ebenso rückhaltlos preisgeben wie seinen Nachfolger, ja wie den Kaiser selbst, wenn ich dies für gerecht und geschichtlich begründet hielte. Doch darf man eben nie vergessen, daß Bülow für seine auswärtige Politik keine freie Hand hatte. Er hatte die Leitung des Auswärtigen Amtes und die Reichskanzlerschaft übernommen mit der Verpflichtung, die Durchführung der kaiserlichen Flottenpolitik zu ermöglichen, und das konnte er eben nicht bei einem Bündnisse mit England. Man kann ja darüber in Zweifel sein, ob ein leitender Staatsmann sich in dieser

Weise binden lassen darf. Wie die kaiserliche Stellung um die Jahrhundertwende noch war, blieb ihm nichts anderes übrig. Sonst bot sich eben ein anderer Handlanger als Werkzeug der kaiserlichen Politik, und auf dem gefährlichen Wege, den der Kaiser einmal eingeschlagen hatte, Unheil nach Möglichkeit zu verhüten, ist doch auch eine Aufgabe, des Schweißes der Edeln wert. So bildete trotz alledem die Bülowsche Reichskanzlerschaft den Höhepunkt der kaiserlichen Regierungszeit.

In Verfolgung seines Lieblingsgedankens eines deutsch-englischen Bündnisses zeigt Freiherr von Eckardstein, wie schon Bismarck in seinem Briefe an Lord Salisbury vom 22. November 1887 ein solches erstrebt hat. Was Bismarck vergeblich erstrebte, das fiel dem Epigonen, der vermeint hatte, als sein eigener Kanzler einen Bismarck ersetzen zu können, von selbst in den Schoß. Aber er wußte mit diesem Geschenke eines gütigen Geschickes nichts anzufangen.

Nun gibt es in der Politik niemals absolute Fehler. Die einzelnen menschlichen Handlungen und Unterlassungen werden zu solchen nur im Zusammenhange der Dinge. Auch die am meisten angefochtenen Handlungen der deutschen Politik, wie Krüger-Telegramm und Eintritt in Tanger, die übrigens beide keine plötzlichen kaiserlichen Einfälle, sondern wohl erwogene Regierungshandlungen waren, hätten in anderem Zusammenhange der Dinge wohl Ergebnisse höchster politischer Weisheit sein können, wenn man namentlich nicht in beständigem Zickzackkurse von dem bisherigen Wege bald wieder abgesprungen wäre. Den berühmten Rückversicherungsvertrag mit Rußland konnte man fallen lassen, wenn man vorher ein festes Bündnis mit England gehabt hätte. Aber andererseits war doch auch nicht, wie Freiherr von Eckardstein meint, das Bündnis mit England der Weisheit letzter Schluß.

Man konnte ruhig die Flotte bauen und Weltpolitik treiben. Dann mußte man aber ein enges Bundesverhältnis mit Rußland haben, ihm Österreich und den Balkan preisgeben. Ich habe noch im Frühjahr 1914 auf eine solche Entwicklung der Dinge vergeblich hinzuwirken gesucht. Die traditionelle Freundschaft zwischen den Häusern Hohenzollern und Romanow gehört allerdings, wie Freiherr von Eckardstein nachweist, in das Bereich der Fabel — nebenbei bemerkt sind die angeblichen Namen der Herrscherhäuser auch Fabel. Aber solche Fabeln sind eben Imponderabilien der Politik. Darin, daß man das deutsch-englische Bündnis scheitern ließ, ohne ein deutsch-russisches zu haben, und damit glatt zwischen zwei Stühle zu sitzen kam, lag das Verhängnis.

In dieser Hinsicht geben nun die Briefe des Kaisers an den Zaren neue Einblicke. Der Kaiser glaubte im Sinne der alten Kabinettspolitik alles am besten selbst durch persönlichen Verkehr von Herrscher zu Herrscher erledigen zu können. Beim Zaren drang er immer von neuem auf persönliche Zusammenkünfte. Dabei stiftete er aber mehr Unheil als Nutzen, der berüchtigte Björkövertrag vom 24. Juli 1905, ohne Wissen der verantwortlichen Ratgeber zwischen den Herrschern persönlich abgeschlossen, wurde als gänzlich undurchführbar auf Verlangen der beiderseitigen Minister fallen gelassen. Schließlich entglitten dem Kaiser gegenüber dem Zaren die Zügel aus den Händen. König Eduard löste seinen Neffen beim Zaren ab und machte die Sache besser. König Eduard aber nannte nach dem Björkövertrage den Kaiser The most brilliant failure in history,

In diese neuere Zeit führt uns schon der vormalige Staatssekretär und Botschafter Freiherr von Schoen herüber mit seiner Schrift: Erlebtes, Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1921, 227 S.).

Es ist ein Jammer, daß unsere leitenden Staatsmänner sich alle berufen fühlen, Erinnerungen zu schreiben. Man hat dabei vielfach den Eindruck der Mohrenwäsche am eigenen Leibe, was freilich an den bekannten Strafrechtsfall des Versuchs mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekte erinnert. Die Schrift des Freiherrn von Schoen erreicht nicht den Tiefstand der Bethmann Hollwegschen und Jagowschen Erinnerungen, ist aber dafür in anderer Hinsicht um so bedenklicher.

Freiherr von Schoen tritt uns auch in seinen Erinnerungen entgegen als eine feine diplomatische Persönlichkeit ohne Entschlußkraft. Redegabe und diplomatisches Geschick gingen ihm ab. Diese gefährlichen Mängel gibt er selbst zu. Aus diesen Mängeln ergaben sich aber gleichzeitig seine Vorzüge für den Fürsten Bülow. Ein solcher Staatssekretär konnte dem Fürsten Bülow niemals als möglicher Nachfolger gefährlich werden wie Bülow selbst einst dem Fürsten Hohenlohe. Er sagte daher dem neuen Staatssekretär, der von dem Gesandtenposten in Kopenhagen erst kurz vorher zum deutschen Botschafter in St. Petersburg berufen war, die weitestgehende Unterstützung zu und behielt die Zügel in seiner Hand.

Aus der ruhigen und leidenschaftslosen Darstellung des Verfassers erfahren wir daher nicht viel Neues. Eine Bestätigung findet nur meine vom Fürsten Bülow selbst bisher bestrittene Auffassung über die Wirkung der Daily Telegraph-Angelegenheit als des entscheidenden Wendepunktes unserer inneren und damit zum Teil auch unserer äußeren Geschichte. Danach hat der Kaiser schon im Frühjahr 1909 dem Freiherrn von Schoen erklärt, er sei vom Reichskanzler nicht nur nicht genügend verteidigt, sondern geradezu verraten worden, es handle sich nicht um ein Versehen oder eine Nachlässigkeit, sondern der Kanzler habe geflissentlich der Veröffentlichung freien Lauf gelassen in der Berechnung, daß die Angelegenheit mit einer Unterwerfung des Kaisers unter ein gewisses Hausmeiertum enden werde. Damit dürfte der Kaiser den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Ich hatte eine ähnliche Äußerung des Kaisers von Ostern 1909 gegenüber einem mediatisierten deutschen Fürsten bereits berichtet. Und da Bülow wußte, daß er nach Abschluß der Reichsfinanzreform fortgeschickt werden würde, benutzte er die Gelegenheit, daß die Reichsfinanzreform nicht genau auf dem ihm vorgezeichneten Wege zustande kam, um aus parlamentarischen Gründen seinen Abschied zu nehmen. Damit hatte zum ersten Male der Parlamentarismus über das monarchische Prinzip gesiegt.

Im allgemeinen ist die Schoensche Veröffentlichung ebenso überflüssig wie unschuldig. Das Bild, das man sich bisher schon über den früheren Staatssekretär und Botschafter gemacht hatte, wird dadurch in keiner Weise geändert.

Der entschiedenste Widerspruch muß aber erhoben werden gegen den Anhang über die Schuld am Kriege. Ob der Verfasser mit seinem Salomonischen Urteilsspruche über die Verteilung der Schuld: „Rußland der Hauptschuldige, Frankreich mitschuldig, England nicht genügend tätig, Österreich-Ungarn schießt übers Ziel, Deutschland mitverantwortlich“ gerade den Stein des Weisen gefunden hat, will ich dahingestellt sein lassen. An Landesverrat grenzt es aber geradezu, was Verfasser über die Verletzung der belgischen Neutralität sagt. Selbstverständlich weiß er ebensowenig wie Bethmann Hollweg in seiner berüchtigten Augustrede 1914, daß wir nach alten Verträgen zur Besetzung der belgischen Festungen berechtigt waren. Wenn er aber die Verletzung der belgischen Neutralität einen schweren Verstoß wider Recht und Ehre nennt, der uns die Ächtung der Welt zugezogen hat, und das Niedertreten eines schwachen, durch heilige Verträge geschützten Landes als einen Frevel bezeichnet, gegen den sich das Weltgewissen sühneheischend erhebt, so sind diese Äußerungen geradezu unerhört. Unbenommen bleibt einem jeden sein Urteil über die Zweckmäßigkeit des deutschen Einmarsches in Belgien. Die Form, in der der Verfasser dieses Urteil ausspricht, ist Wasser auf die Mühlen unserer Feinde. Das preußische Allgemeine Landrecht von 1794 sagt in § 28 I, 1: „Menschen, welchen das Vermögen, die Folgen ihrer Handlungen zu überlegen, ermangelt, werden blödsinnig genannt“. Ich will mich diesem harten Urteile des Gesetzgebers nicht anschließen. Aber etwas anderes ist es doch, wenn der frühere deutsche Staatssekretär und bis zum Kriege deutscher Botschafter in Paris oder wenn ein beliebiger Kommunist oder Pazifist eine solche Äußerung tut, zumal der Versailler Friede mit der deutschen Schuld am Kriege steht und fällt. Unbegreiflich ist es, wie der Verfasser mit einer solchen Auffassung der Dinge noch über den Kriegsausbruch hinaus im Dienste der deutschen auswärtigen Politik bleiben und den wichtigen Gesandtenposten in München annehmen konnte. Der diplomatischen Be-

fähigung des Verfassers wird durch dieses Schlußkapitel gerade kein besonders glänzendes Zeugnis ausgestellt.

Über diese vorbereitende Entwicklung hinaus führt uns das Buch von Karl Friedrich Nowak, „Der Sturz der Mittelmächte" (Georg D. W. Callwey, Verlag für Kulturpolitik, München, 435 S.) unmittelbar in die Katastrophe hinein.

Der Krieg ist schließlich unvermeidlich geworden. Er wütet bereits seit Jahren, ohne zu einer endgültigen Entscheidung zu führen. Endlich ist Rußland zusammengebrochen, und das mehr noch wirtschaftlich als militärisch bedrängte Mitteleuropa atmet auf. Ex oriente lux, vom Osten kommt die Erlösung, die Erlösung namentlich von der drohenden Hungersnot. Der „Brotfriede" von Brest-Litowsk ist es, mit dem die Darstellung beginnt, um bis zum Zusammenbruche im Herbst 1918 zu führen. Die allerletzte Katastrophe, der endgültige Sieg der Revolution, fehlt leider. Wir sehen schon den Schatten des Gespenstes an der Wand, aber das Gespenst selbst erscheint nicht auf der Bildfläche.

Dem Verfasser ist eine glänzende Darstellungsweise eigen, die an Carlyle erinnert. Auch die Zusammenfassung der Ereignisse unter einzelnen Schlagworten findet schon ein Vorbild in Carlyles Geschichte der Französischen Revolution. Es ist der Journalist, der Geschichte schreibt. Als solche blendenden Schlagwörter für die einzelnen Abschnitte finden wir Brest-Litowsk, Krisen, Granaten und Tanks, Kompromißversuche, Bulgarien, Waffenstillstandsbitte, das Programm der Milde, Ideen der Zeit, Parlamentarisierung und die Müdigkeit der Völker.

Dem Verfasser haben viele, bisher unbenutzte Quellen zur Verfügung gestanden. Das Vorwort rühmt namentlich, daß ihm für sein Werk von nahezu allen führenden Staatsmännern und Militärs, die auf seiten der Mittelmächte die Entscheidung hatten, die intimsten und ausführlichsten Darstellungen zur Verfügung gestellt wurden. Auch ohne diese Angabe würde man das merken. Woher sollte der Verfasser sonst z. B. wissen, was der Staatssekretär von Kühlmann an den einzelnen Tagen gedacht hat? In diesen reichen, aus persönlichen Mitteilungen fließenden Quellen liegt aber andererseits auch ein gewisser Nachteil. Das vorher erwähnte Bedürfnis der Mohrenwäsche am eigenen Leibe ist unter den leitenden Staatsmännern stark verbreitet. Warum sollte man, statt es selbst zu tun, dies Geschäft nicht lieber durch Herrn Nowak besorgen lassen? Trotz des reichlichen Fließens der Quellen und der subjektiven Wahrhaftigkeit des Verfassers, kann deshalb doch die Zuverlässigkeit der Quelle und des darauf gestützten Ergebnisses nicht immer unerschütterlich erscheinen.

In der Beurteilung der einzelnen Persönlichkeiten treten beim Verfasser starke Sympathien und Antipathien hervor, auf welche die Quellen nicht immer ganz ohne Einfluß gewesen zu sein scheinen. So erfährt z. B. auf deutscher Seite der Staatssekretär von Kühlmann, entgegen der herrschenden öffentlichen Meinung, eine auffallend günstige Beurteilung, während andererseits General Ludendorff und der Staatssekretär von Hintze sehr schlecht fortkommen. Das unheilvolle Treiben von Mathias Erzberger, der mit Kaiser Karl an dem Zusammenbruche eine wesentliche Schuld trägt, findet natürlich eine ausreichende Würdigung. Jammervoll ist besonders die Rolle des Kaisers Karl, der nach dem veröffentlichten Sixtusbriefe wie ein ertappter Schuljunge lügt und falsche Ehrenworte abgibt, was man ihm natürlich aus politischen Gründen glaubt.

Das Zusammentreffen von militärischer Niederlage und Revolution führte die Katastrophe in ihrer ganzen Größe herbei. Es wird immer eine Parteifrage bleiben, ob das militärische Versagen die Revolution oder andererseits die Revolution, der berühmte Dolchstoß von hinten das militärische Versagen herbeigeführt hat. Ludendorff sieht natürlich den letzten Grund in dem Zusammenbruche der Heimatfront, in der systematischen Vergiftung des Heeres durch revolutionäre Einflüsse von der Heimat her. Als in der Augustschlacht 1918 vorgehende Truppen als Streikbrecher angerufen wurden, andere sich widerstandslos massenhaft ergaben, da war die deutsche Widerstandsfähigkeit gebrochen. Andererseits bildet nach Nowak die mili-

tärische Niederlage namentlich bei Bulgarien und Österreich den inneren Grund, daß auch die politischen Zustände der kriegführenden Mittelmächte zusammenbrachen.

Ein siegreicher Staat wird keine Revolution erleben. Deshalb allerdings von vornherein die Angst des Radikalismus vor einem vollen deutschen Siege. Bei einem solchen konnte man keine politischen Geschäfte machen. Aber diese Angst konnte sich nie zu einer Revolution verdichten und das Heer anfressen, solange das Heer von Erfolg zu Erfolg vorwärts schritt. Als man sich aber in jahrelangem Stellungskampfe nur mühsam behauptete, hier einmal etwas vorgehend, dafür dort wieder um so mehr zurückweichend, als die großen Schlachtschiffe, die die englische Seemacht bedrohen sollten, Jahr für Jahr im Hafen lagen und die Besatzungen vor Langeweile umkamen, da war der Boden für die Revolution bereitet. Im letzten Grunde war es überall das militärische Versagen. Hätte man im Sommer 1914 die Marneschlacht gewonnen, und die deutsche Flotte auf die Gefahr ihres eigenen Unterganges die Stellung Englands als erster Seemacht vernichtet, so war der Krieg zu Ende und von Revolution keine Rede. Italien und Rumänien, von Amerika ganz zu schweigen, wären dann ebensowenig in den Kreis unserer Gegner eingetreten wie Österreich und Italien nach der raschen Entscheidung im Jahre 1870. Daß man den Balkanfeldzug aus dynastischen Rücksichten für König Konstantin nicht mit der Einnahme von Saloniki abschloß, war gewiß an sich ein rein militärisches Ereignis. Aber es eröffnete, während sonst der Balkan erledigt gewesen wäre, der Entente die Möglichkeit der Bildung der Salonikifront, indem England und Frankreich weniger Skrupel über die Verletzung der griechischen Neutralität hatten (diese Tatsache sei übrigens Herrn von Schoen bei einer etwaigen neuen Auflage seines Buches zur entsprechenden Berücksichtigung und Entrüstung empfohlen), bereitete den Angriff Rumäniens vor und führte schließlich zum bulgarischen Zusammenbruche. Und schließlich selbst im Frühjahr 1918, als schon vielfach revolutionäre Unterwühlungen sich zeigten, hätte das Gelingen eines einzigen großen Durchbruchs im Westen jede Revolution unmöglich gemacht. Es ist in letzter Linie also immer das militärische Versagen.

Daß nachher die Revolution die Katastrophe ins Ungeheuerliche steigerte und uns jede Aussicht auf einen leidlichen Frieden nahm, ist unbestreitbar. Das war der Dolchstoß von hinten im Geschäftsinteresse der Partei, der Reich und Volk vollends zugrunde richtete. Aber weshalb ließ man es zur Revolution kommen? Revolutionen sind immer nur das Zeichen der Schwäche der Regierenden. Als der deutsche Kaiser, der erste Offizier seines Heeres, uneingedenk des Wortes, daß das Leben nicht der Güter Höchstes ist, über die holländische Grenze ging, da lösten sich erst im Heere alle Bande frommer Scheu, da hatte der Fahneneid, auf den der Kaiser so oft hingewiesen, seine Bedeutung verloren.

Hier lagen die wahren Gründe des Zusammenbruchs. Der Gedanke der Monarchie für die Zukunft, der mit dem deutschen Staatsideale untrennbar verbundene Gedanke von Kaiser und Reich, kann in Gestalt eines neuen Volkskaisertums, frei von allem Gottesgnadentum und aller Legitimität, für die Zukunft dennoch gerettet werden, wenn wir von der Persönlichkeit des letzten Kaisers absehen. Das Reich muß uns doch bleiben.

Prof. Dr. Conrad Bornhak

Franziskaner und Kommunisten

Wohl alle, die sich in den letzten Jahrzehnten mit franziskanischen Dingen beschäftigten und den neufranziskanischen Kreisen, wenn auch nicht angehörten, so doch nahekamen, werden schließlich die Überzeugung gehegt haben: eine Erneuerung der religiösen Ideale könnte das wirksamste Ereignis sein, das dem Übel der Zeit, der „Verwirtschaftlichung" oder der Mammonsknechtschaft abhelfen dürfte.

Freilich träumten wir nicht vom Kommen einer vollendeten Weltordnung. Daß eine solche uns schon kraft unserer Natur verwehrt sei, wußten und wissen Heiden wie Christen, bestreiten auch nur modernste Rousseaujünger, die das Leben wohl bald zur Altväterweisheit zurückrufen wird. Jedoch eine erhebliche Besserung glaubten wir erhoffen zu dürfen. Diese Erwartung hegten wir auch während des Krieges mit desto heftigerer Sehnsucht, je mehr zutage trat, daß das Zeitübel auch den Kampf beherrschte, in ihm und von ihm nur zunahm und ihn zu jener häßlichen Erscheinung umprägte, die er schließlich ward.

Trotzdem aber blieb eine religiöse Bewegung aus. Bei allen heutigen Versuchen, die jene zu ersetzen sich vermessen, fehlt in unseren Augen von den franziskanischen Zügen das Wesentlichste.

Wir wissen schon: Hierauf erwidern die Kommunisten, wie es möglich wäre, an ihrer Bewegung das Vorhandensein jener Züge zu verkennen; franziskanische Brüderschaften wie altchristliche Urgemeinden seien kommunistische Gemeinschaften gewesen, die den Eigenbesitz geleugnet — Versuche einer Verwirklichung des Kommunismus; sollten wir aber das Hauptgewicht auf aszetische, weltverleugnende Seiten legen, so sei deren Unfruchtbarkeit allgemein erkannt, wir auch nicht zu solcher Parteinahme berechtigt, wo wir andernorts — als Dichter oder sonst — unumwunden genug die Welt bejaht hätten.

Hierauf sei nun nicht erwidert, daß die allgemeine Durchführung des Kommunismus unmöglich wäre (denn hierüber einigt man sich mit dessen Anhängern nie); doch sei darauf hingewiesen, daß das Urchristentum, welches die Verfassung seiner Gemeinden sich anscheinend wohl eine Zeitlang als die künftige Allgemeinverfassung dachte, allmählich selber davon abkam; daß die franziskanische Gemeinschaft aber ein Orden war, d. h. eine beschränkte Brüderschaft, ein Stand, mit der Aufgabe, nicht alle anderen Stände sich anzugleichen, sondern innerhalb anders verfaßter Stände nach eigener Regel zu leben und zu wirken. Urchristen wie Franziskaner übten gegen Außenstehende keine Gewalt aus und verschmähten es, gewaltsam zu bekehren oder mit ihrer Verfassung andere zu bedrücken; sie ergänzten sich mittels freiwilliger Beitritte, worauf denn allerdings für die neuen Mitglieder der Zwang der Unterordnung eintrat. Im Franziskanerorden ward man zudem, wie in allen Orden, durch Gelübde verpflichtet. Die segensreiche Wirkung beider Gemeinschaften auf die anderslebende Welt bestand allein im Beispiele.

Doch wollen wir uns auf das uns geläufigere Franziskanertum beschränken. Die gänzliche Blöße und Freiheit von Hab und Gut, die Freiheit von der Knechtschaft der Dinge, die im Orden herrschte zugleich mit der von seinem Stifter so betonten Seelenfreude, dienten zum Beispiel, daß Menschen, ohne mit Besitz versehen zu sein, vollkommen glücklich, ja glückselig leben konnten, drückten somit vor aller Augen die Notwendigkeit und den Wert von Besitz und Dingen herab und schufen so deren große Umwertung. Derzufolge wurde dann das Hauptgewicht von den äußeren Mitteln auf die innere Seelenverfassung, die freie Seele, gelegt. Jener kommunistisch lebende Orden ward ein Maßstab, nach dem die freiheitliebenden Menschen werten und selber leben konnten.

Diese Freiheit und Glückseligkeit in weitere Kreise zu bringen, die, wie Franziskus erkannte, ihm nicht in allem folgen konnten, gedachte er nun, solcher Einsicht gemäß, nicht

etwa seine Regel bei allen durchzudrücken, sondern gründete die Laienbrüderschaft. Er sah zu gut, daß der Mensch, der die Freiheit wollte, zu ihrem vollsten Maße, wie die Besitzlosigkeit sie biete, nur berechtigt sei, wenn ihm keine Pflicht, für andere zu sorgen, obliege, namentlich nicht für Weib und Kind. Demgemäß schuf er jene Einrichtung, kraft der auch der Familienvater, der Weltliche — sei's der städtische Beamte, sei's der Kaufmann, der Bauer, der Fürst usw. — sich der franziskanischen Gemeinde anfügen konnte, soweit das ohne Vernachlässigung der anderen gottgegebenen Pflichten möglich war. So verbreitete Franziskus einfaches, frommes, strenges und doch zugleich fröhliches Leben auch außerhalb mönchischer Stätten.

Der andere Hauptunterschied zwischen Franziskanern und Kommunisten besteht nun darin, daß jene die Freiheit von den Dingen suchten und forderten durch Überwindung der Dinge, diese aber die gleichmäßige Teilnahme aller an den Dingen fordern, die Dinge also zum Ziele machen, sich nach Dingen strecken und richten, die Herrschaft der Dinge daher ebenso wie die Mammonisten stützen, somit gerade der inneren Freiheit entgegenwirken, die Franziskus bringt.

Und hier ist auch der Platz, unser Verhältnis zur Askese darzulegen. Auch wir, die wir unbedenklich die Welt bejahen, ja verherrlichen, lehnen Askese nicht ab, insofern sie nicht Selbstzweck ist, sondern Mittel, sich zu höherer Freiheit zu erheben. Dies war auch ihre ursprüngliche Bestimmung, wie oft sie auch von trüberen Geistern anders aufgefaßt worden sein mag. Die Kirche ist im Grunde stets auf ihre richtige Bewertung zurückgekommen, den Heiligen von Assisi aber hat sie nie in der Seelenfröhlichkeit gehemmt. Wie weit er in der Selbstzügelung ging — uns scheint es sehr weit —, war wohl seine Seelensache. Die Welt hat er gepriesen und verklärt, allein sie ihm, nicht sich ihr unterworfen. Mehr verlange man nicht; jedes Maß ist recht, das zu jenem Ergebnis führt; doch das Maß ist je nach der Menschennatur verschieden.

Einmal freilich wähnten wir uns von franziskanischem Geiste angehaucht. Das war zu Weimar im Hochsommer 1920 beim Auftreten der sogenannten „Neuen Schar". War das nicht, wie die umbrischen Brüder, ein Orden freiwillig besitzloser, gemeinschaftlicher Lebensführung, die jedoch niemand anderem den Besitz verdachte, sondern nur dessen Geringfügigkeit zu erweisen und dessen Gebrauch zu veredeln anstrebte? War nicht diese Verbindung von Gottseligkeit und Frohsinn franziskanisch, waren es nicht neue „Joculatores Dei" — Gaukler Gottes, wie Franziskus so prachtvoll einst die Seinen benannt hatte? Gern übersah man die oder jene anscheinend harmlose Albernheit oder Irrung, wie man einst dem närrischen Bruder Juniperus seine unschuldigen Possen vergab. Die wir Familienväter waren und somit nicht in der Lage, weltfrei zu leben, kamen in echte Laienbrüderstimmung: wir öffneten den Freudebringern Tor und Tür im Herzen und im Haus. Aber wir verglichen auch, je mehr wir uns an die Tage des Umbriers erinnert fühlten. Da mußten wir zunächst zwischen den engeren Mitgliedern der Schar und den Mitläufern scheiden, denen es nur um eine neue Art Vergnügen, das Liebelei oder auch Schlimmerem auf die Kosten verhelfen konnte, zu tun war; hierin aber lag weiter keine tiefere Gefahr, da der Leiter insofern klar zu sehen schien.

Beim Vergleichen aber konnten wir auch nicht umhin, die drei Grundsäulen der franziskanischen Gemeinschaft zu berücksichtigen: die in den Ordensgelübden verkörperten Forderungen der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Da fanden wir die erste bis zu gewissem Grade verwirklicht, die zweite allem Anscheine nach ebenfalls, und fragten uns, wie lange noch die Gemeinschaft die dritte würde entbehren wollen: wie lange sie noch ohne die bedingungslose Unterwerfung der bunten Einzelwillen unter den eines wahren Meisters und Führers würde bestehen können. Wir meinten, daß die Forderung des Gehorsams gestellt werden würde und müßte, sobald auch diese Gemeinschaft die Erfahrung machte, daß Begeisterung, die zwar anfangs trefflich zusammenführe, nie lange dauere und nur für eine Weile die Tatsache verdecke, daß die Einzelwillen im Grunde doch verschieden sind, wie wenig auch

die Beteiligten das im köstlichen Anfangsrausche zugeben. Wir sahen für die Tage dieser Erkenntnis ernste Augenblicke voraus, während deren die Schar entweder ganz zerfallen oder die ihr Treuen mittels der Gehorsamsforderung zusammenfassen müßte. Vor dieser Forderung aber herrschte, was uns bald auffiel, auch unter den engeren Mitgliedern eine starke Scheu: der freie gute Wille sollte genügen, meinten sie. Und hieran zeigte sich bereits das Weichliche, Tändelhafte, das sich in der Bewegung heimlich barg, der Widerstand gegen das große Opfer — das größte: das Opfer der eigenen Meinung und Willkür gegenüber dem Meister, dem Ziel, dem Werk. Man hatte noch zu starke Lust an der eigenen Seele, als daß man sie hätte verlieren wollen, um sie zu gewinnen. Und so kam uns bald der Verdacht, daß die Neue Schar keine Gemeinschaft ringender Erneuerer sei, die berufen wäre, die „Freiheit von der Welt" wiederherzustellen, sondern nur Leute von bestenfalls mittelmäßigen guten Absichten, die sich im übrigen nach ihrer Weise auslebten und sich, wie das oft geschieht, mit Schwung und Worten betrogen. Seitdem hat ihr Führer durch seinen Fall jenen Verdacht nur bestätigt. Über einzelne Verfehlungen denken wir nicht so hart, daß wir sie für unverzeihlich hielten; Einzelhandlungen sind, wie wunderbar das auch sei, immer ausmerzbar. Doch ihr Beschönigenwollen zeugt, wenn nicht von verkehrtem Willen, der das allerschlimmste wäre — wie uns nichts so sehr wie der Koran XXXIII, 49—53 Mohammeds mittelalterlichen Namen des Lügenpropheten zu rechtfertigen scheint —, so doch von verkehrter Einsicht. In diesem Falle würde solches vom gänzlichen Verkennen zeugen einer Notwendigkeit des zweiten Ordensgebotes, der Keuschheit, die wir an sich durchaus nicht übertrieben bewerten, die aber in diesem Falle unbedingte Voraussetzung der Freiheit von Welt ist, und die darum der Freiheitslehrer von sich und seinen Helfern verlangen muß. Das aber, weil naturgemäß ihr Gegenteil andere Pflichten auf den Plan ruft und die Verwirklichung der angestrebten Weltfreiheit verwehrt. Das gilt auch von der Ehe; nicht aber, weil sie die Verbindung von Mann und Weib in bestimmte Formen prägt, sondern weil diese Verbindung, wie sie auch sei, das dritte Lebewesen zeugt, das beim Menschen nun einmal im Gegensatze zum Kücken sich nicht nach einigen Wochen schon frei ernährt, sondern kraft seiner Artbeschaffenheit auf lange hinaus den Schutz auch des Vaters erfordert.

Es mag Unrecht gewesen sein bei den alten Orden, junge Leute, die sich noch nicht genügend kannten, mit Gelübden zu belasten. Es bleibe den Erneuerern alter Heilspfade vorbehalten, dem durch geeignete Bestimmungen abzuhelfen (Gelübde auf Zeit, erleichterter Austritt). Aber es gibt nun einmal in Natur wie Menschheit nur sehr wenige Lebensformen; und diese wiederholen sich immer, wenn auch in neuer Erscheinung. Altertum, Neuzeit, Ost und West haben immer nur einen Stand, welcher der Verwirklichung der Freiheit von der Welt diente, hervorzubringen verstanden: neben dem Helden den Heiligen — neben den Ritterorden die Mönchsorden. Der Weltgebundene aber hat sich dieser Freiheit immer nur genähert mittels der Laienbrüderschaft. Der Weltgebundene, wie Schreiber dieser Zeilen, sollte vielleicht über alles das nicht reden; nur dem, der das Recht zur größten Freiheit und dem größten Opfer hat, stehe das frei. Aber wenn alle, die berufen sein könnten, schweigen oder irren?

Und so schließe ein Spruch, in Sorge um unsere mitteleuropäische Menschheit ausgesonnen:

Nicht ist's genug am Bürger. Ohne Mönch und Ritter
War, ist und bleibt jedwede Zeit abscheulich bitter.

Otto Frhr. von Taube

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ein Wort für Francis Bacon

Wenn in der heutigen Zeit kritische Betrachtungen über Francis Bacon abgegeben werden, wie von der hochgeschätzten Schriftstellerin Ricarda Huch in ihrem vom „Türmer" neulich gewürdigten Werk „Entpersönlichung" (vgl. Septemberheft, S. 522), so wäre dies dahin zu untersuchen, welche Schriftsteller die Autorin bei ihrem Urteil über Bacon beeinflußt haben. Die Zeichnung von Bacons Charakter, von seinen Staatshandlungen bis zu seinem Sturz, läßt deutlich die alte — falsche — Geschichtsschreibung von Camdens „Annalen" durchblicken, gleichviel ob sie direkt aus diesen oder von späteren Historikern entnommen wurde.

Wer nicht Zeit noch Gelegenheit hat, die Originalmanuskripte und die beste Wiedergabe von Bacons wissenschaftlichen Werken (Spedding) zu studieren, dem ist für die objektive Schilderung seiner ganzen Persönlichkeit das Werk von Spedding: „Leben und Briefe von Bacon", als Maßstab über den großen Mann anzuraten.

Diesem widerspricht Ricarda Huchs Urteil über Francis Bacon völlig. Zumal das Verhältnis von Bacon zu Robert Essex kann aber nur nach dem Briefwechsel und der getreuen Aufzeichnung von bestimmten Gesprächen zwischen beiden richtig bewertet werden. Ich sehe dabei gänzlich von meinen Erforschungen und zu veröffentlichenden Beweisen ab, daß Bacon und Essex leibliche Brüder, als Söhne von Elisabeth und Robert Dudley Lord Leicester waren. Ferner, daß Elisabeths Verhältnis zu Robert das einer „Mutter" war, die diese Verwandtschaft vor der Welt verbarg, doch Essex als Liebling, wie ein verzogenes Kind, gewähren ließ; dazwischen aber mit ihm streng verfuhr, der, sich auflehnend, seine Mutter absetzen wollte. Zuerst hatte er den Plan, Jakob auf den Thron zu bringen, er geriet aber während seiner Rebellion in psychisch-pathologische Verwirrung, und es bleibt dahingestellt, ob er sich zuletzt vielleicht selbst zum König einsetzen wollte, was freilich nicht klar nachweisbar ist.

Die später von Bacon herausgegebene „Apology" — die erst nach Elisabeths Tod, vor Freunden und Feinden, Bacons Verhalten während der ganzen Essex-Verschwörung klarstellen sollte —, entrollt wohl allen heute Nichteingeweihten und jenen Vorgängen Ferngerückten ein Bild von dem nicht ganz verständlichen, aber doch berechtigten Handeln Bacons in dieser Angelegenheit. Man muß die Apology im Zusammenhang mit allen vorausgegangenen Gesprächen und Korrespondenzen, endlich mit den eigentümlichen Eingangsworten von Bacon vor Fällung seines Urteils über Essex während der Verhandlung lesen, um sich eine wahrheitsgetreue Vorstellung von der schweren Situation eines Mannes zu machen, der seinen von ihm sehr geliebten Bruder zum Tode verurteilen mußte und auf Elisabeths ausdrücklichen Befehl dazu ausersehen war, nachdem sich Bacon sehr diplomatisch der ersten, vorangegangenen Verhandlung zu entziehen verstanden hatte, indem er von London abwesend blieb. Auch hierüber

geben nur Bacons eigene Andeutungen und Briefe an Essex Aufschluß, aber stets mit der beobachteten Vorsicht, nicht anderen ihre Blutsbande zu verraten, falls die Briefe in fremde Hände kämen.

Was die Beurteilung des Philosophen Bacon durch Ricarda Huch betrifft, so ist hier nicht der Raum, darauf näher einzugehen. Nur sei kurz erwähnt, daß seine Philosophie, damals noch eng mit Naturwissenschaft verwebt, sehr genau studiert werden muß, und daß seine Ansichten und Erforschungen die damaligen Weltanschauungen ein Jahrhundert im voraus überragten und nicht in wenigen Sätzen erörtert werden können. Es sei hier betont, daß Bacon der Begründer der „experimentellen Philosophie" und ferner der Entdecker des „Gravitationsgesetzes" wurde. Daß er Kopernikus' System von der Drehung der Erde um die Sonne nicht annahm, führt man darauf zurück, daß er ein schlechter Mathematiker gewesen sei. Seinen philosophischen Weisungen folgten bekanntlich Bentham, der 1748—1832 lebte, auch John Stuart Mill und andere namhafte Philosophen.

Bacons geschichtliches Bild unter der ihm feindlichen Regierungspartei, zumal beider Cecils und deren zeitgenössischen Kollegen, wurde dahin gefärbt, ihn als Streber nach hohen Ämtern und Gehältern verächtlich darzustellen. Unter Jakob I. wird sein Charakter noch niedriger durch Bacons Annahme von Bestechungsgeldern hingestellt, und daß er deswegen als Staatskanzler entsetzt wurde. Hiebei aber verschweigen die Annalen, daß seiner Zustimmung, Gelder entgegengenommen zu haben, ein sehr wichtiger Nachsatz von Bacon folgte. Dieser ist in seinen Manuskripten aufbewahrt: Er besagt, daß er die Gelder angenommen, weil es alter Brauch war, daß er sie aber nie als Bestechung, sein Urteil zu beeinflussen, benutzt habe. Und Bacon betont selbst, daß dieser Usus von „Monopolen, Pensionen", oder welcher Form diese Nebeneinkünfte waren, eine Unsitte sei. Die alten Staatsakten, auch solche unter Heinrich VIII., weisen nach, wie weltliche und geistliche Würdenträger mit Zustimmung des Königs solche Nebengelder bezogen. Auch die beiden Cecils, der Oberrichter Coke u. a., nahmen zu Bacons Zeit jene Gelder entgegen, aber meist für ihre ausgeführten heimlichen Intrigen. Darüber erbringen die erst 1888 veröffentlichten Staatsakten, die Hatfield-Manuskripte aus der Elisabethzeit Aufschluß.

Die Historiker waren für ihre Werke auf die Camden-Annalen und auf die des Historikers, der unter Jakob I. dessen und Bacons Personalien verfaßte, angewiesen. Die späteren Geschichtschreiber haben bekanntlich voneinander abgeschrieben. So blieb das dem Charakter nach aufs unwürdigste gezeichnete Bild von Francis Bacon wie eingemeißelt in der Geschichte bestehen.

Der erste Autor, der sich rühmen darf, eine objektive Biographie über Francis Bacon verfaßt zu haben, war Spedding. Über die große Folioausgabe von Bacons Werken, 1665 zu Frankfurt erschienen, schrieb „Das Tagebuch der Gelehrten" am 8. März 1666 voll höchster Anerkennung und Bewunderung über den großen Philosophen.

Neuausgaben von Bacons wissenschaftlichen Werken erschienen immer wieder: Im Jahre 1740 gab sie Mallet in London heraus, und von 1825 bis 1834 bearbeitete Montague in London eine 16 Bände umfassende Auflage seiner Werke. Von 1872—75 wurden von Ellis, Heath und Spedding gemeinsam Bacons Werke in 7 Bänden veröffentlicht. Außerdem erschienen 2 Bände: „Account of the life and times of Francis Bacon", 1885, von Spedding. Bedeutsam für die Biographie über Francis aber wurde Speddings Werk: „Life and letters of Francis Bacon", das 7 Bände umfaßt. Hierin gibt Spedding Bacons Briefe und seine „Gelegenheitsschriften" mit den dazu erforderlichen Kommentaren heraus. Indem Spedding die Briefe nach den Jahrgängen geordnet, dazwischen Bacons sehr bedeutungsvolle „Gelegenheitsschriften", unter Angabe der jeweiligen geschichtlichen Tatsachen und Vorgänge, auf die sie sich beziehen, übersichtlich darbietet, entsteht eine Biographie, die sich durch die jeweiligen Belege aus Briefen und Schriften zu einer Art „Selbstbiographie" gestaltet. Darin liegt der

hohe Wert, man erhält ein deutliches Bild von Bacons Charakter, Leben und Wirken. Nebenbei ntrollen diese im Wortlaut wiederholten Briefe an die Königin, an Jakob I., an die höchsten Würdenträger, an Gelehrte und Freunde, und besonders seine intime Korrespondenz mit Robert Essex, danach seine „Apology", bezüglich dessen Verurteilung als Hochverräter, ein gänzlich anderes Bild, als die Geschichte bisher über Francis Bacon verzeichnet hat.

Auch über die Vorgänge und Intrigen, die, ahnungslos für Bacon, sich hinter seinem Rücken bei seinen Feinden abspielten, mit der Absicht, ihn als Staatskanzler zu stürzen, wirft Speddings Werk ein völlig neues, Bacon rechtfertigendes Licht.

Auf die Berührung der Streitfrage „Bacon—Shakespeare" soll hier nicht eingegangen werden. Dieses weite Gebiet bedarf vieler Belege, um zu beweisen, daß einerseits Francis Tudor, genannt Bacon, Baron Verulam of Verulamium, Viscount of St. Albans und Shakespeare andrerseits: eine Person ist. Die Beweise hiefür müssen aus Staatsakten, alter Genealogie und, hiemit übereinstimmend, aus endlich aufgefundenen Selbstzeugnissen von Francis Tudor-Bacon-Shakespeare, der Nachwelt bekräftigt werden. Es werden hierüber Werke von Alfred Freund, Hamburg, und von der Verfasserin dieser Entgegnung bald veröffentlicht werden.

Deventer von Cunow

Nachwort des Türmers. Es war zu erwarten, daß sich Freunde Bacons und der Bacon-Shakespeare-These gegen Frau Ricarda Huch zur Wehr setzen würden. Nur bedeutende Fachkenntnis, die das hier angedeutete Material nachprüfen und methodisch erforschen könnte, vermöchte uns zu überzeugen. Wir müssen uns des Urteils enthalten, können uns aber dem Eindruck nicht entziehen, daß hier Tatsächliches und Romanhaftes noch ungeklärt durcheinanderspielt. L.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ein Dichter in der Verbannung

„Es muß über die ganze Welt ein neuer Glaube kommen ... Wir sind alle krank vor Sehnsucht nach diesem neuen Glauben ... Wir sind krank vor Unzufriedenheit und vor Ekel. Der Mensch aber ist gut. Der neue Glaube muß sein: der Glaube an die Güte aller Menschen". — Dieses Wort spricht Georg P. M. Roose, ein Dichter, der im gegenwärtigen Deutschland so gut wie unbekannt ist und doch verdient, nicht allein wegen seines tragischen reinmenschlichen Schicksals, sondern auch als Wegbahner eines neuen Deutschland in weiteren Kreisen gewürdigt zu werden. Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen; sie hinterließ bei mir einen starken, ermutigenden Eindruck; und ich glaube der Anteilnahme der Türmer-Leser gewiß zu sein, wenn ich auf das Schicksal und die bisherigen Veröffentlichungen Rooses hinweise. Der am Anfang unseres Aufsatzes mitgeteilte Ausspruch kennzeichnet den Menschen und den Dichter. Ein kerngesundes Mannestum, edeltreu seinen Idealen nachstrebend, stillstark und mutig im Ertragen seines tragischen Schicksals, beseelt von einer glühenden Liebe zu Heimat und Deutschtum — das ist es, was uns in dieser Persönlichkeit entgegentritt. Sein Vorkämpfertum für den flämischen Gedanken hat Roose die Verbannung, ja die Verurteilung zum Tode gekostet. Er ist einer der Vertreter flämischer Literatur, der aus stammverwandter Seele zu deutschen Menschen spricht. Im Kriege sah des Dichters Heimatland über den Trümmern und der Asche seiner Städte und Dörfer das erste Morgenrot künftiger Freiheit unter deutschem Schutze aufleuchten. Während dieser Zeit ist Roose einer der tapfersten und unerschrockensten Vorkämpfer der flämischen Bewegung gewesen.

Der Dichter wurde im Jahre 1881 zu Antwerpen geboren. Schon vor dem Kriege wirkte er leidenschaftlich in den Zeitschriften „Hooger Op" und „Carolus" gegen die flamenfeindliche Politik der belgischen Regierung, widmete sich politisch-sozialen Bestrebungen und entfaltete als Autor wie als Kritiker eine äußerst rege und vielseitige Tätigkeit. Bei Ausbruch des Weltkrieges kämpfte er als Offizier im belgischen Heer, bis er nach dem Fall Antwerpens nach Holland entkam, um dort sein religiöses Drama „Der Meister des Lebens" zu vollenden. Als die militärische und politische Lage es gestattete, kehrte Roose als Vorkämpfer der flämischen Bewegung in sein Vaterland zurück und hat in Wort und Schrift an hervorragender Stelle für die Loslösung Flanderns von Belgien gewirkt. Die seinem Volke in ernster Zeit geleisteten Dienste sollen ihm unvergessen bleiben.

Der deutsche Zusammenbruch zwang den Dichter zum Verlassen seiner Heimat, und in dem seelisch und völkisch stammverwandten Deutschland fand er Zuflucht vor der Verfolgung der belgischen Behörde, die ihn wegen „Landesverrats" zum Tode verurteilte. Gegenwärtig lebt Roose als freier Schriftsteller in Leipzig. Aus den Gesprächen mit dem Dichter klang dies eine freudig in mir fort: einen „Ausländer" vor mir zu haben, der in aufrichtiger Liebe und Dankbarkeit deutschem Wesen nahe steht, der es tief ergründet hat und selbst in diesen dunklen Tagen an Deutschlands Sendung glaubt. Dabei auch in gerechter, sachlicher Kritik unsere

Fehler und Schwächen erkennend: wie manches bittere Wort mußte ich hören über die deutschen Maßnahmen in Flandern, die so oft dem einheimischen Volkstum widersprachen und der flämischen Bewegung große Hindernisse bereiteten!

Auf zwei in deutscher Sprache erschienene Werke Rooses möchte ich die Aufmerksamkeit lenken. Vor einem Jahr erschien sein Roman „Der Gezeichnete" im Bücherlese-Verlag zu Leipzig. Die spannend geschriebene Erzählung aus dem Volksleben Flanderns ist ein getreues, packendes Abbild jenes urwüchsigen Volkstums mit seinen Sitten, Lastern und Aberglauben. „Der Gezeichnete" — es ist das Sinnbild unseres Geschlechts, an dem Schicksal eines Menschen ergreifend gestaltet. Wie sich dieses Einzelschicksal vom heimatlichen Boden zu einem weltweiten Horizont erhebt, wie es durchglüht ist von einer unsäglichen Liebe zum Leben über Tod und Nacht hinaus, wie es beseelt ist von echtem Glauben an alles Edelmenschliche — das wird uns in dieser Dichtung voll dramatischer Wucht und bildhafter Eindringlichkeit geschildert. „Dieser Einzelne und Ausgestoßene, dieser Lebendigtote wächst durch sein Los zu vollendeter Heiligkeit empor. Statt Feindschaft gegen die Lebenden tritt heiße Liebe und inniges Erbarmen mit ihren Irrtümern mächtig aus ihm hervor. So erlangt er die volle Einsicht in die letzten Zusammenhänge und in das tiefste Geheimnis aller menschlichen Fehler und Gebrechen. Er lernt das Recht der Menschenwürde kennen, die durch den Mißbrauch der Macht zertreten wird. Er gewinnt den tätigen Glauben, der Wunder wirkt, und kämpft für das Recht zu leben, das alle besitzen, weil sie Menschen sind. Das ist das Geheimnis der Liebe, um das nur die Toten wissen, alle die frühen Opfer, und das die Lebenden vergessen haben." Eine schlichte Bauerngeschichte, und doch in die Sphären ringenden und leidversöhnenden Menschentums erhoben. Und dieses Einzelschicksal des Gezeichneten nun verwoben in eine Reihe von lebenswahren Bildern aus dem flandrischen Volkstum und der flandrischen Landschaft. Wir erleben am Anfang ein Festmahl der heimkehrenden Schnitter, bei dem diese Ärmsten mit dem Verdienst ihrer harten Fronarbeit einen Tag lang in wahnwitzigem Prassertum den Herren spielen. Lyrisch beschwingte und dramatisch bewegte Szenen wechseln miteinander ab: die Bilder in der Schenke und auf dem Marktplatz, auf dem Schlosse und in ärmlichen Dachkammern, auf dem Wiesenplan und einsamen Bauernhöfen und im stillen Waldwinkel, die Weihe der Christnacht beim flandrischen Bauerntum prägen sich uns unvergeßlich ein. Und als Kleinod des Ganzen empfinden wir die Liebe der armen jungen Magd zu dem Todgeweihten, jene Liebe voll unschuldiger Leidenschaft und mildinniger Wehmut. In seiner lebenswahren Derbheit echt volkstümlicher Kunst und seinem gemütsstarken Tiefsinn, in dem Wechsel selig jubelnder Freude mit feierlichem Ernst, in seiner einfachen und doch markig-klangschönen Sprache wird das Werk auch Widerhall in deutschen Herzen finden.

Von der gleichen hohen Denkweise ist auch Roosses zweites Werk, das Christusdrama „Der Meister des Lebens", erfüllt. Die Handlung umfaßt die Ereignisse in Jerusalem vor der Kreuzigung. Die biblischen Berichte sind in plastische szenische Vorgänge gestaltet — römisch-hebräische Menschen und Landschaft, und der Grundton des Ganzen dennoch von germanischem Geist beseelt. Das Weltreich Roms und das Gottesreich des Messias ringen um die Seelen der Menschen; in wuchtiger Kraft schildert uns dies die Volksszene des dritten Aktes vor der Kreuzigung. Würdevoll und verklärt von innerer Leuchtkraft schreiten edle Frauen durch das Werk, ahnungsvoll ist ihnen im Traum das Geheimnis des Meisters des Lebens aufgetan, in strahlender Siegkraft kündet ihnen ein Wunder des Heilands auf dem Wege nach Golgatha die Wahrheit dieser Träume. Die frei schöpfende Phantasie des Dichters hat mit diesen Frauen dem Drama Edelgestalten geschenkt, die als Sendlinge des Lichtes den umnachteten Gemütern ihrer Zeit entgegentreten und uns die biblischen Berichte bedeutsam ergänzen und vertiefen.

Das Geheimnis der Dichterkraft Roosses ist die straffe Entschlossenheit, der harte, herbe Ernst unerschrocken kämpfenden Mannestums und ein wirkungstief beseelter Eifer in seinem

Schaffen, das einer in Macht- und Goldgier verstrickten Welt das Gebot gläubig mitleidsvoller Liebe künden und in die grauenvolle Seelenöde der Gegenwart ein Frührotleuchten besserer Zukunft strahlen will. Es ist nicht das unechte und abstoßende Weltumarmungsgeschrei unserer Modeliteraten, sondern die wahrhaft brüderliche Gesinnung zur Beseelung der Menschheit. Möge dem Dichter in seinen edlen Strebenszielen auch bei uns noch mancher Freund und Mitwanderer gewonnen werden! Dr. Paul Bülow

Was wollen wir lesen?

Schriftsteller, habt acht! Es geht nicht um mechanische Gebote, daher ist es nichts für die Artigen, die Ästheten, die überzeugungstreuen Diener einer Richtung und einer ausgegebenen Parole. Sondern es geht um die Zeit, um diese wilde, stürmische Zeit, gleich gewaltig im Bösen wie im Guten. Es geht darum, ob der Schriftsteller, mitgerissen, mitgetragen von den rasenden Wirbeln, untergeht oder, ans jenseitige Ufer geschleudert, die wie vom Steinhagel zerschlagenen Glieder ins Licht emporreckt, sich umsieht und sein Volk grüßt, das um ihn steht.

Sein Volk sind wir. „Wir" sind die Alten, die sich aus Trümmern herausarbeiten, die durch Hunger und Not gegangen sind, die unter dem Kriegsdonner standen und unser Liebstes sterben sahn. Und „wir" sind die Jungen, in deren blühenden Zügen der heilige Ernst flammt: Vaterland, warte auf uns, wir kommen!

Das sind wir. Und was wollen wir lesen? Nicht lesen wollen wir mehr das, was um 1913 Mode war und als „vielgelesen" galt. Nicht die matten, aufgekochten Tränke eines spielerischen Ästhetentums bringt uns mehr! Nicht die Kunst von vorgestern, sondern die von heute und am liebsten von morgen. Wir sind heute anspruchsvoller, als wir 1913 waren. Das lose Geflatter genügt uns nicht mehr. Wir begehren das Stärkste, was ein starker Mensch hat, und was ganze Herden von Schriftstellern des jungen 20. Jahrhunderts nicht hatten: ein lebendiges Herz, eine Kunst, die aus starker Wurzel wächst, die echt in der Wolle ist — nicht nur ein Talent zum Auspinseln von Schablonen, hergestellt in der Fabrik eines Ismus.

Wir wollen Bücher lesen von denen, die mehr können als wir, und die uns helfen. Bücher, die an unser Herz klopfen, daß es klingt.

Schriftsteller, die ihr nicht zu den nachgemachten Künstlern gehört, zu denen, die artig sein müssen vor der Tagesmode, weil sie sonst nichts sind, die ihr selber etwas könnt, habt acht! Die Zeit ist groß, und wir sind anspruchsvoll und ungeduldig. Wir lassen uns nicht hinters Licht führen. Wir lassen uns nicht täuschen durch hohe Auflagen. Die täuschen oft grenzenlos. Die Masse sucht das Vorgestrige. Wir fordern mehr.

Wir fordern mehr, als Ina Seidel in ihrer Novellensammlung Hochwasser (Fleischel & Co.) uns gibt. Es ist ein Büchlein besserer Ästhetik, aber einen starken Herzschlag hat es nicht. Wir fühlen, wie die Gestalten und Geschehnisse gemacht, gestellt sind, so daß die Verfasserin sich wohl meist befriedigt sagen kann: „Es ist gut gelungen." O ja, für Leser von 1913, aus einer matten, satten Zeit, die nichts Stärkeres begehrte als stilisierte Ausschnitte aus dem Leben. Es ist die Kunst von vorgestern, die Ina Seidel zeigt. Morgen brauchen wir die harte, klare, unerschöpfliche Kraft einer Supper, die aus dem Volke wächst, aber es nicht umspielt, umschmeichelt oder seine Nöte um des ästhetischen Genusses willen herauszerrt.

Es fällt auch seltsam einiges auf. Das Bild eines preußischen Hauptmanns im Kriege wird ins Häßliche, Abscheuliche verzerrt, wie er um eines eklen Liebesspiels mit einer Französin willen einen guten Jungen, den Sohn seiner Verlobten, in den Tod schickt. Ein leises, spöttisches Lächerlichmachen, mit französischen Augen gesehen: „Disziplin! hieß das Wort, das wie ein

Schlag mit der Reitgerte durch die Luft sauste, wenn es nur gehörig zwischen den Zähnen hindurch gezischt wurde." Und andererseits das liebevolle Versenken in die letzten Stunden einer jüdischen Kommunistin. Diese Verteilung von Spott und Liebe nannten die Ästheten von 1913: künstlerische Objektivität.

Wir brauchen jetzt etwas andres als diese papierene und sehr durchschemige Objektivität. Wir wollen die Subjektivität des Herzens, aus der zehntausendmal mehr künstlerische Wahrheit strömt!

Wie eine deutsche Schriftstellerin jetzt in dieser blut- und jammergetränkten Zeit eine Novelle schreiben oder veröffentlichen kann wie „Das Menuett auf Tahiti", wird ein gesundes Empfinden, das in der Sturmluft atmet und nicht nur am Schreibtisch, nie verstehen. Es ist in geiler, französischer Manier geschrieben und macht Franzosen zu Helden. Ob's ästhetisch schön ist oder nicht, kümmert uns nicht. Wir wollen Schriftsteller, die deutsches Blut und deutschen Stolz in sich haben.

Liebe und Achtung sind wir wohl schuldig dem Dichter der Biene Maja, dem Waldemar Bonsels, der in Eros und die Evangelien, aus den Notizen eines Vagabunden (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) uns ein neues Buch beschert. Aber es geht beim besten Willen nicht. Bonsels ist in unserem Schrifttum eher ein zartes, empfindsames Mädchen, als ein Mann. Das konnte reizend sein, aber es hält nicht Stich. Sein Eros gehört auch zu den leeren Büchern, die wir vorgestern liebten, es ist ein spielerisches Suchen und Verkünden, das dem starken Strom der Zeit nicht mehr entspricht. Was heißt „Vagabund"? Herumbummelnder Ästhet wäre besser gesagt. Ein richtiger Landstreicher, richtig gesehen und erfaßt, wäre mir lieber. Eine überirdische Schustertochter, die wir nur im Sterben sehen und die z. B. sagt: „Der Wandel der Natur hat keine Kraft, über seine Kreise emporzuheben, allein der Geist" — und ein adliges Mädchen, das in der Nacht zu ihm kommt und unter dem Mantel nichts trägt wie ihre „blasse Mädchenherrlichkeit", stellen so etwas wie die himmlische und irdische Liebe dar. Es sind, dafür birgt Bonsels Name, hohe Schönheiten, Zartheiten, Weisheiten in diesen unendlichen Zwie- und Selbstgesprächen, die den Inhalt des Buches ausmachen, auch liebreizende Darstellungen, wie vom rinnenden Sand, der den hineingeschriebenen Namen nicht festhalten kann. Aber manches, was zart wirken soll, ist doch nur plump. Es tut auch künstlerisch weh, wenn wir Vorgänge erleben wie in dem dunklen Garten, in dem der „Vagabund" zu der Fremden, Niegeschauten hinaufspricht, die hinter dem offenen, erhellten Fenster ohne Nachthemd im Bett liegt und liest, und wie er wunderschöne Worte sagt, die er doch notgedrungen mit sehr erhobener Stimme sprechen müßte. Das ist alles reichlich gekünstelt. Es soll geheimnisvoll sein und ist nur schwach.

Bei Rudolf Binding: Legenden der Zeit (derselbe Verlag) werden wir schon aufmerksamer. Auf dem Umschlag steht, in nicht gerade ausbündig geschmackvoller Verlegerart, ein Lobgesang von Ludwig Finckh. „Es sind moderne Legenden, die den Anschluß an unser heutiges Empfinden (darauf sind wir ja gerade aus!) und die seltsame Kette vom Himmel zur Erde geschlungen haben." Nun, nach der ersten Novelle, in der ein Engelchen vom Himmel herzelt und unten ein reizendes Menschenkind wird, kann ich Finckh nicht recht geben. Unser heutiges Empfinden" rennt allerdings den Himmel an. Fragen werden lebendig, die wir längst in satter, spießbürgerlicher Selbstgefälligkeit begraben glaubten. Gott und Teufel nehmen wieder Gestalt an für den Menschen. Aber damit, daß ich mir den Himmel als glänzenden Hofstaat mit Hofmusik, Kronratssitzungen und einem pedantischen lieben Gott vorstelle, entspreche ich nicht dem heutigen Empfinden. Um andrerseits aber durch reizende Schalkheit zu betören, fehlt dem Verfasser doch die natürliche Naivetät, die ein Richard Leander hatte. So wirkt alles gewaltsam und für das religiöse Empfinden verletzend. — Auch in der zweiten Legende: Sankt Georgs Stellvertreter, wird anfangs mit dem lieben Gott wieder sehr respektlos umgesprungen, dann aber klingt doch ein erfrischend starker Ton auf, der diese Geschichte weit

über die leeren Spielereien der anderen beiden Bücher hinüberträgt. Es kommt ein Stücklein Kraft zum Ausdruck in der Forderung, daß man nicht gebückt als armer Sünder durchs Himmelstor einschleichen soll, sondern stolz und keck als Ritter, der seine Sach auf Erden besorgt hat und sich nun nicht fürchtet. Die Geistlichkeit ist nur als rückgratbrechendes Pfaffentum gesehen. Das mag für den Fall gelten, aber wenn der Verfasser nicht mehr von ihr weiß, so weiß er nicht genug. — Ganz unumschränkt reizend und lieblich wie ein altes, süßes Weihnachtsbildchen in leuchtenden Farben ist die letzte Geschichte vom Christkind und dem Peitschchen, und so scheide ich leidlich versöhnt von diesem Legendenerzähler.

Ein wirklicher Versteher unserer Zeit ist Walter Bloem. Es war nicht alles Gold an ihm, was glänzte. Seine großen Vorkriegsromane hatten oft bei mächtiger Darstellungskraft keinen rechten Kern, oder einen faulen. Aber im „Vormarsch" war der Kern fest und gesund und er ist es auch in dem zweibändigen Werk Gottesferne (Grethlein & Co.). Dieser Dichter ist allerdings gerissen worden durch die Wirbel der Zeit, und er steht mit zerschlagenen Gliedern am neuen Ufer. Noch vermag er unser Volksgeschick nicht zu schildern, das verstehen und ehren wir. Zu erschüttert, zu wund ist Herz, Sinn und Kraft. Aber unter dem Bilde der gegen die Bischofsgewalt ringenden und in heldenhaftem Widerstand untergehenden Stadt Würzburg finden wir unser Volksgeschick wieder. Wie spiegeln sich in dem Zechen, Schlemmen und Tanzen vor dem Untergang, in dem kindlich gläubigen Anklammern an falsche, schwache Stützen in der ausbrechenden Wut der Straße Vorgänge wider, die wir noch als frisch blutende Wunden an uns tragen! — Der Name Gottesferne gilt mehr äußerlich, als Kirchenferne, Kirchenbann an Roseggers Gottsucher erinnernd. Aber trotzdem geht es ans Mark.

Schlachtgetümmel schildert keiner wie Bloem. Herzerhebend klingt das mächtige „Nein!" das „Dees tu mir nit!" bei der Forderung zur Auslieferung der Führer. „Alle Menschen haben unrecht, nur Gott hat recht", ist das letzte dumpfe, erschütternde Ergebnis. Bloem hat dies Werk nicht leicht herausgeschüttelt, er hat es mit Blut geschrieben. Und das sei ihm gedankt!

Deutschland! Deine Schuld, o deine große Schuld! Nicht da, wo hämische Feinde und Lästerer sie suchen, liegt sie, aber sie weint aus Büchern heraus gleich dem Wegbereiter und die Liebe von Paul Burg (Staakmanns Verlag). Es bringt das Leben Friedrich Lists, dieses großen Wegbereiters für Deutschlands Ruhm und Größe, den noch heute so wenige kennen! Dieses Mannes, den sein Heimatland Württemberg auf den Hohenasperg schickte, als er seine ersten Eisenbahnpläne laut werden ließ, den sein König vor der weinenden Gattin einen Verbrecher am Vaterland nannte, der in Amerika Rettung suchte vor der Verfolgung enger Schreiberseelen, die ihn beargwöhnten, weil er die Schuld beging, sein großes deutsches Vaterland mehr zu lieben als sie alle. Und als der helle Kaufmannsgeist der Amerikaner ihn sofort erkannte und stützte, als er seine erste Versuchseisenbahn dort laufen sah, wie riß es ihn in Sehnsucht, ja in Reue unwiderstehlich zurück nach Deutschland! Sein Denken und Sinnen bei Tag und Nacht gilt nur dem einen: daß Deutschland eins sei, nicht mehr zerrissen in lauter kleine Ländchen mit ihren Zollgrenzen, und die Eisenbahn soll dazu helfen. Sie verbinde Nord und Süd, sie trage den Schwarzwälder Kaufmann ans Meer, sie hebe die jammervolle kleinliche Beschränktheit auf, sie erschließe den Deutschen die Welt! Er kommt zurück und findet — Widerstände über Widerstände. O, man lese dieses Buch! Man lese, wie ihm sein Werk unter den Händen entwunden, gestohlen, wie er von Strebern und Neidlingen verdächtigt, um all das Seine gebracht, mit seiner Familie ins Elend gestoßen wird. Ist's nicht ein bekannter Klang, der uns heute noch nicht fremd ist: „Man stritt sich, man schrieb Buch um Buch über das Problem. Der Drucker verdiente, der Plan erstickte."

Man lese Lists heldenmütige Kämpfe, in immer neuem Vertrauen, in Humor, in stets wieder neu aufbauender Liebes- und Arbeitskraft, und dann seinen entsetzlichen Tod von eigener Hand in den schneeverwehten Bergen von Kufstein. —

Leider hat der Verfasser ein schwerverständliches Gespiele von Göttern und geheimnisvollen Menschen um dies Geschehen gewoben, die wohl die inneren Kräfte versinnbildlichen sollen, aber es gar nicht nötig haben. Sie stören nur die eindringliche Schlichtheit des Geschehens, und stören auch das Kunstwerk an sich. Ich möchte eine Bitte an den Verfasser und die Allgemeinheit richten: das Buch von diesem Beiwerk zu befreien und es der Jugend in die Hände zu geben. Das kommende Deutschland soll sich vor den Fehlern des vergangenen hüten. Es trägt sie mehr in sich als es glaubt. Die größte Sünde eines Volkes aber ist, seine eigenen großen Männer nicht zu erkennen und zu ehren.

Wir stehen jetzt auf gutem Boden. Freiheit, eine Preußenjugend von Erich Wentscher (Grotescher Verlag) zeigt uns in starker, unverfälschter Wirklichkeitstreue den furchtbaren Einbruch der räuberischen Horden in der Franzosenzeit und den herrlichen Freiheitskampf. Der Stil ist meist schlicht und stark, angemessen dem großen, jetzt wieder so lebendig gewordenen Geschehen. Nur hin und wieder klingt es wie eine Erinnerung an die Gesuchtheiten der Vorkriegszeit, aber es sind vereinzelte Ausnahmen. Der starke Ton ist da, die lebendige Darstellung, und unsere Herzen gehen mit. Ein hohes Mutterwort in Ehren: „Wo jede Mutter ihr Recht verwirkt hat, gebe ich deine Stirn den Kugeln frei. Ich gebe dich frei, daß du wächst, daß du stark wirst, daß du uns frei machst. Ich gebe dir auf, das Blut deines Bruders mit dir zu tragen, bis Weichsel, Oder und Elbe sich röten von Franzosenblut! Laß jedes Brot dir bitter schmecken, bis du die Preußenfahne über unsre Erde trägst!“

Aus wirklichem Leben heraus sind die Schlacht- und Kampfbilder gezeichnet. Auch dies ist ein Buch für die Jugend. Man kann heute von einem Buche nichts Besseres sagen. Die Jugend ist jetzt alles.

Wie sich die Jugend von gestern zu der von morgen selber erzieht, sagt uns das vorzügliche Buch von Hans Schoenfeld: Im Schatten Kleists (Grunow, Leipzig). Freilich versteht ein gesunder Mensch von heute es wohl kaum mehr, wie sich ein Jüngling, um ein Lebensziel zu haben, Kleist als Vorbild nimmt und in der ganzen Lebensführung alles auf diesen Schatten einstellt. Es klingen da schon theosophische Grundtöne mit, die später noch stärker werden. Wie durch allerlei Versuche, auch mit dem weiblichen Geschlecht, die natürlich nur enttäuschend sein können, durch Ringen und Verzweifeln an der eigenen Kraft der Suchende schließlich, gerade durch Kleists starkwilde Natur mitgerissen, an der reinen Klarheit Kants anfängt zu gesunden, das ist ein gutes Bild der Jugend einer vergangenen, übersättigten Zeit. Der Krieg, der dann den Jüngling zwischen seine Räder nimmt, zermahlt noch vollends diese weichlichen Selbstbetrachtungen und baut den Mann. Ein starkes Talent kündet sich in dem Buche an, dem wir nur noch eine straffe Beschränkung zu wünschen haben, um manches Gute von ihm zu erwarten.

Ein Bekannter und Bewährter grüßt uns aus dem Lenauroman Dämonische Jahre: Adam Müller-Guttenbrunn (Staakmanns Verlag). Das unruhvolle Dasein des Dichters steht hier im Anfang der Jünglingszeit. Dies Buch, dem ein weiteres folgen wird, ist erst wie das Andante in der Sonate. Eine Meisterhand führt den Stift, führt ihn über die Bedrückung österreichischen Lebens damaliger Zeit, als Kaiser Franz keine Dichter, sondern Beamte wollte, als die Fesseln der Familie den Dichter drückten, als ihn nicht Liebe von der dunklen Unrast seines Wesens erlösen kann und die Schwermut auch im Stuttgarter Kreise des warmherzigen Schwab nicht weichen will. Im Kleistroman heißt es einmal: „Es hat immer seine Bedenken, gewesene Menschen, und zumal solch problematische Naturen, zum Gegenstand künstlerischer Darstellung zu machen. Letzten Endes gibt's doch immer ein schiefes Bild.“ Das trifft zu für jeden, der seines Stiftes nicht so Herr ist wie Adam Müller-Guttenbrunn. Seine Bücher sind in ihrer klaren, sachlichen und doch lebhaften Darstellung ein sicherer Wegweiser durch das Leben vergangener Zeit.

Andere Klänge, und wieder zwei bewährte Namen. Neu-Lohe von Speckmann (M. Warneck), Jakobsleiter von Ludwig Finckh (Deutsche Verlagsanstalt). Beides Bücher,

wie man sie gern einander schenkt, weil man ihrer Güte und Schönheit sicher ist. Alles Guten kann man auch hier wieder gewiß sein, sie „lesen sich" wundervoll, leicht und dennoch spannend, man hat seine Freude an dem Norddeutschen wie an dem Süddeutschen, aber —. Auf dies Aber lief der lobsingende Satz hinaus, gewiß. Es ist kein schlimmes, aber ein Aber ist's doch. Sie sind beide nicht genug, sie reichen nicht an sich selber heran. Wie spricht Ludwig Finckh zu uns voll feiner, köstlicher Sinnigkeit, aber manchmal fehlt das Heruntersteigen in die Tiefe der Dinge, es fehlt das große Rütteln der Kraft. Und in Neu-Lohe wird bei der prachtvollen Darstellung des bäuerischen Anwesens die Bodenreformfrage angeschlagen, ja zum Drehpunkt gemacht und — nicht erschöpft. Die Siedlungsfrage wird so leicht behandelt, daß es der bitterharten Wirklichkeit, in der die Siedler oft mit Drangabe ihrer körperlichen Gesundheit, oft geradezu niederbrechend und dann noch vergeblich, ringen, nicht entspricht, so daß es jetzt falsche Hoffnungen weckt, da Baustoffe fehlen, da das Reich nicht annähernd genügend hilft, da die Art eines bisherigen Städters meist dieser schweren Arbeit gar nicht gewachsen ist und idealistische, abtretungsfreudige Bauern wie dieser Otto nicht so leicht zur Regel werden dürften. Und schönmalen wollen wir jetzt weniger als je! Gewiß, auch das „Wider" hört man, das ganze Buch ist eine in Form einer Erzählung gefaßte Abhandlung über die Bodenreform. Es mag so sein. Wenn es so lebt, wie dieses Buch, hat dieser etwaige ästhetische Mangel nichts, rein gar nichts zu sagen. Aber das Wider ist allzu dürftig, nur auf die bäuerliche Selbstsucht gestellt, eine „Politik im Westentaschenformat", wie sie selbst bezeichnet wird. Dagegen fehlen die Wirklichkeitsgründe. In Einzelfällen wird sich solch ein Neu-Lohe, eine Siedlung auf altem Kulturboden, abgetrennt vom großen Bauernhof, wohl bewähren, und es wäre unsrer Sehnsucht Ziel für unser Volk. Aber nun sprecht uns auch von der Härte und Vergeblichkeit dieser Arbeit, neben dem Gelingen, dem Versagen der Kräfte und des Willens, von dem Zerrinnen schöner Hoffnungen! Wir müssen alles wissen, wenn etwas werden soll, das nicht nur im himmelblauen Dunste steht, das auch Bestand hat und wirkliche Hoffnung darbietet für unser Volk.

Eine wundervolle, gesunde Frische weht uns entgegen aus den Pastorenjungs von Hermann Bousset (Jugendlese, Berlin). Gerade heute haben Jugenderinnerungen, wenn sie tief durchlebt und frisch erzählt sind, einen besonderen Zauber. Was tauchen da aus dem Dunkel der alten Stadt Lübeck für herrliche, verwitterte Gestalten auf! Der alte Vetter Pastor, der seiner liebevollen Base ihren ganzen reichbesetzten Tisch auf einen Sitz leer frißt und sich auf einem hinterlassenen Zettel entschuldigt, daß er zum Mittagessen heim müsse! Derselbe Vetter hält ein anderes Mal von der Kanzel herab seinen Kumpanen eine Strafpredigt, daß sie wie begossene Pudel davonziehen. Dann sehen wir die neue Pastorenwohnung, die so eng ist, daß die Mutter am Sonnabend, wenn der Vater bei der Predigt nicht gestört werden darf, durchs Fenster in die Schlafstube aus- und einsteigen muß. Dann das Entsetzen der Jungens, die ihren respektablen Onkel plötzlich von hinten nackt und ohne sein schönes Haar unter der Dusche sehen. Dann Mutters rührendes Rechnungsbuch, das nicht stimmen will. Und dann die Jungenstreiche! Wie werden wir allesamt wieder jung bei solchem herzerquickenden Lesen! Wie rühren die Sonntage uns ans Herz, wie geht verstohlen fremdes Menschenleid aus der Gemeinde, oft in rührend komischer Tragik, durch diese Kinderwelt. Dieses Buch gehört zu denen, die wir heute und morgen brauchen.

Die zwei Nationen von Traugott Tamm (Bibliogr. Institut, Leipzig). Ein Buch der Jetztzeit, wirklich aus der Jetztzeit heraus, ohne Tagesmache zu sein. Fein, tief und kräftig. Das Leid des Volkes tragend, das in zwei Nationen auseinanderfällt. Die Not der Gefangenschaft, die Verzweiflung der Zurückkehrenden, die Herzenskälte des Pazifismus, die ersten Töne der neuen deutschen Kraft, die leise erwacht. Auch das jeweilige Versagen des Adels, die tödliche innere Erschlaffung, der dann der kräftige Satz des früheren Unteroffiziers ein wenig aufhilft: „Det jlob ick, den janzen Tag in' Sarch liejen un nix tun!" Wir Mütter kennen in unsern Herzen den Ausspruch der einen: „Wenn's der Herrgott mir gewähren wollt, daß

ich mit einem Wort meinen Jungen auferwecken könnte von den Toten, ich spräche das Wort nicht, ich ließe ihn schlafen in der Erde. Denn er soll nicht aufstehn, um zu erleben, was wir erleben müssen, unter Sozis und Juden, unter Schiebern und Wucherern und Hamsterern." Auch hier kommt ein Nachthemd vor, wie bei Bonsels, aber diese Geschichte ist ein Stücklein kräftiger und gescheiter. — Es ist dann noch ein wilder Kampf mit Spartakisten erzählt, mit Einbrechern und Räubern, wie ihn sich unsere Jungens nicht schöner wünschen können. Er reißt die Frage auf: Selbsthilfe — oder Warten auf den Arm der Gerechtigkeit? Und wir sind mit dem Verfasser der Meinung, daß es doch in wilder Zeit ein gutes, männliches Ding ist um die Selbsthilfe und ein fades um allzu große Tugend. Eine schwache Polizei ist ärger als gar keine, denn sie hindert die Guten und bestärkt die Schlechten. Ein rechter Mann aber steht vor seinem Heim, vor Weib und Kind und dem schwachen Alter, und wenn er dann blutscheu ist, ist er kein Mann.

Ein feines, tüchtiges Werk ist das Familienbuch Die Gylfens von Sophie Charlotte Sell (Rippel, Hagen), einer bekannten und verehrten Schriftstellerin. Die feine Kultur einer erzogenen Persönlichkeit grüßt uns aus allen ihren Schriften und grüßt aus diesem Buch, das uns tüchtige, lautere Menschen zeigt, die teils in Deutschland, teils in Schweden ihre Heimat haben und deren Erlebnisse uns je länger je stärker fesseln.

Aus Familie Wesselingk von Marie Gerbrandt (Zettke-Verlag, Berlin-Grunewald) weht erquickende Landluft. Es ist das Buch einer Heimattreuen, die es weiß, wie diese Kraft auch auf fremde, abgewandte Seelen wirkt. Marie Gerbrandt ist eine von denen, die unser Volk sich erst verdienen muß. Es scheint mir, als wenn sie sich selber noch nicht genug kennt, noch nicht den Mut hat zu ihrer eigenen Art. Bliebe der Geist der Macher und der leeren Ästheten auch über das große Unglück hinüber bei unserem Volk, tauchte auch er wieder mit im neuen Ufer auf, dann gingen solche deutschen Dichterinnen rettungslos für unser Land verloren. Aber wir haben doch schon Wetterzeichen, die anders deuten. Und dann werden wir staunend sehen, wieviel unbeachteter Reichtum unter uns war. An Marie Gerbrandt der Ruf: Glaube an dich, du hast ein Recht darauf!

Einen umfangreichen Band, den er Grübeleien nennt, übergibt Gustav Frenssen der Öffentlichkeit (Groteſcher Verlag). Es steht viel Gutes, Wahres, auch stark Nationales darin, und es ist fraglos, daß es den Leser fast auf jeder Seite fesselt. Und doch fragt man sich: Warum sagt er das alles? Er spricht zuviel aus, er redet zuviel, er treibt immerwährende Selbstbeobachtung. Und was noch viel schlimmer ist: er erzählt Erlebnisse aus den Familien einer Gemeinde, die er still verborgen ruhen lassen müßte. Es muß ja schrecklich für die Leute sein, wenn ihr Pastor nachher alles ausplaudert. Daß er die Namen bis zur Unkenntlichkeit verwischt, hilft doch gar nichts.

Wohin kommt ein Mann, der sich unaufhörlich selbst beschaut, der wichtig erzählt, daß er in der Nacht dreimal aufgewacht sei? Wo aber bleibt die Aufgabe, würdig unsrer Zeit, die Frenssen sich jetzt stellt?

Über das erotische Leben der Frauen sollte er nicht so viel schreiben. Er kennt es doch nicht recht, und warum macht er sich so eifrig zum Anwalt sinnlicher Frauen, die keineswegs für alle gelten?

Zum Schluß das Beste: Auguste Supper, Der Weg nach Dingsda (Deutsche Verlagsanstalt). Wenn mich einer fragt: Was willst du lieber haben, ein Buch von Selma Lagerlöf oder von Auguste Supper?, so besinne ich mich nicht eine Viertelsekunde und wähle unsere schwäbische Dichterin. An künstlerischer Kraft nimmt sie es schier mit der Schwedin auf, und mag sein, daß sie beim Wettlauf auch mal ein bißchen beiseite rutscht und die Lagerlöf sie um eine Nasenlänge schlägt. Aber wenn sie nicht mit dem Genieschlüsselchen aufgezogen werden, sondern am Herzen, da kehrt Auguste Supper am Ziele schon wieder um und holt die Schwedin zweimal über. Ich habe in den herrlichen Büchern der Lagerlöf einen leeren

Punkt gefühlt, und als ich ihren Aufruf um unsere mißhandelten Kriegsgefangenen las, um den sie erst gebeten werden mußte, und der ein Schreibtischartikel war, sah ich den leeren Punkt in seiner ganzen Deutlichkeit. Aber bei Auguste Supper finden wir ihn nicht. Ihre kurzen Skizzen (und das ist und bleibt ihr Schönstes) sind Meisterstücke von unvergänglicher Art. Ob sie von Pfarrers Hund erzählt oder wie einer in den Bach fällt, sich an der Sonne trocknet und allen Lebensmißmut ausdünstet, ob sie die geheimnisvollen Saiten anrührt in der Sommernacht oder ob wir mit den drei Männern und ihren unbezahlten Rechnungen sitzen in dem furchtbaren Gewitter in der Schutzhütte — wir fühlen den Herzschlag der großen Kunst. Und das ist's, was wir brauchen, wir Alten, die wir aus den Trümmern steigen, die Jungen, die dem Vaterlande zuwachsen. Das ist's, was wir lesen wollen in dem Gewitter, das über uns steht.

Marie Diers

Der Versucher

Auf der aus dem elften Jahrhundert stammenden Bronzetüre des Doms zu Hildesheim steht in sechzehn Reliefbildern die Geschichte des Sündenfalles und der Erlösung. Mit naiver Drastik, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, sind die wesentlichen Einzelheiten erzählt. Von besonderer, unfreiwillig humoristischer Sinnfälligkeit ist die Szene, da Gottvater vor die beiden ersten Menschen tritt und sie wegen ihrer Übertretung verhört. Beide stehen in plötzlichem Bewußtwerden ihres Nacktseins in schrecklicher Beschämung tief gebückt. Adam deutet mit höchst verlegener Entschuldigungsgeste auf Eva, diese ebenso auf den Drachen. Dieser, zwischen ihren Beinen hündisch durchkriechend, blickt mit dem unschuldigsten Gesicht zu ihr auf, keines will schuld sein.

Der Versucher erscheint hier, ein vereinzelter Fall, als Drache. Gewöhnlich begegnet er uns, der biblischen Schilderung gemäß, in Schlangengestalt. Und zwar meist als Schlange mit einem weiblichen Menschenkopfe. Holbein zeichnet in dem Sündenfall seines „Totentanzes" die Schlange mit einem Frauenkopf, nach Basler Mode aufs artigste mit einem Stirnband geschmückt. Hugo van der Goes auf seinem Wiener Paradiesesbild bildet sie nixenhaft, mit menschlich entwickeltem Kopf und Rumpf, dessen untere Hälfte jedoch sich schlangenwulstig formt und in einem plumpen glatten Schwanz endet, der beim Stehen den schwachen Eidechsenbeinen als Stütze dient.

Ein Mischwesen von Schlange und Drache ist das Ungeheuer auf dem Relief der Externsteine bei Horn in Westfalen (1115). Zwei Schlangen, die in einem gemeinsamen löwenartigen Leib enden, umwinden und pressen das kniende erste Menschenpaar und in ihm die der Sünde erlegene Menschheit. Ein mittelalterliches Gegenstück zum Laokoon. In ähnlichem Sinne finden wir auf alten Darstellungen oft Adam unter dem Kruzifixus und die Schlange den Kreuzesfuß umwindend, worin in das Motiv des Sündenfalles schon jenes der Erlösung tritt. Diese Darstellungsform kommt schon in der karolingischen Zeit vor.

Die Versuchung des ersten Menschenpaares ist eines der seltnen Motive in der Darstellung des Teufels, wo dieser eine ernsthafte Rolle spielt. Verhängnisvoller geht es ihm schon bei der „Versuchung Christi". Da juckt es die frumben Künstler mächtig, den alten Schwarzen zu foppen. Lustsam wird er ausstaffiert mit Fledermausflügeln und Drachenschwänzlein, also daß dem Weisen von Nazareth wohl ein Lächeln ankommen muß, wie er den Höllenstutzer durch den Wüstensand herantänzeln sieht. Diese Szene auch ist es, die erste Versuchung: „Bist du Gottes Sohn, so sprich zu dem Stein, daß er Brot werde!" die meist zur Darstellung gewählt wird, während die beiden andern, die Versuchung auf dem Berge und auf des Tempels Zinne — letztere ist nur in der italienischen Kunst die übliche — weniger be-

ebt sind. Manchmal findet eine Zusammenziehung der ersten und zweiten statt, indem der Teufel den Stein dem bereits auf dem Berge sitzenden Christus bietet; so auf dem Relief im Dom zu Paderborn, 13. Jahrhundert, wo der Versucher in seiner frechen Kläglichkeit eine köstliche Figur macht.

Trefflich auf leckerste höllische Manier ausgeputzt erscheint er auf einem Stich des in den Schongauerkreis gehörigen fränkischen Meisters L. Cz., mit einem phantastischen Tierkopf, blätterartigen Hörnern, Fledermausflügeln, Hängebrüsten, Köpfen an allen Enden, vorn ein Schweinsgesicht mit weit herausbleckender Zunge, hinten eine Seepferdsfratze mit als Schwanz sich verlängernder Nase. Hahnenköpfe an den Knien, Krallen statt der Hände, Vogelfüße.

Ein Versucher-Teufelchen sehen wir gelegentlich ungerechten Richtern im Nacken sitzen und ihnen Lügen einblasen. Auf der Marter des hl. Vincentius im Basler Münster, einem romanischen Relief, kraut ein Teufelchen dem Richter den Kopf.

Die geistreichste und bedeutendste Darstellung des Versuchers, die das Mittelalter zeitigte, ist jene am Straßburger Münster. Wer möchte in dem höfischen Junker mit der Rosenkrone auf dem modisch frisierten Kopf den dummen, alten Teufel erkennen? Nein, das ist ein schmucker Stutzer, der mit einem Äpfelchen in der Rechten den törichten Jungfrauen winkt, während seine Linke kokett die Falten des Gewandes über den Hüften zusammenzieht. Wie gebannt, in wiegenden Schritt einer betörenden Reigenweise schreiten sie auf ihn zu, während die klugen Jungfrauen der ernsten Gestalt des Erlösers folgen. Die Himmelsstraße, dort Weg der Welt! Geblendet und entzückt taumeln die Verführten dahin. Sie sehen nur die ihrer Lust und Laune schmeichelnde wonnige Erscheinung des jungen Schäkers, der so recht die Reine Art eines in Lautenschlag und Minnesang geübten, eines in allen Burggärtlein und Frauenkemenaten kundigen, eines zu allen galanten Abenteuern bereiten, in Glück und Liebe gereisten, liebenswürdig verwegenen Minneritters hat. Sie lauschen dem lockenden Wort des neckisch lächelnden Mundes, um den Grübchen springen. Sie folgen dem Wink der vertraulich zwinkernden Augen. Und sie sehen nicht, daß des Junkers Rücken von ekelm Schlangengewürm benagt und schon ganz zerfressen ist.

Der richtige Humor des Mittelalters kommt erst zutage bei der „Versuchung des hl. Antonius". Ihr unübertroffenes Vorbild schenkte uns Martin Schongauer in seinem berühmten Stich, der weit über die deutschen Grenzen hinaus Ruf gewann. Fand doch selbst der ernste Michelangelo Freude daran, ihn zu kopieren. Die Szene spielt in der Luft. Rechts unten ein Streifchen Gefild, wo der fromme Mann haust. Aber nun ist der Schwarm über ihn gekommen und hat ihn gezerrt und in die Luft gerissen. Ein Schwarm ungeheurer Insekten mit eisernen Klauen und Stechrüsseln. Pestilenzialische Zwickteufel. Wie Mücken im Sirup hängen sie an ihm, kitzeln ihn boshaft an der Schläfe, unter den Armen, an Hüften und Schenkeln, hauen selbst mit Prügeln auf ihn ein. Der arme Heilige zeigt die zwiespältige Miene leidender Tugend.

Mit einzigartigem Humor sind die Teufel geschildert: stachelborstig, mit langem geschweiftem Rüssel, der Körper in einem Mauseschwänzchen endend, oder vierbeinig, vogelkrallig, mit Widderhörnern oder mit Antilopengehörn und langem Hals, oder mit Blätterohren und warziger Klumpnase, oder als Salamander ohne Schwanz mit fleckigen Flügeln und spitzer Nase, oder als hexenhaftes Weib mit Flügeln und Bocksbeinen oder mit Vogelkopf und Raupenleib, der in eine dünne Flosse endet.

In der Barockzeit wurde man realer. Man ließ in die Höhle des Heiligen eine schöne Frau treten. Dadurch wurde die Situation schwül. Die mittelalterlichen Meister nahmen die Sache mehr von der spaßigen Sache. In diesem Humor liegt Takt.

Ganz anders freilich Grünewald. Was ist das für ein Tumult auf seiner Kolmarer „Versuchung"! Alles in Aufruhr! Durch die Hütte und über die Hütte stürmt geschwänztes

und geflügeltes Höllengelichter. Vom Wald jagen sie herab, daß sich die Bäume biegen. Den Heiligen haben sie ins Freie herausgerissen, auf die Erde. Ein Scheusal, halb Kröte, halb Drache, beißt ihm in die Hand. Daneben liegt ein schwärenbedeckter Dämon in Ohnmacht. Ein Riesenvogel schwingt mit knochigen Armen eine Keule wider Antonius. Ein andrer, halb Mensch, halb Nilpferd, tritt ihn auf den Leib. Einer schüttelt ihn am Haare. Immer neue Scharen drängen heran, kommen wie die wilde Jagd den Berghang herunter, mit Ästen und gebleichten Kinnladen von toten Tieren, wild um sich schlagend. Ihre Köpfe sind schrecklich, Hörner, Blätter, Borsten wachsen und wurzeln von ihnen aus. Eine Vision tobenden Blutes. Antonius hat den Mund offen. Er scheint zu stöhnen in den Greueln der Leidenschaft, deren Dämonen ihn in wilder Lust niederzuringen drohen.

Im Kölner Museum hängt eine dem Grünewald naheſtehende, wohl von einem Schüler stammende „Versuchung". Wie bei Schongauer schwebt der Heilige in der Luft, von Teufelsgetier gestoßen und gezwickt. Schwarzblauer Nachthimmel, in den aus der Tiefe herauf der stille Wipfel einer Kiefer ragt, gibt der Szene ihre eigenartige Stimmung. Antonius ist sehr bleich.

In beiden Darstellungen ist die Leidenschaft die Dominante, die jähe, untilgbare, Mönchsgelübde, Aszese und Gebetsübung durchbrechende Leidenschaft, der wilde Sturm der Sinne. Mit einer Gewalt ist namentlich auf der Kolmarer Tafel dieses Stürmende, Tobende, dieser heulende Aufruhr, in den selbst die Natur, der sturmgepeitschte Wald hineingezogen wird, wiedergegeben, die kaum ihresgleichen hat. Es ist der Dämon Leidenschaft, der als vielgestaltiger Bösewicht über den armen Heiligen herfällt.

Zuletzt noch ein Wort über eine recht sonderbare Abart des Versuchers — den Hosenteufel. Er kroch im 16. Jahrhundert aus und fuhr unter die übermütigen Landsknechte. Es war der Versucher zum stolzen Leben. Die Landsknechte trieben es groß und hoch hinaus und hatten einen sonderlichen Spaß an kostbaren Pluderhosen. Einer mußte sie weiter und prächtiger haben als der andre. Gegen die Mitte des Jahrhunderts war es so toll mit der Mode, daß männiglich Ritter und Bürger, Priester und Gelehrte sich darüber aufregten, und flog ein wahrer Sturm von Schelt- und Spottgedichten durch das deutsche Land. Da gehen sie einher in Seide und lündischem Tuch, wattiert wohl an die 99 Ellen und mit halbe Ellen langen Zotteln, recht als des Teufels Knechte und als der Teufel selbst, — so etwa lauten die erregten Schilderungen.

Da vorhin ein Hausvatter
hat kleidet Weib und Kind,
das muß itzt einer haben
zu ein paar Hosen gar,

heißt es in einem Gedicht, das sich in achtzehn Strophen gegen die „große Schande" der Landsknechtshosen wendet, von denen der erbitterte Dichter meint:

Das Herz möcht' ei'm zerspringen,
Der's nur einmal ansieht . . .

In dieser Not schrieb der gelehrte Doktor Andreas Musculus, Professor in Frankfurt a. d. O. und Generalsuperintendent in Berlin, im Jahre 1555 ein erbauliches Traktätlein wider den „zerluderten, zucht- und ehrverwegenen, pludrichten Hosenteufel" und leitete darin von diesem Teufel alle Sünden wider die zehn Gebote ab, ließ es auch anschaulich illustrieren. Da sehen wir auf einem Holzschnitt einen solchen vom Hosenteufel befallenen Landsknecht, dem die Pluderhose, lächerlich genug, bis auf die Knöchel herabreicht, so daß er darin wie in einem Schlafrock wandelt. Einem kriegstüchtigen Mann sieht er wenig gleich. Ein Dämon hockt ihm auf der Schulter und scheint ihm allerlei neue Torheiten einzuflüstern. Ein andrer steigt neben ihm aus der Erde auf und zeigt ihm etwas, das einem Stundenglas ähnelt. Vielleicht ruft er ihm höhnisch zu: Sterben mußt du doch!

Des Frankfurter Professors Schrift machte einen solchen Eindruck, daß eine erkleckliche Anzahl gleichgesinnter wackerer Männer sich in deutschen Landen erhoben und angelegentlichst der schlimmen Teufel noch mehr ans Tageslicht brachten. Da erstanden wuchtige Streitreden wider Tanz-, Sauf-, Spiel-, Läster-, Lügen-, Hoffarts-, Neid-, Sorgen-, Dirnen- und andere Teufel, und fand sich sogar ein einsichtiger Mann, der Buchhändler Feierabend, der diese Aufsätze sammelte und als dickes Buch unter dem gruseligen Namen „Theatrum diabolarum" herausgab. So geschehen im Jahre des Heils 1569. Machte der Mann auch ein gut Geschäft; denn besagtes Buch erlebte mehrere Auflagen. Ob es aber den argen Teufeln dabei weh oder wohl ward, ist uns nicht überliefert. Mela Escherich

Musikalisches Kunstgewerbe

Eine Plauderei

Wir alle haben es dankbaren Herzens miterlebt, wie rund seit dem Jahre 1900 neben den bildenden Künsten sich ein Kunstgewerbe von hohem Rang entwickelt hat. Es war das zwar keine völlige Neuschöpfung, sondern mehr die Wiederauferweckung weiter Gebiete der Lebenskultur, die durch lange Zeiten des Kitsches und der Materialverschlechterung in Vernachlässigung geraten waren; und doch ein Neues insofern, als statt bloß historisierender Nachahmung von Altem mit Erfolg eine Gestaltung durchaus im Geist der Gegenwart versucht wurde. Buchkunst und Keramik, Webkunst, und Gewandschneiderei um nur ein paar Zweige herauszugreifen, haben durch schlichte Zweckhaftigkeit und ernsten Formungswillen den Gegenständen des täglichen Gebrauchs den Geist des Echten und Schönen aufzuprägen gewußt; und die erfreuliche Rückwirkung der „angewandten" auf die „freie" Kunst im Sinne wohltätiger Pflege der handwerklichen Grundlagen ist nicht ausgeblieben.

Kein Wunder, daß auch nachdenkliche Musiker für ihre sichtlich etwas aus Rand und Band geratene Kunst von einem „musikalischen Kunstgewerbe" das Heil, die Genesung, die Rückkehr zum Natürlichen, Erdhaften, Zukunftskräftigen erwarten, wie es kürzlich Karl Blessinger in München in einem gescheiten Buch über tonkünstlerische Gegenwartsfragen ernsthaft erwogen hat. Der Begriff „Musikalisches Kunstgewerbe" allerdings wird wohl bei den meisten Lesern Kopfschütteln erwecken, denn man wird vergeblich nach tönenden Gegenstücken zu Leuchtern, Vasen, Stickereien suchen. Und doch haben wir jahrhundertelang ein reiches musikalisches Kunstgewerbe besessen. Der Begriff „Gebrauchsmusik" wird vielleicht deutlicher erklären, was wir meinen.

Schon daß der schaffende Musiker der alten Zeit fast ausnahmslos von Amts wegen (nicht wie heute meist bloß aus Stimmungsanlässen) komponierte, gab seinen Arbeiten einen stark kunstgewerblichen Einschlag. Die mehrstimmige Messe eines Kontrapunktisten im sechzehnten Jahrhundert z. B. war nicht, wie Bachs Riesenwerk in H-Moll oder Beethovens D-Dur-Koloß der Missa solemnis, eine phantastisch ausgestaltete Bekenntnisbeichte, sondern mußte nach Länge, Besetzung, Schwierigkeit und stilistischer Haltung durchaus fest bestimmten Gottesdienstverhältnissen angepaßt sein, sonst wäre sie nicht aufgeführt worden; daß dieser vielfältige Zwang, zu dem noch bestimmte Sonderaufgaben kommen konnten, dem Kunstwerk als solchem geschadet hätte, läßt etwa ein so ewig gültiges Meisterwerk wie Palästrinas Marzellusmesse ganz gewiß nicht erkennen. Herrscht heute in frecher Selbstgefälligkeit die künstlerische Herrenmoral des „L'art pour l'art", so war voreinst fast alle Tonkunst den wirklichen Lebensbedürfnissen eingeordnet. Man schrieb den Bläserchören knappe, doch andachtgesättigte Turmsonaten über Choralthemen zum Abblasen der Stunden vom Stadt- oder Kirchturm; man setzte glaubens-

frohe Motetten für die schwachen Kehlen der kleinen Kurrendaner; die besten Meister dünkten sich nicht zu vornehm, für die Bedürfnisse des städtischen Tanzhauses entzückende Suiten zu komponieren, wußten dabei aber genauestens die Polizeiverordnungen zu achten, wonach etwa Trompeten und Pauken fürs Bürgertum verboten waren, das Umfassen der Paare unter Strafe stand und die Pfeifer den Tanz keinesfalls „zu lang machen" durften. Musikalisches Kunstgewerbe waren die „Bratensinfonien", die bei Banketten im Rathaussaal vom hohen „Pfeiferstuhl" herab erklangen, um die einzelnen vornehmen Gäste zu bewillkommnen und das Erscheinen bestimmter Gänge anzuzeigen, ebenso die humorvollen Gesänge, mit denen die Pfeifer und Spielleute beim süßen Nachtisch „aufwarteten", weshalb bedeutende Liedersammlungen noch bis ins 18. Jahrhundert hinein gern „Musikalisches Tafelkonfekt" hießen. Keine Ratswahl oder Fürstenzusammenkunft, für die nicht passende Gebrauchsmusik angefertigt werden mußte, keine Brauteinholung, Kindstaufe oder Beerdigung, für die nicht der wohlhabende Bürger sich beim Organisten oder Kantor eine neue, feine Musik anmessen und nachher zierlich drucken ließ. Jeder Sonntag verlangte seine besondere, möglichst auf Stadt- und Gemeindegeschmack eingestellte Kantate, um deren rechtzeitige Fertigstellung der Kirchenmusikdirektor oft weidlich schwitzte. Selbst der zum Strick verurteilte arme Schwartenhals wurde unter dem Klang besonderer Musik von den Stadtmusikanten zum Galgen geführt, und wenn des Rates Geiger sich in einer fremden Stadt bei festlicher Gelegenheit als Körperschaft sehen ließen, so erkannte man sie nicht nur am besonderen Schnitt der Amtsröcke und den Wappenschildchen auf der Brust, sondern auch am musikalischen Wahrzeichen ihrer heimatlichen Kommune — jede Stadt hatte ihre besondere uralte Marschmelodie, ihr weithin bekanntes thematisches Heraldicum in ähnlicher Weise, wie später jedes Regiment an seinem Präsentiermarsch (auch musikalisches Kunstgewerbe!) zu erkennen war.

Wie könnte nun eine „dienende Tonkunst" der Gegenwart sich gestalten? Die Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten, denn ein großes romantisches Wiedererwecken der schönen mittelalterlichen Bräuche wie Turmblasen und Kurrendesingen wird — wenigstens in der modernen Großstadt — nicht ganz am Platz sein: Eccardsche Freiluft-Motetten geben mit Autogetute und dem Klingeln elektrischer Bahnen einen allzu seltsamen Dreiklang. In den kleineren Städten allerdings hat vielerorten die Neueinrichtung der Kurrende (z. B. in Eisenach) weithin Schönheit, Segen, Erbauung verbreitet, und wenn die Kirche auf die Werbefahrt unter das ihr entfremdete Volk gehen möchte, so wird ihr in dieser die freundlichste und erfolgreichste Freiwerberin zur Seite stehen. Auch sollte es bei den Begüterten wieder guter Ton und das Zeichen vornehmer Lebensführung werden, wenn sie bei den wichtigsten Festen ihres Lebens sich besondere, wertvolle Kirchen- und Tafelmusiken schreiben ließen und diese dann ihren Gästen zur Erinnerung überreichten. Wie kümmerlich und armselig ist heute meist die musikalische Ausgestaltung der Hochzeit, des siebzigsten Geburtstags, des Amtsjubiläums! Gleichgültig oder verlegen wissen selbst die meisten Berufsmusiker den schönen, sich bietenden Aufgaben nicht gerecht zu werden. Wie hübsch z. B. in unserem alten Halle an der Saale der Brauch, wenn bei einem Gartenfest plötzlich der schon von G. F. Händel einst dirigierte Kurrendechor liebenswürdige Volksweisen aus dem Buschgrün heraus ertönen läßt! Auch das ist im besten Sinn Kunstgewerbe, nicht die heute sonst allgültige Virtuosen- und Podiumskunst mit ihren leeren Ansprüchen.

Denkt man an besondere Aufgaben für den „musikalischen Kunstgewerbler" der modernen Großstadt, so liegt die Gefahr nahe, sich etwas in snobistische Spielereien zu verlieren. Aber dieser Vorwurf mag den ersten Kunstgewerblern des Hausgeräts auch gemacht worden sein. So möchte ich vor allem auf das weite Gebiet tönender Signale hinweisen, die heute mit den verschiedensten Aufgaben das akustische Bild des Hauptstadttrubels durchschwirren. Erinnert man sich des prägnanten „Tatütata" der kaiserlichen Chauffeure? Wie viele private Autobesitzer könnten sich da einen ähnlich elementaren, wohlklingenden, die Familie kennzeichnenden

Wappenruf anschaffen, wieviel behördliche Gefährte dadurch ihre besonderen Verkehrsbefugnisse ankünden? Das oft greuliche Anpreisungsgeschrei der Straßenverkäufer und Ausrufer besonders bei Handelsmessen könnte durch feine, geschmackvoll die Aufmerksamkeit weckende Musiksymbole abgelöst werden, das wüste, tausendfach sich durchschneidende Sirenengeheul der Hafendampfer und der Fabriken einem neuen, kunstgewerblich durchgearbeiteten Reklamewesen in Tönen Platz machen. Es kommt ja hier gar nicht auf eine die Mitwelt belästigende Aufdringlichkeit an, sondern auf eine charakteristische Begriffsbildung; so gut heute eine Zigarette überall durch das optische Signal eines schwarzen Strichs mit zwei roten Punkten ohne weitere Beischrift erfolgreich angepriesen wird, kann auch ein gutes Dreinotenthema, von einer mechanischen Flöte lieblich geblasen, das gleiche wirken. Welche Aufgaben zudem für die unternehmungslustige Musikinstrumenteninduſtrie, wenn von einer Fensterscheibe, deren Auslage beachtet werden soll, ein sanfter, eigentümlich reizvoller Dauerakkord ausgeht, der an den leise singenden, tausendstimmigen Baum der arabischen Märchen gemahnt. Dem musikalischen Kunstgewerbe stehen offen der feierliche Gongruf, der zu Tische ruft, das Herdengeläut und das Schellengeklingel der Schlittenpferde, das Glockentönen von den Kirchtürmen wie das Silberklingen der Glöckchen an der Zimmertür, das den Besucher ankündigt, oder die Äolsharfe über der Gartenbank.

Mag jeder den Gedanken nach Geschmack weiter ausspinnen bis zum kunstgewerblich stilisierten, gepfiffenen Kouleurzirkel des Verbindungsstudenten und dem Geheimzeichen von Logenbrüdern, dem Warnungssignal des Verkehrsaufsehers wie der künstlerischen Schellenankündigung des Milchwagens und des Beerenverkäufers oder dem tönenden Aushängeschild einer neuen Ringbahnlinie, die sich rasch beim Publikum einführen soll. Der kunstgewerbliche Musiker widmet sich dem Erfinden eines Werbeliedchens der Kinder für neue Hustenbonbons (warum keine tönenden Plakate?) wie den Exerziersignalen der Sipohundertschaft, dem Turnlied des Körperkulturvereins wie dem zweiteiligen Erkennungsthema zweier Liebenden, in dessen besondere Linienverschlingung keine Spottdrossel von dritter Seite sich einzudrängen vermag wie beim sonst landesüblichen Anfangsthema von Beethovens C Moll-Sinfonie. Man denke an den verabredeten Klingelrhythmus der dreierlei Parteien in einer modernen Notwohnung oder schließlich sogar an den individuellen, nicht nachzuahmenden Rassehundspfiff des Sportsmanns — wobei wir übrigens nicht hoffen wollen, daß der ganze Gedanke modernen musikalischen Kunstgewerbes damit „auf den Hund kommen“ könne!

Wenn heute so viel geklagt wird, daß es unseren Komponisten an Melodie und an plastischer Thematik fehlt, so braucht der Berufsmusiker sich nur einmal ein Weilchen mit der Anfertigung derartiger „musikalischer Visitenkarten“ zu belustigen, um zu erkennen, wie heilsam selbst solche angewandte „Arbeit im kleinsten“ die Phantasie anregt. Und es wäre im Ernst auch an eine gesunde Schulung des künstlerischen Erfindens im großen auf diesem und ähnlichen Wegen zu denken. Wahrhaft gute Gebrauchstanzmusik z. B. fehlt uns dringend, der gemeine Operettenschlager ist da ein nur unzulänglicher, oft geradezu anrüchiger Ersatz. Aber natürlich kann der „musikalische Kunstgewerbler“ nur bestehen, wenn die auf künstlerische Lebensführung bedachte Öffentlichkeit sich seiner auch zu bedienen lernt.

Dr. Hans Joachim Moser

Zu unserer Kunstbeilage

Auf meinem Schreibtisch liegt die Wiedergabe unsres Bildes „Auf der Walz“ von Julius Kurz, Stuttgart. Ein kunstverständiger Freund von mir betritt mein Zimmer, erblickt das Bildchen und ruft überrascht: „Was hast du denn da für einen ‚Spitzweg‘ liegen?“ Er ist nicht der einzige, der in diesen Fehler verfällt. Schon oft ist Julius Kurz in der Kritik mit Spitzweg verglichen worden. Und so sehr dies den jungen Künstler ursprünglich freuen durfte, so unangenehm muß es schließlich den gereiften Meister berühren, wenn man seine eigene Persönlichkeit nicht aus seinen Werken herausfindet. Und mit Recht! Was Julius Kurz mit Spitzweg gemein hat, das ist der Humor seiner Lebensanschauung. Wer in sein Junggesellenstübchen tritt, muß sich wundern, wie lustig und wie einfach dieser wetterfeste, einsame Mann seine häusliche Umgebung gestaltet hat; ja, der Anblick seiner einfachen, von einer genialen Unordnung erfüllten Werkstatt, aus deren Ecken überall ein Schalk uns anlacht, ist an sich ein „Spitzweg“. Der Maler Julius Kurz geht seine eigenen Wege. Er lauscht der Natur mit einem tiefen Verständnis für alle Kreatur ihre Schönheiten ab, trägt sie in seiner Seele mit sich heim, bis er sie — innerlich durchlebt — auf die Leinwand bannt. Namentlich für die Tiere hat er ein gutes Herz. Er füttert die hungernden, ihm zugelaufenen Bettler unter ihnen mit seinem letzten Stück Brot. Auch ein begabter Sänger ist unser Künstler, und hört man seine Stimme beim Lautenklang, dann geht einem auch ein innigeres und wärmeres Verständnis auf für seine Bilder, ja man meint, derselbe braungoldene Ton, der in vielen von seinen Landschaften schlummert, wird wach in seiner Kehle und belebt unser Herz wie edler, reifer Wein. Wenn Schumann einmal sagt: „Ich liebe den Künstler nicht, dessen Leben mit seinen Werken nicht im Einklang steht“, so würde der große Liederdichter an unserm Maler und Sänger gewiß seine Freude gehabt haben. Alles entspricht hier dem inwendigen Menschen, an dem auch nichts Gekünsteltes ist. Julius Kurz ist eine in sich abgerundete, durchaus selbständige Künstlerpersönlichkeit von starker malerischer Veranlagung; er könnte gar nicht anders malen, selbst wenn er's wollte. Während sein genialer Münchner Doppelgänger mehr am Stofflichen hing, sucht er alles Nebensächliche auszuschalten, um die Hauptsache zu gestalten. Seine breitere Art, sich auszudrücken, würde ihm gar nicht gestatten, so ins einzelne zu gehen. Er trachtet darnach, das seelische Erleben zu vertiefen, ein Erleben, das sich oft in die Worte fassen ließe: „Seht, meine Brüder, so einfach und schön ist das Leben! So könntet ihr es euch mit wenigen, ganz bescheidenen Mitteln zum Paradiese machen, wenn ihr es richtig anzufassen verstündet! Es kostet ja nicht viel, ein glücklicher Mensch zu sein.“ Und bei unserm Bilde „Auf der Walz“, das im Besitze des Sammlers schwäbischer Meister, des Herrn Kommerzienrats Moritz Horkheimer in Stuttgart ist, fallen uns unwillkürlich die Worte von Ganghofers Steinklopfer in den Sinn, das stillvergnügte: „Mir kann ja nix g'schehn!“ —

Julius Kurz ist Romantiker. Wo er uns nicht wie auf unserm Gemälde in beschaulich-humoristischen Melodien sein Lebenslied singt, gibt er uns in breiter, wohltuender Technik hingesetzte, tief empfundene Abendlandschaften im Spätherbst, kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Sie sind durchzogen von still aus verschwimmender Ferne herbeifließenden Bächen, oder von einem Wege, der sich, vom Gebirge herabführend, in dämmernden Fluren, weit, weit irgendwo verliert ... Nie wird er süßlich, immer ist es ein ernster Unterton wie ein Klang aus einer selbsterlebten Odyssee. Auf unserm Bilde hat er die beiden Themen vereinigt, und darum bringen wir es, um dem Leser einen Begriff zu geben vom Schaffen dieses schwäbischen Dichtermalers.

H. K. Abel

Tümmers Tagebuch

Von Hölz zu Klante
Stadion und Luftgarten · Abkehr vom Haß
Der Deutsche von morgen

Es ist vielleicht eine der größten Absonderlichkeiten, daß eine politische Denkform sich Stütze suchen konnte in dem Glaubenssatze, es werde jemals die größere Weisheit bei den Mehrheiten sein. Was unterscheidet eine Volksgemeinschaft der Heutigen von einer solchen etwa zur Zeit der Pharaonen? Der moderne Sozialpolitiker freilich wird von seinem Sitz am grünbezogenen Schreibtisch aufschnellen, die gläserne Brille, durch die er die Welt zu betrachten pflegt, hochrücken und die Errungenschaften herzählen, die uns der „Fortschritt" im Verlaufe von viertausend Menschenjahren eingetragen hat, und er wird mit strahlendem Stolz meinen, mit alledem bewiesen zu haben, wie herrlich weit es von uns in dieser Zeit der demokratischen Wiedergeburt gebracht worden ist. Aber ach, zu welch kläglicher Kleinheit schrumpft das Errungene zusammen, wenn man den aufmerksamen Blick nur einmal schweifen läßt über das bunte, wimmelnde, unendlich vielgestaltige Leben, das sich in dem knappen Zeitraum weniger Jahrtausende ebenso geringfügig verändert hat wie etwa der Spiegel des Meeres oder das Antlitz der Erde. Denn die Entwicklung vollzieht sich erschütternd viel langsamer, als unser eitles Sekundengehirn es sich eingestehen möchte.

Die „Masse", wie Shakespeare sie im „Julius Cäsar" so unvergleichlich dargestellt hat, unterliegt heute noch genau den selben scheinbar unveränderlichen Gesetzen, denen sie sich von jeher blindlings unterwarf, wofern kein starker Einzelner da war, sie zu bändigen. Der Weltkrieg hat nur die alte Tatsache erhärtet, daß eine große Erschütterung vollauf genügt, in der zivilisatorisch übertünchten Massenseele die in der Tiefe lauernden Urinstinkte mit einer Gewalt zum Durchbruch zu bringen, die deutlich erkennen läßt, daß lediglich ein Gespinst von Seidenfäden gewesen ist, was man für unzerreißbares Tauwerk gehalten hat. „Gäbe es", folgert Edgar Hohnewald in der „Glocke", „einen Apparat, der die Erregungszustände moralisch erkrankter Volksteile ähnlich einer Fieberkurve aufzeichnen würde, so müßte diese Kurve, in der Zeit bolschewistischer Zuckungen beginnend, über Hölz zu Klante führen. Und dieser Verlauf würde eine innere Verwandtschaft dartun, die zwar nicht zwischen Hölz und Klante, wohl aber zwischen gewissen Gruppen derer besteht, die an sie glaubten."

Die Menge läßt sich immer vom Schlagwort einfangen, und das Schlagwort ist der erbittertste Feind der Vernunft. Das Schlagwort aber herrscht uneingeschränkt da, wo dem Volke eingeredet wird, es könne sein Schicksal „aus sich heraus" gestalten, es sei „reif genug" dazu. Die Umschmeichelung des Demos, die Großzüchtung eines selbstherrlichen Übermutes in ihm hat den Boden bereitet, auf dem allein Erscheinungen wie Hölz und Klante erstehen konnten. Hölz war der brüchigen Moral unserer Tage der politische, Klante der wirtschaftliche Messias. In dem ehemaligen Husaren Hölz sehen wir den politischen Emporkömmling, der, „von den Wogen revolutionärer Erregungen indifferenter Schichten gehoben, die Rolle eines politischen Führers an sich riß und vielleicht selbst an seine revolutionäre Mission glaubte, für die er nichts weiter mitbrachte als die phantastischen Rechtsvorstellungen eines Stülpner-Karl, jenes Räuberhauptmanns, der einst das sächsische Erzgebirge unsicher machte, der die Reichen brandschatzte, um den Armen zu geben, und der heute noch in Schundromanen und Marionettendramen ein glorreiches Fortleben nach dem Tode führt. Hölz war der Stülpner-Karl der deutschen Revolution." Die ihm anhingen, setzten sich zusammen zunächst aus einer Gefolgschaft gleich hirnverbrannter Fanatiker, sodann aus der aktiven Truppe jener zweifelhaften Scharen, die jedem Führer folgen, solange er ihren Instinkten Vorschub leistet. Im Hintergrunde aber lauerte die unsichtbare Gefolgschaft derer, die, wenn sie sich auch nicht offen zu ihm zu bekennen wagten, für seine hysterische Aktion den Sieg erhofften und bereit waren, bei dem geringsten Anzeichen des Erfolges hinter seinem blutroten Banner herzuströmen. Wer zählt die Tausende im Lande, die auch heute, da der Verführer längst hinter Zuchthausmauern sitzt, zuversichtlich der Wiederkehr dieses Messias harren?

Die Seelenverfassung der Hölzschwärmer von vorgestern ist die gleiche wie die der Klanteanhänger von gestern. „Nieder mit dem Besitz! Nieder mit den Ausbeutern! Kampf jedem, der etwas sein eigen nennt!" — mit solchen Schlagwörtern waren die Massen auf die Straße getrieben worden. Insgeheim aber dachte jeder: „Auch so leben können, auch mühelos gewinnen!" Und da tauchten im rechten Augenblick die „Volksfreunde" auf, die Köhn, Müller, Klante, und wiesen den Weg: „Seht, an die Börse könnt ihr nicht, um Großaktionär zu sein, habt ihr kein Geld, aber einen Hundertmarkschein könnt ihr auftreiben, und den gebt her, in zwei Monaten bekommt ihr ihn mit 50, mit 100 v. H. Gewinn zurück." Das war eine Losung! Das hörte sich anders an als der unbequeme Mahnruf, daß Sozialismus arbeiten heiße. Wie? Leben wir denn nicht in einer Welt der unbegrenzten Möglichkeiten, wo Reichtümer aus dem Nichts entstehen, wo manch einer, der gestern noch mit ausgefransten Hosen umherlief, heute im ledergepolsterten Auto dahinsaust, wo der Mann aus dem Osten sein dunkles Kellerloch in der Grenadierstraße über Nacht mit einer Prunkwohnung am Kurfürstendamm vertauscht? Daß der eine der Konzerngründer ein verpfuschter Photograph und ein Habenichts, der andere ein früherer Roßschlächter und schwer vorbestraft, der dritte ein Dienstmannssohn und Provinzhochstapler war — wer stieß sich daran, wem fiel es überhaupt ein, danach zu fragen? Die Masse glaubte. Sie glaubte

blindlings. Sie bedrohte mit Fäusten jeden, der zu mahnen, zu warnen wagte. Sie hat ein paar hergelaufene Schwindler mit einer solchen Fülle des Vertrauens überschüttet, wie sie in bitterernster Stunde kaum je Männern zugewendet worden ist, die aufrichtigen Herzens die Sache des Volkes vertraten.

„Wir arbeiten fürs Volk!“ überschrie ein Konzerninhaber den andern, und das „Volk“ raste Beifall. „Mein Unternehmen“, verkündete Klante mit der ganzen Unverfrorenheit des geborenen Schiebers, „ist die erste wahrhafte Sozialisierung“ — und der Zirkus erdröhnte vom Jubel der Menge. So schlug die Phrase die Vernunft tot und fing die Seele der Masse ein.

* * *

In dem selben Grade, in dem das — künstlich eingeimpfte — Souveränitätsgefühl sich im Volke auswirkte, wuchs die Schwierigkeit, es höheren Prinzipien dienstbar zu machen. Das „souveräne“ Volk meinte der Führung durch die Oberen entraten zu können, jedenfalls suchte es in erster Linie da Anschluß, wo es die Befriedigung seiner unmittelbarsten Bedürfnisse am ehesten gewährleistet glaubte. Es war nur folgerichtig, daß zu den gröbsten Lockmitteln gegriffen werden mußte, daß keine Werbetrommel laut genug klang und kein Arm stark genug erschien, sie zu rühren, wo es galt, die nötige Gefolgschaft um die verschiedenen Fähnlein zu scharen und beieinander zu halten. Unser innerpolitisches Leben erinnert heute an einen Jahrmarktsrummel, auf dem ein Schaubudenbesitzer den andern in Anpreisungen zu überbieten sucht. Nicht von innen, sondern von außen her wird der Seelenfang betrieben, das Schlagwort herrscht, die lärmende Propaganda und nicht die Idee. Im Austrag der politischen Gegensätze hat eine Maßlosigkeit Platz gegriffen, die jede ehrliche Aufbauarbeit von vornherein zu vereiteln droht. So hat man sich sacht und allmählich gegenseitig bis beinahe in den Bürgerkrieg hineinprovoziert.

Verbohrten Parteifanatikern ins Gemüt zu reden, ist ein aussichtsloses Geschäft, und ein Appell an die Ethik wird auf den eingefleischten Konjunkturpolitiker keinerlei Wirkung ausüben. Aber in den Kreisen, die sich mit Recht etwas darauf zugute tun, als staatserhaltend zu gelten, sollte man sich doch angesichts der jüngsten Entwicklung ernsthaft die Frage vorlegen, ob es das Richtige war, die lärmenden Demonstrationen der Linksradikalen mit lauten Gegenkundgebungen zu beantworten. Es ist an dieser Stelle oft und eindringlich davor gewarnt worden, den Bogen zu überspannen. Die Rechtsparteien würden einen Beweis politischer Einsicht geliefert haben, wenn sie, soweit es sich mit ihrer Selbstachtung vereinen ließ, nach Möglichkeit alles vermieden hätten, was aufreizend wirken konnte. Der Frontkämpfertag im Stadion war nach der ganzen Art der Veranstaltung kein glückliches Unternehmen. Man muß Generalleutnant von Loebell zustimmen, der im „Tag“ die Absicht, die Vaterlandskämpfer zu einigen und ihrer Taten zu gedenken, freudig begrüßt, aber sehr mit Recht auch verlangt, daß bei der Inszenierung einer solchen Feier politisch umsichtig verfahren werde, namentlich im Hinblick auf die Festreden! „Durch eine derartige Feier sollen doch noch abseits stehende Massen zusammengeführt und patriotische Männer, wie sie auch sonst parteipolitisch denken, geeint werden. Abgesehen von der Wirkung im Auslande

dürfen diese Reden aber nicht die Folge haben, daß sie den erwünschten Anlaß zu Gegendemonstrationen bieten. Tatsächlich sind diese Folgen nicht ausgeblieben und dadurch politische Feiern in Brandenburg, Oranienburg, Zeitz, Potsdam und in der Umgegend von Magdeburg gestört oder verhindert worden." Die „Kreuzzeitung" freilich hält demgegenüber unentwegt an der Auffassung fest, daß die Veranstaltung ohne jeden politischen Hintergrund als reines Wohltätigkeitsfest gedacht gewesen sei. Was sich im Stadion vor dem Zuschauer entrollte, war ein Schaugepränge in durchaus wilhelminischem Stile. Leugnen wir es doch nicht: etwas von Kapps Geist schwebte über der Versammlung, eine abenteuerliche Bereitschaft zu forscher Tat gegen inneren und äußeren Feind. Wenn die Partei, die der „Kreuzzeitung" nahe steht, diese prunk- und geräuschvolle Art der Propaganda für den Zeitumständen angemessen hielt, dann hätte sie auch den Mut aufbringen sollen, selbst die Regie zu übernehmen, anstatt die Verantwortung Heißspornen von Generälen zu überlassen, die das Herz auf der Zunge tragen und säbelklirrend mit dem bewaffneten Eingreifen in Oberschlesien drohen, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, wie höchst willkommenen Anlaß sie damit den Franzosen boten, in alle Welt hineinzuschreien: „Seht da, die deutsche Gefahr!" Und niemals als unmittelbar nach diesem Fest hat man das Proletariat einiger gefunden. Das Gespenst der Konterrevolution, das man bislang mühselig in Winkeln und Ecken hervorspüren mußte, trat ja leibhaftig mit allem Kling klang Gloria der Kaiserzeit in die Erscheinung.

Die Heerschau der anderen marschierte kurz danach auf den Plan und bot Gelegenheit zu Vergleichen. Im Berliner Lustgarten fand sie statt, und über ihr geschrieben stand das Motto: „Für die Republik". Da sah man also wirklich einmal Tausende und Abertausende von freien Republikanern begeisterungslodernd an althistorischer Stätte versammelt. So war es doch wohl? „Vorwärts", „Freiheit", selbst „Rote Fahne" versicherten es denen, die nicht dabei gewesen waren. Oder hatte die Sache doch einen kleinen Haken? Der „Nationalverband Deutscher Gewerkschaften" schreibt dazu: „Wohl haben sich auch Glieder der ‚christlichen' Gewerkschaften an den Demonstrationen beteiligt, aber man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß tatsächlich die ganze Arbeitnehmerschaft demonstriert hätte. Daß die Massen in der Regel nur durch brutalen Terror zusammengebracht worden sind, ist bisher in der Öffentlichkeit zu wenig bekannt. In den Betrieben wurde schon mehrere Tage vor den Demonstrationen von den Betriebsräten die Parole ausgegeben: Es muß jeder mitgehen. Wer sich weigerte, erhielt die Entlassung angedroht. Die Arbeiter und Angestellten mußten in der Regel unter strenger Kontrolle der Betriebsräte und gewerkschaftlichen Vertrauensmänner auf den Fabrikhöfen antreten und wurden dann von ihnen, wie unter dem früheren Militarismus zur Demonstration geführt. Mißmutig und interesselos haben die meisten so zusammengetriebenen Arbeitnehmer ‚für die Republik Zeugnis' abgelegt. Die ‚Wucht' dieser Demonstrationen kann also leicht überschätzt werden, wenn man nicht hinter die Kulissen der heutigen gewerkschaftlichen Zwangswirtschaft sieht." Wer Augenzeuge des Schauspiels gewesen ist, wird auch ohne Kenntnis der Kulissenvorgänge den hier festgehaltenen Eindruck bestätigen können. Man muß die Züge

beobachtet haben, die frisch ab Fabrik unter Führung eines zuverlässigen Leithammels durch die Straßen trotteten. Ein Fremdling hätte ohne weiteres annehmen können, es ginge zur Hinrichtung, und die Ordner mit den roten Armbinden wären die wachsamen Schergen. Von irgendeinem Schwung der Empfindung auch nicht eine Spur! Pflichtleistung. Und als dann alles wie in einem Pferch zusammengetrieben war, bot sich dem Beschauer eine Menschenmenge dar von zwar ansehnlicher Zahl, aber stumpf, träge, lustlos — eine gleichmäßige graue, ersichtlich apathische Masse. Und wie zum Hohn flatterte über dem Gewimmel der Köpfe weithin leuchtend auf weißem Felde der Sowjetstern, das Wahrzeichen also der Leute, denen die Zerstörung jedes wie immer gearteten Staatsgefüges als oberster Glaubenssatz eingehämmert ist.

* * *

Zwischen Stadion und Lustgarten krachten die Schüsse, die Erzbergers bewegtem Leben ein Ziel setzten. Diese Tat, von wem immer und aus welchem Beweggrund heraus sie verübt sein mag, hat die Bedeutung eines elementaren Ereignisses, durch das sich die unerträgliche Hochspannung unserer Tage gewaltsam entlud. Wenn die Gefahr, die dadurch vorübergehend blitzhell beleuchtet wurde, überhaupt noch vermeidbar ist, so kann das nur geschehen auf dem Wege, daß die Gemeinschaftsfront aller Gutwilligen, deren es in beinahe jeder Partei gibt, viel stärker als bisher aus der Zurückhaltung hervortritt und sich mit ganzer Kraft für die Losung einsetzt, gegen die am schwersten gesündigt worden ist: Abkehr vom Haß! Admiral Scheer, der die eigene Gattin durch einen Mordanschlag verloren hat, findet das besonders Verwerfliche des politischen Mordes in der offenbar gänzlichen Verständnislosigkeit der Täter „für die Regungen, die in der Seele anderer vorgehen, die, obgleich sie die gleiche Sprache reden und zur selben Volksgemeinschaft gehören, nur weil sie andere Regierungs- und Wirtschaftsform haben wollen, als größere Feinde angesehen werden denn diejenigen, gegen deren Machtgelüste man jahrelang gemeinsam gekämpft hat". Und weitesten Widerhall möchte man den warmherzigen Worten wünschen, die der Führer in der Seeschlacht vom Skagerrack von der Höhe abgeklärter Lebenserfahrung aus namentlich an die Jugend Deutschlands richtet: „Nur Hand in Hand können wir uns kameradschaftlich aufrichten und versuchen, den Wiederaufbau des Vaterlandes zu beginnen. Die aufgestapelte Gehässigkeit muß dem friedlichen und redlichen Bestreben weichen, zur Verständigung und zum gegenseitigen Verständnis zu kommen. Die Erreichung der nationalistischen und bolschewistischen Ziele würde in unserem Lande zu einer noch unerträglicheren Plage werden, als sie uns das Beispiel von Rußland vorführt."

So zu lesen in der „Vossischen Zeitung". Verschließt man sich weiter rechts noch dieser Einsicht? Hofft man immer noch durch negative Opposition, durch die Opposition um jeden Preis, die Verhältnisse in die rechte Bahn zu zwingen? Im Kaiserreich waren es die Konservativen, die nicht müde wurden, der Sozialdemokratie das Fruchtlose einer unentwegten Oppositionspolitik klarzumachen, ihnen zu bedeuten, daß solche Politik zur inneren Aushöhlung, zur Ideenlosigkeit führen

müsse. Heute ist es etwas Alltägliches, daß Deutschnationale und Kommunisten sich bei den Abstimmungen zueinander finden. Neuerdings ist gerade in rechtsradikalen Blättern so viel vom Wiedererwachen des nationlaen Gedankens in der Arbeiterschaft die Rede. Aber man verkenne doch eines nicht: der seelische Anschluß bleibt der Arbeiterschaft verbaut, solange der Kapitalistenklüngel und das Scharfmachertum innerhalb der Rechtsparteien die Marschlinie bestimmen.

Die Irrtat von Griesbach schrillt in die Ohren wie ein Alarmsignal. Nicht die Gegensätze zu vertiefen, sie zu überbrücken tut dringend not. Nicht auf rückschauende Kritik kommt es an, sondern auf vorwärtsschauende Arbeit. Dazu ist Sammlungspolitik notwendig. Von einer rein sozialistischen Mehrheit ist die Gesundung bestimmt nicht zu erwarten. Es bleiben zwei Möglichkeiten: entweder die von Stegerwald angestrebte kompakte Mitte einschließlich eines starken Arbeiterflügels, oder aber ein nationaler Block der beiden Rechtsparteien mit Heranziehung von Demokratie und Zentrum und weit offener Tür zur Arbeiterschaft hin. Denn die Arbeiter — die früher konservativen „Grenzboten" heben das in einem klugen und feinen Aufsatz sehr mit Recht hervor — müßten dem nationalen Gedanken überhaupt erst wieder gewonnen werden, und zwar sei die Bekehrung des deutschen Arbeiters von der Truglehre des Marxismus nicht erreichbar auf dem Wege des Paktierens mit der Sozialdemokratie, sondern durch die nationale zugleich aufrichtig soziale Politik eines Mehrheitsblocks der Bürgerlichen.

Die unerläßliche Voraussetzung jeglicher ernsthaften Sammlungspolitik ist aber, wie einer der besten Köpfe der Deutschen Volkspartei, der frühere Regierungspräsident Abg. Dr v. Campe, kürzlich mit programmatischem Nachdruck in der „Kölnischen Zeitung" auseinandersetzte, der Wille, „den Staat zu bejahen praktisch zu bejahen, so wie er heute ist; wer das tut, ist zur Mitarbeit berufen. Das und nur das ist Voraussetzung. Damit ist gegeben: Einmal, wer den Staat in seiner jetzigen Gestalt mit Gewalt, mit nicht verfassungsmäßigen Mitteln beseitigen oder ändern will, schließt sich selbst aus. Das ist selbstverständlich. Und zum andern, wem der Staat von heute als eine solche Ungeheuerlichkeit erscheint, daß er sich gar nichts, aber auch rein gar nichts Gutes von ihm versprechen kann, daß er das Chaos ihm vorzieht, nur der stellt sich abseits. Alle anderen sollten sich zu Gegenwartsarbeit zusammenschließen, statt in rückschauender Kritik den Rest unserer Kraft zu zerfleischen. Man muß sich von der Vergangenheit loslösen können, wenn man der Gegenwart dienen will."

* * *

Der „Deutsche von morgen" ist noch nicht, er will erst werden. In der „New York Times" beschäftigt sich ein Amerikaner, der das Deutschland der Nachkriegszeit bereist hat, mit dem geistigen Typus der deutschen Zukunft. Die Eindrücke, die der fremde Beobachter schildert, enthalten manches, was aus solcher Munde zu erfahren nicht ohne Wert ist:

„Die Reaktion der deutschen Jugend auf die gegenwärtigen Zustände strebt nach zwei Richtungen: die Bildung einer aristokratischen Führerschicht und die Herbeiführung der gemeinsamen Arbeit der Arbeitgeber und Arbeit

nehmer zugunsten der Auslösung des deutschen Volkes aus dem Schmachverhältnis durch intensive Produktion. Beide stimmen in der Verurteilung der Vergangenheit überein, beide haben eine geringe Meinung von den gegenwärtigen Regierungsgewalten. Die Vertreter der ersten Richtung glauben zwar an eine Monarchie, haben aber keineswegs eine Neigung, Wilhelm II. wieder auf den Thron gelangen zu lassen. Die zweite Richtung hat das alte Kartenspiel in den Papierkorb geworfen und wünscht, mit neuen Karten weiterzuspielen. Sie beabsichtigt, alle diejenigen zusammenzubringen, die entschlossen sind, für ein neues Deutschland zu arbeiten, sie will die Massen mit neuem Mut und neuem Streben erfüllen, um sie durch das Versprechen einer besseren Zukunft zu äußersten Anstrengungen anzuspornen. Diese Richtung sucht die Arbeiter von Stadt und Land zusammenzubringen, so daß sie in der Lage sind, ein abschließendes Übereinkommen mit den Arbeitgebern abzuschließen. Diese Richtung beabsichtigt keineswegs eine Oligarchie der Industriekapitäne zu unterstützen, die unter den derzeitigen Regierungen im Begriffe ist, die Herrschaft anzutreten. Sie ist durchaus bereit, mit einem Stinnes zusammenzuarbeiten, aber nicht zu Bedingungen, die Stinnes diktiert. Nicht Kriegsgewinn, sondern Vaterlandsliebe leitet diese Kreise. Sie sind weder Kommunisten noch Bolschewisten, sondern sie werden von dem brennenden Wunsch getragen, das deutsche Volk zu erneuern, und es ist ihr Glaube, daß diese Erneuerung nur verwirklicht werden kann, wenn alle erkennen, daß sie einem Volk der Arbeit angehören. Der junge Monarchist steht diesem Gedanken gar nicht so fremd gegenüber. Aber er ist ein Individualist und als solcher überzeugt davon, daß der Anstoß zur Erneuerung von oben und nicht von unten kommen kann. Er erstrebt eine Aristokratie, die aus sorgfältig ausgewählten Individuen zusammengesetzt ist, die bereit sind, sich ausschließlich der Wohlfahrt ihres Volkes zu widmen. Diese Theorie setzt eine ideale Welt voraus, in der diejenigen, die sich zur Führung berufen glauben, jenseits der Versuchung stehen müßten, ihre Macht für persönliche Zwecke auszunützen."

Der Amerikaner gesteht freimütig ein, daß solche Gedankengänge in Amerika fremdartig anmuten würden. Aber es ist ja nicht das erstemal, daß der deutsche Idealismus Befremden in der Welt erregt hat. Die neue Vaterlandsliebe sucht noch nach Formen. „Die Orgesch", wird in den „Grenzboten" auseinandergesetzt, „war mehr ein Nachklang der alten, stolzen Zeit; ihre Formen können nicht in das vielleicht lange Dunkel unserer Sklavenexistenz herübergenommen werden. Aber so wie sich um die prächtige Gestalt des Forstrats Escherich mit raschem, durchdringendem Instinkt alles Zukunftskräftige anzuschließen bereit war, wird auch für andere, zeitgemäßere Formen der richtige Führer auch die rechten Gefolgen finden. Denn die Herzen sind bereit, sich anzuzünden. Unsere Lage ist freilich von der der Iren und Inder verschieden, unsere Volksart (wie kürzlich erst im „T." dargelegt wurde) auch. Vor 110 Jahren hat Napoleon wohlgefällig bemerkt, die Deutschen hätten gar keine Anlagen zu einem spanischen Guerillakrieg; dazu wären sie zu stumpf, zu kalt, zu eisig. Die heutigen Franzosen passen mißtrauischer auf; trotzdem werden auch sie keine Anlage zum Guerillakrieg bei uns entdecken. Denn die haben wir nicht. Trotzdem werden wir bei den unter-

drückten Völkern lernen. Opfermut wird sich regen; ohne ihn kommt keine Wiedergeburt."

Falsch wäre es, auf rasche Wendungen zu hoffen. Die Zurückeroberung der staatlichen Freiheit ist die höchste Aufgabe, die wir uns zu stellen haben. Nur müssen wir uns darüber klar sein, daß wir zum mindesten auf lange hinaus den Feind nicht mit den selben Methoden bekämpfen können, die er gegen uns anwendet. Aber wir werden Zeit haben, neue Methoden zu finden — oder besser: sie werden uns finden. Manche Glieder unseres Körpers werden vor der Genesung noch absterben. Trauernd, untätig, heiligen Zorn im Herzen müssen wir den Deutschenausrottungen in Polen, in Böhmen, im Elsaß zusehen. Aber: „Das Leben kann sich wunderbar wiedergebären. Es kann auch nach langer Latenz erwachen, wenn nur die Lebenskraft bleibt. Und diese spüren wir. Sie heißt Vaterlandsliebe. Sie tastet nach neuen Formen. Das Tasten ist vorerst wichtiger als die Formen. Ein paar gesunde, wachstumsfähige Zellen sind mehr als ein im Abbau befindlicher großer Körper... Die Arbeit des Patrioten, die wirklich in die Zukunft weist, kann sich heute weniger auf die überkommenen Formen unseres öffentlichen Lebens beziehen, als vielmehr auf die Keimzellen des Vaterlandsgefühls, welches in sich bei aller Unfertigkeit der Formen den Grundriß einer künftigen Nation enthält."

Auf der Warte

„Die große Täuschung"

Es ist für den Laien schwer, zu dem vielgenannten wissenschaftlichen Werk von Friedrich Delitzsch, „Die große Täuschung" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) Stellung zu nehmen. Und für den Fachmann ist es nicht leicht, vom Sinn und Wollen des Ganzen volkstümlich und unparteiisch zu berichten. Prof. Delitzsch versucht — kurz gesagt — den Gott des Alten Testamentes zu entthronen und zugleich diese Urkunde auf ein weit geringeres Maß von Wertung herabzusetzen. So leistet er seine selbständige Arbeit einesteils in Fortsetzung der modernen Bibelkritik, wobei ihm freilich fachmännische Alttestamentler scharf entgegentreten (E. König hat eine besondere Schrift gegen ihn veröffentlicht, Gütersloh, Bertelsmann), andrerseits in Nachbarschaft jener neugermanischen Richtungen, die sich aus völkischen Empfindungen gegen die altberühmte jüdische Urkunde sträuben.

Unter den Aufsätzen über Delitzschs Vorstoß gegen das Alte Testament — das „ein Buch voll absichtlicher und unabsichtlicher Täuschungen" sei — fällt uns im Münchener „Hochland" (1921) eine Arbeit von Prof. Dr Hubert Grimme auf. Dieser Forscher betont seinerseits — gegenüber den von Delitzsch angenommenen babylonischen Einflüssen — eine früharabische Hochkultur, deren Anfänge etwa in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zu setzen sind. Dem Studium dieser südarabischen Inschriften hat sich Grimme gewidmet und kommt zu andren Anschauungen als Delitzsch, der wesentlich von drei Punkten aus das Alte Testament angreift: 1. Delitzsch bekämpft die Berichte über Israels Eindringen in Kanaan; 2. die Wirksamkeit der israelitischen Propheten (worin er anders denkt als Wellhausens Schule); 3. die Gottesoffenbarung vom Sinai.

Das letztere ist besonders bemerkenswert. Vernichtend wie sein Urteil über das Judentum ist auch seine Kritik des jüdischen Gottesbegriffs. „Nach Delitzsch wäre der Gott des Alten Testaments vom Zeitalter der Einwanderung ins Gelobte Land bis zum Ausgange der biblischen Zeit der Götze Jaho. Anscheinend der Zahl der in Babylonien beheimateten amoritischen Gottheiten angehörend, wäre er von den eben frei gewordenen israelitischen Stämmen zum Nationalgotte erhoben und von ihnen in Kanaan eingeführt, an dessen altem Landesgotte ihm dann ein scharfer Gegner erwachsen sei. Daß er sich gegen ihn behauptete, hätte er besonders den für ihn leidenschaftlich Partei nehmenden Propheten zu verdanken gehabt. Diese hätten ihn auch mit dem Schöpfer und Leiter des Weltalls vereinerleit und für ihn die Ehren des Kultes seitens der Menschheit verlangt, obwohl sie nie daran gedacht hätten, ihn zu entnationalisieren. So irrten sich über sein Wesen ebensosehr Septuaginta und Vulgata mit ihrer Wiedergabe seines Namens und Wesens durch ‚Der Herr', wie auch wir es täten mit derjenigen durch ‚Gott' schlechthin"...

So faßt Grimme diese Seite von Delitzschs Auffassung zusammen und beanstandet nun seinerseits die Deutung dieses Gottesnamens, der bekanntlich nur als Tetragramm mit den vier Buchstaben Jhwh geschrieben wurde (Jahu, Jahwä). Es sei kein wissenschaftlicher Grund vorhanden, ihn als Götzen zu betrachten. Und was die mosaische Gesetzgebung betrifft: Grimme glaubt Mose recht wohl die genügende literarische Bildung und Kulturvorbedingungen zuschreiben zu dürfen: eben

im Hinblick auf jene südarabischen Inschriften. „Herrschte schon um die Wende des ersten Jahrtausends v. Chr. in weiten Strecken Arabiens — Wüsten und Steppen natürlich ausgeschlossen — eine Kultur, die schon wegen ihrer ausgesprochenen Vorliebe für schriftliche Aufzeichnungen als Hochkultur zu bezeichnen ist, dann liegt von vornherein zunächst kein Grund vor, den Mosaismus einseitig von dem daneben vegetierenden Beduinentum abzuleiten. Nimmt man aber die arabische Kulturzone als Nährboden, dann begegnen sich uns damit zwei nahe verwandte Geisteszonen“ ... Alles in allem „ergibt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß Moses an der Seite des midianitischen Oberpriesters, also im Zentrum des religiösen Lebens von Midian (im nordwestlichen Arabien) gelebt und gewirkt hat“ ...

Womit aber eine Gleichsetzung arabischer und mosaischer Religion nicht gemeint ist: dies verbietet sich schon im Hinblick auf den ausgesprochen polytheistischen Untergrund, auf dem der arabische Kult sich aufbaut.

Während also Delitzsch die Juden als Plagiatoren des Babylonismus bloßzustellen trachtet, wobei wichtigste Urkunden täuschend zurückverlegt seien in die Urzeit des Moses — bemüht sich Grimme, Arabiens Hochkultur gegen Babylon auszuspielen ...

Dabei wirft er übrigens einen Blick auf die etwaige Abstammung des Heilands. Delitzsch spielt das arisch-germanische Bewußtsein gegen jüdische Art aus und sieht Christus nicht als Juden an. „Mit Paul Haupt, dem im Behaupten stets großen deutsch-amerikanisch-jüdischen Gelehrten, läßt Delitzsch Jesus arischen Geblütes sein, weil die Bibel berichtet, sieben Jahrhunderte vor Christus habe Tiglatpileser die Bewohner von Naphtali, und damit auch von Galiläa, nach Assyrien überführt. Es ist nun mehr als wahrscheinlich, daß diese Deportation sich nur auf die Hauptfamilien des Stammes bezogen hat; und selbst wenn damals das israelitische Element ganz aus dem Nordlande herausgeschafft wäre, so hätte es bei der gewaltigen Expansionskraft der Juden in den folgenden sieben Jahrhunderten mit Leichtigkeit wieder eindringen können. Die Rasse, von der Jesus abstammte, ist um so weniger zu bestimmen, als die Israeliten nach wenigen Jahrhunderten des Zusammenlebens mit den Kanaanitern sich mit diesen stark vermischten, das heißt aber, ihr semitisches Blut mit deren im wesentlichen nichtsemitischem kreuzten und seitdem reinen Semiten, wie den Arabern, wie ein andrer Schlag vorkamen. Welches Blut nun auch Jesus in sich hatte: Arier wird er nicht gewesen sein.“

So stehen sich die Meinungen gegenüber.

Es ist in all diesen Aufsehen erregenden Büchern und Richtungen der Gegenwart eine merkwürdige innerliche Ähnlichkeit (Delitzsch, Spengler, Keyserling usw.): Konstruktionen und Hypothesen, wobei man mit den fernsten, allerfernsten Kulturen frischweg Ball spielt, und andrerseits — Unvermögen, den fortwirkenden, immerlebendigen Geistesgehalt unsrer nahen deutschen Kulturgüter rein herauszustellen.

*

Propheten — Pfarrer und Professoren

In einer der jetzt so häufigen Auseinandersetzungen über Theosophie, Anthroposophie, Okkultismus und Verwandtes schreibt Pfarrer Ch. Geyer aus Nürnberg ein paar beachtenswerte Sätze. Unsre Bibelkritik krankt daran, führt er aus, daß unsre Theologen ihr modernes Durchschnittsbewußtsein als Maßstab auch gegenüber ungeheuer anders gestimmten Zeiten und Menschen nehmen. Und so erwidert Geyer mit Recht seinem Gegner Bruhn in der „Christl. Welt“ (Nr. 29):

„Es ist eben eine tragische Tatsache, daß wir mit unserer Psychologie und Erkenntnistheorie nicht nur den höheren, sondern auch den niederen Erscheinungen des Prophetismus ziemlich hilflos gegenüberstehen. Denn unsre Wissenschaft ruht auf dem Dogma, daß das menschliche Bewußtsein heute und vor dreitausend Jahren annähernd sich gleich geblieben sei. Darum ähneln wir die Erlebnisse der Propheten unseren für „normal“ gehaltenen Bewußtseinsvorgängen an. Nicht ich, sondern Bruhn rationalisiert die außerordent-

lichen Vorgänge, indem er sie dem assimiliert, was etwa auch ein Pfarrer oder Professor von heute religiös erleben mag. Dieses Normalbewußtsein der Wissenschaft ist ein Gespenst, ein Wahn, ein der Wirklichkeit widersprechendes Dogma. Deshalb, weil ich dies mit aller Deutlichkeit sehe, halte ich in der Tat nicht sehr viel von unserer Religionspsychologie und Religionsphilosophie und den angeblich in Jahrtausenden gereiften Begriffen wissenschaftlichen Denkens. Sie sind Abendrot, aber nicht Sonnenaufgang."

*

Aus der besetzten Pfalz

geht uns ein Brief zu, der so recht unmittelbar in das Empfinden dieser bedrängten deutschen Volksgenossen Einblick gewährt:

„... Eine Freundin, die hier ein Geschäft hat, zog des Morgens den Rolladen in die Höhe. Da ritt der französische Kommandant vorbei, und sein Pferd tänzelte. Niemand dachte sich viel dabei — da wurde sie bestraft, mit der Begründung, der Herr Kommandant hätte verunglücken können. Hat also keinen Dunst, dieser Mann, wie er sich blamiert, wenn er als Soldat nicht besser reiten kann! .. In unserer Umgegend, in schönem Wald, wurde 1909 eine Heilstätte gebaut; da waren noch leere Häuser — und da sitzt nun das dreckige Gesindel. Nun steht der Wald schon zum drittenmal in Flammen! Einer unsrer Buben sagte: ‚Das sinn die Zulcher (Zulu)!' Ein Arbeiter rief: ‚Tät nr die ganz Anstalt eweg brenne, do käm' a die Garnison fort' — nein, da bekämen wir sie erst recht auf den Kopf gesetzt und müßten für sie bauen! So wie dieser schöne Wald wird unser Volksvermögen vernichtet. Unsre treue, kerndeutsche, tüchtige Bevölkerung in der Pfalz und im Saargebiet wird einfach vergewaltigt. Und drüben bei euch heißt's, wir seien ‚Franzosenköpfe'! Tut doch nicht so unrecht an uns! Liebt uns doch, wie wir euch lieben! Wie haben wir uns schon gewehrt und werden von der — wie einmal neulich einer in der Eisenbahn sagte: ‚zottlichen' — Reichsregierung im Stich gelassen ... Hätten Sie voriges Jahr den Streik miterlebt und gesehen, wie entschlossen und ruhig das abging! Unsre Stadt war wie eine Kirche. Dann wurden unsre Männer verhaftet und fortgebracht, Haussuchungen geschahen, Haushaltungen wurden das Unterste zuoberst gekehrt — man weiß heute noch nicht, für was! Wen das betraf, das war schrecklich. (Bei einer freilich war's verdient: die hatte sich bis dahin international gestellt — jetzt aber ist sie deutsch!) Sonst aber hätten Sie sehen müssen, was unsre deutschen Frauen geleistet haben: die Männer in Verstecke getan, daß man sie nicht finden konnte! Denn immerzu wurde die Stadt abgesucht. In Häusern, wo gute Verstecke waren, saßen sechs bis acht. Andre brachten das Essen hin ... Neulich hat hier ein Fußballklub ein Denkmal zum Andenken seiner Gefallenen eingeweiht. Obenauf der deutsche Reichsadler. Unsre wackren ‚Beschützer' duldeten nicht, daß er mit geschwungenen Flügeln da oben säße, denn das sei eine Herausforderung Frankreichs! Nun sind ihm die Flügel zusammengelegt. Es sieht zum Weinen traurig aus, aber — er sieht gegen Frankreich ... Ein Gestorbener dieses Volkes wurde neulich fortgetan nach Paris. Da mußten deutsche Eisenbahner auf Befehl mit bis zum Bahnhof. Hätten Sie nur die beiden Offiziere gesehen, die allein mitten drin gingen, welche Herausforderung in ihrer Haltung lag! Nun muß man sich ausmalen, was die in ihrem Land darüber schreiben! Da wird's sicher ein riesengroßer Leichenzug, die ganze Stadt hat es sich zur Ehre angerechnet, dabei zu sein, die Frauen haben alle geweint — — und so weiter! ... Nun haben hier Beamte und Schreiber den Franken angenommen. Ach, das ist so furchtbar niederdrückend für uns! Ein Kriegsinvalide hielt's ihnen vor; da antwortete ihm ein solcher Dummkopf: ‚Wenn's andre taten, können wir's auch tun'. — ‚Schämt euch!' rief da der Invalide. ‚Nur die Bergleute haben's getan, Postler und Bahner wurden gezwungen, und ihr hattet es nicht nötig des Geldes halber, es ist nur, daß ihr mehr saufen könnt!' ... Und ich sage auch: Der Suff macht dieses Volk sittlich und national verkommen — und eben der Suff wird immer

mehr gefördert. Es gibt hier Leute, die gehen vor Gier nach dem Franken fast tot. Sündlich, schändlich!... Unsre Fabriken und Werke werden mehr und mehr vom Feinde aufgekauft. Sogar das Elektrizitätswerk, das dem Kreise gehörte. Ach, wir haben oft die Empfindung, daß ihr andren Deutschen, obenan die Regierung, sich um uns gar nicht kümmert! Vom Osten her klagt man ja ebenso. Eine Dame war vorhin hier, die sagte: ‚Es nützt nichts, daß Sie nach rechtsrheinisch schreiben, die haben gar kein Interesse für uns: die tanzen!' Aber wir sind grade erst recht treu deutsch!"...

— Soweit dieser Brief. Ähnliche Klagen und Rufe kommen von andren Grenzgebieten und jetzigen Auslandsdeutschen: Vergeßt uns nicht!

*

Elsässer vor dem Reichsgericht

In jenen schmachvollen Prozessen gegen unsre sogenannten „Kriegsverbrecher" mußten auch Elsaß-Lothringer als Zeugen auftreten. Es war eine schlaue Berechnung der Franzosen: diese Neu-Franzosen sollten durch ihr Eintreten gegen Deutschland, mit dem zusammen sie soeben noch gekämpft hatten, noch einmal — wie beim Einzugs-Rummel — bekunden, daß sie fortab zu Frankreich gehörten. Oder was bezweckte man sonst bei dieser französischen Mache? Wollte man die elsässischen „Demi-Boches" bei den Deutschen verächtlich machen?

Der Alt-Elsässer Ernst Wurch, der für Autonomie und Volksabstimmung wirkt, plaudert darüber aus eigener Beobachtung (Magdeburger Generalanzeiger, Nr. 163):

„Und ... was erlebte ich vor dem Reichsgericht in Leipzig? Ein Landsmann tritt ein, ein echter Bauernsohn, von echter Alemannenart. Er kämpft in sich mit tückischem Alp. Doch die Stimme des urkräftigen, unverfälschten Blutes siegt. Er, der gegen Deutschland zeugen soll, rühmt sich sogar mit Stolz, tapferer deutscher Soldat gewesen zu sein ... Ein anderer tritt auf, Akademiker mit verfeinertem Äußern — Zwiespalt im Herzen. Er spricht. In seinem Busen ein unentschiedenes Ringen. Hier stehen Wahrheit, Recht, alemannische Hochachtung vor dem Eid — dort aufgepfropfter Chauvinismus, französische Militärdiktatur, Spott einzelner Irregeleiteter beim Nachhausekommen, dann Zürnen der „Neuen Behörde" — und doch siegt auch hier allmählich die Stimme alemannischen Blutes. Die Aussagen weichen von denen ab, die ein französischer Richter niedergeschrieben hatte. Ob der krassen Widersprüche herrscht im Saal eisige Stille — gläsernes Staunen — leises Murmeln. Mein Herz blutet. Ich erkenne die Qualen des Zeugen, weiß, daß er auf der Folter steht, weiß, daß er zwei Extremen gehorchen soll, der Blutstimme, dem Recht — und den Welschen, der Gewalt!

Und wieder tritt ein Landsmann auf. Sein Benehmen gibt Anlaß zu Rügen. Der Kampf, den ehrliche Charaktere in sich durchgefochten, hat er schon früher abgetan. Es ist beschämend, von dem ergrauten Präsidenten daran erinnert werden zu müssen, daß man ‚bei uns erzogen worden ist, unsere Hochschulen besucht hat, deutscher Stabsarzt war'. Hier hat die französische ‚Culture' ein Opfer gefunden, das sich an die ruhmreichen Epochen des alemannischen Kulturkreises nicht mehr erinnert.

Da meldete ich mich als Zeuge. Vor Monaten habe ich in meiner angestammten Heimat als Autonomist für Volksabstimmung gekämpft, mit freudiger Hoffnung und Begeisterung im Herzen. Ich wollte ein unerschrockener Wiedereroberer im finsteren Tappen der Seelen eines Volkes sein, das einst freiherrlich in seinem paradiesischen Elsaß wohnte. Wie es uns vorleuchtet als Stadtrepublik Straßburg, Colmar oder Mülhausen, als Herzogtum Elsaß oder Herzogtum Lothringen..., bis ich zum Märtyrer dieser heiligen Sache wurde. In Mainz von einem Schurken als Opfer verraten, schlugen mich der französische Polizeikommissar und sein Dolmetscher blutig. Ich sollte gegen Wahrheit und Überzeugung Aussagen machen, die den Trägern der ‚Liberté' paßten. Als ich bei meinem Rechte blieb, hielt der Kommissar mir einen Browning vor die Stirne,

traktierte mich unzählige Male mit dem Kosenamen ‚Boche', während der Dolmetscher mir mehrmals ankündigte, ich würde im Gefängniskeller nackt ausgezogen und so lange geschlagen werden, bis ich passende Aussagen machte. In Straßburg durch Verrat aufs neue eingekerkert (ich hatte durch Flugblätter, Gedichte usw. meine Landsleute aufgeklärt), führte man mich zehnmal an Ketten durch die alte Münsterstadt. Die drei Hauptzeugen widersprachen sich in mehreren Punkten in den Vorvernehmungen und in der Hauptverhandlung; vergebens wies ich darauf hin. Während z. B. der eine aussagte, ich wollte am französischen Nationaltag vom Münsterturm die französische Fahne herunterholen, um die elsässische zu hissen, nahm dessen Bruder auf seinen Eid, daß von der deutschen Flagge ‚schwarz-weiß-rot' die Rede gewesen wäre. Hunderte andere Tatsachen bezeugen schlüssig, daß in Frankreich Politik und Justiz eins ist. Politische Opfer muß es darum geben. Jeder Elsässer und Lothringer, der von den Franzosen nach Leipzig als Zeuge geschickt wird, ist in bedauerlicher Weise dazu ausersehen.

Ich sprach nach der Verhandlung mit einem Zeugen und führte aus, daß wir Elsässer und Lothringer keinen Krieg erklärt hätten, auch keinen Frieden diktiert oder unterschrieben haben. Wir sind der Spielball in den Händen des rachsüchtigen Frankreich. Da Presseberichte über die Verhandlungen in Leipzig in allen Ländern erscheinen, müssen wir uns auf der ganzen Welt überall da schämen, wo man nicht weiß, daß Polizeidiktaturgewalt eines im Siegerwahn taumelnden Volkes und politische Mache uns mißbrauchen!"

*

Aus dem Brief eines Elsässers

„... Am heutigen Tage gehen mehr denn sonst meine Gedanken trans Rhenum (über den Rhein). Nachdem ich die Muße desselben schon benützt habe, einem meiner Brüder drüben zu schreiben, möchte ich nun noch Ihnen gegenüber eine alte Schuld abtragen. Sie werden sich mein langes Schweigen nicht erklären können. Ist es doch bereits ein halbes Jahr, daß ich Ihren freundlichen Brief erhalten habe. Auch die Nummer des Studentenbundes habe ich wohl Ihnen zu verdanken. Ich wüßte nicht, wer sonst dort Interesse daran hätte, sie mir zu schicken. Um so mehr bin ich Ihnen aber zu herzlichem Dank verpflichtet, und es ist Zeit, daß ich mich endlich einmal wieder hören lasse.

Es gab in diesem halben Jahre viele Augenblicke, wo ich daran dachte, zu schreiben; aber ich konnte mich nicht dazu aufraffen. In der Lage, in der wir hier uns befinden, befällt einen oft ein Gefühl der — verzeihen Sie den Ausdruck — Wurstigkeit, daß man sich sagt: Wozu denn? Flügellahm und untüchtig zu froher Zuversicht, tut man das Notwendigste und läßt alles andere gehen. Dann war die Zeit der politischen Krise — die Frage der Besetzung des Ruhrgebiets —, wo man aus guten Gründen nichts über den Rhein schicken wollte. Es war auf jeden Fall klüger, sich zu beherrschen und abzuwarten. Es gibt aber auch Momente, wo ein Frohgefühl einen durchzieht, sei es, daß man aus Erlebnissen im Lande allerlei Schlüsse ziehen kann, die herzerhebend wirken, sei es, daß man in geistiger Gemeinschaft zu früheren Volksgenossen sich erfrischen darf. So war's den Elsässern zumute, die zur Lutherfeier nach Worms zogen: wirklich ein Erlebnis, das sie um alles in der Welt nicht hergeben möchten, eine Oase in der Wüste dieses Daseins! Freilich, sie wurden ausgespitzelt und sind notiert, der Sprecher mußte sich vor der französischen Behörde rechtfertigen. Aber alle würden morgen wieder hingehen und lassen sich solches nicht nehmen. Wir Elsässer brauchen solche und andere Gelegenheiten, damit wir nicht verrosten und innerlich nicht verarmen, denn in die französische Geisteskultur werden wir bei unsern unzureichenden Vorkenntnissen und Sprachkenntnissen niemals so hineinwachsen, daß wir für unser Innenleben daraus Vorteile haben. Darum begrüßen wir auch alle Unternehmungen, wie jene Elsaß-Nummer, wodurch drüben Verständnis für unsere Lage und die Lust dazu geweckt werden soll, in eine geistige Gemeinschaft mit uns zu treten. Für

eine solche ist zurzeit das Elsaß reifer denn je. In weiten Kreisen hat es ein Erwachen gegeben, wie man's nicht geahnt, noch nach dem anfänglichen Enthusiasmus erwarten konnte. Wohlverstanden, die meisten wünschen nicht wieder eine politische Angliederung an das Reich, man weiß auch, daß solches nicht ohne Krieg und Blutvergießen abginge, und davon hat unsere Generation genug. Aber sollte nicht eine weitgehende Kulturgemeinschaft möglich sein, die eine Brücke bilden würde, über die zwei große Völker, die wirtschaftlich so sehr aufeinander angewiesen sind, sich finden könnten zu gemeinsamer Arbeit zum Wohle Europas und der Menschheit überhaupt? Darum begrüße ich es auf das lebhafteste, daß auch drüben im Reich zahlreiche Stimmen laut werden, die zu dieser geistigen Gemeinschaft aufrufen, und daß auch das Studentenblatt sich von jeder Revanche politisch freihält.

Das Merkwürdige an der gegenwärtigen Situation ist dies, daß gerade die Kreise, welche, wie Sie glaubten, aus konfessionellen Gründen eher für ein völliges Untergehen im Franzosentum sind, am stärksten regionalistisch (um nicht mehr zu sagen) veranlagt sind. Kennen Sie die im klerikalen Lager erscheinende Monatszeitschrift „Mein Elsaßland"? Literarisch ist sie sehr gut redigiert und hat die Tendenz, das Elsaß den Elsässern lieb zu erhalten, freilich ist sie etwas konfessionell angestrichen, was mich aber nicht hindert, sie um der Sache und des Inhaltes willen zu halten ..."

So weit der Brief.

Lieber Leser oder Leserin, wenn du diesen Notruf einer dürstenden Seele nach unserer Gemeinschaft gelesen hast — dann überlege, welchem schmerzvoll abgetrennten Bruder oder Schwester du nahe gestanden hast oder noch stehst! Dann gehe hin und ergreife sofort die Feder und sage diesem Bruder oder Schwester, daß du sie noch immer lieb hast und bei ihnen oft in Gedanken weilest! Zeige, was treue deutsche Liebe ist! Vor allem hilf mit, Worte deutschen Gemüts- und Geisteslebens bei den Abgetrennten zu verbreiten! Gedenke vor allem an die Erhaltung des deutschen Liedes. Mache deshalb den kleinen Freunden, wenn du kannst, öfters eine Freude durch Verehren eines billigen, guten Volksliederbüchleins oder dergleichen!

Bedenke: In den elsaß-lothringischen Schulen lernt das Kind kein deutsches Lied mehr!

* G. H.

Der französische Frieden

So nennt der bekannte Professor an der Universität Upsala, Rudolf Kjellén, den Frieden von Versailles und schreibt darüber in den „Münch. N. Nachr." (Nr. 288):

„... Das ist der französische Frieden, Frankreichs Absicht mit Versailles, und diese Absicht wurde scheinbar von einer einstimmigen französischen Volksmeinung unterstützt. Sie wurzelt ja auch tief in der französischen Psyche, die in republikanischer Toga wie in monarchischem Purpur unveränderlich dieselbe ist. Warum gerade 20 Millionen zum Tode Verurteilter? Weil Deutschland auch nach Versailles noch 20 Millionen mehr als Frankreich hat. Da nun Frankreich aus bekannten Gründen nicht wächst, muß Deutschland erdrosselt werden. Es ist mathematisch klar; denn sonst wäre Frankreich nicht mehr Nummero 1 auf dem europäischen Kontinent. Und für kernfranzösische Auffassung gibt es keine andere Daseinsmöglichkeit als in der Stellung von Nummero 1 ...

Zur Verzweiflung in dieser Politik hat unstreitbar die besondere Tatsache beigetragen, daß nicht einmal der Weltkrieg Frankreich den einzigen Labetrunk gewährte, der seinen Durst hätte stillen können, nämlich die richtige Revanche. Man glaubt im allgemeinen, die Revanche galt Elsaß-Lothringen; dort ist sie freilich mit dem Frieden gekommen. Aber die wirkliche Revanche lag tiefer: sie galt Sedan, dem Fleck auf dem Waffenschild. Und der Weltkrieg hat den französischen Waffen keinen entsprechenden ebenso deutlichen und glänzenden Erfolg beschert. Hinter den ständigen Feiern des Sieges steht das aufreizende Gefühl, daß dieser Sieg nicht den ganzen erwarteten Ruhm gebracht hat; um nicht zu sagen, der unerträgliche Gedanke, daß die kriegerische Ehre schließlich auf der Seite des

eindes blieb. Die Welt erkennt ohne Vor-
ehalt Frankreichs militärische Rehabilitierung
n, aber ein Sieg, der allein mit Hilfe anderer
it Übermacht und durch die unerzwungene
apitulation des Feindes errungen wurde, hat
den eigenen Augen nicht jenen Schwung,
dessen Sonnenglanz die frühere französische
itterlichkeit wieder erblühen konnte. Dürften
ir nicht hier den psychologischen Hintergrund
ir die Prestigepolitik erblicken, die in
dem Augenblick den Feind am Boden krie-
en sehen will und somit ihre eigene Größe
s Reflex seiner Erniedrigung empfinden
öchte — diese Haßpolitik, die mehr als
gend etwas anderes die Luft im heutigen
uropa vergiftet?!

Das ist also der französische Gedanke in
ersailles. Natürlich steht er im Widerspruch
um Interesse der ganzen neutralen Welt,
as einen dauerhaften Frieden und Versöh-
ung zwischen den Völkern verlangt. Ebenso
ffenbar steht er im Widerspruch zu dem
nteresse der Verbündeten, ja auch zu der
genen Absicht Frankreichs, einen möglichst
ohen Betrag als Entschädigung herauszu-
ressen; denn Sklavenarbeit ebenso wie
ungerarbeit ist unproduktiv, auch wenn sie
em höchsten Kulturvolk der Welt auferlegt
ird. Nichtsdestoweniger setzt die heutige
olitik Frankreichs, geleitet mehr von ele-
entaren Instinkten als vom Verstand,
ren Weg fort, und die Spannung zwischen
en angelsächsischen Großmächten hat deren
iderstand neutralisiert, so daß der französische
edanke bis heute den sogenannten Frieden
on Versailles ganz durchdringen konnte.

Deshalb ist Versailles noch immer Finster-
is und Todesschatten. Dieser Friede be-
eutet das Zeichen der Sklaverei und des
nterganges für jenes Volk, das in Ge-
anken- und Gefühlstiefe ebenso wie in
rbeitsfleiß und Arbeitsfreudigkeit
lle anderen übertraf. Er ist der Freibrief für
ie Blüte der Anarchie und den Verfall der
oral bei unserer weißen Rasse. Er ist die
üchse der Pandora, die Arbeitslosigkeit und
euerung, allgemeine Unsicherheit und Völker-
lend in sich schließt. Er ist das Merkmal
on Kain für unsere ganze Zivilisation. Soll
der Weg nicht zum Untergang des Abend-
landes führen, dann muß er unbedingt vom
Frieden von Versailles abweichen."

*

Die elsässischen „Boches"...

Wie war's im Fall Zabern? Ein harmloser Leutnant nennt ein paar elsässische Soldaten „Wackes" — und die ganze Welt bis hinaus nach Amerika zetert wider den deutschen „Militarismus". Und jetzt?

Der „Republikaner" in Mülhausen i. E. veröffentlicht die Zuschrift des Vaters eines zurzeit in Lyon dienenden jungen Oberelsässers, die folgendes berichtet: „Der Sohn, der seit dem 2. Oktober 1920 in Lyon seiner militärischen Pflicht genügt und bis heute weder vor noch während seiner Dienstzeit die geringste Strafe erhielt, wurde dieser Tage mit noch zwei Elsässern zu je fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Das ganze Verbrechen dieser jungen Leute besteht darin, daß sie, aufgebracht über einen Unteroffizier, der sie mit dem Worte ‚Boche' titulierte, diesen eines Tages ohrfeigten. Drei Monate saßen die Schwerverbrecher in der Untersuchungshaft. Vergangene Woche fällte das Kriegsgericht das Urteil. Die drei Elsässer wandern nach Cayenne, während der Unteroffizier frei ausgeht." Dazu schreibt das Mülhäuser Sozialistenblatt u. a.: „Wem steigt angesichts einer derartigen brutalen und aller Gerechtigkeit hohnsprechenden Verurteilung nicht die Zornröte ins Gesicht? Ist es so weit bereits gekommen, daß unsere jungen Elsässer, die in Frankreich dienen, sich wie einst bei den Preußen die ‚Wackes'-Titulierung, nun auch die Bezeichnung ‚Boches' gefallen lassen müssen? Wir protestieren mit allem Nachdruck gegen ein solches Vorgehen! Wir verlangen eine Revision dieses Kriegsgerichtsurteils, das drei junge Elsässer zu Verbrechern stempelte und sie der härtesten Strafe auslieferte. Wir glauben nicht, daß sich das elsässische Volk einen derartigen Fußtritt von einigen militärischen Schnauzbärten, die unbekümmert um jede Menschlichkeit nur ihren militärischen Strafkodex kennen, versetzen lassen wird!"

Wir empfehlen auch diesen Fall den neutralen Blättern. Wo bleiben eure tobenden Artikel?

*

Mährens Leichenfeld

Die Sudetendeutschen und die anderen jetzt tschechischen Staatsbürger fremder Nationszugehörigkeit seufzen seit drei Jahren unter der ebenso unklugen wie grausamen Unterdrückungspolitik der tschechischen Staatsbehörden. Die selben Tschechen, denen in Österreich seit dem Ausgleich 1867 die Gleichberechtigung in der Sprachenfrage zugestanden war, lassen ihrerseits jetzt nicht die geringste Duldsamkeit walten. Alle deutschen Aufschriften auf Straßen- und Firmenschildern sind entfernt, die historischen deutschen Ortsbezeichnungen durch neu erfundene tschechische ersetzt worden. Die deutsche Sprache hat an Gericht und bei den Behörden keine Geltung mehr, so daß Millionen von Staatsbürgern aus Unkenntnis des Tschechischen der Willkür untergeordneter Organe preisgegeben sind.

Der Tscheche weiß das Deutschtum an der Wurzel zu packen. Die in Reichenberg erscheinende „Freie Schulzeitung" entwirft ein ergreifendes Bild von dem Schicksal des deutschen Schulwesens in Mähren. Hier, wo die Besiedlungsverhältnisse für die Deutschen wesentlich ungünstiger liegen als in Böhmen, gruppieren sich nur um das Gesenke und das Odergebirge geschlossene deutsche Gebiete. Außerdem gibt es einige größere deutsche Sprachinseln, im übrigen aber hat fast jedes Städtchen, jeder größere Industrieort eine deutsche Minderheit. „Tausende von deutschen Offizieren, Unteroffizieren, Beamten, Privatangestellten, Werkmeistern und Arbeitern sahen sich nach dem Zusammenbruch Alt-Österreichs mit einem Schlage als lästige Ausländer von der Ausweisung bedroht und verließen mit Weib und Kind den ungastlichen Boden. Auf ihre Arbeitsplätze drängten heftig tschechische Kräfte mit meist zahlreichen Familien nach. In Brünn allein umfaßte die Umgruppierung 8000 Familien. Die zurückbleibenden Deutschen wurden gezwungen, ihre Kinder tschechischen Schulen zu überlassen, — die Entziehung der Brotkarte war ein beliebtes Mittel —, die freiwerdenden deutschen Schulhäuser aber belegte man mit Beschlag. Als sich die politischen Nebel ein wenig hoben, lag ein unabsehbares Leichenfeld vor den Blicken aller deutschen Bildungsfreunde. In den 6 autonomen Städten wurden 2 Bürgerschulen, 26 öffentliche und 5 private Volksschulen mit insgesamt 221 Klassen vernichtet, in den 16 Landschulbezirken 17 Bürgerschulen, 70 öffentliche und 15 private Volksschulen mit zusammen 342 Klassen. Von den 186 deutschen Kindergärten waren im März 1921 bloß noch 116 in Betrieb. Ein volles Fünftel des deutschen Schulwesens ist in Mähren verloren gegangen." Aber damit nicht genug, wird auf tschechischer Seite ganz offen die Anschauung vertreten, daß noch 359 deutsche Klassen fallen müßten, ehe der „gerechte Ausgleich" vollzogen sei. Das Ziel ist klar: Man sucht die Deutschen auszurotten, indem man ihnen die Möglichkeit geistiger Ausbildung raubt.

*

Ein Brief aus Kärnten

an den Herausgeber dürfte wohl auch für Türmerleser Bemerkenswertes enthalten:

„... Ich wohne im äußersten Süden — auf Karantaniens Alpenhöhen —, und ich muß Ihnen leider bekennen, daß auch hier manches vorgekommen ist, was dem treuen deutschen Herzen weniger zur Ehre gereicht. Aber trotzdem können wir Kärntner auf etwas stolz sein — nämlich auf unsere wackeren Männer und Frauen zur Zeit der jugoslawischen Invasion im Jahre 1920. Im Oktober wird es ein Jahr, daß wir unser schönes Kärnten durch eine stramme Volksabstimmung vor den Laibacher Räubern gerettet haben; nicht nur für uns, sondern auch für Deutschland, das nirgends so warme, treue Freunde hat wie in Kärnten. Wir sind das südlichste Bollwerk deutscher Kultur, und die Kärntner haben das noch immer gewußt, wenn auch andere Länder an Deutschland irre wurden. Seit 1848 und seit 1866, wo wir Österreicher durch den bitteren Prager Frieden vom deutschen

Bunde ausscheiden mußten, kämpft Kärnten für den Anschluß an das deutsche Mutterland, wird hier in demselben Maße für Deutschland gearbeitet, wie die Franzosen gegen Deutschland gewirkt haben (Elsaß-Lothringen). Hier wurde immer die ‚Wacht am Rhein' gesungen, ein Bismarck verehrt; Kaiser Wilhelm galt in Klagenfurt beinahe noch mehr als Kaiser Franz Joseph; die deutschen Fahnen (schwarz-rot-gelb) fehlten auf keinem Feste. Ich weiß nicht, ob man sich in Deutschland dessen bewußt ist. Im Weltkriege hat sich ja gezeigt, daß das große Germanenreich seine Freunde leider Gottes gerade dort vermutet hat, wo sie nicht zu finden sind!

„Man hat sich einst für die falschen Japaner viel mehr interessiert, ihnen viel mehr emporgeholfen, als den angestammten Brüdern im Süden. Ich glaube, die Deutschen sprachen nur immer von der österreichischen Faulheit und Schlappschwänzigkeit — aber von unserer Not, von der Einschnürung durch fremde Nationen, von dem deutschfeindlichen Wirken eines Teiles der Geistlichkeit, von unserer unendlichen Geduld — davon sprach niemand! Mit großer Freude bemerke ich, daß sich in Deutschland ein warmes Fühlen für uns regt, daß deutsche Brüder — anstatt Italiens treulose Städte zu überfluten — jetzt in unser liebes Land reisen, daß endlich, endlich ein tieferes Verstehen zwischen Nord und Süd zu keimen beginnt. Vielleicht haben die Habsburger Deutschland gegenüber wirklich schwere Fehler begangen — wir werden natürlich von der Schule aus einseitig erzogen und wissen manches nicht —, vielleicht hat aber auch Deutschland manches an uns übersehen, manchmal uns schroff den Rücken gekehrt, wenn der Alpenländler Heimweh fühlte und dem stärkeren Bruder bittend die Hand entgegenstreckte. Wir Alpenländler haben ausgeprägte Heimatliebe und auch einen gewissen Stolz, einige Verschlossenheit den Fremden gegenüber. Vielleicht ist dies manchmal als Frostigkeit aufgefaßt worden? Wie schön wäre ein Sichverstehen zwischen Nord und Süd!" ...

Eine Mutter

schreibt uns aus Hamburg:

„Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf die Zeitschrift ‚Junge Menschen' lenken, vielleicht daß im ‚Türmer' einmal warnend davon die Rede sein kann. Lesen Sie die angestrichenen Stellen! Arme Jugend, die so vergiftet wird! Sie wissen, welche Wunden mir der Krieg geschlagen hat, einer Mutter, die ihren einzigen Sohn hinausgab. Was für Nächte voll Angst und Sorge umfassen diese letzten Jahre! Und doch, tausendmal und doch: hätte ich heute noch Söhne und käme die Erhebung, mit Freuden gäb' ich noch einmal meine Söhne für die Befreiung Deutschlands dahin — und mit Freuden würden sie hinausziehen. Man soll uns Mütter doch nicht so klein machen, wie es dieser erbärmliche Artikelschreiber tut! Wir tragen unser Leid als unsichtbare Krone, die soll und kann uns niemand nehmen. Ich wollte, ich könnte die Frauen und Mütter zusammenrufen, damit sie Zeugnis ablegen könnten: Ihr Feinde draußen und ihr Feinde im Land, wir bezeugen, daß unsre Männer und Söhne gern und voll Begeisterung in den Schlachtentod gingen. Wir gaben sie blutenden Herzens, aber voll Stolz dahin — und sie starben nicht für einen ‚Irrtum', wie ihr Verblendete wähnt, sondern für das Höchste, das Heiligste, das jede Lebensgemeinschaft kennt: zum Schutze der Heimat und, mit Fichte zu reden, für eine bessere Ordnung der Dinge ..."

Diese Mutter spricht vielen, und wahrlich nicht den schlechtesten deutschen Frauen aus der Seele. Das ist die Gesinnung von 1813. Es wird die Gesinnung aller edlen Deutschen bleiben, denen nationale Würde in Blut und Seele sitzt. Wer sich nicht zu dieser Opfer-Gesinnung emporschwingen kann, der sollte sie wenigstens aus einem dumpfen Instinkt heraus achten.

Statt dessen liest man in der genannten Zeitschrift, die deutschnationalen Frauen, die so zahlreich für ihre Partei gestimmt haben, seien ein „trostloses Schauspiel" und „Mörder (!) ihrer Männer und Söhne"; und das furchtbare Gewaltmittel der englischen

Hungerblockade (schon im Burenkrieg bewährt, an uns erprobt und neulich den Iren angedroht) wird als „Schauermär" abgetan: „Man weise dem deutschen Volke endlich einmal diejenigen, bei denen sich unsre rhachitischen und tuberkulösen Kinder bedanken können, die Tirpitz und Ludendorff!" ... So hetzen diese sogenannten jungen Menschen gegen Führer ihres eigenen Volkes ...

*

Widerspruch

In der gut geleiteten pädagogischen Zeitschrift „Die Saat" beschäftigt sich der Herausgeber, Schulrat König, mit jenen sogenannten Friedensfreunden unsrer Linksparteien, die „den Krieg aus der Welt schaffen" und die „Idee der Völkerversöhnung" durchsetzen wollen, während unsere Nachbarn Millionenheere auf den Beinen halten und uns in Ost und West mit „Sanktionen" und schwarzer Schmach drangsalieren.

„Auf einen seltsamen Widerspruch will ich hinweisen. Diese Kriegsfeinde und Friedensfreunde sehen den blutigen Klassenkampf als durchaus berechtigt an. Sie sind bereit, ihre Machtmittel zu gebrauchen, und wenn auch die Not der Volksgenossen bis zum Himmel hinanwächst. Sie lassen ihre Bataillone aufmarschieren, um die eigenen Volksgenossen mit Pulver und Blei zu bekämpfen. Immer wieder reichen sie den Fremden die ‚Bruderhand', so oft sie auch besudelt und verhöhnt zurückgestoßen wird. Aber den Bruder aus dem eigenen Volk knüppeln und knallen sie nieder, offen oder hinterrücks, wenn er sich einer andern Meinung erdreistet ..."

*

Kinderhilfe

Es ist eine wahre Erquickung für das jetzt so oft von Häßlichem erschütterte deutsche Gemüt, wenn man die Wohltaten buchen darf, die uns und zumal unsren deutschen Kindern vom Ausland erwiesen werden. Da schlagen wir in den bei Eugen Diederichs, Jena, erschienenen allerliebsten „Briefen deutscher Ferienkinder aus Skandinavien" (Preis geh. 24 *M*, mit Bildern reizende Seiten und Sätze auf. Wie strahlt das alles von Erlebnisfreude! Mit welchem Vergnügen schwingen diese lachenden Kleinen ihre Fahnen aus den Eisenbahnwagen! Hager und blaß kamen sie nach dem Norden, gebräunt und gerundet kehren sie zurück. Walter Georgi schrieb die Einleitung. Aus den Briefen strömt, neben belanglosen Dingen, oft eine rührende Dankbarkeit.

Hindby, Juni 20

... Man geht jeden Abend so befriedigt und dankbar zu Bett. Alle sind so lieb und freundlich, besonders Frau H. ist wie die eigene Mutter zu mir. Und doch, als ich gestern abend das Fährschiff von Deutschland kommen sah, dachte ich, wenn Du, liebe Mutter, doch mit ihm kämest, um hier sein zu können, denn Dir täte die Erholung noch nötiger als mir.

O. H., 16jähriges Mädchen.

Ekjö, Juni 20.

... Mit dem Heimweh ist es besser, es ist ganz vorbei, möchte ich sagen. Ich habe so viel zu tun, Blumen begießen und im Garten helfen, es macht aber furchtbar viel Spaß. Und ich bin tüchtig braun. In mein eine blauweißes Schürzchen ist ein Dreieck beim Hühnerstall reingekommen. Gestern nach mittag hatte ich Litan ganz allein und durfte ihr auch das Essen geben. Ich darf sie auch manchmal aus- und anziehen. Mit meiner Puppe ist sie ganz vorsichtig und wenn ich sage, sie schläft noch nicht, dann erzählt sie ihr Sagen. Wenn ich mit ihr tanze oder Klavier spiele, dann ist sie ganz ausgelassen. Und wenn ich ihr etwas erzähle, daß wir bald reisen, dann sagt sie gleich „brr Häsien", das heißt „brr Pferde".

G. B., 11jähriges Mädchen.

So plaudert das in diesem Buche, das nicht nur pädagogischen Wert hat, sondern auch einen reizvollen Einblick in zeitgenössische Empfinden gestattet, wie es sich in diesen Kindern widerspiegelt.

Auch einige Briefe nordischer Pflegeeltern sind beigegeben und bilden einen angenehmen Abschluß des schönen Buches.

Sommaro, Juli 20.

„... Es ist uns eine große Freude, Ihren Kindern Gutes anzutun, das gleiche empfinden unsere Verwandten. Wir sind hier im Lande sehr freundlich gestimmt gegen Ihr Vaterland und empfinden tief mit Ihnen. Gott gebe, daß bald lichtere Tage für Sie kommen mögen. Viel wird von allen in der heutigen Zeit verlangt, ganz besonders von Ihrer Nation. Sie brauchen alle viel Freude und Wärme nach den unendlich schweren Jahren, aber wir wollen hoffen, daß bessere Tage nicht allzu lange auf sich warten lassen. Wir glauben hier so fest an deutsche Kraft und deutsche Tüchtigkeit und mit diesen Eigenschaften muß sich ja eine Nation durchbrechen." X.

Norge, Sommer 20.

„... Es tut mir weh, daß die Zeiten noch so schwer sind in Deutschland. Habe manchmals lange Stunden des Nachts wach gelegen und an das arme deutsche Volk gedacht. Wie ist doch die Welt voller Schmerzen und Leiden, von Unrecht, Lügen und Haß. Hoffe doch immer noch, daß dem deutschen Volke doch bald ein heller Tag aufgehen wird." O. S.

Und als letzten Brief, unmittelbar vor der warmen Schlußansprache des Pfarrers Nordling, lesen wir folgende innige Zeilen:

Stockholm, Sept. 20.

„Mein liebes, liebes Kind, wenn ich an Dich denke, kommen mir die Tränen in die Augen. Ich erinnere mich Deiner guten, klugen Augen, wie sie mich so innig anguckten, ich erinnere mich mit Sehnen, wie Du in meinem Schoß saßest. Diese glücklichen Tage sind vorbei. Vielleicht treffen wir uns wieder, vielleicht nicht. Dein Onkelchen darfst Du doch nicht vergessen. Ich habe dich wie mein eigenes Kind lieb ..." J. H.

*

Vollbier

Sie haben's wieder, die Münchener: ihr Vollbier. Während das siegreiche Amerika Alkoholverbot heroisch durchführt und die Arbeitskraft steigert, setzt sich das besiegte Deutschland wieder unter Alkohol. „Die Brauereien mußten am Sonntag durcharbeiten", lesen wir in einer Tageszeitung, „um nur die dringendsten Hilferufe der Wirte erhören zu können. Die Löwenbrauerei hatte an diesem Tage von früh bis abends 170 Fuhrwerke ununterbrochen unterwegs, und eine andere Großbrauerei mußte sich Lastautos von Privaten ausleihen, um den Anforderungen nachkommen zu können. Es war ein Großkampftag für die Brauereien ..."

Großkampftag! Die Scherze, die der Berichterstatter daran anknüpft, bringen uns nicht zum Lachen.

Man vergleiche dazu die Ausführungen des Sanitätsrats Dr. Georg Bonne in einer prächtig geschriebenen, unseren Lesern wärmstens empfohlenen Schrift „Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig machen?" (Dresden, Verlag Emil Pahl, 1921):

„Amerika hat seit dem 20. Januar 1920 das völlige Alkoholverbot als Staatsgesetz angenommen. Die Erfolge sind glänzend. Im ganzen Lande sinkt die Zahl der Verbrechen und steigt die Arbeitsfreudigkeit. Die Bürgermeister sämtlicher Städte melden übereinstimmend ebenso wie die Fabrikberichte, daß seit dem Ausschluß des Alkohols die Trägheit, das Fehlen von der Arbeit und die Unfälle in den Plantagen und Industrien sich vermindert haben. Verbrechen und Laster haben abgenommen. Der Theaterbesuch war besser als je. Vor allen Dingen aber haben die Wirtschaften (mehr als 10 000), die geschlossen werden mußten, und ebenso die Brauereien und Brennereien es verstanden, sich in geradezu glänzender Weise den neuen Verhältnissen anzupassen und sich in wirklich Werte erzeugende Betriebe umzuwandeln, in Kühlhäuser und Trockenanstalten, in Gerbereien, Auto- und Möbelfabriken, in Porzellan- und Konservenfabriken, in Öl-, Firnis- und Schuhfabriken. Eine einzige in eine Schuhfabrik umgewandelte Brauerei beschäftigt jetzt 2500 gegen früher 320 Menschen, eine in eine Gerberei umgewandelte 1600 an Stelle von früher 156. Nach anderen Quellen wird die Herstellung von alkoholfreien Getränken, Kandiszucker, Schokolade u. a. m. an

Stelle von Bier in den Brauereien betrieben. Auch in England hat man gelernt, sich den neuen Lebensgewohnheiten anzupassen, die der Krieg mit sich gebracht hat. So ist eine der ältesten Brauereien in Nordwales nach dem „Daily Chronicle" durch ihren neuen Eigentümer in ein Milchgroßgeschäft mit Käsefabrik umgewandelt worden, das bedeutend mehr Menschen beschäftigt als früher die Brauerei. In Schleswig-Holstein ist eine Brauerei, die vor dem Kriege 25 Arbeiter beschäftigte, in eine Fischkonservenfabrik umgewandelt worden, die in den nämlichen Räumen zurzeit über 250 Arbeiter beschäftigt und demnächst die Zahl der Arbeiter auf 500 erhöhen wird. Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Umwandlung der jetzigen, — Nahrungsmittel vernichtenden — Alkoholbetriebe, der Brennereien und Brauereien, Wirtschaften, Likör- und Sektfabriken keine Arbeitslosigkeit mit sich bringen würde, sondern im Gegenteil dadurch, daß in diesen Gebäuden mit Hilfe des in ihnen angelegten Kapitals neue wertschaffende und vor allem Nahrungsmittelerzeugende Industrien geschaffen werden, viel mehr Menschen Arbeit erhalten als zuvor ..."

Von andrer Seite aber vernimmt man, daß sich gegen das sogenannte Prohibitionsgesetz der Amerikaner Widerstand regt, — und zwar, wie wir in einem Bericht lesen, „in erster Linie von unsren deutschen Landsleuten"! Denn: „Erfreulicherweise war es der plattdeutsche Volksfestverein, der die Initiative zu einer Masseneinspruchsversammlung gegen das verhaßte Gesetz ergriffen hat; am 4. Juli bewegte sich der große Demonstrationszug, in dem alle deutschen Organisationen vertreten waren, durch die Straßen von New York ..."

Hm! Den Eintritt in den Weltkrieg haben sie nicht verhindern können, unsre dortigen Deutschen, und mußten sich ducken; aber im Kampf für den Alkohol marschieren sie wieder kühn an der Spitze ...

Man braucht kein Temperenzler zu sein, um unter den heutigen verwilderten und verrohten Verhältnissen ein Anwachsen des Alkoholismus als eine Volksgefahr zu erkennen.

*

„Ein Vergnügungsball à la Prof. Steinach"

fand im Ostseebad Brunshaupten, im Hotel Westphal statt. Das große rote Plakat kündigt noch an: „Babypolonäse und Prämiirung der längsten Haare und des kürzesten Babykleides" (Erwachsener natürlich) nebst „allen Freuden eines Bubenballs". Dazu schreibt man uns:

„Wie weit die sittliche Verrohung des deutschen Volkes vorgeschritten ist, mag Ihnen dieser Anschlagzettel zeigen. Das Hotel, in dem dieser ‚Vergnügungsball à la Prof. Steinach' stattfand, zählt zu den besuchtesten und führenden Gasthäusern des Seebades. In dem gleichen Hotel wurden z. B. noch veranstaltet: Ein ‚Eliteabend mit Prämiierung der größten Frauenaugen und der treuesten Männeraugen" (am 7. 8. 21); am 29. 7. wurden dort das ‚dezenteste Badekostüm und der schönste Strandanzug', am 8. 8. ‚die rassigste Frau und der stolzeste Mann', Ende Juli ‚die schönsten Babybeine' (erwachsener Frauen und Mädchen!), täglich die drei besten Tänzerpaare prämiiert. Im benachbarten Arendsee aber konnte man lesen, daß im Hotel Esplanade am 6. 8. im Anschluß an den ‚I. Rheinischen Abend' die ‚schönsten Damenbeine', im Kasino am 8. 8. nach einer ‚Revue schönster Frauen' die ‚drei elegantesten und schönsten' prämiiert wurden. Im Mecklenburger Hof wurden die ‚stärksten Männerwaden' prämiiert. Was für Pack hier wie in Heringsdorf, Binz, Westerland auf Sylt den Ton angibt, braucht kaum gesagt zu werden. Und wie verheerend wirkt dies auf die einheimische Bevölkerung!"

Neulich ging die Nachricht durch die Blätter, daß im Bad Heringsdorf, wo die reichsten Schieber weilen, nur ein paar lumpige Mark für Oberschlesien gesammelt worden sind — während die zehnfachen Summen allabendlich für die oben verzeichneten tierisch-dummen Vergnügungen verschleudert oder durch die Kehle gejagt werden.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. **Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69.** Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Talfahrt

„Was wir bergen in den Särgen —
Ist der Erde Kleid. —
Was wir lieben — ist geblieben —
Bleibt in Ewigkeit."

Peter Rosegger

Carlos Tips

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. November 1921 Heft 2

Der Kampf um die Schule

Von Professor Dr. W. Rein (Jena)

Der Kampf um die Schule ist alt. Er beginnt mit der Reformation. Das Mittelalter kennt ihn nicht, weil die geistigen Interessen dieses Zeitalters einen alles beherrschenden Mittelpunkt hatten, der in der Macht der römischen Kirche verankert war. Unter ihrem Schatten wuchs die Jugend empor, der größte Teil in seliger Freiheit, denn eine Schulpflicht kannte man nicht. Die breiten Massen des Volkes blieben illiterarisch. Nur wer Geistlicher oder Beamter in einem der tausend Kleinstaaten werden oder dem Gewerbe- und Kaufmannsstand sich widmen wollte, ging in eine der Lateinschulen, die von der Kirche oder von den Städten gegründet und unterhalten wurden. Über ihnen thronten die Universitäten, die vom Papste bestätigt sein mußten, wenn sie ins Leben treten wollten.

In diese wundervolle Einheit und Geschlossenheit kam durch die Reformation der Kirche ein tiefer Riß. Der germanische Mensch entpuppte sich mit einemmal als ein höchst kompliziertes Wesen, das bei all seiner äußeren Phlegmatik innerlich von tiefer Unruhe gepeitscht war, die ihn zur ersten Revolution auf europäischem Boden trieb. Sie zersprengte die kirchliche Einheit und machte die losgebundenen Geister mobil, die nun die Bahn frei vor sich sahen, unbekümmert um das, was die Kirche lehrte, allein der Erforschung der Wahrheit nachzujagen. Die Freiheit der Forschung und der Lehre war erkämpft. Das dankt die gesamte germanische Welt dem Thüringer Martin Luther. Er löste die Bildungsangelegenheiten aus

dem Banne der Kirche und übergab sie dem Landesherrn, der als Summus episcopus die geistlichen und die weltlichen Dinge übernahm. Allerdings machte sich auch in evangelischen Landen die Herrschaft der Kirche über die Schule noch jahrhundertelang geltend, aber der Befreiungsprozeß der Bildung hatte doch prinzipiell mit der Reformation der Kirche eingesetzt. Der Staat nahm die Schule in seine Hand, führte die Schulpflicht für alle Kinder des Volkes ein und sorgte für die Entfaltung der geistigen Kräfte, die mit jeder neuen Generation in das Volk einflossen.

Er bediente sich dabei der Geistlichen in den Lateinschulen, bis die klassischen Philologen mit Fr. A. Wolf einsetzten, und der Küster in den Volksschulen, bis die Lehrerseminare sich entwickelt hatten. Universitäten und höhere Schulen waren von der kirchlichen Leitung frei geworden; nur in der Volksschule hatte der Prozeß nicht bis zu gleichem Ziel geführt, als die Revolution von 1918 einsetzte und eine neue Verfassung schuf.

Diese Verfassung ist unser Glück und unser Unglück, soweit die Angelegenheiten der Schule in Frage kommen. Sie sind niedergelegt im IV. Abschnitt „Bildung und Schule" in den Artikeln 142 bis einschließlich 150.

Der Kampf um die Schule scheint in diesen Artikeln dadurch geschlichtet zu sein, daß der Staat als Schulherr bestimmt wird gegenüber den anderen Interessenten: der Kirche, der Gemeinde, der Familie. Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates; die Schulaufsicht wird durch hauptamtlich tätige, fachmännisch vorgebildete Beamte ausgeübt. Die Lehrer an öffentlichen Schulen haben die Rechte und Pflichten des Staatsbeamten. Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates.

In diesen Bestimmungen ist die Omnipotenz des Staates ausgesprochen, wie sie durch die geschichtliche Entwicklung in den evangelischen Landen sich herausgestellt hatte. Diese Staatsgewalt erfährt aber durch Art. 149 eine beträchtliche Einschränkung zugunsten der Kirche. Damit wird der Kampf um die Schule, den der Zentrumsführer Windthorst seinerzeit bereits angekündigt hatte, von neuem aufgerollt. Das Streitobjekt ist der Religionsunterricht. Wer ihn hat, der hat die Schule. Gibt der Staat ihn aus der Hand, dann verliert er die Schule, sein Aufsichtsrecht wird zur leeren Form, da er der Kirche weitgehende Rechte einräumt.

Aber kann denn der Staat, so wird man sogleich einwenden, überhaupt Religionsunterricht übernehmen? Er ist doch konfessionslos; für ihn ist Religion Privatsache. Das erstere stimmt; das zweite stimmt nicht. Der Staat ist kein weltliches Gebilde, wie oberflächliche Meinungen es darstellen. Wie er der Kunst und Wissenschaft Schutz gewährt und an ihrer Pflege teilnimmt (Art. 142), so ist er auch an dem Schutze und der Pflege der Religion beteiligt. Denn wenn es in Art. 148 heißt: „In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben", so setzt dies alles als Wurzel und Kern eine religiöse Verankerung voraus. Ohne idealistische Grundlage muß alle sittliche Bildung sich in Nützlichkeitsrücksichten verlieren, die den relativistischen Neigungen

eines triebhaften Egoismus keinen Widerstand zu leisten vermögen. Unsere Zeit kann allen denen die Augen öffnen, die bisher glaubten, daß auf dem Boden einer materialistischen Welt- und Lebensauffassung ein höheres Menschentum mit einer feineren Kultur aufwachsen könne. Es gilt, tiefer in das Wesen der Dinge zu schauen, als es die Masse zu tun pflegt.

Verzichtet der Staat auf den Schutz und die Pflege der religiösen Gefühle in seinen Schulen, zieht er dafür die Religionsgemeinschaften und die Weltanschauungsgruppen heran und läßt er auch weltliche, d. h. religionslose Schule zu, dann setzt er sich selbst herab und wird zum bloßen Polizeistaat. Die höchste Aufgabe des Kulturstaates — und ein solcher will doch das Deutsche Reich sein — ist und bleibt die Erziehung der Jugend zu Staatsbürgern, welche als sittlich-religiöse Persönlichkeiten ihre Privatinteressen dem Gemeinwohl unterzuordnen wissen. Als Kern- und Mittelpunkt der Jugenderziehung muß in Hinsicht auf den angegebenen Zweck Religion, Volksgeschichte und Deutsch angesehen werden, weil in diesen Fächern die höchsten Kulturwerte niedergelegt sind, die es gilt in den Seelen der Jugend lebendig zu machen. Deshalb werden die öffentlichen Schulen, die vom Staat eingerichtet werden, neben dem Geschichtsunterricht und der Literaturkunde auch dem Religionsunterricht einen ausreichenden Platz anweisen.

Dieser Religionsunterricht kann, weil vom Staat eingerichtet, kein konfessionelles Gepräge tragen, sondern es muß ein kirchenfreier Unterricht sein, wie ihn z. B. die Übungsschule des Päd. Universitätsseminars zu Jena seit mehr als dreißig Jahren erteilt. Er schließt sich in den ersten vier Schuljahren an eine Auswahl deutscher Volksmärchen, an die Erzählung des Robinson, an die Thüringer Sagen, an Nibelungen und Gudrun an. Vom fünften Schuljahr ab wird dann das geschichtliche Thema angeschlagen: Durch die Darstellung der alttestamentlichen Propheten, als Vertreter eines ethischen Theismus, zur Einführung in das Leben und in die Lehre Jesu. Dieser kirchenfreie Religionsunterricht ist ein deutsch-christlicher, also insofern ein bekenntnismäßiger; nur darf man Bekenntnis nicht im Sinne eines Glaubenszwanges auffassen, sondern man muß darin die Betonung eines bestimmten religiösen Standpunktes sehen, also bei uns des allgemein christlichen.

Dieser kirchenfreie christliche Religionsunterricht kann von Kindern katholischer und evangelischer Konfession besucht werden; auch von Kindern, die aus Familien stammen, die auf materialistischem oder monistischem Boden stehen, denn er übt keinerlei Zwang aus, sondern hat nur das eine Bestreben, die religiösen Anlagen der Kindesnatur zu entwickeln und zu pflegen. Er ist in erster Linie psychologisch orientiert, nicht theologisch. Die christliche Metaphysik, wie sie in den Dogmen der Kirche niedergelegt ist, paßt nicht für kindliche Gemüter, sondern kann erst auf einer höheren Stufe erfaßt werden. Deshalb scheidet der Katechismusunterricht aus unserem Plane aus und wird der Kirche anheimgestellt.

Selbstverständlich wird den Familien, denen der kirchenfreie Religionsunterricht der staatlichen Schule nicht paßt oder nicht genügt, die Freiheit gegeben, für ihre Kinder einen Ersatz in der Weise zu schaffen, wie es ihre Überzeugung verlangt. Die Gewissensfreiheit ist durch die Reichsverfassung festgelegt.

Aber darin geht sie einen Irrweg, daß sie als Regel nicht die staatliche Einheitsschule mit kirchenfreiem Religionsunterricht aufstellt, sondern die Gemeinschaftsschule, die einen falschen Namen trägt, insofern sie zwar die Kinder räumlich vereinigt, aber im Religionsunterricht spaltet. Eine solche Schule kann pädagogisch niemals als Ideal angesehen werden, sondern nur als Ausnahme in den Gemeinden, die konfessionell gemischt sind. So hat sich ja auch die Simultanschule, die jetzt Gemeinschaftsschule genannt wird, in Nassau, Baden und anderwärts entwickelt.

Diese Gemeinschaftsschule, auf welche die Verfassung schwört, ist nicht das Ergebnis einer pädagogischen Überlegung, sondern einer politischen Abmachung zwischen den beiden mächtigsten Parteien, welche die Geschicke des Deutschen Reiches in der Hand haben. Nach langen Kämpfen haben sie sich auf die Gemeinschaftsschule geeinigt. Die Sozialdemokratie wollte die weltliche, das Zentrum die konfessionelle Schule. Beides schließt einander aus. So mußte ein Kompromiß gefunden werden, bei dem jeder der Gegner doch zu seinem Ziel zu kommen hoffen konnte. Der Sozialdemokrat kann sein Kind aus dem Religionsunterricht abmelden; der Zentrumsmann aber sorgt dafür, daß der Religionsunterricht der Gemeinschaftsschule streng konfessionell erteilt werde, ja daß auch der Geschichtsunterricht davon erfaßt und die Lehrbücher danach ausgewählt werden. Die Reichsverfassung gibt in Art. 146, 2 und 149 die Handhabe dazu, daß die Kirchenschule des Mittelalters ihre Auferstehung feiert.

In Thüringen waren wir längst darüber hinaus. Die Trennung von Staat und Kirche hat uns die neue Verfassung gegeben. Das kann nicht hoch genug gewürdigt werden. Dafür hat sie aber die Bindung von Kirche und Schule, die allein vom katholischen Standpunkt aus gerechtfertigt werden kann, gebracht. Sie ist dem evangelischen Geist, der im allgemeinen Priestertum wurzelt, von Grund aus zuwider. Diese Bindung stellt sich der einzig richtigen Lösung für eine naturgemäße Erziehung, die an die großen Traditionen des edlen Schweizers Pestalozzi anknüpft, in den Weg. Sie eröffnet die Aussicht auf endlose Kämpfe. Als ob wir in Deutschland es nötig hätten, auch um Schule und Jugenderziehung sich noch besonders herumzuschlagen! Als ob uns nicht Probleme genug auf der Seele lägen, um deren Lösung der deutsche Geist sich abmüht.

Aber so muß es kommen, wenn politische Parteien Aufgaben lösen wollen, die der Pädagogik zustehen. Die Schule wird zu einem Handelsobjekt erniedrigt, und das Ergebnis ist nichts weiter, als eine große Halbheit. Das ist ein Stück der Tragik des Deutschen. Wie man ganze Arbeit in der vorliegenden Frage hätte machen können, habe ich kürzlich zu zeigen versucht. Wer etwas ausführlicher der Sache nachgehen will, den darf ich auf das Pädagog. Magazin Nr. 401 und 865 (Langensalza, Beyer & Mann) verweisen.

Warum aber wird hier ein Vorschlag gemacht, der auf die Einrichtung einer Einheitsschule dem Geiste nach hinausläuft? Das Einheitsschulsystem in bezug auf die äußere Gestaltung des deutschen Schulwesens haben wir uns auf der Reichsschulkonferenz erkämpft. Die innerliche, in sich geschlossene Einheitsschule als Erziehungsschule im wahren Sinne des Wortes hat die Reichsverfassung von

vornherein aufgegeben, weil es den betreffenden Politikern an Verständnis dafür fehlte mit Ausnahme der Zentrumsmänner, die aber nur eine Art von Erziehungsschule kennen, nämlich die streng katholische Kirchenschule, die vom freien evangelischen Standpunkt aus als überwunden gilt. Die Frage, die soeben aufgeworfen wurde, erscheint berechtigt, weil durch die Reichsverfassung die ganze Sache verfahren ist. Es ist nichts mehr daran zu ändern, so heißt es; also muß man sich zufrieden geben und das Beste aus der verfahrenen Angelegenheit herausholen, soweit es geht. Nein, die Reichsverfassung läßt zum Glück eine Hintertür im Art. 146, 2 offen. Da steht geschrieben: „Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes." Das Reichsgesetz mag ausfallen wie es will, so werden die einzelnen Länder darauf dringen, daß die religiösen Verhältnisse ihres Reichsteiles bei der Frage des Religionsunterrichtes bestimmenden Einfluß erhalten. Auf Thüringen angewendet bedeutet es: Der Thüringer Freistaat hat 95 % evangelischer Bevölkerung. Es ist demnach ein Einheitsstaat, der die Einheitsschule als selbstverständliche Folgerung verlangt. Diese Einheitsschule soll kirchenfreien Religionsunterricht erteilen, wie dies schon vor der Revolution in einzelnen Landesteilen längst in Übung war. Die Freie Volkskirche Thüringens mit dem Sitz in Eisenach stimmt, den großen Überlieferungen des Landes folgend, dem zu und macht von ihrem Verfassungsrecht (Art. 149) keinen Gebrauch. Somit wäre für Thüringen der Schulfriede gesichert, wenn nicht die Thüringer Lehrerschaft sich durch den Beschluß des Deutschen Lehrervereins, die Gemeinschaftsschule als Regel anzuerkennen, gebunden fühlte und der Landeskirchenrat dieser Entscheidung sich angeschlossen hätte. Ihr widerspreche ich vom Standpunkte einer Pädagogik aus, die es ablehnt, sich von politischen Parteien bevormunden zu lassen.

Der höchste Acker · Von Helen Fidelis Butsch

Nun ruhn die Täler selig lenzgesegnet
und auch dem Berg ist tiefstes Glück begegnet:
Eh' er sich aufschwingt bis zum schmalen Grat,
lud er sich noch einmal mit sanftem Bücken
den letzten Acker auf den krummen Rücken.
Dort geht der Bauer an die späte Saat.

Kein Wölkchen schwimmt im großen Äthermeere,
und lichtumzüngelt vor der blauen Leere
reckt sich der Sämann, dunkel, wuchtig, groß.
Empfangend dient ihm die bezwungne Erde,
er wirft mit uralt heiliger Gebärde
den Samen aus in ihren offnen Schoß.

„Lasset alle Hoffnung hinter euch!“

Skizze von E. Toeche

Wenn das Festland wie ein unwirklicher Nebelstreifen am Horizont verblaßt, dein Auge nur graues Meer ringsum sieht, das in spitzen, unruhigen Wellen gegen die Schiffswand klatscht, und du müde wirst vom Schauen des immer Entstehenden und immer Vergehenden, dann scheint dir jene Insel, die in weicher Ferne dämmert, wie eine blasse Fata Morgana. Aber wenn du ihr näher kommst, siehst du, daß es kein Traum ist, denn der malt ausgleichender, liebevoller. Kalt-graues Gestein fällt in schroffen Flächen zur See, die um vorgeschobene glattgewaschene Felsbrocken tost. In seine Ritzen klammert sich kahles Gestrüpp, die trockenen Wurzeln kämpfen angstvoll mit dem Wind. Und um die Insel tönt es wie ein leises Schlürfen und Feilen, wie das Ticken einer Totenuhr. Das ist der Sand, der stetig herabrieselt von den Felsen, die Spalten ausfüllend, bis ein Windsturm ihn hinauswirft ins Meer. Kleine Kiesel springen hurtig mit hellem Klang herab, große Steine rollen langsam und reißen kleinere mit sich. Aber die Kleinen und die Großen, die Schnellen und die Langsamen — es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie herabstürzen ins verderbliche Meer.

In dies feine Klingen, das in der hellen Luft zu zittern scheint, mischt sich das Brausen der Wellen, die in den Felsspalten die Luft zu dumpfer Klage pressen. Aber an der Ostseite senken sich die Felsen zu breitlicher Mulde, zwischen glatten Steinen wächst spärliches Gras, und Hühner scharren im scharf dünstenden Tang. Hier spült das Wasser wie sanft fließende Luft.

Kinder kommen gelaufen und blicken dem Schiff nach, ein paar Männer sehen von ihren Fischnetzen flüchtig auf. Keiner rückt zum Gruß die Mütze, alle haben sie auf den stumpfen Gesichtern den gleichen ernsten, teilnahmlosen Ausdruck.

Im Weiterfahren verschiebt sich das Bild der Insel. Oben auf einer kahlen Platte sieht man ein paar winzige Häuser auftauchen, so klein, als hätten sie sich vor dem Wind geduckt, so schief, als wüßten sie nicht recht, nach welcher Richtung sie umfallen wollen.

Dann wird alles undeutlicher in der zunehmenden Entfernung, wie ein Bild, von dem das Pastell abgefallen. Es wird weicher und verschwommener, und am Ende liegt es wieder da, wie du es zuerst vermeintest zu sehen: wie ein schöner, unwirklicher Traum. Und um dich her siehst du nichts als graue, unruhig zuckende Wellen.

Das war die Insel der Verbannten. Jetzt trägt sie schon lange den Namen eines versöhnlichen Heiligen, denn man will dort nicht mehr erinnert sein an die Zeiten der Vorväter. Und doch sind sie alle auf dieser Insel die Nachkommen jener Leute und tragen alle mehr oder minder das Kainsmal der Vererbung auf den Stirnen. Die Insel der Verbannten. Laß dich an meiner Hand in jene Zeit zurückführen, Lieber, und werde mir nicht gram über das, was ich dir zeigen will. Sieh, in uns allen ruht das Fühlen und Denken der uns vorangegangenen

Generationen, in unsern Taten äußert sich nur, was in uns liegt. Bedenke das wohl, Lieber. Wir wollen so gerne frei sein, zum wenigsten uns frei fühlen, nicht wahr? Und am Ende halten wir die Hand vor die Augen wie törichte Kinder und meinen, wir fühlen die Ketten nicht, wenn wir sie nicht sehen. Der Wahn ist unser Glück, und unser Glück ein Wahn.

* * *

„Lasset alle Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr hier eintretet!“ Das war müßig zu sagen, denn wer hierher kam, hatte gar keine Hoffnung mehr zu verlieren. Und doch, als sie, die Verbannten, die Ausgestoßenen, diese Insel sahen, diesen im grauen Meer verlorenen Felsen, schien er ihnen noch hoffnungsloser, als es in ihnen selber ausschaute. Das will viel sagen. Nicht wahr, das war fast ein kleiner Trost. Hier also sollten sie in schwerer, wenig fruchtender Arbeit zur Einsicht gelangen, daß sie die eine Hälfte ihres Lebens dazu benutzt, die andere elend zu machen. Und immer, wenn wieder ein Schiff mit Verbannten auf die zlatten Strandsteine fuhr, saß Olaf Olafson auf dem kleinen, spitzigen Fels, der einen Kragen aus Seetang und salzigem Schaum hatte, ließ die dürren Beine herabhängen und hielt die Fäuste wie ein Fernglas vor die Augen. Wenn die Gefangenen sich drängten, als könnten sie nicht schnell genug in dies Elend kommen, hörten sie seine hohe, alberne Stimme: „All verspielt, oh, all verspielt!“ Durch eine Hände sah er sie neugierig an, bis einer ärgerlich kleine Steine nach ihm warf. Die meisten aber achteten seiner nicht. Sie liefen die Felsen herauf und reckten die Glieder nach der langen Seefahrt. Ja, was war das? Die ersten vielten in ihrem stürmischen Lauf inne: Da lag ja schon wieder vor ihnen das Schiff, das sie soeben gebracht. So klein war die Insel? Und sie umspannten mit ihren Augen die Felsen und Platten, das graue Meer ringsum. Langsam rat in sie ein qualvolles Verstehen. Ein Bursche warf sich in das gelbe Gras und brüllte auf in Verzweiflung. Olaf Olafson sah ihn von seinem hohen Sitz herunter m. Er war still geworden. —

Der Aufseher war ein großer, stämmiger Mann, dessen Erscheinung nicht passen wollte zu dem kleinen, halb freundlichen, halb mitleidigen Lächeln, das mmer um seine Mundwinkel zuckte. Es gab ihm etwas Überlegenes, wie es ein Lehrer seinen Schülern gegenüber hat. Man haßte ihn anfänglich, denn er verkörperte hier das, worauf sich aller Haß konzentrierte. Die Regierung hatte ihn esandt, das war genug.

Er sah ihre drohenden Blicke, ihr widerstrebendes Folgen. Als ihm einer ber den Gehorsam weigerte und er auf ihm bestand, ballte der Mann seine Fäuste nd kam langsam auf ihn zu. Die andern bildeten einen Kreis, und der Aufseher ah es ihren Augen an, daß sie alle im Einvernehmen waren. Er wich keinen Schritt zurück, verschränkte die Arme und sah dem Angreifer ruhig entgegen:

„Ich weiß wohl, was ihr im Sinn habt, Leute. Ich kann es euch nicht einmal erargen. Aber sagt selber, welchen Nutz hätte euer Tun? Man sendet euch von rüben meinen Nachfolger, der läßt die Mörder an die Felsspitzen aufhängen und tzt mit größter Strenge über euch alle zu Gericht. Denn wohin wollt ihr entliehen?“

Die Leute waren langsam zurückgewichen. In ihren Augen, mit denen sie das weite Meer abmaßen, lag etwas Hilfloses. Der Aufseher sah es. Er griff eine Schaufel auf und begann eifrig zu arbeiten; da kam der Widersetzliche und nahm ihm schweigend das Werkzeug aus der Hand.

Nach und nach verband Aufseher und Gefangene ein fast freundschaftliches Verhältnis. Er hatte dasselbe Elend zu erdulden wie sie alle. Aber keiner hörte ihn je klagen. Er ließ sie aus den Felssteinen kleine Häuschen bauen, das seinige war nicht größer als das der anderen. Er gab dem Schiff, das in gewissen Zeiträumen Proviant brachte, den Auftrag, Holz zu bringen, und leitete an, wie man einfaches Hausgerät daraus herstelle. Immer sorgte er für Arbeit, sonst, das wußte er, bräche der Wahnsinn aus. So ließ er eine starke Mauer ziehen gegen die Brandung an der Nordseite. Als sie beendet, gönnte er einen Tag Ruhe, um sie abbrechen und von neuem aufbauen zu lassen. Die Männer waren willig, sie verstanden gut, warum er so handelte. Und er tat ein weiteres. Nach Ablauf dreier Jahre schrieb er an das Ministerium und bat, zu gestatten, daß Frauen und Kinder der Verbannten nachkommen dürften. Es war ein frostiger Oktobermorgen, als ein großes Segel hart auf die Steine der Insel fuhr. Und weinend stiegen Frauen und Kinder ans Land.

Als nach zehn Jahren der Aufseher zurückberufen wurde, drängte man sich um ihn, und die Weiber schluchzten, bis auch die Kinder anfingen, leise zu weinen. Oben aber auf den Klippen standen die Männer und sahen mit weiten Augen zu, wie das Schiff am Horizont verschwand. Keiner sprach ein Wort.

Der neue Aufseher fand seiner Meinung nach vieles zu bessern, was sein Vorgänger scheinbar übersehen hatte. Seine scharfe Stimme klang überall, und die Männer begannen zu murren. Ein paar Monate mochten so verstrichen sein, als am Horizont ein weißes Segel aufblendete. Erst beachtete man es nicht, aber um Mittag stürzte Olaf Olafson, der für die Arbeit untauglich befunden war, in den Kreis der Arbeitenden und schrie mit zeternder Stimme: „Es hält auf uns zu, das Schiff! Bei Gott, es ist schon ganz nah.“ Die Männer warfen das Werkzeug hin und liefen zum Strand, Olaf Olafson kletterte auf seinen spitzigen Felsen und hockte da oben wie eine graue Spinne. Das große Boot fuhr rauschend auf, und eine Welle schwappte über die Füße der Neugierigen. Ein paar Weiber kreischten auf. Von oben herab kam der Aufseher gelaufen und knöpfte sich noch in Hast seine Uniform zu. Er stieß sich durch zum Schiff und half einem jungen Mann in städtischer Tracht, mit Augenglas, aus dem Boot. Er sah recht bleich aus, und auf den Gesichtern seiner Schiffer lag ein heimliches Lächeln. Schwer stützte er sich auf den Arm des Aufsehers und fragte sogleich nach der Amtsstube. Man führte ihn in ein Zimmer, warf Frauen und Kinder hinaus und schloß die Tür. Draußen standen die Leute atemlos. Gegen Abend kam der feine Herr wieder in Begleitung des Aufsehers und mehrerer Dorfältester heraus und stieg vorsichtig in sein Boot. Das Segel rauschte auf, er hüllte sich in warme Decken, und das Boot glitt fort in der Dunkelheit, als hätte die Tiefe es jählings hinabgerissen.

Die Leute aber hörten: Es sei ein Kommissionär hier gewesen, mit einem Gnadenerlaß anläßlich der Thronbesteigung des neuen Königs, der alle begnadige,

Sie mögen hinziehen, wohin immer sie es wünschten. Wer aber auf der Insel bleibe, erhalte untengenannte einmalige Gratifikation vom Staat.

Ein paar Frauen schluchzten. Die Männer standen mit blassen Gesichtern. Nach einer Woche wurde der Aufseher zurückberufen. Er nahm die Meldung mit, daß alle die Gratifikation angenommen. Wozu sollte man auch ein Elend verlassen, nur um es mit einem andern, vielleicht noch größeren zu vertauschen?

* * *

So gingen die langen Jahre. Über die sandigen Gräber unterhalb der Nordklippen wehte der kalte Seewind. Huh! da fuhren die Hügel auf. Und der Sturm wirbelte und tanzte, und warf den Sand zum Meer hinab. Es war zur Zeit, als Tim Kröge Dorfältester war. Als die Männer beim Netzflicken saßen, stand er auf und wies auf den wirbelnden Sand. Man solle alle Boote der Insel rüsten und Erde holen, Erde vom Festland. Schöne, feuchte, braune Erde. Seine Hände faßten schwer in die Luft, als fühlte er sie in Gedanken. Einen Teil wird man auf den Friedhof streuen, ja man wird daraus kleine Hügel wölben wie auf dem Festland. Warum soll man hier auch im Tode im Nachteil sein? Tim Kröge wurde lebhafter. Und den andern Teil der Erde soll man unter den Südklippen aufschütten, und kleine Obstbäume wolle man pflanzen. Ja gewiß! Tim Kröge gab allen vom Überfluß seiner leeren Hände.

Am andern Morgen fuhren die Männer mit tiefen Kähnen und knarrenden Segeln in See. Am Abend des dritten Tages kehrten sie heim. Wenn die braunen, schweren Schiffe knirschend auf die Strandsteine fuhren, drängten die Weiber heran, als schauten sie köstliches Gut, und witterten in der Luft, daß es nach Erde roch, nach Erde, wie sie das ferne Land trug. Sie kamen mit Schaufeln und Körben, Tim Kröge wies sie an, die Hälfte zum Friedhof, die andere zu den Südklippen zu tragen. Man drängte sich bei der Arbeit, alle wollten beim Garten helfen, nur einige wenige wölbten kleine, feste Hügel über den Toten im Sande und legten Muscheln darauf, in Ermanglung von Blumen.

Schon in dämmernder Frühe war man wieder in den Klippen. Männer und Weiber trugen die schweren Erdsäcke keuchend hinauf und achteten nicht der glühenden Sonnenstrahlen. Gegen Mittag kam das letzte Boot, und Lutz Mens und Pier Stens trugen kleine Obstbäumchen ans Land, die der Wind auf der langen Meerfahrt zerzaust hatte. Und wieder waren es die Weiber, die heran-drängten und mit ihren großen Händen behutsam die kleinen, ängstlichen Blätter berührten. Als aber Karel Karlsen in seinen Armen ein paar Rosenstöckchen zeigte, war man so bewegt, daß Jute Petra anfing zu lachen. Wahrhaftig, Jute Petra lachte! Und als die andern das sahen, lachten sie auch. Aus den Häusern kamen die wenigen gelaufen, die nicht schon am Strande waren, und sie huben ein ungewohntes Lachen an, das die Felsen zurückhallten. In einem der elenden Häuser richtete sich eine kranke Frau auf und fragte ihre Töchter: „Was klingt da so? Es ist wie Lachen!“

So glücklich war man.

Als die kleinen Bäumchen gesetzt werden sollten, ergab es sich, daß die Erde noch nicht tief genug war. Aber man wußte sich Rat. Man festigte in dem steinernen

Grundboden Pfähle, und daran knüpfte man die Stämmchen. Sie fuhren angstvoll im Winde hin und her, dann hingen sie ermattet an den Stricken. Jeder häufte noch einmal sorglich die Erde um sie, alte Feinde gaben sich die Hand und meinten, es sei ein glücklicher Gedanke von Tim Kröge gewesen, Freude auf die Insel zu bringen.

Über Nacht aber erhob sich ein Sturm. Die Leute in ihren Häusern lauschten angstvoll. Als der Morgen dämmerte, eilten sie hinaus. Der Friedhof mit den sorglich gerichteten kleinen Hügeln war unverändert. Ein paar lose Rosenblätter drehten sich im Winde. Man eilte hastig weiter. In den Felsspalten murrte noch der Sturm wie ein spielmüdes, gähnendes Kind. Die Erde war fortgeweht ins Meer. An den Stöcken hingen wie arme Gehängte welke Bäumchen, ein Rosenbaum wirbelte wie ein Gespenstchen über die Klippen dem Meer zu. Die Leute standen schweigend, mit stumpfem Blick. Aber Olaf Olafson klatschte sich auf die spitzen Kniee, tanzte herum und lachte: „All verspielt! All wieder verspielt!“ Da heulte Karel Karlson auf und warf ihn mit einem Stein. Olaf Olafson sah, daß all die stillen Leute mit einemmal wütende Feinde geworden. Er rannte schreiend, mit klappernden Schuhen seinem Hause zu. An der Ecke stand ein schmächtiger halbwüchsiger Junge, der faßte des Alten Hand und zog ihn schnell mit sich fort.

Die andern waren lange umgekehrt. Was sollten sie auch dem blöden Alten nachrennen? Und am Ende hatte er recht mit seinem Lachen. Was sollte ein Rosengarten auf dieser Insel?

So trugen sie schweigend den letzten Rest Erde an eine kleine, geschützte Felsecke und säten sättigenden Hafer darauf.

* * *

Ja, Olaf Olafson, du warst mählich zum Gespött der Jugend geworden. Sieh, Alter, die Jungen wollten doch auch etwas zu lachen haben. Wenn man im Wirtshaus die Männer zählte, übergingen sie dich. Saßest du aber oben auf dem kleinen, spitzigen Fels — dein Umriß hob sich so grotesk vom gelblich-grauen Himmel ab! — und hieltest die Fäuste als Fernrohr vor die Augen, als spähtest du nach Schiffen, die doch nie kommen würden, dann warst du die Lust der Jungen; sie tanzten um dich und kamen dir immer näher, bis du mit greinendem Munde heimhastetest. An der Wegecke oben am Dorf aber stand immer der blasse, halbwüchsige Knabe, der des Alten Hand faßte. Wie liefen sie so schnell, dies wunderliche Paar! Und wandte der Knabe im Laufe hastig den Kopf, so stand in seinen seltsam großen Augen, die nicht zu dem schmalen Gesicht passen wollten, eine wilde, gleichsam verhetzte Angst. Langsamer wurden sie beide erst, wenn ihnen aus einem der letzten jämmerlichen Häuser ein Kind entgegentrat, ein Mädchen mit schönem, fast südlichem Antlitz und dunklen Augen, die verächtlich blickten:

„Seid ihr wieder gelaufen vor den kleinen Mücken, Ahn Olafson und Sven Svensson?“

Der Alte war kichernd ins Haus geschlüpft, der Knabe stand unschlüssig und wandte sich dann hastig zum Gehen. Da aber rief sie ihm nach, und ihr kleines Antlitz bekam einen weichen, fast liebevollen Ausdruck: „Nun, Sven Svenson, willst du nicht zum Abend hier bleiben? Weil du doch wieder gelaufen bist mit

dem Ahn?“ fügte sie leise lachend hinzu, als wolle sie dadurch dem glücklichen Zug ein wenig wehren, der seine Mundwinkel vertiefte. Ja, er lachte ein leises, frohes Lachen, denn wie konnte Yelle Braan es wissen, daß er nur darum täglich auf ihren Ahn wartete, trotz seiner bangen Furcht vor den wilden Knaben.

Ja, nun war Sven Svenson sehr glücklich. Wenn der Alte in seinem Winkel ein wenig eingedämmert war, räumte Yelle das Essen beiseite, und nun kam das Schönste. Sie schob das kleine Fenster auf. Über dem Meere leuchteten die Sterne in winterlicher Reinheit. Am Horizont zog sich ein blasser grünlicher Streifen, als dämmerte dort etwas Unwirkliches, unsagbar Schönes, bang Geahntes.

Die beiden Waisen, der große Junge und das kleine Mädchen, saßen schweigend. Vom Ofen klang das Schnarchen des Alten. Yelle hatte den Kopf in die Hände gestützt.

„Nun erzähle, Sven Svenson!“ Der Knabe zog aus seiner Tasche ein kleines Rohr mit sorglich eingefügten dicken Glasscherben — er hatte es mit unsäglicher Mühe und Geduld gefertigt — und richtete es auf die Sterne. Sie nahm es aus seinen feinen Händen und sah schweigend hindurch. Es war ihr, als kämen die Sterne näher, als erfüllte ihr kalter Glanz die arme Stube. Der Knabe erzählte. Er sprach mit leiser Stimme, kluge Beobachtungen und schweifende Phantasien. Er erzählte, wie glücklich die Menschen auf jenen Sternen seien.

„Glücklich? Ganz glücklich, Sven?“ fragte das Mädchen zweifelnd.

„Ja, ganz glücklich, Yelle. So glücklich wie ich jetzt“, fügte er leiser hinzu.

Sie aber achtete seiner Worte nicht mehr, ihre starren Augen suchten den ungewissen Glanz der Sterne. — —

Aber es kam ein Abend, da sie ihn bat um das kleine Sternenglas, daß er die Hand leer aus der Tasche zog.

„Wo hast du das Rohr, Sven Svenson?“ Da sprach er mit zitternden Lippen: „Holger Holgerson, der Starke, sah mich am Strande damit stehen. Er entriß es mir und lachte: ‚Gib acht, daß du beim Sterngucken nicht stolperst über die Erde.‘ Er sah hindurch und warf es mir zu: ‚Es taugt nichts, Sven, wie kann es auch taugen!‘ Ich wollte es fangen, da stellte er mir den Fuß, daß ich im harten Fall das Glas zerbrach.“

Das Antlitz des Mädchens war seltsam hart geworden. „Warum ließest du es dir auch entreißen?“

Sein Mund bebte: „Ich konnte nicht anders, Yelle, ich konnte es nicht!“ Er hob seine zitternden, feinen Hände. Sie aber wandte sich unmutig ab.

* * *

So gingen die Jahre. Sie schlichen dahin, wie ein Strom sich wälzt im flachen Land, grau und farblos. Wenn aber der Sturm des Frühlings über die Klippen toste und das graue Wasser um die Blöcke schäumte, dann trat wilde, gierige Sehnsucht in die Augen der Jungen, jene harten, durchdringenden Augen, die vom Wind gleichsam hell geschliffen waren. Sie dehnten die starken Glieder wie junge Vögel, die die Kraft ihrer Schwingen fühlen. Warf dann ein Schiff, von den Stürmen genötigt, Anker in der kleinen Felsenbucht, deren Wasser so klar war wie fließende Luft, dann hatte der Kapitän Mühe, sich der starken Knaben

zu erwehren, die das Schiff fast stürmten. So gingen viele, Holger Holgerson, Piet Oven, Njar Njarson und andere; kamen sie zurück nach langen Jahren, waren sie meist stille, harte Leute geworden, die wenig von dem, was hinter ihnen lag, sprachen. Aber nicht alle kehrten heim, nicht alle. — —

Sven Svenson war geblieben. Er war nicht tauglich zu schwerer Arbeit. Aber Lars Larson, der Schlaue, nahm ihn zu jedem Fischfang mit, denn er wußte, daß er dann reicher Beute sicher war. Sven Svenson sah aufmerksam in das klare Wasser, lotete und suchte den Grund mit einem Schöpfbecher ab. Dann riet er, wo man fischen sollte, und der Alte fügte sich ohne Gegenfrage. Er zeichnete die Strömungen des Wassers, die schon so vielen verderblich geworden, und hing die Karte in der Amtsstube auf. Er verbesserte die Segel und stellte andere Netze. Man gewöhnte sich daran, ihn um Rat zu fragen, war man aber unter sich, schüttelte man den Kopf um diesen seltsamen Träumer.

Im Herbst fuhren die Männer zum Land, um Proviant für den langen Winter zu holen. Sven saß am Steuer und sah aufmerksam in die strömenden Fluten.

Daheim breiteten die Schiffer ihre Einkäufe schon am Strande aus, und die Weiber drängten heran, prüften Stoffe und Korn mit harten Fingern, feilschten und unterboten sich. Sven Svenson rückte zum Gruß kaum die Mütze, nahm zwei schmale Kästen unter den Arm und ging einsam seinem Hause zu.

Als aber in den Kästen voll feuchter Erde, die er sorglich in seiner kleinen Stube wahrte, die ersten Keimchen und dann blasse Blüten sich zeigten, wurden seine Wangen rot vor Freude. An einem frühen Sonntagmorgen brachte er sie Yelle Braan. Wie sie die kleinen roten Blumen in die Sonne stellte und freudig in die Hände klatschte, trat in seine stillen grauen Augen unermeßliche Glückseligkeit. Als sie ihm aber die Hand reichte zum Dank, stand doch in ihrem Antlitz etwas wie leises Erstaunen über die Wahl seiner Gabe.

Lieber Sven Svenson, mir ist angst. Was sollen deine Blumen auf dieser Insel?

* * *

Es war an jenem Abend, als Holger Holgerson, der Starke, heimkehrte. Das russische Schiff, das ihn gebracht, lag vor den Felsen verankert und riß leise an der Kette, als fürchte es die glatten Blöcke. Vor der Schenke standen die Leute und sprachen mit den Matrosen, eine Balalaika klang schluchzend. Den Mädchen zuckten die Füße, die Männer legten den Arm um ihre Hüften und begannen schwerfällig zu tanzen. Es war eine langsame Fröhlichkeit. Sven Svenson stand neben Yelle Braan, und sie hatte gewilligt, mit ihm zu tanzen. Er stand und wartete ängstlich, daß der Kreis der Tanzenden leerer würde. Da setzte Holger Holgerson sein Glas hin. Aller Augen richteten sich auf ihn, denn er war stark und schön gebaut, und sein kühner Kopf saß auf einem gewalttätigen, gedrungenen Cäsarennacken. Und so trat er vor Yelle und legte den Arm um sie. Sie wandte sich nach Sven und sah ihn stehen in seinem alten angstvollen Lächeln um zitternde Lippen. Da legte sie sich fester in Holgers Arm, und es schien Sven, als tanze sie wilder wie die andern. Er sah auch das Lächeln Holger Holgersons, wenn er beim Drehen das junge Weib an sich preßte und sie es geschehen ließ.

Da wußte er, daß alles verloren war, und wandte sich ab, und eine große Traurigkeit stieg in sein Herz. Und als sie im andern Mond Holger Holgersons Weib wurde, verließ Sven Svensson am grauenden Morgen die Insel.

* * *

O, wie lag der Nebel dicht über der Felseninsel! Wie ein grauer Vorhang hing er vor den nassen Klippen, zwängte sich wolkig in die Spalten und Ritzen, kroch am Boden wie luftige Wellen des Meeres, schwer vom strömenden Regen. Der Sturm zerriß für einen Augenblick die dichten Schwaden, der Himmel leuchtete grünlich, und hastende schwarze Wolken verschleierten den Mond. Die matten Lichter in den Häusern schienen Lichtscheiben ohne Lichtkern. Dann war das Ganze wieder wie ein Spuk verschwunden, nur quirlende Nebel und schwarze Nässe.

Die Wellen tosten gegen die Klippen und preßten die Luft zu schrillem Pfeifen. Sie sanken seufzend zurück, um neu zu entstehen. Der Sturm griff die Schaumflocken und warf sie über die Felsen, der weiße Gischt hing an den Steinen, bis er sich in formlose Nässe löste.

Gegen Abend lief ein schwedisches Frachtschiff mit gebrochenen Masten in die Bucht. Eine Welle hob es und warf es ungestüm auf die Strandsteine der Insel.

Und an jenem Abend sah Sven Svensson Yelle Holgerson wieder nach langen Jahren. Er sah sie gegen den Sturm ankämpfend die enge Gasse heraufkommen, nun mußten sie aneinander vorüber. Da blieb sie mit leisem Aufschrei stehen, denn sie erkannte den Mann, der vor ihr stand, und mit düsteren Augen auf sie niedersah. Er rang nach Atem. „Gib mir den Weg frei, Sven Svensson!“ hörte er ihre leise Stimme. Da faßte er ihren Arm, und sie sah, wie seine Augen brannten: „Warum tatest du mir das, Yelle Holgerson?“ Sie war zurückgewichen. „Warum ließest du es geschehen, Sven Svensson?“ Er beugte sich über sie, um ihr Antlitz zu sehen; es war still und abgehärmt, wie von ungeweinten Tränen. Da trat er zurück, und ein Stöhnen erzitterte seinen Körper, so gewaltig, daß es ein Schrei wurde, den der Wind auffing und lachend gegen die Felsen warf. Und als er sich wandte, sah er, daß er einsam stand.

In der Schenkstube saßen die Männer. Durch die kleinen Fenster fiel das Licht und spiegelte sich glitzernd auf den nassen Steinen. Drinnen roch es nach Wolljacken und Ölstiefeln, an denen noch perlmutterfarbene Fischschuppen hingen. Der Qualm der Tabakspfeifen zog in Schwaden um die blakende Öllampe, alles schien in blauen Dunst gehüllt, als blicke man in einen blinden Spiegel. Auf den Tischen lagen schmutzige Karten in den nassen Ringen der Schnapsgläser.

Niemand sah auf, als Sven Svensson eintrat. Ein heftiger Windstoß fuhr durch die offene Tür, die Lampe begann in ihren Ketten stark zu schwanken, ihr Licht hüpfte auf und nieder und warf tanzende Schatten. Man begrüßte den Eintretenden, indem man auf der Bank zusammenrückte; lieber Gott, was machten die paar Jahre Abwesenheit. Man fragte ihn wenig, er antwortete noch weniger. Nur Lars Larson, der Schlaue, tippte ihm mit krummem Finger auf den Arm und fragte, ob er wieder mit ihm fischen wolle. Sven nickte gleichmütig, der Alte zog sich mit mimmelndem Mund hinter sein Glas zurück. Der Wirt kam und stellte vor Sven eine brennend gelbe Flüssigkeit, seine große Gestalt schien in dem Qualm

riesenhafte Umrisse anzunehmen. Sven leerte das Glas und schob es ihm wieder über den klebrigen Tisch zu. Dann ließ er sein Auge langsam über die Männer schweifen. Es blieb auf Holger Holgerson ruhen und nahm einen seltsam starren Ausdruck an. Der andere sah es nicht. Er hatte vor sich ein Häufchen Geld und schmutzige Karten. Ein paar Männer umdrängten ihn, er wehrte den Zudringlichen mit zornigem Stoß. Der Wirt füllte sein Glas, aber des Trunkenen Hand stieß es um, daß die gelbe Flüssigkeit das Geld überschüttete und langsam zu Boden tropfte. Es war eine erstickende Luft.

Wieder schwankte die Lampe heftig, der Mann, der eintrat, zog die Tür nicht zu, sondern ging auf Holger Holgerson zu und sagte ihm leise ein paar Worte. Der Wind klappte die Tür nach außen, der Regen fuhr in schrägen Streifen in den Raum, ein paar Karten fielen blätternd zu Boden. Holger Holgerson hatte einen Fluch ausgestoßen. Er erhob sich schwerfällig und taumelte zur Türe. Svens Svensons Gesicht war erbleicht. Er sah draußen Pelle Holgerson, sah, wie der Mann mit schwankenden Schritten auf sie zustürzte und sie ins Gesicht schlug. Sie zuckte kaum, zog ihr kleines Tuch fester um sich und ging langsam in die Dunkelheit zurück. Als Holger am Tische Svens vorbeitaumelte, fuhr der Trunkene zurück. Er hatte in die Augen Svens gesehen und darin gelesen. Nur einen Augenblick, dann hatten sich diese Augen wieder abgewandt und zeigten den alten scheuen Ausdruck.

Holger Holgerson hielt von neuem die Karten in zitternden Händen. Wieder zuckte die Lampe auf, so heftig, daß sie erlosch und süßlichen Geruch verbreitete. Sven Svenson hatte den Raum verlassen.

* * *

Gegen Morgen hatte sich das Wetter geklärt; nur ab und zu seufzte noch ein Windstoß auf wie in großer Ermattung. Die Luft war so rein, daß alles wie durch ein scharfes Glas gesehen schien. Am Himmel zogen flüchtige Wolken, wie auf lichtem Porzellan gemalt, dazwischen schimmerte ein Blau von fast flüssiger Klarheit.

Und Sven Svenson saß im Boot Holger Holgersons und wartete.

Es lag weit draußen, schon außerhalb der Bucht verankert, ein Schiff lag hier neben dem andern. Holger Holgersons war das letzte, man konnte es nur erreichen, indem man von einem Boot ins andere sprang. Dann klatschte das Wasser in spitzen Wellchen an die Schiffswand, tsch — tsch — und der Bug hob sich und riß an der fesselnden Kette. Sven Svenson hatte sich hinter die Tonnen und Stricke gelegt, mählich beruhigten sich die kleinen, aufgeregten Boote, und alles war wie zuvor.

Die Wellen schwemmten träge wie gesättigte Raubtiere über die großen, schleimigen Steine im Meer, und sanken sie seufzend zurück, richtete sich zitternd das feine Seegras darauf wieder in die Höhe. Ein wenig Schaum warfen sie auf den spiegelnassen Stein, er zerrann kräuselnd und platzte in kleinen Blasen. Die Männer kamen und sahen nach ihren Booten. Sven Svenson barg sich dichter hinter den Tonnen. Ein Segel fuhr aufrauschend in See, der Mast knarrte, und die Stricke klatschten in der frischen Brise ans Holz.

Und Sven Svenson saß und wartete.

Die Sonne stieg höher. Ihre Strahlen küßten das kalte Wasser warm und ließen es blendend aufblitzen. Sie durchflimmerten die heiße Luft und machten die Augen schmerzen. In ihnen löste sich das Salz des Meeres zu einem bitterkräftigen Duft auf. Hühner scharrten im dünstenden Tang des Strandes.

Und Sven Svenson saß und wartete.

Die Sonne sank, und ihre Strahlen flimmerten noch grünlich am Horizont, als schon der Schein der ersten Sterne dagegen ankämpfte. Es war jene tote Stunde, in der kein Licht und keine Finsternis ist. Immer noch klatschte das Wasser in leidenschaftslosen, langsamen Wellen über die Steine, und wenn es zurücksank, richtete sich das feine Seegras zitternd wieder auf.

Und Sven Svenson saß und wartete.

Dann kam Holger Holgerson.

Seine Gestalt wuchs gegen den grünlichen Himmel ins Ungeheure. Er stieg langsam über die Boote, die unter der starken Last schwankten. Sein Antlitz war gerötet, seine Augen blickten trunken. Schwerfällig stieg er in sein Schiff, und Sven Svenson sah dicht vor sich die kühne, große Gestalt. Der Trunkene bückte sich suchend. Da sprang der andere auf und stieß ihn so heftig, daß er ins Wasser taumelte. Er schlug mit den Armen um sich, und suchte das Boot zu erreichen. Aber da stand Sven Svenson mit gepreßten Lippen, eine angstvolle, starre Erwartung im Antlitz, und wehrte es ihm. Das dunkle Wasser riß den Ermattenden hinab.

Der andere sah mit wilden Augen in die Tiefe. Dann schlich er leise wie ein Dieb über die Boote dem Lande zu. Tsch — tsch! machten sie unwillig. Aber dann war alles still wie zuvor. Nur die Wellen klatschten über die Steine.

* * *

Am Morgen fuhr Sven Svenson mit Lars Larson in See. Der Fischzug war glücklich, und der Alte achtete so kaum auf seinen stillen Begleiter. Erst gegen Abend kamen sie heim.

Sven irrte in den Felsen umher, im dämmernden Morgen schlich er durch die leere Gasse vor Pelle Holgersons Haus, ohne Willen mehr. Ein Lichtscheinchen fiel durch die Türspalte. Da hielt er schon die Klinke in der Hand. Ein paar Talglichter kämpften mit sterbender Dunkelheit, ihr fader süßer Geruch zog durch den Raum. Auf grobem Bett lag der Tote, seine Faust lag schwer auf der breiten Brust, und es deuchte Sven, als sei der kühne Mund in höhnender Verachtung verzogen. Vor ihm aber kniete Pelle Holgerson, sie betete nicht, sie sah nur in des Toten Antlitz.

Ein kalter Luftzug fuhr durch die offene Tür. Sie schrak zusammen und wandte das Haupt und sah Sven Svenson mit verblichenem Antlitz. Seine Augen brannten düster wie im Wahnsinn. Da wußte sie, daß er der Mörder gewesen. Und sprang lautlos auf und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

Da ging Sven Svenson hin und erhängte sich. — —

* * *

Man begrub sie Seite an Seite. Man wußte nichts von einem Armesünder grab, man mußte sparsam sein mit dem Raum. So legte man auf Holger Holgersons Hügel ein Kreuz, und Sven Svensons Grab machte man dem Erdboden gleich. Der Dorfälteste sprach ein Gebet, wie Fischer es auf hoher bedrängender See sprechen. Er sprach von Sturm und Wellen und Hoffnung auf den gerechten Gott. Und die Leute umdrängten den Beter und Holger Holgersons Hügel. Und sie merkten es nicht, daß viele auf einem frischen Grab standen.

* * *

Die Männer kamen vom Friedhof. Sie spähten in die Brandung und zum blendenden Himmel.

„Mit wem wirst du nun fahren, Lars Larson?"

Der Alte zuckte die runde Schulter und blickte gleichmütig. „Nun, mit Lut Lem. Der oder Sven Svenson — das ist doch einerlei."

Und sie nickten und gingen langsam ihren armen Häusern zu.

Nähe der Toten

Von Rudolf Paulsen

Liegt das Haus gehegt am Rande
Eines Kirchhofs, und der Turm
Fester Kirche überm Lande
Wahrt das Haus vor Herbstes Sturm.

Nord vorm Hause ruhn die Toten,
Süd vorm Hause spielt das Kind;
Wie ein Schiff, das Meer zu loten,
Liegt das Haus im halben Wind.

Daß das Haus ein Segel hätte
Und im Sturm nach andrer Au,
Los von seiner Ankerkette
Führe, wünscht die junge Frau.

Allzu nahe sei die Nähe
Vieler Särge für den Sohn:
Wenn er aus der Wiege sehe,
Sehe er die Kreuze schon.

Junge Frau, du sollst nicht bangen,
Freundlich ist und froh und gut,
Wer, wo Gräberbäume hangen,
Vom Verlangen frühe ruht.

Wem die Gräber nahe stehen,
Wer die Toten nicht verhöhnt,
Der kann ohne Grauen gehen,
Mit dem Tode vorversöhnt.

Tote, die im Lebensglauben
Starben, ruhen nord vorm Haus;
Süd vorm Hause reifen Trauben
Vor den Fenstern, schau' hinaus!

Junge Mutter, wie dein Knabe
Nun an Gräbern, nun beim Blut
Junger Trauben spielt, so habe
Glauben du: so wächst er gut.

Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Niederlagen

Kann ein irgendwie edles Gemüt auf die Dauer Groll beherbergen? Es ist mir undenkbar. Andauernder Groll ist Unnatur und beschwert die Seele, wie Schneelast widernatürlich eines Baumes Zweige nach unten drückt. Wenn die Masse abfällt, hebt sich der Zweig in seine natürliche Richtung zurück: dem Lichte zu.

Doch anders steht es um das sachliche Ergebnis eines Grolles oder ähnlicher Gemütserschütterung. Wenn man Unwert einer Person oder Unrecht einer Sache erfaßt und die Kränkung verarbeitet hat, so bleibt in uns eine Wirkung. Es hat sich Klärung und aus der Klärung eine Stellungnahme vollzogen. Man mag zwar, aus starker Liebeskraft heraus, siebenundsiebzigmal vergeben — aber nicht siebenundsiebzigmal vergessen.

Wir müssen auf unserem Lebenswege manche Einwirkung widriger Menschen oder Schicksale erdulden und verarbeiten. Das Unverdauliche scheiden wir aus, das Wertvolle der Erfahrung behalten wir als Gewinn. Es ist seelischer Stoffwechsel. Wir wollen uns nicht davon ausschließen — auch nicht von Niederlagen.

Erst wenn uns eine Reihe von Niederlagen den Mut nehmen würde, so daß wir nicht mehr Kämpfer, sondern Erschlaffte wären: dann freilich wäre die Lebensschlacht verloren. Dann hat Mephisto gewonnen. Dann liegt Faust stumpf und dumpf auf dem Faulbett, stirbt den Strohtod und wird von keinen Engeln oder Walküren ins Lichtland der Vollendeten emporgetragen.

So ward mir das Schicksal, das sich in das Wort „Elsaß" ballt, eine schwere Niederlage. Ich bin nicht nur verbannt: auch unsre deutsche Sache ist besiegt. Doch hierin verzeichnet die Geschichte ein bedeutendes Vorbild: den ehernen Dante in Ravenna, jenen Vorkämpfer für Kaiser und Reichsgedanken, jenen Seher und Sänger, der zur himmlischen Heimat den Aufstieg fand, als ihm die irdische geraubt war.

Eine zweite Niederlage war mein unnützer Kampf gegen das materialistische und internationale Literatentum Berlins. Elsaß ward französisch; und Berlin — ist mehr als je Berlin.

In meinem Notizbuch findet sich folgender Seufzer:

Ich habe mein Elsaß beschworen
Dem Deutschtum in manchem Gebet —
Die Westmark ward verloren,
Ich hab' umsonst gefleht.

Ich wollte Berlin erobern
Dem Geiste deutsch und klar —
Auch dies mißfiel den Obern:
Berlin ist, was es war.

Nun bau' ich in Deutschlands Mitte
Des Herzens heil'gen Hain — —
Gott, laß es nicht die dritte
Der Niederlagen sein!

Heimatkunst

In meinem Garten, zwischen Bohnen und Kartoffeln, haust ein Hamster. Früher zwei: doch nachdem der Gärtner in meiner Abwesenheit den einen erschlagen, wühlt der andre unverzagt weiter. Dieser Heimatkünstler hängt an seiner Scholle. Abends stampf' ich ihm sein Loch zu, tue sogar Steine hinein und hoffe, ihm das Dasein verleidet und den unbequemen Gast zu freiwilligem Auswandern angereizt zu haben. Wozu das fleißige Tier töten? Doch siehe: am andern Morgen lächelt mich ein frisches Erdloch an! Der geniale Kerl benutzt meine Steine zu anmutigem Ausbau seiner Mietswohnung. In der früheren Höhle fand man beim Tiefgraben Haselnüsse, Zwetschgen, Kartoffeln — ich weiß nicht, was alles! Und so viel Sammelfleiß wird verfolgt und gar mit dem Tode bestraft!

Soll ich diesem Geschöpf, das meinen Garten liebt, das Schicksal bereiten, das wir Elsässer den Franzosen verdanken? Sollte denn wirklich nicht so viel Nahrung abfallen, daß dieser anhängliche Gesell mit durchkommen kann? Andre halten sich einen Hund, ich einen Hamster...

Nun, dieses Wesen hängt also mit ganzem Herzen oder vielmehr Magen an seiner Heimat. Diese Scholle ist sein Heim, sein Wirkungsfeld, sein Ein und Alles... Nachdenklich die braune Erde betrachtend, atmete ich tief dankbar auf und erkannte des Menschen Herrlichkeit: wie sind wir groß und glücklich, wir geistbegabten Geschöpfe, neben diesem dumpfen Tier! Wir können uns von der Scholle lösen. Ein Dachkämmerchen, eine Steppe, ein Hochgebirge — überall kann der Mensch wandernd sinnen, zu Häupten die Sterne, im Herzen das Reich Gottes. Überall kann der Mensch einen Dom des Geistes türmen, den kein Spaten ergraben, kein Gärtner zerstören kann! Herrliche Freiheit der Kinder Gottes!

Man hat mich einst — doch dies sag' ich nur gedämpft, um keinen Literarhistoriker zu ärgern — man hat mich in der Abteilung „Heimatkunst" untergebracht; und da sitz' ich wohl noch immer fest. Nun, ich habe in der Tat vor einundzwanzig Jahren jenes wichtige Schlagwort im Kampfe für Dezentralisation gegen die Vorherrschaft Berlins gern benutzt. Wir ehren die Stätten unserer Kindheit und achten dankbar die Landschaft, die uns erste starke Sinneseindrücke gegeben und an unsrer Wesensart mitgeformt hat. Doch ich suche nicht Scholle, sondern Seele; nicht Rasse, sondern Reich Gottes. Man soll die Rasse, der man anzugehören die Ehre hat, durchaus hochachten; aber — es gibt auch reinrassige Lumpen. Darum ist es mir um Auslese zu tun: um die Edelrasse großer Seelen.

Vor Jahren schon, am 1. Januar 1900 — als ich die Zeitschrift „Heimat" gründete, doch angesichts der rundher andringenden flachen Auffassung sofort wieder aufgab —, schrieb ich gleich im ersten Heft folgendes: „Die dichterische Verklärung der sichtbaren Heimat ist nicht das letzte Ziel: unsere letzte Heimat ist die Unendlichkeit, ist, wenn man das unmoderne Wort gestattet, Gott." Und so war es mir fünf Jahre später („Wege nach Weimar") gleichfalls „nicht um den Ort und nicht um das Wort" Weimar zu tun: „Das Wort Weimar erhält erst — wie die Worte Wartburg, Sanssouci, Hellas — Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen. Und so bedeutet uns denn

dieses magische Wort nur das Verständigungszeichen für einen feinermenschlichen Zustand: und zu diesem den Aufweg zu versuchen, ist der wahre Weg nach Weimar."

So lange wir gottwärts wandern, müssen uns auch Niederlagen zum Segen und auf höherer Stufe zum inneren Reichtum werden.

Einsamkeit

Ich saß an einem Waldhang und schaute der sinkenden Sonne nach. Der Pulsschlag herbstlicher Natur ging so ruhig wie mein eigenes Herz. Das Städtchen war von feinblauem, fast duftartigem Rauch der Abendkamine eingehüllt; Wipfelwerk des Spätsommers vermählte sich mit diesem Duftblau; der westliche Horizont begann sich zu durchgluten, während im Osten der fast volle Mond seine rotgoldene Leuchtkraft bereit hielt.

Einsamkeit... Es gibt Stunden und Stimmungen, wobei uns auch das geliebteste Wesen weder Hilfe noch Gesellschaft leisten kann. „Niemand ist je allein", schrieb ich vor Jahren. Aber Alleinsein und Einsamsein ist nicht ganz dasselbe. Die Natur um uns her oder die Zauberbilder der Erinnerung weben auch in den Stunden des Alleinseins oft mit stärkster Einwirkungskraft. Doch es ist das Wesen seelischer Einsamkeit, daß alsdann nichts mehr Zugang zu unsrem Innersten hat. Wir haben dann so mit ganzer Seele zu verarbeiten, daß wir keinem äußeren Besuche zugänglich sind und kaum noch die Hand spüren, die sich liebend in die unsre legt.

Wer in meinen „Münchhausen", „Eulenspiegel", „König Arthur", „Gottfried von Straßburg", „Heinrich von Ofterdingen", „Elisabeth", in manches Stück der „Helden", des „Thüringer Tagebuchs", der „Wasgaufahrten" und zuletzt der „Westmark" hineinhorcht (ich bitte um Entschuldigung, daß ich so vieles aufzähle): — er wird viel seelische Einsamkeit finden.

Es sind nicht nur „hohe Seelen", die solcher furchtbaren, doch auch fruchtbaren Vereinsamung ausgesetzt sind. Oft genug stößt eine liebende Seele einfacher Art an harte Umwelt an und zieht sich verwundet und verwundert vom Zeitgeist zurück. Damit kommt manches Edle, ja sogar Großes nicht zur Entfaltung. Es fehlt an Gegenliebe. Ich sah manch müden Berufsgenossen am Wege niedersinken, der einst der Menschheit vergeblich Schönes anbot.

Es ist nicht gesagt, daß es nur „Schuld" der gleichgültigen Umwelt sei, wenn ich kein förderndes Zusammenklingen ergibt. Es liegt manchmal an uns, an einer gewissen Stauung oder Stockung in Blut und Säften. Wie einmal Goethe in einem ersten bedeutsamen Briefe (27. August 1794) an Schiller schreibt: „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mir ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin." Goethe brauchte viel Einsamkeit. Oft aber liegt die „Schuld" — wenn man hier überhaupt moralisierend sprechen darf — auch nicht an uns; sondern es ist schlechthin Schicksal, dessen letzte Geheimnisse gleichsam kosmisch sind.

Und so horcht man alsdann auch in die seelische Einsamkeit der andren hinein. Wir sind, wie jene, vom Zeitgeist verbannt und heimatlos. Oft überkam es mich, etwa in später Nacht, wenn sich nach tagelanger Geistesarbeit das innere Ohr geöffnet hatte, als hört' ich da draußen das leise Weinen einsamer, verlaufener Seelen, die nach einem Heim der Liebe rufen wie ein Kind nach der Mutter. In Gedichten („In später Nacht", „Der Fackelhalter") hab' ich manchmal diese hinaushorchende Stimmung festgehalten. Mein tiefstes Herz — und vielleicht das Beste meiner Bücher — gehört diesen einsamen Seelen.

Um die Stunde der Abendröte überkommt uns diese Stimmung besonders gern, wenn der Tag mit seinen Geräuschen versinkt, wenn sich die Ewigkeit über uns auftut. Es findet dann eine Umstellung statt: es schließen sich die äußeren Sinne, es öffnet sich der innere Sinn. Die Sterne ziehen herauf, das Spätrot lockt uns dem weit sich ausdehnenden Lichte nach, die Erdenschwere schwindet. Solche Abende und beginnende Mondnächte stimmen feierlich. Unser Herz wird erhaben wie die Ewigkeit.

Ist unsre Zeit an solcher Blickwende angekommen? . . .

Einsiedlers Hüttenrauch

Wenn sich mein Hüttenrauch im Abendwind
Zum Tale dreht, wo andre Menschen sind,
So sagen sie: Er sendet uns als Gruß
Nur seines Hüttenfeuers Rauch und Ruß
Und sucht den reinen Himmel zu verdunkeln.

Ich höre, was sie raunen oder munkeln.
Den zarten Rauch, der mit dem Spätrot spielt,
Den ich für eine feinste Fahne hielt,
Bescheidnes Kosen meines Hüttenholzes
Mit jener großen goldnen Himmelsglut —
Sie nennen ihn, als Dämpfung meines Stolzes,
Nur Rauch und Ruß — und sie benennen's gut.

In Demut beug' ich mich heilsamer Schmach.
Ich schaue dem gelösten Rauche nach,
Der still sich einschmiegt in den Abendschein.
Er zieht als etwas Fremdes — nicht mehr mein —
Er kommt aus Licht und sucht sich lichte Höh'n — —
Nur Rauch und Ruß — und doch: wie ist er schön!

(Fortsetzung folgt)

Herbst

Von Gerhard Böhmer

Im Herbst ... da ist das Scheiden so ganz, ganz anders. Da legt es sich um unser Herz wie ein unnennbar zarter Hauch von Glück. — O du, wie ist das möglich? ... Ja, fühlst du das denn nicht, wenn die stillen Bäume so ganz wunschlos in den bleiernen Himmel hineinragen? Das Sterben fällt dem Walde wohl schwer, weil er gar nicht weiß, was nun kommen mag. Du darfst ihm nicht noch mehr wehe tun: du darfst ihm kein einzig Blättle rauben. — — Da! Hörst du wohl: wenn ein Blatt sich löst, erklingt ein silberner Seufzer ...

Eine einzige Rose glüht noch am Wege. Die hört auch den silbernen Seufzer, den der undurchdringlich graue Himmel nicht durchläßt. Nun ist er überall, da, dort ... am sanftesten aber in deinem Herzen — —

Und der Efeu über den Gräbern wundert sich, daß der Sonnensommer so schnell entflohen ist. Niemand tat ihm was zu leid, er fand nur durstig jubelnde Herzen. Und doch hielt es ihn nicht ... Ob es dort wohl schöner ist, wohin er gezogen? ... Nun ist der Efeu ganz betrübt, und er wartet müd und still, bis der Schnee ihn zudeckt. O, wie er wartet! — —

Und dann kommen Tage, die nicht sterben können. Die Stunden weinen, und mit milder Hand hüllt der Nebel alle Wunden und Leiden der Erde. O, dann geht es sich so wunderbar durch den nebelumhüllten Buchenwald — recht so, als sei man nur Seele. Ledig des Körpers gehst du hindurch, und du kennst nur dich und Gott, und Gott kennt dich, und er gibt dir inmitten dieser großen, stillen Traurigkeit unendlich herrliches Glückesbewußtsein. Und du fühlst dich plötzlich in der reinen Natur, die sich ausweint in heiligem Schmerze, so recht geborgen und beglückt ... und dann weinst du mit ihr. — —

Herbstnebelwaldweg, wie groß, wie majestätisch groß und erhaben sind die Gedanken, die du uns gibst!

Es blühen noch Rosen im bunten Herbst! — Alles, was irdisch ist, hat eine Zeit des Werdens und Wachsens, eine Zeit des Entfaltens und der Fülle, und am Ende eine Zeit der Reife. Sollen wir traurig sein, wenn des Sommers goldener Segen Gestalt wird, wenn der Herbst vollendet, was der Frühling begann?

O nein! Dann verstehen wir den Sinn des Lebens falsch. Leben heißt: Früchte ausreifen. Aber traurig scheint uns der Herbst in der Landschaft nur deshalb, weil er uns den eignen Herbst des Lebens spiegelt. Und an den denken wir mit Wehmut, weil wir vergessen, daß ja noch Rosen blühen im farbenfrohen Herbst. Und lauernd steht der Tod als Schreckgespenst über unserm ganzen Leben. Aber mit dem Herbst kommt eine Abgeklärtheit, und mit ihr Ruhe und Frieden. Alles Brausen und Tosen heißer Lebenswallungen ist verrauscht, alles, was das Leben an äußeren Schwingungen brachte, hallt nur noch ganz leise nach, wie das Verklingen letzter Choralakkorde ... Und nun bleibt eine große, große Weihe in aller Herzen. —

Das Leid ist Licht! Das ist das stumme Gebet eines jeden müden Herbsttales ... Der Herbst ist ein Feierabend. Jedes letzte Verklingen birgt in sich eine unergründbare Schönheit. Jeder verhallende Akkord ist das Bild des Vergehens. Woher mag seine Schönheit stammen? Mir ist wohl, als sei sie ein Gruß des Kommenden, ein Klang aus zeitlicher Ferne, der von Allgegenwart plaudert, der den Tod seiner dunklen Gewalt beraubt. Vielleicht ist sie auch das Vorahnen einer höheren Lebensstufe ... und Sehnsuchtserfüllung. Jeder Herbst ist Sehnsuchtserfüllung. Daher schmückt er sich mit Farben, wie kein Frühling sie erträumen kann, daher durchtränkt er sich mit Melodien aus den Tempeln der Schönheit.

Alle negativen Lebensstimmungen, die uns im Herbste durchtrauern, sind nur ein Zeichen seelischer Verweichlichung und die Folge ererbter irregeleiteter Symbolik. Keiner bejaht das Leben so wie der Herbst, denn er bejaht es durch die Tat. Nur große, kraftvolle Seelen, die das Prophetenwort vom Lichtleid in sich erleben, verstehen dies; denn auch sie sind wie der Herbst: Lebensbejaher der Tat und als solche froh und frei! — —

Der Herbststurm über den Feldern
Zerrt an dem letzten Ast;
Dir aber in toten Wäldern
Kündet er nahende Rast.
Hörst du das mächtige Brausen,
Das in den Lüften erklingt?
Fühlst du das zitternde Grausen,
Das dir zum Herzen dringt?
Stahlblau der Himmel, spät der trübe Tag ...
Ein müdes Herz irrt durch den toten Hag ...
Hohl durch die Heideföhren höhnt der Wind;
Er fühlt es nicht, wie wir vereinsamt sind ...
Wie kommen wir in dieses fremde Land,
Wo Tod und Leben reichen sich die Hand?
Wohin der Weg? Wo leben, sterben wir,
Und was kommt dann? —
O Gott, wir stehen zwischen Traum und Wahn
Im Wald des Lebens, wo kein Ausweg ist. — —
Wie sich ins Herbsttal Nebel dicht bei dicht,
Schwermütig-angstvoll, tot und ohne Licht
Zusammendrängen, um den starren Blick
Des Todes Wunden liebvoll zu verhüllen ...
So bangt das Herz, und sucht, und findet nicht.
— Wie ein später Wandrer
Zieht das bange Herz
Müde durch das Dämmern
Sehnend heimatwärts ...
Graublau hüllt den Himmel
Und den Wald dazu
Lastend wohl ein banger,
Schwerer Traum von Ruh ...
Abend ist gekommen — —
Müd ward Sturm und Wind ...
Gräbertiefes Schweigen
Alle toten Zweige
In dem Wald umspinnt. — —
Angstvoll zitternd lauschend
In dem Labyrinth
Steht verweinten Auges
Ein verirrtes Kind. — —

Werden wir aus allen Irrträumen des Lebens einmal heimwärts finden? Ja! spricht laut und klar der Herbst zu allen denen, die ihn recht verstehen. Mit Worten will er's nicht beweisen, wohl aber mit der Tat: Der Herbst ist der Schöpfer des Auferstehungsgedankens, er ist der große Dichter aller Lieder vom ewigen Leben. Der Herbst ist: Sehnsuchtserfüllung ...

... So macht der Herbst die Seele groß und frei.

Der dritte Band

Von Prof. H. Haug (Stuttgart)

Am 27. August ist der Schlußband von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ ausgegeben worden. Im Rechtsstreit um denselben hatte zuletzt das Berliner Kammergericht wenigstens eine Bresche in die vorausgegangenen Fehlurteile gelegt, deren Rest sich hienach vor dem Reichsgericht kaum mehr hätte halten lassen. Auf Grund dieser Sachlage vermochte der Cottasche Verlag endlich gegen die von ihm angebotene Wohltätigkeits-Buße die Einwilligung des Kaisers zu erlangen. Man mag es als versöhnend empfinden, daß der Kaiser eine klügere Beratung gefunden hat; im letzten Grunde hat doch der Druck der öffentlichen Meinung gegen eine steif gewordene Rechtsprechung obgesiegt. Der Anteil, den der „Türmer“ in seinem Aprilheft hieran nahm, hat seine Wertung darin gefunden, daß das Kammergericht sich genötigt gesehen hat, zu jenen Einwänden einer nicht juristischen Zeitschrift ausführlich Stellung zu nehmen.

In unmittelbarem Anschluß an den zweiten Band, der schon einige Andeutungen vorweg genommen hatte, schildert der dritte das Verhältnis Bismarcks zum jungen Kaiser und den Hergang seiner Entlassung. Zwei Gipfelpunkte kennzeichnen die Entwicklung. Am 21. Dezember 1887, also ein halbes Jahr vor seiner damals schon in Sicht stehenden Thronbesteigung, schreibt der fast schon neunundzwanzigjährige Prinz Wilhelm an Bismarck: „Eher ließe ich mir stückweise ein Glied nach dem andern für Sie abhauen, als daß ich etwas unternähme, was Ihnen Schwierigkeiten machen oder Unannehmlichkeiten bereiten würde.“ Und im 10. Kapitel des III. Bandes sieht sich Bismarck beim Vergleich des Kaisers mit dem selbstherrlichsten seiner Ahnen zu der Bemerkung veranlaßt: „Wenn es heute innerhalb der gesetzlichen Möglichkeiten läge, so würde mir, glaube ich, als Abschluß meiner politischen Laufbahn das Geschick des Grafen Eberhard Danckelmann nicht erspart geblieben sein“. Dieser Berater des ersten Preußenkönigs wurde, weil er sich dessen verschwenderischen Ausgaben widersetzte, ohne Rechtsgrund ins Gefängnis geworfen. Daß diese Bemerkung Bismarcks keineswegs übertrieben ist, weiß jeder, der die Hetze miterlebt hat, durch die der „frondierende“ Bismarck zum aufrührerischen Wallenstein gestempelt werden sollte. Man ermesse die Kluft, die sich auftut zwischen jenem überschwenglichen Wort vom Dezember 1887 und dem von Bismarck mit Gelassenheit und Humor erwähnten Gedanken eines „dramatischen Abschlusses“! Den Übergang kennzeichnet die rückblickende Bemerkung Bismarcks: „Ich nehme an, daß der Kaiser während der 21 Monate, die ich sein Kanzler war, seine Neigung, einen ererbten Mentor loszuwerden, nur mit Mühe unterdrückt hat, bis sie explodierte, und eine Trennung, die ich, wenn ich den Wunsch des Kaisers gekannt hätte, mit Schonung aller äußeren Eindrücke eingeleitet haben würde, in einer plötzlichen, für mich verletzenden, ich möchte sagen beleidigenden Weise erzwang.“

Freilich, so wenig Bismarck um seiner selbst willen an seinem Amte klebte, so sehr kämpfte mit der Regung die Trennung für den Kaiser bequemer und für

sich selbst würdiger zu machen, immer wieder sein dienstliches Ehr- und Pflichtgefühl, das ihm das „Davonlaufen" als Feigheit kennzeichnete. So kam er bei wiederholter Gewissenserforschung in schlaflosen Nächten zu der Überzeugung, daß er die Verantwortlichkeit und die Initiative zu seinem Ausscheiden nicht auf sich nehmen, sondern dem Kaiser überlassen müsse. Damit war nun allerdings für den Kaiser eine schwierige Lage geschaffen, die gleichwohl, wie dies Bismarck selbst ausspricht, durch Offenheit sich gütlich hätte beheben lassen. Statt dessen schlug der Kaiser ein Verhalten ein, das bei Bismarck den Eindruck erweckte, es solle durch ungnädige Formen sein Entlassungsgesuch erzwungen, es solle erprobt werden, wie lange seine Nerven halten. Aus der ganzen Darstellung Bismarcks geht hervor, daß nicht sowohl der Unterschied des Alters oder der Gegensatz eines neuen Herrschers von Selbstgefühl und Ruhmbegierde gegen das überlieferte Schwergewicht eines Beraters von übermächtigem Ansehen das weitere Zusammenwirken unmöglich machte, als vielmehr die Grundverschiedenheit der beiden Naturen und die daraus hervorgehende tiefe Meinungsverschiedenheit über die Grundsätze der Regierung. Empfindlichkeiten und Verstimmungen maßgebender Personen — es schmerzt den Leser, daß Bismarck sich zu einem ungünstigen Urteil über Großherzog Friedrich von Baden genötigt sieht —, Zuträger und Schmeichler taten das ihrige dazu, die Kluft zu erweitern.

Daß Bismarck ungeachtet seines Unabhängigkeitssinns sich mit abweichenden, nicht zu erschütternden Überzeugungen des Herrschers abzufinden wußte, das belegt er in fast rührender, einmal auch tragikomischer Weise aus seinem Verkehr mit Kaiser Wilhelm I. Aber auch gegenüber dem jungen Kaiser selbst hat er eine Probe davon abgelegt im Fall der Arbeiterschutzgesetzgebung. An diesem Beispiel mit seinem Scheinwiderspruch grundehrlicher Erschleichung zeigt sich die psychologische und diplomatische Kunst, die Bismarck zur Vermeidung von Reibungen zu Gebote stand. Es ist darum auch keineswegs, wie ein demokratischer Beurteiler meint, „grotesk", wenn Bismarck in der Ministersitzung vom 17. März 1890 gesagt hat: „Ich freue mich, wenn ein König von Preußen selbst regieren will"; es durfte Bismarck damit völlig ernst sein. Nur setzte er voraus, daß „der Monarch die dazu erforderliche Vorbereitung und Arbeitskraft besitzt und seinen Ministern gegenüber sachlich, nicht monarchisch diskutiert", jedenfalls vor seinen Entschließungen immer den Rat der verfassungsmäßig verantwortlichen Minister hört und erwägt. Wilhelm II. dagegen hatte — wie Bismarck sich ausdrückt — nicht das Bedürfnis, Mitarbeiter mit eigenen Ansichten zu haben; das Wort „Erfahrung" verstimmte ihn; er zog, um seinen Ministern Anregungen geben zu können, deren Untergebene an sich und ließ sich von unverantwortlichen Privatleuten — deren vier der bekanntesten Bismarck köstlich kennzeichnet — die Informationen beschaffen, auf Grund deren eine kaiserliche Initiative gegenüber den Ministern genommen werden konnte. Aus den verantwortlichen Beratern der Krone wurde „ein vom Kaiser beratenes Staatsministerium".

Letzten Endes war es die unglückliche Veranlagung des Kaisers, die ihm Bismarck bald unerträglich machte und von der Bismarcks eigenes urgesundes Wesen sich aufs schärfste schied.

Bismarck zeichnet das Charakterbild Wilhelms II. ja nicht einheitlich und zusammenfassend, aber ob er nun vom Kaiser selbst spricht oder vom Großherzog von Baden, von Waldersee, Bötticher, Caprivi, ob er sein Entlassungsgesuch zusammen mit der davon so weit abweichenden amtlichen Verlautbarung mitteilt oder ob er geschichtliche Vergleiche heranzieht, immer fügt sich Strich um Strich zu dem Charaktergemälde des Kaisers, das dadurch eine ganz besondere Eindringlichkeit erhält. Es ist unerbittlich und gipfelt in dem Ahnenvergleich des 10. Kapitels, der darauf hinauskommt, daß sich in dem Enkel alle Schwächen, doch keine Tugenden seiner Vorfahren versammelt haben. Dieses dereinst wohl berühmteste Kapitel des ganzes Bandes bestätigt das Selbstzeugnis, das sich Bismarck wiederholt gibt: „Ich bin nie ein Höfling gewesen", und ist weit entfernt von jeder „Hohenzollern-Legende". Aber es gesteht dem „hohenzollernschen Geist" als „versöhnendes Element für alle Schärfen in Charakter und Haltung" der früheren Könige das „herzliche und ehrliche Wohlwollen für ihre Untertanen und Diener, die Treue gegen beide" zu. Mit ehrlichster Anerkennung und aufrichtigster Verehrung spricht Bismarck unter diesem Gesichtspunkt von Kaiser Wilhelm I., während es die äußerste Schärfe gegen den Enkel gewinnt, wenn Bismarck seinem auf das germanische Lehensrecht zurückgehenden Begriff der Treue das Wort hinzufügt: „Verletzung derselben von der einen wie von der andern Seite heißt Felonie."

Bei aller Schärfe in der Sache ist übrigens das Urteil über den Kaiser in der Form beherrscht; Bismarck besitzt die Gabe, mit der unanfechtbarsten Form den rückhaltlosesten Freimut zu verbinden. Doch ist überhaupt nicht Groll und Grimm, nicht Vorwurf und Anklage die Grundstimmung, in der Bismarck sein Charaktergemälde Wilhelms II. entworfen hat. Man glaubt eher ein geschichtsschreiberisches Erstaunen herauszuspüren über die Seltsamkeiten dieser Veranlagung, ein scheues Mitgefühl ob der schweren „Hypothek", die der Kaiser von der Natur für seine Herrschereignung mitbekommen hat, den herben Humor der Ergebenheit in das unverdiente Schicksal, die eigene große Laufbahn in so tragischer und unheilkündender Weise abschließen zu müssen.

Hinter dem Charaktergemälde des Kaisers erhebt sich aus dem dritten Band ganz von selbst das eigene Wesensbild Bismarcks. Sein Grundzug ist neben den hohen geistigen Gaben und dem Starkmut der ganzen Persönlichkeit die rückhaltlose Offenheit und Ehrlichkeit. Bismarcks stete Feindschaft gilt den „Redensarten". Er sieht, wie er einmal dem Kaiser schreibt, die Dinge, wie sie sind, aber er sieht nicht bloß ihre Oberfläche, sondern ihre ganze Tiefe. Die Gabe der Voraussicht — und in ihr besteht nach einem Wort des dritten Bandes die Kunst der Politik, deren Fehler dem Volke oft erst nach einem Menschenalter sichtbar und spürbar werden —, diese Voraussicht gibt so mancher Stelle in diesem Buche die Bedeutung einer Vorausage, die sich durch die Ereignisse des Kriegs und der Revolution in erschütternder Weise erfüllt hat.

Die jetzt eingetretenen Wandlungen vermögen den Lehren und Wahrheiten, die Bismarck ausspricht, keinen Eintrag zu tun. Beziehen sich diese Aussprüche auch zunächst auf die Verhältnisse des monarchischen Staates, so bedarf es doch nur einer kleinen Umdenkung, um sie auch auf die parlamentarisch-republikanische

Gegenwart Deutschlands anwendbar zu finden. Z. B. legt sich Bismarck die ihn enttäuschende Haltung der Mächte auf der Berliner Arbeiterschutzkonferenz dahin zurecht, die Nachbarn hätten uns unsere Illusionen gegönnt und es nicht für ihre Sache erachtet, die deutsche Regierung auf dem Weg der Selbstschädigung aufzuhalten. Wer denkt da nicht an die Schadenfreude, mit der dieselben Nachbarn uns Deutsche jetzt allein das Achtstundentags-Experiment machen lassen, und die kühle Gleichgültigkeit, die sie dem mit Rücksicht auf den Popularitätswettbewerb der deutschen Vorschläge in den Friedensvertrag aufgenommenen Abschnitt über die Arbeiterrechte entgegenbringen? Oder man nehme die vielfachen Äußerungen Bismarcks über die Sozialdemokratie und die Gefahr, die sich aus dem Glauben ergeben müsse, sie versöhnen zu können. Wie nahe liegt hier, nachdem Bismarck mit seiner Auffassung nur zu sehr recht behalten hat, das Weiterdenken, daß auch in dem Verhältnis der jetzigen bürgerlichen Parteien zur Sozialdemokratie früher oder später die Zeit einer vielleicht erschreckenden Krise kommen wird. Bismarcks stets betonter politischer Grundsatz, die Staatsgewalt solle einem Kampf, der doch unvermeidlich sei, nicht ausweichen, muß er nicht jeden nachdenklich machen, der sieht, wie sich jetzt der Staat immer wieder in die Hände der Gewerkschaften und Verbände gibt?

Die Lebensweisheit dieses Buches reicht jedoch über das Politische ins allgemein Menschliche hinaus, wie sich denn auch in diesem Lebensbericht der letzten Kampfjahre Bismarcks tiefes Gemüt nicht verleugnet. Nimmt er doch seinem Nachfolger Caprivi keine Meinungsverschiedenheit und keinen Tort so übel als die Abholzung der Bäume an der Gartenseite der Reichskanzlerwohnung. Diese „ruchlose Zerstörung uralter Bäume“ gibt dem mit Scholle und Wald stets innig verbunden gebliebenen Landedelmann Bismarck geradezu einen Stoß in seinem Vertrauen in den Charakter seines Nachfolgers.

Schriftstellerisch ist es ein leichter Mangel des dritten Bandes, daß die beiden letzten Kapitel (Helgoland und Sansibar sowie österreichischer Handelsvertrag) ungeachtet sehr wertvoller Betrachtungen etwas nachklappen und dem Gesamtwerk keinen rechten Schluß geben. Im übrigen steht der dritte Band in Gedankenfassung, Wucht und Bildhaftigkeit der Sprache entsprechend der heftigen Blutwallung vielleicht noch über den beiden ersten. Auch bewundert man aufs neue die tiefen geschichtlichen Kenntnisse Bismarcks und die sichere Handhabung seiner Belesenheit. Z. B. fügt er dem Wort: Sic volo, hoc jubeo in einer Anmerkung die volle, auf die Behandlung der Sklaven bezügliche Stelle aus Martial bei, wodurch der Ausspruch noch eine verschärfte Bedeutung gewinnt.

Der dritte Band mehrt und verstärkt den kostbaren Schatz, welchen Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ immerdar für das deutsche Schrifttum bedeuten werden.

* * *

Wenige Tage nach der Ausgabe des Dritten Bandes ist ein Werk erschienen, das diesen bereits mit zugrunde legen konnte, nämlich in der um Monate früher herausgekommenen schwedischen Ausgabe. Es ist der erste Versuch einer alle neuesten Quellen, dazu eine selbst erschlossene, zusammenfassenden Darstellung über Bis-

marcks Sturz (Bismarcks Sturz. Von Wilhelm Schüßler, Privatdozent an der Universität Frankfurt a. M. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. 327 S., geh. 26 M, geb. 32 M), mit der sich Wilhelm Schüßler vorteilhaft in die Bismarckliteratur einführt. Ein vortrefflicher Synoptiker, der Zug um Zug die verschiedenen Darstellungen ineinanderzufügen vermag, schildert Schüßler in klarer zeitlicher und sachlicher Gliederung den Gesamtverlauf des Verhältnisses Bismarcks zu Wilhelm II., wobei er sich bemüht, beiden Teilen möglichst gerecht zu werden. Im einzelnen weitet sich ihm diese Pflicht des Geschichtschreibers zuweilen unter dem Bestreben der psychologischen Einfühlung vielleicht zu sehr nach der Seite des Kaisers, dessen Brief an Franz Joseph über Bismarcks Entlassung eine strengere Beurteilung verdient. Die Auffassung, Bismarcks Sturz als eine „Tragödie im wahrsten Sinn des Wortes" zu begreifen, worin der Held „schuldig-unschuldig die Beute eines Schicksals wird, das er zum Teil sich selbst schafft, zum Teil die Götter ihm von von außen bereiten", hat etwas Verführerisches. Nur darf man nicht übersehen, daß gerade das hohe Alter Bismarcks beim Regierungsantritt des jungen Kaisers für einen recht gearteten Herrscher eine sehr einfache Pflicht in sich schloß, nämlich, diese einzigartige Kraft sich vollends auswirken zu lassen und die Zeit zu nützen, um möglichst viel von ihr zu lernen, bis dann nach deren natürlichem Ende die eigene Selbständigkeit sich um so gereifter entfalten konnte. Und so unterschreibt auch Schüßler im ganzen das Urteil der Geschichte, das den 20. März 1890 unter das Licht des 9. November 1918 gestellt hat. Besonders verdienstlich ist, daß Schüßler die überragende Bedeutung der außenpolitischen Wandlung sowohl für Bismarcks Entlassung als für die eingeleitete unheilvolle Entwicklung nachdrücklich hervorhebt. „Mit dem Reichsgründer selber", sagt er, „fiel auf Tag und Stunde genau sein großartiges System der auswärtigen Sicherung des Reichs."

Herbst

Von Reinhold Braun

Nach Rosenfülle und Garbengold
Dies Leuchten im Walde!
Wie ist der Herbst so mild und hold,
So voll lächelnder Sonne die Halde!

Die Zeit ist da. Die Schönheit will
Sinken und träumend verwehen. —
Wer doch auch einst so leuchtend und still
Könnte von hinnen gehen!

Rundschau

Aus der Heimat ausgewiesen

Von einem Elsässer

(Schluß)

Am 1. Februar verweigerten die Steuerkassen „bis auf weiteres" die Auszahlung meines Lehrergehaltes. „Aha, jetzt wird's kommen!" sagte ich mir. Und richtig: am 3. Februar erhielt ich meine Entlassung.

Um dieselbe Zeit und später wurden noch Dutzende von Lehrern abgesetzt, ohne daß einem einzigen der Entlassungsgrund mitgeteilt oder das Vorgehen durch irgendeine Verordnung oder Verfügung begründet wurde!

Sofort protestierte ich beim Oberkommissar gegen die ungesetzliche Maßregelung und verlangte meine Wiederanstellung. Nach einigen Wochen erneuerte ich meinen Protest und erklärte, daß ich mir meine Rechte und Ansprüche als elsaß-lothringischer Lehrer durch eine alle einschlägigen Gesetze und Vorschriften verletzende und durch nichts begründete Absetzung nicht rauben lassen wolle. Bis auf den heutigen Tag warte ich vergeblich auf einen Bescheid.

Indessen verstrich Tag auf Tag, Woche um Woche, und meine Ausweisung erfolgte nicht, während im ganzen Lande unausgesetzt Einzelne und ganze Familien über den Rhein abgeschoben wurden. Am Ende bin ich vergessen worden, dachte ich.

Das Bürgermeisteramt stellte auf mein Verlangen mir und meiner Familie die „Identitätskarte A" aus, durch welche uns bescheinigt wurde, daß wir echte Elsässer alter Abkunft seien. Als dann das Verkehrswesen vom Spezialkommissariat getrennt und ein besonderes Bureau dafür eingerichtet wurde, begab ich mich unverzüglich hin; und auf Grund dieser Karte bekamen wir von der neuen Behörde, die uns nicht weiter kannte, anstandslos wieder Verkehrsscheine und sogar die Erlaubnis zum Reisen im Elsaß.

Ende März besuchte ich nun meinen Bruder in N. N. Ich überraschte ihn und seine Familie abends acht Uhr. Die Freude des Wiedersehens nach fast fünfjähriger Trennung war groß. Und wir hatten uns zu erzählen bis tief in die Nacht, nein, bis zum frühen Morgen. Waren sie doch während des ganzen Krieges mit Einquartierung überlastet, im Hause und auf dem Felde steter Lebensgefahr ausgesetzt, mehrmals mit Fortschaffung bedroht und alle miteinander von den „Befreiern", allerdings nur anderthalb Tage lang, verhaftet und verschleppt gewesen, und hatten eine Haussuchung über sich ergehen lassen müssen.

Hier erstaunte ich über die Tatsache, daß man in dem während des Krieges von den Franzosen besetzten Elsaß eben so sehnlich auf die Erlösung durch die Deutschen gewartet hatte, wie manche im übrigen Elsaß durch die Franzosen. Wo man Gelegenheit gehabt hatte, die weißen, schwarzen, gelben und braunen Franzosen in ihrer Alltäglichkeit kennen zu lernen, da war man ihrer gründlich satt.

Am folgenden Tage machte ich einen Gang über das Kampfgelände. Überall lagen noch jetzt, nach Monaten, Geschosse aller Art und Größen, Minen, Handgranaten zu Tausenden und Zehntausenden umher, deutsche und französische, ohne Bewachung. Nicht die geringsten

Vorkehrungen waren getroffen, um endlich die vielen Unglücksfälle zu verhindern, durch die infolge unvorsichtiger Hantierung mit diesen gefährlichen Dingen fast täglich Kinder und Erwachsene verstümmelt und getötet wurden. Von Aufräumungsarbeiten merkte man gar nichts, trotzdem schon Millionen Franken verschleudert worden waren.

Da ist mir ferner aufgefallen, daß alle Ortschaften im Bereiche der deutschen Kanonen sichtlich geschont und nur wenig beschädigt worden sind, während alles, was unter den französischen Kanonen lag, dem Erdboden gleichgemacht war. Es wurde mir von verschiedenen Seiten bestätigt, daß die Franzosen mehrfach die Zivilbevölkerung gezwungen hätten, Munition und Schanzkörbe in die vordersten Linien zu fahren und an den gefährdetsten Stellen Gräben auszuheben, und daß die Deutschen, sobald sie dies bemerkten, ihr Feuer einstellten. Dieser nicht genug zu würdigenden, von unseren Gegnern totgeschwiegenen Rücksichtnahme verdanken vielleicht Tausende von Elsässern ihr Leben.

Angesichts dieser Feststellungen empörte ich mich aufs neue darüber, daß unsere Feinde jede Zerstörung auf Rechnung der deutschen Barbaren setzen, empörte mich aufs neue die unverschämte Lüge des Pfarrers von S., der ganz gut weiß, daß es die Franzosen waren, die seine Kirche zusammenschossen, und jetzt behauptet, die Unsern hätten sie verwüstet, die unverschämte Lüge, durch welche man vor den elsässischen Kindern in der Schule Tatsachen verdreht, die sie selbst erlebt haben, indem man ihnen lehrt, die Deutschen und nur die Deutschen hätten unsere blühenden Ortschaften in trostlose Trümmerstätten verwandelt!

Es trieb mich auch nach Hartmannsweiler. Den Hartmannsweiler Kopf, auf dem während des langen Krieges die furchtbarsten Kämpfe gewütet hatten, erkannte ich fast nicht mehr. Der prächtige Wald ist beinahe spurlos verschwunden, und nackt grinsen die Felsen in die Ebene hinaus wie ein riesiger Totenschädel. Die vordem so fruchtbaren Felder zu seinen Füßen liegen wüst und öde, durchwühlt von Schützengräben und Granattrichtern, unterwühlt von Gängen und Unterständen, bedeckt mit Drahtverhauen. Die Reben und die Obstpflanzungen sind verwildert.

Im Dorfe selbst liegen Trümmer auf Trümmern. Den Zug der Holdergasse und der Langgasse kann man kaum feststellen. Nesseln und Dornen bedecken den Schutt, und Holunderbüsche wachsen aus den gähnenden Fensterhöhlen. Von den wenigen Häusern, die schwer beschädigt noch aufrecht stehen, sind Türen und Fenster größtenteils und auch die Dächer verschwunden. Und doch hat die Liebe zur Heimat schon etwa zwanzig Familien wieder in diese Wüstenei zurückgetrieben, wo sie sich in dem Durcheinander auf das allernotdürftigste eingerichtet haben.

Die Kirche scheint noch gut erhalten. Aber alle Fenster und die Decke des Schiffs sind zerstört, die kunstvollen Altäre verschwunden, das feine Netzgewölbe des Chors ist beschädigt, in der Orgel eine Granate geplatzt, der massige Kirchturm hohl und leer von unten bis oben.

Das stattliche Schulhaus hat verhältnismäßig wenig gelitten. Sogar Kellertüren und Haustüren sind noch vorhanden, aber sperrangelweit geöffnet. Ich betrete den vorderen Keller. Hier hatte die halbe Gemeinde während der Beschießung am 8. Februar 1915 einen schrecklichen Tag in Todesangst verlebt. Jetzt ist er als Schreibstube eingerichtet, aber die elektrischen Lampen sind zerschlagen. Auch zu gottesdienstlichen Zwecken muß er gedient haben, denn dort in Hintergrunde steht ein zwar einfacher, aber geschmackvoller Altar. Zahlreiche verzierte Töpfe mit jetzt verdorrten Blumen und Blattpflanzen weisen auf sinnigen Schmuck hin. Im hintern Keller aber ist zurückgelassene deutsche Infanteriemunition in Hunderten von Kisten aufgestapelt.

In den Schulsälen liegen Stroh, Bretter, Uniformfetzen, unbrauchbare Ausrüstungsgegenstände, zerbrochenes Schanzzeug. In der Wohnung fehlen Fenster und Decke. Ein greuliches Durcheinander von Möbeln, Möbelstücken, zerschlagenen Geräten und Geschirren!

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. . .

Auf der Heimreise nach K. konnte ich dasselbe beobachten wie auf der Ausreise: Überall Schmutz und Unordnung in den Stationsgebäuden und in den Eisenbahnwagen. Zerbrochene Scheiben, beschädigte Bänke und Türen, verspätete Züge mit ungenügender Wagenzahl, während leere Wagen genug auf den Geleisen standen. Überall Kriegsmaterial, das noch genau so herumlag und herumstand, wie es die Deutschen verlassen hatten. Und unter den meisten Fahrgästen eine gedrückte Stimmung.

Ich erhaschte Äußerungen wie: „Bei den ‚Schwoben' gab's halt doch eine andere Ordnung, eine andere Sauberkeit! Unsere besten Zeiten sind halt herum." Und man munkelte von Morden und Verbrechen, die die Franzosen, angeblich die farbigen, begangen haben sollten, einen Raubmord und einen Lustmord in S. in derselben Woche, einen Lustmord in K., einen anderswo. Man klagte über die unerschwinglichen Lebensmittelpreise, um die sich die neue Verwaltung nicht kümmere, und den Mangel an Verdienst; man bedauerte, schüchtern zwar, die Ausweisungen und Verhaftungen und verurteilte die Angebereien, vor denen kein Mensch sicher sei; man beschwerte sich, daß jetzt die Elsässer erst recht zurückgesetzt würden, noch mehr als bei den „Schwoben", und daß sie hinter jeden welschen Trottel zurückstehen müßten, wenn er auch noch so unfähig wäre. Man fand es nicht für recht, daß jeder Elsässer, der nicht Französisch könne, für einen Simpel gelten müsse, während sich niemand daran stoße, daß der Franzose unsere Sprache nicht verstehe ...

In meinem Wagenabteil war ein Rohling, der ohne jeden Grund den altdeutschen Schaffner in gemeinster Weise beschimpfte; dieser wagte nicht, darauf zu antworten, und keiner der Mitreisenden unterstand sich, den Rüpel zurechtzuweisen! In M. sah ich altdeutsche Bahnbeamte in einer Ecke beisammen stehen wie verbrühte Hühner. Sie unterhielten sich nur im Flüsterton, um nicht die Aufmerksamkeit und die Wut irgendeines elsässischen „guten Franzosen" auf sich zu lenken; ihre elsässischen und französischen Kollegen gingen mit einem verächtlichen Blick an ihnen vorüber. Und doch könnte ohne sie der Eisenbahnbetrieb nicht aufrecht erhalten werden. Nur das ist der Grund, weshalb man sie noch nicht aus dem Lande hinausgeworfen hat. Man wird es tun, sobald man sie für entbehrlich hält. — —

Ostern kam, aber keine Ausweisung.

Ich hatte inzwischen das Verzeichnis unserer Kriegsschäden, das ich bereits der deutschen Kreisdirektion vorgelegt hatte, auf der Verwaltung des Kreises G. eingereicht mit der Bitte um Mitteilung, ob unsere Ansprüche anerkannt würden. Da ich keine Antwort erhielt, erneuerte ich die Eingabe; wieder ohne Erfolg.

Da wir immer auf unangenehme Überraschungen gefaßt sein mußten und nie des folgenden Tages sicher waren, erlahmte in uns jede Schaffensfreudigkeit. Unsere Nerven waren in steter Erregung. Um uns etwas zu zerstreuen, beschlossen wir, meine Frau, die beiden Kinder, die noch bei uns waren, und ich, auf den Weißen Sonntag nach .... zu reisen, um der ersten Heiligen Kommunion einer kleinen Nichte beizuwohnen. Unterwegs trafen wir überall den gleichen Schmutz, die gleiche Unordnung, den gleichen Greuel der Verwüstung. Die während des Krieges zerstörte Brücke war immer noch nicht wiederhergestellt. Wir mußten alle aussteigen; der leere Zug fuhr langsam und bedächtig über eine Notbrücke, und die Reisenden überschritten einer hinter dem andern auf einem schmalen Steg den Bach, genau wie vor fünf Monaten, um drüben wieder in den Wagen Platz zu nehmen und gemächlich weiterzurollen.

Bei unserer Rückfahrt herrschte Regenwetter. Wir mußten im Eisenbahnwagen den Schirm aufspannen, um nicht durchnäßt zu werden. „So etwas wäre bei den Deutschen doch undenkbar," meinte ein Mitreisender. „Man merkt schon gut, daß wir französisch sind."

Wir hörten erzählen von Unruhen, Ausschreitungen, franzosenfeindlichen Kundgebungen, von drohender Unzufriedenheit der bei den Aufräumungsarbeiten beschäftigten Leute, die seit Wochen keine Löhne ausgezahlt bekommen hätten. Wir sahen, daß die Ortschaften mit farbigen Truppen belegt waren, um die Stadt einzuschüchtern. Deutlich konnte man bemerken, daß

einer dem andern mißtraute, daß es keiner wagte, seine Meinung zu offenbaren. Überall herrschte das Gegenteil von Begeisterung für Frankreich.

Von Tag zu Tag erschien mir meine Ausweisung unwahrscheinlicher. Da traf am Samstag, den 3. Mai, ein Schreiben des Administrators (Verwalters) des Gebiets von M. ein. Es lautete, genau übersetzt, also:

(Kreishauptort), den ... April 1919.

Benachrichtigung.

Der Kommissar der Republik, nach Gutheißung der Ausweisungsvorschläge, gemacht durch die Säuberungskommission (Commission de Triage) ersten Grades, nach erneuter Prüfung, bestätigt durch die Säuberungskommission zweiten Grades, gibt Herrn .... auf, das Gebiet des Elsaß in einer Frist von fünf Tagen zu verlassen, welche erlischt am 8. Mai um 23 Uhr. Er wird die Wahl seines Aufenthaltsorts im Innern Frankreichs haben mit Ausnahme der Departements der Seine, der Loire, der Rhone, des Var, der Rhonemündungen und der Grenzdepartements. Er wird ohne Nötigung hingehen und sich unmittelbar nach seiner Ankunft dem Polizeikommissar vorstellen müssen. Er wird sich frei bewegen können, aber er wird gehalten sein, einen Geleitbrief zu erbitten jedesmal, wenn er den Ort verlassen will. Dieser Geleitbrief wird ihm versagt werden können, wenn seine Haltung oder sein Tun und Lassen dem Volksempfinden zuwider sind. Die gegen Herrn ..... ergriffene Maßregel wird erst nach einer neuen Benachrichtigung der Freilassung, die ihm durch die Präfektur zugehen wird, ein Ende nehmen. Herr ..... wird darauf hingewiesen, daß er im Nichtbeachtungsfalle der gegenwärtigen Benachrichtigung in der vorgesehenen Frist zwangsweise fortgeschafft wird. Sonderbefehle: Herr ..... wird sich innerhalb der 24 Stunden, welche der Übergabe dieser Benachrichtigung folgen, zum Verwalter des Kreises M. begeben, um nachstehende Auskünfte zu erteilen (nach dem Leutnant M. fragen am Montagmorgen, Xstraße 9 I): 1. Gewählter Aufenthaltsort und Adresse. 2. Wird er sich zu einem Verwandten, einem Fremden oder ins Gasthaus begeben. 3. Zahl der Personen, die ihn begleiten. Für den Militärverwalter:

H. M. (Stempel)

Da muß ich gleich bemerken, daß ich von der Verhandlung der „Säuberungskommission zweiten Grades" keine Ahnung hatte, daß sie also meine Angelegenheit in meiner Abwesenheit entschieden hatte.

Mein erster Gedanke war die Flucht, da ich von all den Versicherungen nur die eine für gewiß hielt, daß ich zwangsweise Aufenthalt in Frankreich nehmen müsse. Ich kannte ja die Franzosen! Aber ich besann mich anders.

Ich hatte noch fünf Tage Zeit. Also wurde sofort ein gesalzener Widerspruch an den Generalkommissar Millerand in Straßburg gerichtet, und am Montag reiste ich nach M.

Zunächst zu Herrn W., der in ..... mit mir aufgewachsen war und der jetzt in seiner Eigenschaft als sozialdemokratischer Arbeitersekretär auf der Kreisverwaltung einen „langen Arm" hatte. Ich fand bei ihm freundlichen Empfang, und alsbald begab er sich in das Verwaltungsgebäude, um, wenn nicht die Aufhebung der Maßregel, so doch meine Abschiebung nach Deutschland oder die Erlaubnis, mit meiner Familie unter Mitnahme der Haushaltung nach der Schweiz auszuwandern, durchzusetzen. Der Herr Verwalter versicherte, letzteres könne gewährt werden; er müsse jedoch vorher noch an seine Behörde berichten.

Dann suchte ich Leutnant M. auf. In seiner Stube herrschte „französische Ordnung und Sauberkeit". Kein einziges anständiges Möbelstück. Auf dem roh gezimmerten, wackeligen Tische lag eine Karte von Frankreich. Vor derselben stand der Leutnant und der Redakteur der St. L.er Zeitung, den die Franzosen seit dem 2. Dezember im Gefängnis hielten. Er sah abgehärmt und abgemagert aus. Ein Gendarm bewachte ihn. Aufgefordert, die Stadt in Frankreich anzugeben, nach welcher er gebracht zu werden wünsche, nannte er Dijon. Und der Gendarm führte ihn wieder ab, nachdem ich ihm noch die Hand hatte drücken können.

Jetzt wies ich meine Benachrichtigung vor, die der Leutnant an sich nahm, und ich fragte:

„Trifft die Maßregel meine ganze Familie oder nur mich persönlich?“

„Nur Sie persönlich.“

„Könnte ich nicht nach Deutschland ausgewiesen werden?“

„Ja, das wäre Ihre Sache! Über den Rhein gehen, um sich dort mit Ihresgleichen zu verbinden und gegen Frankreich zu hetzen! Davon ist keine Rede! Wohin wollen Sie?“

„Das ist mir gleichgültig!“

„Nennen Sie eine Stadt!“

„Meinetwegen auch Dijon.“

„Wer geht mit Ihnen?“

„Wer kommt für den Unterhalt auf?“

„Das kümmert mich nicht! Sie sind hier, um auf meine Fragen Auskunft zu erteilen; ich bin nicht da, um Ihnen Rede und Antwort zu stehen!“

„Ich gehe also allein.“

„Haben Sie Verwandte oder Bekannte in Dijon?“

„Nein.“

„Warten Sie weitern schriftlichen Befehl ab!“

Ich war fertig. Schon drängten andre herein, die in der gleichen Angelegenheit wie ich erschienen waren.

In der Stadt traf ich einen Amtsbruder, dem ich meine Lage auseinandersetzte. „Da weiß ich zufällig Rat“, sagte er. „Wende dich an den Kommissar der Gendarmerie, unseren ehemaligen Seminargenossen! Er hat schon bei dem und jenem die Ausweisung rückgängig gemacht, dem und jenem die Auswanderungserlaubnis mit Sack und Pack nach der Schweiz erteilt, kurz, er ist in Polizeiangelegenheiten allmächtig, und dir, mit dem er auf der gleichen Stube war, schlägt er sicher nichts ab.“

So, an den sollte ich mich wenden, ihn höflich bitten, schließlich noch vor ihm kriechen?! Dem Lumpen, den die deutsche Regierung mit Schimpf und Schande aus dem Schuldienst hatte jagen müssen? Der jetzt bei den Franzosen eine wichtige Vertrauensstellung bekleidete?! Und aus dessen Hand sollte ich mein Heil entgegennehmen, von ihm, den ich aus tiefster Seele verachtete? — Nein, das war zu stark! Dagegen bäumte sich mein ganzes Wesen auf. „Nein, lieber ehrlich verelenden, als mich an einen Schurken wenden“, antwortete ich.

An demselben Tage erfuhr ich, daß dieser Herr den gefangenen Kreisschulinspektor grob beschimpft und gekränkt hatte.

Ich kam zufriedener heim, als ich fortgegangen war. Meine Familie war vorderhand sicher, und für mich hatte ich keine große Angst.

Am Mittwoch, den 7. Mai, lief ein Brief ein von einem ehemaligen Schüler, der jetzt auf dem Generalgouvernement in Straßburg als Schreiber beschäftigt war. Er teilte mir mit, daß mein Protest eingegangen sei. Das war auch alles. Ein weiterer Bescheid wurde mir bis heute nicht zuteil; und es wäre mehr als vermessen von mir, wollte ich noch einen erwarten. Am gleichen Tage verlangte die Steuerkasse unverzüglich den Rest der geschuldeten Steuern. Als ich abgesetzt war und kein Gehalt mehr bezog, bat ich um Erlaß der Steuer für die Besoldung, die mir der Staat vorenthielt. Darauf bekam ich keinen andern Bescheid als den Zahlbefehl der Steuerkasse. Der Staat behielt mein Gehalt, und ich — mußte die Summe noch versteuern, die ich nicht bekam!

Aber ein Reisebefehl kam nicht, auch am Donnerstag, den 8. Mai nicht. Die Auswanderungserlaubnis nach der Schweiz blieb ebenfalls aus.

Da, am Freitag, den 9. Mai, als wir gerade am Mittagstisch saßen, brachte der Briefträger das verhängnisvolle Blatt. Ich lasse die deutsche Übersetzung des Inhalts hier folgen.

M., den 7. Mai 1919.

Der Verwalter des Gebiets von M. an Herrn .....

Herr ..... wird sich am 10. Mai am Bahnhof von M. stellen um 5 Uhr 30 Min. des orgens. Er wird empfangen werden von dem Gendarmen, der die Abreise leiten wird nach m Ort in Frankreich, der ihm angewiesen worden ist oder den er selbst bezeichnet hat.

Für den Verwalter des Gebiets von M.
H. M. (Stempel.)

P. S. Der Gendarm befindet sich im Hof vor dem Bahnhof.

Mit Bleistift war hinzugefügt: Abreisen in die Schweiz verweigert (dreifach unterichen!).

Wir merken einen bedeutenden „Fortschritt" gegen die Benachrichtigung vom 3. Mai: n Gendarm wird die Abreise — und wohl auch die Reise selbst — leiten nach dem Ort, r mir angewiesen worden ist oder den ich selbst bezeichnet habe. Ich möchte nur gern die dern Weisungen kennen, die der Gendarm noch hatte! Inzwischen habe ich nämlich erfahren, ß in Frankreich „Bußlager für unerwünschte Elsässer" eingerichtet worden sind. Und ich r ja ein indésirable (Unerwünschter)! Und wie unsere Feinde das Auslegen von Zusicherungen stehen, haben wir ja an den 14 Wilsonschen Punkten erlebt, von denen im Friedensvertrag ne Spur mehr übrig bleibt.

Trotzdem ich den Befehl stündlich erwartet hatte, überraschte er mich in diesem Augenk doch, und der Bissen blieb mir buchstäblich im Halse stecken.

Nochmals stellte ich meiner Frau die möglichen Folgen meiner Flucht für sie und die der vor. Doch gefaßt antwortete sie: „Mein lieber Mann, du hast bei den Franzosen schon ug gelitten. Sie sollen die Freude nicht haben, dich noch einmal ihren Haß fühlen zu lassen, Herren, denen du ein Dorn im Auge bist, weil sie sich vor dir schämen müssen. Geh' in ttes Namen dahin, wo du wieder Mensch und deines Leibes und Lebens sicher bist! Ich rde mich mit den Kindern durchschlagen, so gut es geht. Not und Mangel sind wir ja schon vöhnt. Und wenn es nicht mehr gehen sollte, dann ist die Grenze wohl auch für uns erreichbar. ssere Zeiten werden uns wieder zusammenführen, hoffentlich bald!"

So sprach mein liebes, trautes Weib, und ich drückte sie an meine Brust, wie ich es iger noch nie getan hatte.

Also machte ich mich reisefertig. Gepäck durfte ich nicht mitnehmen, um bei der franischen Grenzwache keinen Verdacht zu erregen. So zog ich mich denn doppelt an. Auch ine Frau und die Kinder, die mich nach B. begleiteten, der Vierzehnjährige, den ich vor igen Tagen als Lehrling in der Stadt untergebracht hatte, und die kleine G., mein Herzrchen, konnten verschiedenes unter ihren Kleidern verbergen.

Um zwei Uhr überschritten wir die elsässisch-schweizerische Grenze.

Ich hatte noch ein Brieflein geschrieben an den Verwalter von M. Ich dankte ihm die Aufmerksamkeit, die er meiner Person gewidmet hatte. Er brauche sich aber nicht mehr iter zu bemühen, da ich im Begriff sei, mich seinem Machtbereiche zu entziehen, indem ich spruch erhebe gegen das ungesetzliche Verfahren, dem ich jetzt ausweiche, und mir vorbehalte, ine Rechte und Ansprüche an das Land zu geeigneter Zeit zu verfechten. Zum Schlusse ich ihn noch, den Gendarmen am Bahnhofe nicht zu lange auf mich warten zu lassen. Diesen ef warf ich in den Kasten, der am letzten Hause, dem Zollgebäude, dicht an der Grenze ebracht ist.

Auf meiner Zunge schwebte die bange Frage: Wird mir je das Glück blühen, meine ssische Heimat wieder zu betreten? Werde ich einmal als freier Mann zurückkehren können in freies Elsaß? Werde ich wieder an den Stätten weilen, an denen ich mit ganzer Seele ge? Dort auf dem Gottesacker steht auf weißem Marmorsockel ein Engel, der ein Kreuz ränzt, und unter dem Stein schläft unser Kind. Werde ich sein Bild unter dem Engel noch

einmal küssen, sein Grab noch einmal schmücken können? Ich fühlte das Gewicht der Entscheidung, die ich traf, wie unendlich lieb mir war, was ich verließ, meine Familie, mein Elsaß, und Wehmut und Trauer lagen schwer auf uns allen. Aber: „Lieber tot als Sklav'!" Lieber eine Heimat in der Fremde, als fremd sein in der Heimat!

Und ich sah nicht mehr zurück.

Auf dem deutschen Konsulat und dem schweizerischen Grenzbureau hatte ich vier Stunden zu tun, bis meine Papiere in Ordnung waren. Unterdessen hatte mir meine Frau mein Bündelchen geschnürt. Noch einmal schloß ich meine Lieben in meine Arme, noch ein gegenseitiges „Behüt' Gott!" — dann ging's über die deutsche Grenze, arm und flüchtig, in den Schoß der armen, mißhandelten, verunglimpften und deshalb mir um so heiligeren und teureren Mutter Germania.

R. H. Francés Weltgesetze

Alexander von Humboldt war der letzte Polyhistor großen Stils. Sein umfassender Geist vermochte es noch, das gesamte Wissen seiner Zeit auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu überblicken und in edler, gedrängter Darstellung in seinem berühmten „Kosmos" niederzulegen. Dieses Buch hat mehr als tausend andere den Ruhm der deutschen Wissenschaft über alle Länder verbreitet. Inzwischen hat die Wissenschaft sich in unzählige Einzelfächer zersplittert, und die Besten unter den Gelehrten sagen sich heute manchmal: „Weniger wäre mehr!" Wir leben in einer Zeit des geistigen Alexandrinertums. Das Wissen auf vielerlei Gebieten erzeugt leider vielfach Oberflächlichkeit, Selbstüberhebung und Kulturlosigkeit. Denn wahre Kultur besteht in der Einheit des Lebensstils auf allen Gebieten, setzt also Bändigung und gründliche Vereinheitlichung des Wissensstoffes voraus.

Rettung aus solchen Gefahren können nur überlegene Geister bringen, seien es Religionsstifter oder Weltweise hohen Ranges. Es ist nun nicht gerade allzu wahrscheinlich, daß uns in absehbarer Zeit erstrangige Philosophen erstehen; denn die Natur hat sich gleichsam in den letzten zwei Jahrhunderten mit der Erzeugung der gewaltigen deutschen Philosophen erschöpft. Aber trügen nicht alle Zeichen, dann dürfen wir doch auf Besserung hoffen. Wir sehen viele ausgezeichnete Männer am Werke, hier Wandel zu schaffen, das Wissen der Zeit zu sichten und so eine neue Grundlage für eine lebensvolle Kultur herzustellen. Unter diesen Männern ragt R. H. Francé bemerkenswert hervor. Seit etwa dreißig Jahren ist er als ernster Naturforscher, besonders auf dem Gebiete der Botanik und Biologie wohlbekannt. Viele Bücher aus seiner Feder sind weithin verbreitet und geschätzt. Nun hat er sein reiches Wirken gekrönt mit einem bedeutenden Buche: „Bios, Die Gesetze der Welt" (Verlag: Hanfstaengl, München 1921). An diesem Werke sollte niemand vorübergehen, der sich von den Nöten der Zeit und den Aussichten der Zukunft ein richtiges Bild machen will.

Unter den geretteten vorsokratischen Fragmenten haben wir einen tiefsinnigen Ausspruch des dunklen Herakleitos: „Des Bogens Name ist nun Leben, sein Werk aber Tod!" — Das Wort ist nur zu verstehen, wenn man weiß, daß „Bios" im Griechischen doppelte Bedeutung hat: Betont auf der ersten Silbe heißt es Leben, betont auf der letzten Silbe aber Bogen. Hat Francé hieran gedacht, oder hat er unbewußt eine tiefsinnige und prachtvolle Metaphorik angewandt? Unsere heutige Lebensführung ist kein lebenerhaltendes, lebenförderndes Tun, sondern es rafft wie der Pfeil des Bogenschützen das frohe, blühende, glückliche Leben dahin, weil die meisten Menschen die ewigen Gesetze des Lebens nicht kennen oder nicht befolgen. In vollem Ernste: Francé will uns eine neue Philosophie, besser: eine beglückende

Lebensführung geben, indem er uns die für ein solches Leben notwendigen Weltgesetze aufzeigt und anschaulich bloßlegt. Zeigen schon Francés frühere naturwissenschaftliche Bücher einen unverkennbaren metaphysischen Einschlag, der sie wohltuend abhebt von gleichzeitigen Erzeugnissen seichter Materialisten, Utilitaristen und amerikanischer Pragmatisten, so zeichnet er uns in seinem „Bios" ein Alfresko der Weltweisheit. Gewiß, das Werk „Bios" ist noch nicht im vollen Umfang erschienen, aber schon die vorliegende erste Hälfte läßt klar und sicher erkennen, was er meint und anstrebt. Er will uns nicht tote Steine geben, sondern Brot des Lebens. Er will uns zeigen, wie wir das Leben auffassen, verstehen, führen und anwenden sollen, um einem „Optimum" nahe zu kommen. Die gewaltige Aufgabe fordert bedeutende Mittel. Wenn einmal Platon sagt, es bedürfe eines delischen Tauchers, um die Tiefen des Parmenides zu verstehen, so muß ein Denker, welcher Francés Ziel anstrebt, über eine tiefgründige, umfassende, allgemeine Bildung verfügen, er muß sie mühelos beherrschen und treffsicher zum Ausdruck bringen können. Über diese Mittel verfügt Francé in reichem Maße. Dazu über einen lebendigen, klaren, geistreichen Stil, der den Leser nicht ermüdet, sondern ihm das Studium des gedankenschweren Werkes zu einem hohen Genuß macht.

Francé greift weit aus. Vom Aufgang zum Niedergang läßt er die Erscheinungen des Lebens und die Grundprobleme des Denkens vor unserem Auge vorüberziehen. Alle Natur- und die meisten Geisteswissenschaften müssen Heeresfolge leisten. Insonderheit packt er die sogenannten Axiome der Physik und Psychologie an. Hier beschäftigt er sich ziemlich eingehend mit der Relativitätstheorie, die heute ja alle Wissenschaftslager in helle Aufregung versetzt hat. Er führt uns über die anorganischen zu den organischen Reichen der Welt, von den Elektronen zu den Atomen und Molekülen über die Weltkörper zu den Milchstraßen und Nebeln, von den Elementen des organischen Zellebens zu den letzten Fragen der Geisteswissenschaften. Hiebei kommt Francé gegenüber Männern wie Darwin und Häckel — die sich Biologen nannten, aber wenig Kenntnisse in der Chemie und Physik, also den wichtigsten Hilfswissenschaften der Biologie, der Lehre vom Leben, hatten — die Tatsache zustatten, daß er ganz augenscheinlich und unverkennbar als Biologe auch in diesen Hilfswissenschaften unvergleichlich besser beschlagen ist als jene. Ich möchte hier bemerken, daß allen Ernstes viele berühmte „Biologen" erstaunlich wenig Kenntnisse in der physikalischen Chemie hatten und haben, aber trotzdem — oder vermutlich deswegen — mit dem Reiz der Unbefangenheit darauf losschrieben und Gott und alle Geister totschlagen oder ins Reich der Fabel verweisen wollten. Unsere heutigen führenden Physiker und Chemiker zeigen einen erfreulichen Umschwung in dieser Hinsicht: der Materialismus ist an Haupt und Gliedern erschlagen, verflüchtigt, entschwunden, wenigstens in diesen Kreisen; denn gerade die Physiker und Chemiker müssen den Dingen dieser Welt hart auf den Leib rücken und bis in die letzten Schlupfwinkel folgen, wo man dann freilich nicht verkennen kann, daß Physik eben angewandte Metaphysik ist und wir mit der ganzen Welt in einem unermeßlichen Meere von göttlichen Geheimnissen und Rätseln leben, weben und sind! Diese Erkenntnis bemerken wir bei Francé auf Schritt und Tritt. Er bekennt sich tapfer und treu zu diesen Feststellungen, weil sie eben nicht zu leugnen sind für den ernsten Denker. In dieser wogenden Welt, in diesem uferlosen Chaos wären wir ziellos und führerlos, ohne richtende Kräfte, ohne Gesetze, eine Beute des Nihilismus und der niederziehenden Mächte des geistigen Todes und der kulturellen Verwesung.

Welches sind diese geheimnisvollen und doch so klaren, rettenden Gesetze der Welt? Francé zählt ihrer sieben auf: die Gesetze des Seins, der Integration, der Funktion, des kleinsten Kraftmaßes, der Selektion, des Optimums, der Harmonie. Wir begegnen ihnen überall, ob wir Flügel der Morgenröte nehmen und von Meer zu Meer fliegen oder mit Faust und Mephistopheles ins Reich der Mütter, der platonischen Ideen hinabsteigen. Da die ganze Welt, die sichtbare und unsichtbare, die Welt der „Zoesis" und „Extrazoesis" der Gegenstand, das Objekt des Denkens, der Betrachtung ist, so ist die Philosophie, welche die sieben Gesetze lehrt und

ihre Befolgung kategorisch fordert, „objektive" Philosophie. Francé nennt seine Lehre allen Ernstes „die objektive" Philosophie. Die Frage bleibt offen, ob das Wort „objektiv" hier nur deshalb am Platze ist, weil es sich um das Objekt des Denkens handelt — oder weil alles „Subjektive", individual Willkürliche möglichst ausgeschaltet werden soll. Francé bekennt sich hier stolz-bescheiden als Schüler und Vollender Schopenhauers. Mit vollem Recht; denn wenn die Welt das Objekt der erkennenden Philosophie ist, dann muß die Philosophie biologisch, „biozentrisch" betrieben werden. Diese Auffassung aber hat in ewig mustergültiger Form mit messerscharfem Verstande und stärkster gedanklicher Konzentration Schopenhauer in dem tiefgründigen Wort ausgedrückt: „Die Welt ist meine Vorstellung." Es macht Francé Ehre, daß er die Bedeutung dieses Wortes erkennt und sich zu ihm bekennt als einem Angelpunkt aller Philosophie. Francé erkennt einwandsfrei, daß dieses abgrundtiefe Wort Schopenhauers grundsätzlich allen Problemen Rechnung trägt, indem es die letzte irdisch-menschliche Erkenntnisquelle bloßlegt; darum ist seit Schopenhauer nur biologische Philosophie möglich, oder psychophysische, wie Francé sagt.

Ich füge hinzu, daß Schopenhauers Wort auch rein psychisch gedeutet werden kann. Jedenfalls nennt Francé seine Philosophie mit Recht biologische oder biozentrische Philosophie. Schöpfen wir die Natur- und Geisteswissenschaften in diesem edlen Sinne biologisch aus, dann kommen wir tatsächlich zu einer „objektiven" Philosophie, die uns für das Leben und Sterben etwas Gültiges, Gutes, Tröstendes gibt. Die Mauern der Metaphysik sind in diesem Sinne nur grau vom Alter, nicht von der Schwäche.

Sehen wir ab von einigen Mängeln Francés, daß er sich unnötig Einsteins Relativitätstheorie allzu sehr nähert und die mangelnde Priorität Einsteins, seine Problematik, seine bedenkliche Brüchigkeit nicht genügend erkennt oder wenigstens betont; daß er das rein Religiöse nicht noch stärker hervorhebt; daß er Häckel gelegentlich Goethe erstaunlicherweise koordiniert, statt den ungeheuren Abstand zwischen jenem mediokren Talente und dem überzeitlichen Genius zu betonen, dann müssen wir sagen: das auch äußerlich mit prachtvollen Bildern vornehm ausgestattete Werk „Bios" führt seinen Namen „Leben" mit vollem Recht; denn da es von innerer Lebenskraft strotzt, wird es nicht so bald altern.

Dr. Alfred Seeliger

Neue Geschichtswerke

In dem monumentalen Werke Max Lehmanns über den Freiherrn vom Stein wird an einer Stelle die schlimme Lage beklagt, in die durch die napoleonische Universalmonarchie die historischen Studien gebracht worden seien. „Wer hätte Lust," so heißt es an jener Stelle weiter, „dem Werden der Nationen nachzugehen, so lange sie mit Vernichtung bedroht waren? Wer konnte hoffen, geschichtliche Wahrheit zu ergründen, so lange der geschworene Feind der Wahrheit das Szepter führte? In unvergeßlichen Worten hat der Meister der deutschen Geschichtswissenschaft selbst es bekannt: erst der Sturz des Weltreiches habe ihm Lust und Kraft verliehen, die Vergangenheit zu erforschen."

Und wir? Das heutige Geschlecht der Historiker? Hat es nicht noch viel mehr Grund zum Verzagen an einer gedeihlichen Entwicklung seines Wissenszweiges? Nicht nur die Lüge hat ihr Banner so frech aufgepflanzt wie noch niemals in der Geschichte. Die Bedingungen, unter denen geschichtswissenschaftliche Werke erscheinen können, die unerhörte Teuerung im Buchhandel und die anscheinende allgemeine Interesselosigkeit für höhere geistige Dinge sind geeignet, auch Unternehmungslustigen den Mut zu rauben.

Es ist aber ein Irrtum anzunehmen, daß die Schaffenslust der Historiker und der Wagemut der Verleger nachgelassen habe. Hier und da trifft es wohl zu. An anderen Stellen aber empfängt man den Eindruck, daß dort die Auffassung besteht: nun gerade wollen wir nicht erlahmen!

So wagt es Max Lehmann, der oben erwähnte greise Historiker in Göttingen, von seinem bedeutendsten Werke, eben jener angeführten Biographie Steins, eine neue Ausgabe vorzulegen. An Stelle des ursprünglich drei Bände umfassenden Werkes erhalten wir jetzt von ihm eine einbändige Ausgabe desselben (Max Lehmann. Freiherr vom Stein. Neue Ausgabe in einem Bande. Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1921. 8°, 624 Seiten, Preis 70 M). So sehr der Kenner der ersten Ausgabe das Fehlen mancher Partien bedauern muß, so darf doch wohl gesagt werden, daß das Buch durch die konzentriertere Fassung vielfach gewonnen hat. Man spürt ja beim Lesen des Buches in der jetzigen Gestalt manchmal, daß sich in dem einstigen Verehrer und Freund Treitschkes Wandlungen vollzogen haben. So versteht man, wenn der nunmehrige Pazifist das Urteil über den günstigen Einfluß des Krieges, das in Band I S. 154 zu lesen war, gestrichen hat. Seine besonderen Gründe hat es doch auch wohl, daß die Zornesworte Beguelins über die jüdischen Kriegsgewinnler (II 293) ausgefallen sind, und der alte Polenfreund Lehmann hat anscheinend gern die Gelegenheit benutzt, um die Wendung auszumerzen, die die Fähigkeit der Polen zum Genuß einer vernünftigen Freiheit in Frage zieht (III 192). Aber dergleichen kann man hinnehmen. Man wird sich auch mit den vielen Einseitigkeiten und Verstiegenheiten des Verfassers abfinden müssen. Das Buch bleibt doch eine der glänzendsten Leistungen, die wir in unserer geschichtlichen Literatur aufzuweisen haben. Überall dringt Lehmann in das Wesen der Dinge. Immer schält er die Probleme klar und fesselnd heraus. Der feierliche Ton der Erzählung ist dem Thema voll angemessen. An einzelnen Stellen erhebt sich die Schilderung geradezu zu klassischer Schönheit. Und der Held des Verfassers! Gerade in der heutigen Zeit soll man das herrliche Bild des Freiherrn vom Stein sich wieder lebhaft vergegenwärtigen, dieses Staatsmannes mit der tief innerlichen ethischen Note. Was ist das für ein Mann, der 1808 an sein Werk der Erneuerung Preußens geht mit den wildentschlossenen Worten: „Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu wandeln sich vornimmt.“ Als Altenstein und andere Minister 1810 an Schlesiens Abtretung dachten, da rief Stein: „Man hänge den Minister, der von Länderzession redet!“ Es kommt auch wohl wieder die Zeit, wo die Wahrheit des Steinschen Wortes begriffen wird: „Das Vaterland ist da, wo sich die Ehre und die Unabhängigkeit findet.“ Ich habe mich gelabt, als ich jetzt nach nahezu zwanzig Jahren das Buch in der neuen Ausgabe las.

Eine dankbar zu begrüßende Gabe ist ferner die Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen Reinhold Kosers, des Biographen Friedrichs des Großen, die seine Witwe erscheinen läßt (Reinhold Koser. Zur preußischen und deutschen Geschichte. Aufsätze und Vorträge. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1921. 8°, 432 Seiten, geh. 28 M, in Halbleinen geb. 40 M). Es war ein herber Verlust für die deutsche Geschichtswissenschaft, als Koser, der erheblich jünger als Max Lehmann war, in den Tagen des gewaltigsten deutschen Siegeslaufes im August 1914 die Augen schloß. So viel hatten wir noch von ihm zu erwarten, vor allem die Vollendung seiner Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik, deren erster bis zum Westfälischen Frieden reichender Band 1913 erschien. Alle seine Arbeiten tragen den Charakter unbedingtester Solidität, feinsinnigsten Verständnisses für den Wert der Quellen, scharfer politischer Urteilskraft und innigster Verwachsenheit mit seinem geliebten Preußen, dessen erschütternden Zusammenbruch zu erleben ihm ein gnädiges Geschick ersparte. Mit welchen schmerzlichen Gefühlen und welcher Freude zugleich liest man die uns jetzt gebotene Sammlung, die von verklungenen stolzen Zeiten, aber auch von kritischen Tagen berichtet, vom Großen Kurfürsten, von der Königin Sophie Charlotte, von Friedrich

Wilhelm I. und vom großen Friedrich, von der preußischen Politik in den Jahren 1786—1806 und von Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution und anderen fesselnden Dingen. Wehmütig lesen wir das Motto zu dem ersten, dem Großen Kurfürsten gewidmeten Aufsatze, die Worte Heinrichs v. Kleist:

Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Fürst,
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen ...
Das wird sich ausbaun herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Enkelshand, verschönern
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.

Wen erheben nicht die lebendigen Worte, mit denen einst Pufendorf die Persönlichkeit des Kurfürsten schilderte: „Es leuchtete aus seinem Antlitz gleich beim ersten Anblick ein gewisses Etwas, das sofort den Helden erkennen ließ" usw. Das Folgende lese man bei Koser nach. Kurfürst Friedrich Wilhelm war es, der 1657 den heute wieder angebrachten Schmerzensruf erhob: „Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oder anders als fremder Nationen Gefangene!" Auch wo der Verfasser sich sehr ins einzelne begibt, fühlt man sich immer angeregt durch seine Ausführungen. Überall empfängt man wertvolle Belehrung. Nachdenklich stimmt die Angabe, die sich wiederholt in den Aufsätzen findet: der Abbé Sieyès habe schon neun Jahre vor dem Frieden von Tilsit in einem seiner Berichte die Losung ausgegeben, daß Preußen hinter die Elbe zurückgeschoben werden müsse. Viel bedauert wird es, daß der Aufsatz Kosers: „Brandenburg-Preußen in dem Kampfe zwischen Imperialismus und reichsständischer Libertät" nicht Aufnahme gefunden hat. Statt dessen hätte vielleicht der Aufsatz über die preußische Reformgesetzgebung wegbleiben können, der inzwischen durch die Forschung stark überholt ist.

Der dritte Senior deutscher Geschichtswissenschaft, der mit einem neuen Werke vor uns tritt, ist Max Lenz, der Historiker der Reformation an der Berliner Universität, der kurz vor Ausbruch des Krieges seinen Lehrstuhl in Hamburg aufstellte. Auch von ihm wird eine Aufsatzsammlung vorgelegt: ein zweiter Band kleiner historischer Schriften mit dem wirkungsvollen Titel „Von Luther zu Bismarck". (Max Lenz. Kleine historische Schriften. II. Bd. Von Luther zu Bismarck. München und Berlin 1920, Verlag von R. Oldenbourg. 8°, 364 S., geh. 24 ℳ zuzüglich Sortiments- und Teuerungszuschlag.) Die Aufsätze zeigen den schwungvollen, geistreichen und vielseitigen Schüler Rankes in seiner ganzen Eigenart. Einiges darin ist noch mehr wie in der Koserschen Sammlung spezielliste Forschung und wird nur in einem kleinen Kreise Interesse und das richtige Verständnis finden. Daneben erhalten wir aber mehrere Essays glänzendsten Charakters, so den Aufsatz: „Luther und der deutsche Geist. Zum 31. Oktober 1917", die Rede „Freiheit und Macht im Licht der Entwicklung der Universität Berlin". Der Schlußaufsatz ist Bismarcks Heimgang gewidmet, des gigantischen Helden, dessen Riesenkraft sich einst im Gegensatz zu den Bülow und Bethmann aufrieb in dem Gefühl der Verantwortlichkeit für die Zukunft seines Vaterlandes, das er zu nie gesehener Macht emporgehoben hatte.

Unternehmungssinn spricht aus der Veröffentlichung Hans F. Helmolts, des Herausgebers der bekannten Weltgeschichte und auch sonst verdienstlichen Historikers und Publizisten, über Leopold Ranke (Hans F. Helmolt. Leopold Rankes Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt. Mit 18 bisher ungedruckten Briefen Rankes, seinem Bildnis und der Stammtafel seines Geschlechts. Historia-Verlag Paul Schwegler in Leipzig 1921. 8°, 222 Seiten, in Halbleinen geb. 26 ℳ). Zu den mehr als 400 Schriften über Ranke in dieser Zeit eine neue! Eine Biographie kann ich das Buch nicht nennen. Dazu ist das Gebotene doch zu knapp ausgefallen. Vor allem kommt das Wirken Rankes, seine historische Forschertätigkeit, seine Einwirkung auf die Geschichtswissenschaft viel zu wenig zur Geltung. Auch die eigentlichen Lebens-

begebenheiten scheinen mir etwas dürftig geschildert zu sein. In diesen Dingen, namentlich in der Berücksichtigung der wissenschaftlichen Arbeit, hat bereits vor fast 30 Jahren Eugen Guglia in seiner damals erschienenen Biographie verhältnismäßig mehr geliefert. Ich vermag auf Helmolts Buch nur das Wort anzuwenden, das er für Rankes Biographie Friedrich Wilhelms IV. in der „Allgemeinen deutschen Biographie" gebraucht. Es ist keine „Biographie" im vollen Sinne, sondern er hat im wesentlichen nur Bausteine zu einer solchen zusammengetragen. Diese Bausteine sind allerdings höchst wertvoll. Nicht nur steuert der Verfasser manches ganz Neue über den Meister der Geschichtsforschung bei; er fördert auch die Forschung durch allerlei kritische Erörterungen und macht eine Fülle von geistreichen Bemerkungen über Ranke. Der Schwerpunkt seines Buches liegt zu einem großen Teile in den über dreihundert Bemerkungen am Schluß. Ich möchte Helmolts Werk ein Buch für historische Feinschmecker nennen und glaube, daß es viele Liebhaber finden wird.

Noch mehr Wagemut zeigt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin, indem sie aus der Feder Albert v. Hofmanns eine vierbändige „Politische Geschichte der Deutschen" zu verlegen übernommen hat, von der soeben der erste vortrefflich ausgestattete Band erschienen ist. (Albert v. Hofmann, Politische Geschichte der Deutschen. I. Band. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt. 8°, 444 Seiten, geh. 30 ℳ, in Halbleinen geb. 40 ℳ.) Um es gleich zu sagen: der Anfang rechtfertigt das Unternehmen in vollstem Maße. Mit Stolz dürfen wir auf diese Leistung deutschen Gelehrtenfleißes und originalen deutschen Geistes blicken. Albert v. Hofmann, ein Sohn des berühmten 1892 verstorbenen Chemikers A. W. v. Hofmann, überraschte im vorigen Jahre die deutsche wissenschaftliche und gebildete Welt mit dem hochbedeutenden, durch selbständige Auffassung sich auszeichnenden Werke: „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte". Die Originalität dieses auf umfassendem Wissen beruhenden Buches zeigte sich besonders in der Einstellung des Verfassers auf das Topographische. Hofmann verriet darin eine ganz erstaunliche Kenntnis der Örtlichkeit, des viel zu wenig gekannten deutschen Grund und Bodens. Nur wenige werden sich mit ihm darin messen können. Ob man ihm immer zustimmen soll und kann, ist eine Sache für sich. In jedem Falle hatten seine Ausführungen fast immer viel für sich, Einleuchtendes und Anregendes. Die wissenschaftliche Welt wird sich mit seinen in jenem Werke vertretenen Ansichten und Behauptungen auseinandersetzen müssen. Viele werden geneigt sein, diesem sicher und selbstbewußt auftretenden Führer unbedingt zu folgen. Noch größer angelegt wie das Buch „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" ist die uns jetzt vorliegende Arbeit Hofmanns. Ihre Originalität besteht wiederum vornehmlich in dem Sinn für die Topographie und die Bodenbeschaffenheit und damit verbunden vielfach in der Berücksichtigung strategischer Gesichtspunkte, was besonders Militärs interessieren muß. Von diesem Standpunkte aus erscheint die politische Geschichte der Deutschen in einer ganz neuen Beleuchtung. Mit höchstem Vergnügen folgt man den Ausführungen des Verfassers in diesem ersten bis zum Vertrage von Mersen (870) geführten Bande, obwohl man wird sagen müssen, daß der ältesten Periode der deutschen Geschichte ein vielleicht allzu breiter Raum gewährt wird.

Hofmann bezeichnet unsere Vergangenheit mit Recht als unsern kostbarsten Besitz. Sie erhebt sich, wie er sagt, in diesem Augenblick erdrückend groß vor uns, und er sucht nun festzustellen, was aus ihr zu lernen ist. Er findet, daß es der Beruf der Germanen war, das große Volk des Westens von Europa zu werden, und daß sie durch die Einsperrung hinter den Rhein um diese Zukunft betrogen seien. Anknüpfend an ein berühmtes — ergreifendes — Wort Bismarcks formuliert er den Satz: „Es ist eine der größten Lehren der Geschichte, eine wie geringe Spanne Zeit für die meisten geschichtlichen Wendungen eigentlich nur offen ist; wird diese versäumt, so ist es aus." Scharf präzisiert schreibt er: „Das Mittelalter ist ein Begriff, der ohne Zweifel sein richtigstes Maß an der Entwicklung der Kirchenherrschaft findet". Im allgemeinen vermeidet er, Kulturgeschichte zu geben, weil, wie er sagt, „Verständnis für

Kulturgeschichte genau so entwicklungsmäßiger Darstellung bedarf wie auch das Verständnis politischer Geschichte. Einstreuen einzelner kulturgeschichtlicher Bemerkungen ist daher nur von sehr zweifelhaftem Wert". Voller Bewunderung und Begeisterung spricht er von dem Heldentum der Germanen. Ihren unpolitischen Sinn beklagt er immer wieder. Als einen der verhängnisvollsten Punkte in der Geschichte der Deutschen betrachtet er es, daß es ihnen in entscheidenden Stunden immer an einer Flotte gefehlt habe. Vier Männer bezeichnet er als die eigentlich großen Deutschen, Kaiser Otto I., Luther, den Großen Kurfürsten und Bismarck. Gerade diese These wird unter vielen anderen bestreitbaren Äußerungen sehr angefochten werden. Man darf gespannt sein, wie Hofmann sie in den späteren Bänden begründen wird. Bei aller Würdigung Karls des Großen vermißt er an dieser Persönlichkeit namentlich das politische Maß. Politisch stellt er Karls Vater Pipin über Karl. Er räumt ein, daß es Karl gelungen sei, Erfolge zu haben, wie sie vielleicht nie wieder ein einzelnes Menschenalter aus der Zeit herausheben wird, meint aber, daß es daran läge, weil Karl keinen einzigen ebenbürtigen Gegner gehabt habe. Seine Hauptbegabung erblickt er auf militärischem Gebiete.

Mit Freuden nimmt man die Schilderung der zahllosen germanischen Helden, die Hofmann entwirft, in sich auf, von Arioviſt, Armin, Marbod, Claudius Civilis, Genserich, Stilicho, Theoderich, Totila, Karl Martell und so fort. Sehr interessant ist auch sein absprechendes Urteil über Ludwig den Frommen. Ein wahres Musterstück ist die Charakteristik des rohen Chlodwig. Immer hat man das Empfinden, einen äußerst geistvollen, selbständigen Kopf sprechen zu hören. Ein schwacher Punkt des Verfassers scheinen mir die Zahlen zu sein. Er verrät eine eigentümliche Leichtgläubigkeit für die mittelalterlichen übertriebenen Zahlenangaben. Für die Kirche mit ihren Betrügereien und Fälschungen, ihrer Berechnung und Scheinheiligkeit steht ihm ätzender, sehr wirkungsvoller Hohn zur Verfügung. Zu breit scheint mir die merowingische Geschichte vorgetragen. Die Scheußlichkeiten dieser Periode sind doch gar zu unleidlich zu lesen. Beigegeben ist dem Buche ein dreifaches Register, nämlich ein Verzeichnis der Personennamen, ein solches der Volksnamen und ein Ortsregister. Alle drei Verzeichnisse wird man mit Nutzen gebrauchen. Wir beglückwünschen jedenfalls den Verleger und harren gespannt der folgenden Bände.

Eine glänzende Neuerscheinung, die uns zugegangen ist, erblicken wir ferner in der Deutschen Geschichte von 1871—1914 aus der Feder Fritz Hartungs (Fritz Hartung. Deutsche Geschichte von 1871 bis 1914. Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1920. 8°, 302 Seiten, Preis 25 ℳ, Halbleinen 32 ℳ). Für ein solches Buch bestand ein wahres Bedürfnis. Die Art, wie Hartung, der Professor der Geschichte in Halle ist, die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, löst, darf man unbedenklich als mustergültig bezeichnen. Auf voller wissenschaftlicher Höhe stehend, schildert er in ruhigem, ansprechendem Vortrag mit ganz ausgezeichneter Klarheit und großartiger Unparteilichkeit die vielverschlungenen Begebenheiten in Deutschland seit dem Deutsch-Französischen Kriege in zwei Teilen. Der erste Teil führt die Aufschrift: Das Zeitalter Bismarcks (1871—1890), der zweite: Das Zeitalter Wilhelms II. (1890—1914). Hartung würdigt, nicht ohne hier und da auch die Grenzen Bismarcks hervorzuheben, die gewaltige Größe dieses Staatsmannes, um dann in scharfer, aber durchaus sachlicher Kritik den Absturz unter Wilhelm II., Bülow und Bethmann zu erklären. Die Weltpolitik findet er durchaus gerechtfertigt, aber die mißverstandene Bündnistreue erkennt er als eine Hauptursache unseres Unglücks. Immer wieder geißelt er auch das Versagen des deutschen Bürgertums, das doch allzu spießbürgerlich geblieben ist. Er findet, daß der Machtgedanke unter dem Eindruck der Bismarckschen Erfolge übertrieben worden sei, nennt es aber einen wahnwitzigen Gedanken, wenn die Frankfurter Zeitung es einst offen kundgab, daß es inmitten des Wettkampfs der großen Mächte ein friedliches wirtschaftliches Imperium für Deutschland geben könnte. Ich bin überzeugt, daß Hartungs Buch stark gekauft werden wird.

Ein nicht mehr ganz neues Buch, das jetzt in neuer Gestalt erscheint, ist die „Angewandte Geschichte" von Heinrich Wolf. (Professor Dr Heinrich Wolf, Düsseldorf, Angewandte Geschichte. Eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen. 10. verbesserte und erweiterte Auflage. 28.—37. Tausend der Gesamtauflage. Leipzig 1920. Theodor Weicher. 8°, 495 S., Preis geh. 32 *M*, geb. 40 *M*.) Die erste Auflage erschien 1910. Seitdem hat das Buch einen wahren Siegeslauf erlebt. Noch seit 1913 sind nicht weniger als drei Auflagen erschienen. Daran kann man seine helle Freude haben. Denn darin liegt ein Zeichen dafür, wie sehr die die von dem Verfasser entwickelten Anschauungen und Gedanken Anklang und Verständnis finden. Wolf hat sein Werk dem Andenken Heinrich v. Treitschkes und des ehemaligen Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes E. Hasse gewidmet und sein Buch ist ausgesprochen alldeutsch. Es ist weniger ein wissenschaftliches Werk zu nennen; es trägt vielmehr volkstümlichen Lehrbuchcharakter. Die Gabe des Verfassers ist: Thesen zu formulieren, Gesichtspunkte klar herauszuheben, zu pointieren, zu gliedern. Dieses Gliedern kann man fast als zu reichlich betrieben bezeichnen. Es beginnt mit der alten Kulturwelt und behandelt dabei nacheinander den Orient, die Griechen, für die er sich besonders begeistert, und die Römer, um dann in einem zweiten Buch die neue Kulturwelt zu schildern. Der erste Hauptabschnitt darin behandelt das große Ringen zwischen Europa und Asien. Der zweite ist überschrieben „Der deutsche Volksboden" und gibt unter Einbegriff des Weltkrieges einen Abriß der deutschen Geschichte. In dem folgenden Abschnitt geht Wolf auf die wirtschaftlichen Kämpfe und die Handelspolitik der neuen Kulturwelt ein. Auch dabei wird der Weltkrieg berücksichtigt. Dann erörtert er in einem Abschnitt das Wesen des Staats, um in einem neuen Teil „Staat, Volk und Kirche" vom Beginn des Christentums an in ihrem Verhältnis zueinander zu skizzieren. Auch hier ist dem Weltkrieg ein besonderer Unterabschnitt gewidmet. In einem Schlußteil äußert Wolf sich über Dichtung, Legende, Irrtümer und Geschichtslügen.

Vom Griechenvolke sagt Wolf: „Geradezu unfaßlich ist der Reichtum an Übermenschen, die es hervorgebracht hat." Sehr bald sieht er sich veranlaßt, den Zusammenhang von Kultur und Macht hervorzuheben und betont deswegen, es müsse heißen: Potsdam und Weimar. Den Untergang des Griechentums führt er auf die Entartung der individuellen Freiheit bei den Griechen zurück. Er unterscheidet drei Menschheitswiegen, das nördliche Mitteleuropa, woher die Kulturschöpfer (die Arier), die hochasiatischen Steppen, woher die Kulturzerstörer (die tatarischen Mongolen), und Arabien, woher die Kulturschmarotzer (die Semiten) kommen. Immer wieder und mit den lebhaftesten Worten werden die ungeheuren Verdienste, die unsre Hohenzollern sich um ihr Volk erworben haben, hervorgehoben. Auf das Preußentum wird stets aufs neue ein hohes Lied angestimmt. Eine Fülle von belehrendem Material, auch statistischem, wird ausgebreitet. Zuweilen laufen gewisse Einseitigkeiten unter. So ist es doch übertrieben, wenn S. 192 England ein Drohnenstaat genannt wird. Dem widerspricht auch manche andere Stelle in dem Buche. Das Ganze durchzieht ein frischer Hauch. Man freut sich über die Lebendigkeit, mit der der Verfasser den Lesern seine Ansichten in immer neuen Wendungen einzuhämmern sucht und wie er unaufhörlich sein beredtes und eindringliches „Aber" anbringt. Wollte Gott, daß der Geist, von dem Wolf erfüllt ist, in die Köpfe und Herzen der Mehrzahl der Deutschen einzöge, dann wäre es gut mit uns bestellt!

Von demselben Verfasser ist nun eben noch ein umfassendes Werk erschienen, eine Deutsche Geschichte (Professor Dr Heinrich Wolf. Deutsche Geschichte. Eine Einführung in das Verständnis unserer vaterländischen Geschichte. Mit 16 Bildertafeln. Hannover 1921, Verlag von Carl Meyer [Gustav Prior]. 8°, 430 Seiten), das sich mit der „Angewandten Geschichte" naturgemäß viel berührt und selbstverständlich aus demselben Geiste heraus geboren ist. Da fängt Wolf mit den Menschheitswiegen an und schildert mit warmer Liebe, nicht so mannigfach gegliedert, wie in der „Angewandten Geschichte" die gesamte Kulturwelt betrachtet wird, sondern in fortlaufender, immerhin aber auch scharf disponierter,

durch Einfügung zahlreicher Übersichten, Zeit- und Stammtafeln unterbrochener Darstellung die unerschöpflich reiche Geschichte des deutschen Volkes. Vielfach läßt er dabei die großen Forscher, auf die er sich stützt, selbst reden. Die deutsche Geschichte zerfällt für ihn in drei Teile: die Zeit bis 1300, in der er die beiden großen Einschnitte in der Schlacht von Tours und Poitiers (732) und dem Tode Kaiser Heinrichs VI. (1197) sieht. Dann folgt die Zeit bis zum Westfälischen Frieden und darauf die Zeit bis zum Todeskampfe des Preußentums (1918). Den Höhepunkt der deutschen Geschichte sieht er in den Reformationsjahren 1517—21. Demgemäß schmückt denn auch Luthers Bild das Titelblatt. Mit besonderer Vorliebe weilt der Verfasser bei den „Retablissements" der Hohenzollern, was man jetzt „Wiederaufbau" nennt. Als den Hauptfehler der Deutschen brandmarkt er unermüdlich die Schwäche, Nachgiebigkeit und Vertrauensseligkeit. Sehr gut würdigt er in knappster Form den Weltkrieg. Das ganze Werk ist wissenschaftlicher und kritischer als Einharts treffliches Buch, aber doch auch volkstümlich zu nennen. Kleine Unebenheiten und Unausgeglichenheiten (z. B. wird S. 90 Barbarossa eine schöpferische Natur genannt, während S. 95 geradezu gesagt wird, er sei nicht schöpferisch gewesen) erklären sich vielleicht aus schnellem Entstehen des Werkes. Nicht in demselben Maße wie der „Angewandten Geschichte" haftet der „Deutschen Geschichte" der Lehrbuchcharakter an, aber sie verleugnet ihn doch auch nicht. „Nur eine Reaktion kann uns retten," ruft Wolf am Schluß aus, „eine Reaktion im Sinne Luthers, der uns zu Gott und der Wahrheit zurückführte, eine Reaktion im Sinne der großen Hohenzollern, der Erzieher zur Pflicht, welche wußten, daß der Staat Macht ist, eine Reaktion im Sinne der großen Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts, die uns vom Welschtum befreiten, aber dem deutschen Idealismus die Bahn öffneten, eine Reaktion im Sinne Steins, Scharnhorsts, Humboldts, die den welschliebenden Bestrebungen den deutschen Freiheitsgedanken entgegenstellten, eine Reaktion im Sinne Bismarcks, der uns aus Romantik und Sentimentalität zum gesunden nationalpolitischen Egoismus zurückführte." Möchte sich die „Deutsche Geschichte" ebenso Bahn brechen, wie die „Angewandte Geschichte" desselben Verfassers!

Herman v. Petersdorff

Der Bund deutscher evangelischer Landeskirchen

Der Wunsch, den deutschen Protestantismus von seiner Zersplitterung zu erlösen und ihm eine alle umfassende, sie schützende und tragende Organisation zu geben, ist alt; die Versuche zu seiner Erfüllung reichen zurück bis zum corpus Evangelicorum im alten Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation. Die Ereignisse des Jahres 1918 mit ihrer Erschütterung der Grundlagen unseres gesamten Daseins, mit ihrem Zusammenbruch des landesherrlichen Kirchenregiments und dem wilden Ansturm widerchristlicher Mächte gegen die Kirche haben vollbracht, was Jahrhunderten nicht gelungen ist: die Schaffung einer Einheit für den deutschen Protestantismus.

Drei große Kräfte haben sich zu diesem Werke verbunden: die Kirchenregierungen, die seit 1852 in der „Eisenacher Kirchenkonferenz" sich zusammengefunden und 1903 in dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß ein aktionsfähigeres Organ geschaffen hatten, die Synoden, die mit dem Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments die entscheidenden Träger des kirchlichen Lebens werden mußten, die großen Arbeitsverbände für äußere und innere Mission, Gustav-Adolf-Verein, Evangelischer Bund, Volkskirchenbund, die Gemeinschaften usw. Von diesen Verbänden aus war schon einmal in dem Revolutionsjahr 1848 die Losung von „Kirchentagen" ausgegeben und auf dem Wittenberger Tag die Zusammen-

ung der deutschen evangelischen Kirchen zu einem Kirchenbund beschlossen. Aber über einen en Zusammenschluß Einzelner kam man damals nicht hinaus, und so fehlte der Bewegung Kraft zu organisatorischer Gestaltung. Auch diesmal ging der Anstoß von den in der freien reinsarbeit wirksamen Kräften aus, aber man erkannte von vornherein, daß nur im Zu- mmenschluß mit den organisierten kirchlichen Gebilden ein nachhaltiger Erfolg möglich sei. r damalige Präsident des preußischen evangelischen Oberkirchenrats (zugleich Vorsitzender Kirchenausschusses) D. Voigts ergriff die dargebotene Hand. Es kam nach einer vor- eitenden Konferenz in Kassel zum Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dresden, der einstimmigen Beschluß faßte, auf Bildung eines Kirchenbundes hinzuarbeiten, und zu iem Zweck den Kirchenausschuß, der bis dahin aus 15 kirchenregimentlichen Mitgliedern tand, durch 15 vom Kirchentag gewählte außerordentliche Mitglieder verstärkte und mit Vorbereitung einer Kirchenverfassung betraute. Diesen Entwurf hat mit geringen Ände- igen der Stuttgarter Kirchentag im September dieses Jahres einmütig sich zu eigen nacht und in Konsequenz davon das Mandat der in Dresden gewählten Mitglieder des sschusses bis zum nächsten Kirchentage verlängert.

Der nächste Kirchentag wird, juristisch angesehen, etwas ganz anderes sein als die bis- igen zwei, nämlich eine von den zum Bunde zusammengetretenen Landeskirchen nach den rmen der Verfassung beschickte Versammlung. Auch die Zusammensetzung der Versammlung d eine erheblich andre sein; die kirchenregimentliche Gruppe scheidet ganz aus; ist aber ichzeitig mit dem Kirchentag und am selben Orte als „Kirchenbundesrat" versammelt. Die ite Masse der Versammlung (150) besteht aus Mitgliedern, die von den obersten Synoden einzelnen Landeskirchen gewählt werden; auch die kleinste Landeskirche ist durch einen ordneten vertreten. Dazu treten 60 sonstige Mitglieder, von denen 8 den theologischen ultäten, 12 den Religionslehrern, 15 den auf die Gesamtheit der deutschen Landeskirchen erstreckenden Vereinsorganisationen angehören müssen. Damit ist die Zahl der „freien" ifte ganz erheblich eingeschränkt. Ob der künftige Kirchentag wie die bisherigen den An- uch wird erheben können, den gesamten deutschen Protestantismus zu vertreten, oder sich einer Vertretung bloß der Landeskirchen verengt, wird in der Hauptsache von den Synoden, . von der Gestaltung des gesamten kirchlichen Lebens abhängen. Daß hier Gefahren vor- en, ist unverkennbar. Man muß den Vertretern des freien protestantischen Gedankens ufen, daß sie kirchlich werden, d. h. zu kirchlicher Arbeit sich organisieren müssen; sonst eitet die Zeit über sie hinweg.

Der Bund wahrt den verbündeten Kirchen ihre volle Selbständigkeit in Bekenntnis, fassung und Verwaltung. Es entspricht diesem grundlegenden föderalistischen Prinzip, daß n Kirchenbundesrat, dessen Mitglieder bei ihrer Abstimmung an die Weisungen ihrer Kirchen- ierungen gebunden sind und daher als zuverlässiges Sprachrohr der örtlichen Bedürfnisse Wünsche gelten dürfen, im wesentlichen die Gleichstellung mit dem Kirchentag zugestanden und daß das geschäftsführende und vollziehende Organ des Kirchenbundes, der Kirchen- schuß, wie bisher schon von beiden Instanzen zu gleichen Teilen bestimmt wird. Dem Aus- uß sind die notwendigen Vollmachten zu kraftvollem und rechtzeitigem Handeln gegeben.

Wie bedeutsam trotz oder vielmehr wegen seiner behutsamen Schonung des Bestehenden Alteingewurzelten der Kirchenbund für die Zukunft des gesamten deutschen Protestantismus den kann, zeigt die Formulierung des Bundeszwecks, „zur Wahrung und Vertretung der einsamen Interessen der deutschen evangelischen Landeskirchen einen engen und dauernden ammenschluß derselben herbeizuführen, das Gesamtbewußtsein des deutschen Prote- ntismus zu pflegen und für die religiös-sittliche Weltanschauung der deutschen formation die zusammengefaßten Kräfte der deutschen Reformationskirchen zusetzen". Die unmittelbare Tätigkeit des Bundes, in deren Grenzen er ausschließlich ändig ist, erstreckt sich demgemäß auf die Wahrung der gemeinsamen evangelischen Interessen

im Verhältnis zum Auslande, zum Reiche (event. auch einzelnen Ländern) und zu ande Religionsgemeinschaften sowie auf die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen Auslande. Nicht minder wichtig ist seine mittelbare d. h. anregende Tätigkeit gegenüber d Landeskirchen sowie den freien kirchlichen Organisationen; neben bestimmten kirchlichen Au gaben ist hier insbesondere die Festigung des Bandes zwischen evangelischem Volkstum u Kirche, die Pflege des christlichen Hauses, die religiöse Volkserziehung auf allen Stufen i Schulwesens und die Arbeit an der schulentlassenen Jugend, die christliche Liebestätigkeit, i Ausgleich und die Versöhnung der sozialen Gegensätze genannt sowie die Förderung al Bestrebungen, welche auf die Durchdringung des evangelischen Volkes mit den Kräften d Evangeliums abzielen. Fürwahr ein weitgefaßtes und wichtiges Programm, dessen kräft Inangriffnahme der Kirche die Massen der werktätigen Schichten des deutsch-evangelisch Volkstums zuführen und auch des Anreizes auf die führenden Schichten deutscher Bildu nicht entbehren würde!

Wie gewissenhaft und weitherzig man in den Kreisen des Kirchentages an die Au führung des Programms herantreten will, bewiesen Vorträge und Aussprachen über die neu Aufgaben der Kirche im neuen (religionslosen) Staat und über die Stellung der evangelisch Kirche zur Schule. Einige Sätze aus der einstimmig angenommenen programmatischen Kun gebung zu der aktuellen Schulfrage seien wörtlich angeführt: „Oberstes Ziel der Erziehu von dem wir unter keinen Umständen lassen dürfen, ist der fromme und sittliche Mensch Geist des Evangeliums. Um dieses Erziehungszieles willen fordern wir für evangelisc Kinder nachdrücklich Schulen ihres Bekenntnisses, in denen das ganze Schulleben v einem einheitlichen Geist durchdrungen ist und in denen so der Charakterbildung am best gedient wird. Wir verkennen nicht das geschichtliche Recht der christlichen Simultanschu soweit sie sich in einzelnen Gebieten eingebürgert hat. Doch fordern wir, daß überall da, w Schulen evangelischen Bekenntnisses vorhanden sind oder gesetzmäßig von evangelisch Erziehungsberechtigten begehrt werden, diesen Schulen volle Entfaltungsmöglichkeit gewäh leistet wird. — Als die Grundsätze, nach denen der Religionsunterricht gemäß der Reich verfassung zu erteilen ist, gelten die Normen des christlichen Glaubens und Lebens, wie in dem in der Heiligen Schrift gegebenen und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt Evangelium enthalten sind. Ob der Religionsunterricht diesen Grundsätzen entspricht, ka der Staat nicht von sich aus entscheiden. Es sind daher von seiten der Kirche unter gebührend Berücksichtigung der Religionslehrer Organe zu bilden, die den innern Zusammenhang zwisch der Kirche und der Schule wahren und der Kirche den für sie unentbehrlichen Einfluß gewäh leisten Eine Wiederkehr der sogenannten ‚geistlichen Schulaufsicht' wird ausdrückl abgelehnt. Kirche und Schule müssen sich mit der Familie in engster Verbindung halte um in freier Entfaltung aller ihrer Kräfte gemeinsam der deutschen Jugend zu dienen Diese ebenso maßvollen wie entschiedenen Sätze werden zweifellos bei dem Kampfe um d kommende Reichsschulgesetz eine Rolle spielen.

Die evangelische Kirche hat es verstanden, über die in ihr lebenden Gegensätze hina die zusammenhaltende Einheit zu verwirklichen, und ist auf dem Wege zu einer großen g schlossenen Massenbewegung. Möge es ihr ohne Einbuße des inneren Gehalts und zum Se des ganzen deutschen Volkes gelingen! Prof. Dr. Titius

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Kampf um die Cheopspyramide

Unter obigem Titel erschien in Nr. 10 des „Türmer“ eine Besprechung meines Buches, die mich deswegen interessiert hat, weil trotz der im allgemeinen ablehnenden Beurteilung ein ganz leiser Unterton unverkennbar durchklingt, daß vielleicht doch der ganzen Sache etwas sein könnte. Eben deswegen will ich den Versuch machen, ob ich Herrn Raoul H. Francé und mit ihm viele andere, die sich auf den gleichen Standpunkt stellen, überzeugen kann, daß tatsächlich das merkwürdige Bauwerk, das wir Cheops-Pyramide nennen, in seinen Abmessungen die Grundlinien eines Weltgesetzes enthält, das wir nur noch nicht erkannt haben.

Zunächst möchte ich einen Irrtum berichtigen. Mein Buch ist in der E. Schweizerbart'schen Verlagsbuchhandlung (E. Nägele), nicht bei Fr. Enke, wie auf Seite 254 angegeben wird, erschienen.

Herr Raoul H. Francé stellt sich von vornherein auf den Standpunkt, die Steintruhe ist ein Sarkophag. Darf ich mir die Frage erlauben, woher er das weiß? Soviel wird man zugeben müssen: die eigentliche Bedeutung der Steintruhe ist uns völlig unbekannt. Irgendwelche schriftliche Aufzeichnungen über ihre Bedeutung liegen nicht vor. Also das einzige, was wir über die Bedeutung der Steintruhe mit Sicherheit wissen, ist, daß wir nichts über sie wissen, so daß all unsere Ansichten nur Vermutungen, Analogieschlüsse sind, die richtig, aber auch falsch sein können. Es würde zu weit führen, all die Argumente für und wider die Sarkophag-Hypothese aufzuzählen, nur eines sei erwähnt: wenn die Steintruhe ein Sarkophag war, was ist aus dem Deckel geworden? Der Deckel war viel zu groß und zu schwer, als daß er im Ganzen durch die engen Gänge herausgeschafft werden konnte. Man müßte also annehmen, daß er an Ort und Stelle, etwa bei der räuberischen Öffnung, zerstört wurde. Wo sind dann aber die Fragmente geblieben? Da sie nicht mehr vorhanden sind, so müßte man weiter annehmen, daß die Räuber dieselben ins Freie schafften. Warum sie sich aber gerade diese Mühe gemacht haben sollten, ist nicht einzusehen.

Herr Francé macht mir den Vorwurf, daß ich nicht mit der menschenmöglichen Genauigkeit arbeite, und daß darum alles, was ich errechne, bewußt nur relativen Wert habe. Verzeihung, das ist aber ein Irrtum: ich arbeite mit der Zahl π, ich drücke meine Worte durch das Symbol, den Buchstaben, nicht durch eine konkrete Zahl aus. Ich sage, die Entfernung der Erde von der Sonne ist $\pi \cdot 3^{-3} \cdot 2 \times 10^{12}$ ägypt. Ellen, aber nicht die Entfernung der Erde von der Sonne ist $3 \cdot 1415926535 \cdot 3^{-3} \cdot 2 \times 10^{12}$ Ellen. Wenn ich π nur bis auf 10 Dezimalen gebe, so war diese Kürzung aus verschiedenen Gründen nicht, am allerwenigsten der Raumnot wegen, absolut notwendig. Wenn aber irgend jemand das Bedürfnis fühlt, die Werte auf eine größere Anzahl von Dezimalen auszurechnen, so kann er ja den von Richter oder Shanks

errechneten Wert für π von 500 resp. 700 Dezimalen zugrunde legen. Ich habe mich in e zelnen Fällen mit 40 Dezimalen begnügt, was auch den exaktesten Ansprüchen mehr als nügen dürfte.

Weiter heißt es in der Besprechung: „Zuerst gibt er (Noetling) den handgreiflich Beweis, daß die Steintruhe in der Cheopspyramide nichts mit der Zahl π zu tun hat, u dann sagt er: weil sie also ein Symbol dieser merkwürdigsten aller Zahlen ist, so geht dar hervor usw. usw." Als ich diesen Satz gelesen habe, habe ich mich erstaunt gefragt: ja h ich mich denn so unklar ausgedrückt, daß irgend jemand auf den Gedanken kommen könn ich wolle beweisen, die Steintruhe habe nichts mit der Zahl π zu tun, während mein ganz mein einzigstes Bestreben darauf hinausging, nachzuweisen, daß die Zahl π mit den messungen der Steintruhe aufs allerengste verknüpft sei!

Es ist bedauerlich, daß Herr Francé nach dieser Behauptung nicht näher auf den Inh des Buches eingegangen ist, sondern denselben in knapp 15 Zeilen erledigt, dann aber schrei „Die Cheopspyramide ist wirklich ein Symbol der kosmischen Gesetze und ein Monum der ewigen Wahrheiten, und ich halte es nicht einmal für ausgeschlossen, daß es wenigst den weisesten der ägyptischen Priester sogar bewußt war" — — ja, was habe ich denn and getan, als mich auf rund 180 Druckseiten zu bemühen, die Wahrheit dieses Ausspruches beweisen! Aber wieso ich nicht wissen soll, daß ich mit all meinen wesentlichen Folgerung und Behauptungen wirklich recht hätte, geht über mein Verständnis hinaus.

Herr Francé sagt weiter: „Es ist daher ganz logisch und wird keinen tiefer denken Kopf verwundern, wenn man aus der Zahl π die großen Beziehungen des Erdballs, Sonnensystems, ja des Weltalls, überhaupt die ganze wunderbare Harmonie der Schöpf findet, wie es als ‚Geheimnis der Cheopspyramide' nun soeben verraten wird... Das glei Resultat hätte man freilich finden können, wenn man von der Betrachtung des Doryphor des Polyklet oder der mediceischen Venus oder der Akropolis Athen (oder wie ich noch hin fügen möchte dem Tempel Salomonis, vielen altchristlichen Kirchen oder dem Straßbur Münster) ausgegangen wäre."

Vollständig einverstanden! Ich unterschreibe jedes Wort. Aber — warum hat es d bisher niemand getan? Warum hat denn bisher niemand die Harmonie des Weltalls die Zahl π zurückgeführt, wenn die Sache so einfach, so selbstverständlich ist?

Wenn meine Auffassung, die übrigens Herr Francé vollkommen teilt, daß die al Ägypter das Gesetz der Harmonie des Weltalls kannten und dies Gesetz in grob-sinnlicher Fo durch den Bau der Cheopspyramide ausdrückten, nicht zutreffen sollte, so steht doch eine S sache unbedingt fest. Man konstruiere eine quadratische Pyramide, deren Höhe die mittl Entfernung der Erde von der Sonne in irgend einem Längenmaße, und deren Seitenlä die Länge des Quadranten der Erdbahn in dem gleichen Längenmaße darstellt, so wird n aus diesen beiden Werten die sämtlichen von mir berechneten Zahlen ableiten können. Hier wäre es vollkommen gleichgültig, ob nun die Cheopspyramide in ganz genauem Verhältn sagen wir im Maßstabe von $1 : 10^7$ zu der großen Pyramide steht oder nicht. Darauf komm nicht an, es kommt auch nicht darauf an, ob die alten Ägypter alle die Gesetze, die sich dem Verhältnis $\pi \frac{2\cdot 3}{3} \times 10^{12}$ (Quadrant der Erdbahn) und $\pi\, 3^{\cdot 3} \cdot 2 \times 10^{12}$ (mittlere E fernung der Erde) ergeben, kannten oder nicht. All das berührt im Grunde genommen Kern der Sache nicht. Herr Francé und ich glauben, die alten Ägypter kannten diese Gese andere trauen ihnen eine solche umfassende Kenntnis nicht zu, aber das ist ja wie gesagt eige lich gleichgültig. Die Hauptsache ist die, daß eine quadratische Pyramide, deren beide Hau elemente Seitenlänge und Höhe, auf Grundlage der obengenannten Werte konstruiert, Harmoniegesetze des Weltalls zur sinnlichen Wahrnehmung bringt; ob die Cheopspyram nun das $\frac{1}{10^7}$ verkleinerte genaue Abbild der Grundpyramide ist oder nicht, ist ebenfalls gle

gültig. Es genügt vollkommen, wenn in ihren Abmessungen nur der Versuch gemacht würde, das Verhältnis, Erdentfernung : Länge des Quadranten der Erdbahn zum Ausdruck zu bringen.

Ja ich gehe sogar noch einen Schritt weiter; ich habe die Berechnung noch nicht gemacht, aber bin der Überzeugung, daß, wenn man eine ähnliche Pyramide aus Entfernung und Länge des Quadranten der Bahn für irgend einen beliebigen Planeten konstruiert, sich aus diesem Verhältnis genau dieselben Harmoniegesetze ableiten lassen, wie sich dieselben aus der Erd-Pyramide resp. deren verkleinertem Abbild der Cheopspyramide ergeben. Man darf in diesem Falle aber nicht vergessen, die Zeitmaße durch Tage des betreffenden Planeten, nicht durch Sonnen- oder Erdtage, auszudrücken. Hier ist ein Problem von der allergrößten Bedeutung.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß (was meist übersehen wird) die kosmischen Zahlen eigentlich nichts andres sind als eine neue Art von Koordinaten, welche Zeit und Raum ausdrücken, also entweder Zeit oder Raum darstellen können; vielleicht wird manchem der Begriff der kosmischen Zahl hierdurch verständlicher.

Herr Francé beendet seine Besprechung mit den Worten: „Noetling hat es (das Geheimnis der Cheopspyramide) erraten und mißverstanden zugleich, als richtiges Kind seiner Zeit: irregehend, überkompliziert, wundersüchtig und doch wieder als Träger des göttlichen Lichtfunkens, der durch jeden Berg der Irrtümer hindurch schimmert." Ich bedanke mich bei Herrn Francé für diese Charakteristik meiner Persönlichkeit; aber er kann es mir glauben, sie trifft nicht ganz zu, ich bin weder überkompliziert noch wundersüchtig, irregehend vielleicht, oft schon in die Irre gegangen: gibt es aber überhaupt einen denkenden Menschen, der niemals irregegangen wäre? Aber in diesem Falle bin ich nicht irregegangen.

Wenn ich all das erkannt und gefunden hätte, was ich in meinem Buche niedergelegt habe, wenn ich wirklich „Träger eines göttlichen Lichtfunkens", wie Herr Francé sich so poetisch schön ausdrückt, wäre, so könnte ich mir wirklich etwas einbilden; da ich das aber nicht getan habe, sondern nur das wieder auffand, was andere, weisere Männer längst vor mir gefunden hatten, so hätte eigentlich jeder andere das gleiche Buch schreiben können; denn die Harmoniegesetze des Weltalls müssen in allen harmonischen Gebilden, seien es Natur- oder Kunstwerke, enthalten sein, und darum ist es im Grunde genommen vollkommen gleichgültig, ob wir die Akropolis, das Straßburger Münster oder die monumentale Einfachheit der Cheopspyramide wählen, um an diesem Beispiel die Gesetze des Weltalls zu demonstrieren.

Mein Buch ist revolutionär und doch urkonservativ zugleich. Es rüttelt und läuft Sturm gegen alte festgewurzelte Ideen, die man so gerne als absolute Wahrheiten zu nehmen geneigt war, und die doch nichts weiter sind als Theorien und Hypothesen. Fort mit dem Plunder eines öden Materialismus! Darum ist mein Buch revolutionär, und es wird Anklang bei all denen finden, welche nicht daran glauben, daß die Lehren der Schulweisheit absolute Wahrheit sind. Dies ist das Zeichen unserer Zeit, das ist die Umwertung aller Werte — und darum bin ich wirklich ein Kind meiner Zeit, das nach langem Suchen und Tasten (meine erste geologische Arbeit schrieb ich im Jahre 1879 über die Riesenkessel auf dem Muschelkalkfelsen von Rüdersdorf, die seinerzeit vielfach angegriffen wurde, deren Resultate aber heute vollkommen anerkannt sind) zur Überzeugung gelangt ist, daß wir, trotzdem wir es so herrlich weit gebracht haben, im Grunde genommen eigentlich recht wenig wissen. Urkonservativ ist mein Buch darum, weil es uralte Gedanken, die schon vor mehr als 4000, oder waren es gar 5000, Jahren bekannt waren, wieder zur Geltung verhelfen will.

Das ist der Grund, warum mein Buch im Deutschland von heute, und nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern Erfolg hat und auch bei ernsten Männern Beachtung findet.

Dr. Fritz Noetling

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Max Waldau, ein oberschlesischer Dichter

In diesen Monaten, da um die Entscheidung über Oberschlesien gerungen worden ist, hat man viel gesprochen und geschrieben von den Lebensnotwendigkeiten, die Oberschlesien für Deutschland darstellt: von den Kohlenfeldern, von der Industrie, von der wirtschaftlichen Bedeutung dieses reichen Landes. Lloyd George hat sich zudem auf die Geschichte geworfen und die den Franzosen besonders unangenehme Feststellung getroffen, daß Oberschlesien länger zu Deutschland gehört als die Normandie (und Calais!) zu Frankreich. Merkwürdig spärlich aber sind die Stimmen gewesen, die auf die kulturellen Zusammenhänge zwischen Oberschlesien und Deutschland hingewiesen haben: auf den Zuwachs an geistigen Werten, den nicht nur Oberschlesien vom Mutterlande, sondern auch das deutsche Kulturleben im engeren Sinne von der Südostmark empfangen hat. Besonders das deutsche Schrifttum hätte sich mit Fug und Recht der gar nicht so vereinzelten Fäden erinnern dürfen, die sich von Oberschlesien herüberspinnen. Dadurch würde sich zugleich manch ein Gesichtspunkt ergeben haben, der sich in unseren Tagen einer rückschauenden Betrachtung wert erwiesen hätte.

An Eichendorff freilich hat man gedacht. Sein Lied „In einem kühlen Grunde" ist in der Nähe von Ratibor entstanden; heute ist es längst zum Volksliede geworden. Aber Eichendorff ist nur der Gipfel. Max Ring, Elise Polko, Moritz Graf von Strachwitz (Oberschlesier im weiteren Sinne: Strachwitz ist in Peterwitz im Kreise Frankenstein geboren, die Familie ist aber oberschlesisch), Max Waldau — sollten diese Vergessenen uns heute gar nichts mehr zu sagen haben?

Max Waldau, wie sich Richard Georg v. Hauenschild als Dichter nannte, ist zwar in Breslau 1825 geboren, hat aber sein ganzes Leben vom fünften Jahre an in Oberschlesien, meist auf seinem Familiengute Tscheidt im Kreise Cosel verbracht, und ruht auch in oberschlesischer Erde. Er ist stets mit Leib und Seele Oberschlesier gewesen und hat seine Liebe zur Heimat durch Sammeln oberschlesischer Volkslieder, vor allem aber durch unentwegtes Eintreten für die kulturelle Hebung Oberschlesiens betätigt. Waldau hat Oberschlesien in die Literatur eingeführt, so wie Heine die Nordsee, Fontane die Mark entdeckt hat. Nicht nur in zahlreichen Gedichten ist er für die landschaftlichen Reize seiner von vielen für ein schlotestarrendes, rußerfülltes Land angesehenen Heimat eingetreten; der zweite Band seines einst vielgelesenen Romans „Nach der Natur" ist Oberschlesien gewidmet, und der dritte enthält zwei reizvolle oberschlesische Dorfgeschichten, deren eine sogar schon den oberschlesischen Dialekt verwendet und von Bartels (Deutsche Dichtung der Gegenwart) geradezu als ein Vorläufer des Naturalismus angesprochen wird. Nicht in selbstgefälligem Stolze vermag der Dichter auf sein armes, der Kultur noch zu wenig erschlossenes Land zu sehen; zu deutlich sieht er die Schäden, die der Gegensatz der Nationalitäten, die Lässigkeit unfähiger Beamten, die Verrohung der eingesessenen Geistlichkeit der Heimat zugefügt; aber wie ein Kind zu der getretenen, in Lumpen gehüllten Mutter, so steht er zu Oberschlesien, und indem er ihre Wunden aufzeigt, ist sein fortwährender, immer erneuter Ruf: „Helft, rettet — ehe es zu spät ist!"

Nur kurz ist Hauenschilds Leben gewesen. Nach Besuch der Gymnasien zu Ratibor, Neisse und Leobschütz bezog er 1844 die Universität Breslau, die er 1846 mit Heidelberg vertauschte. Dort bestand er im selben Jahre die philosophische Doktorprüfung summa cum laude. Eine längere Reise durch Belgien, Frankreich und Italien sollte ihn instand setzen, sich in Heidelberg für Kunstgeschichte zu habilitieren, indessen zerschlug sich später der Plan einer akademischen Lehrtätigkeit. Die Ereignisse des Jahres 1848 warfen ihn vollständig aus jedem Geleise; enttäuscht durch das Fehlschlagen der Bewegung zog er sich auf sein Gut Tscheidt zurück und hat es dann kaum wieder verlassen. Schon im Januar 1855 erlag er, noch nicht dreißigjährig, einem Nervenfieber.

Von seinen Werken haben ihn nur wenige überlebt. Seine beiden reifsten Schöpfungen, die Epen „Cordula" und „Rahab", so anmutig sie sind mit ihrem zarten und doch zugleich mannhaft-festen Grundtone, fielen doch in eine viel zu aufgeregte Zeit, um eine tiefergehende Wirkung ausüben zu können. Und doch vermag selbst der durch moderne Feinkost verwöhnte Leser kaum sich dem Zauber der Erzählung zu entziehen, wie in würziger Graubündner Bergluft die unschuldige Cordula, die Tochter des freien Bauern Adamo, aufwächst, bis ihre junge Schönheit eines Tages die Lüsternheit des vorüberreitenden Landvogtes erregt. Der bestürzte Vater Adamo weiß sich nicht anders zu helfen, als indem er verspricht, am nächsten Morgen über die Tochter in der Zwingburg des Tyrannen abzuliefern. Als der Vogt dann aber am Burgtor die Beute in Empfang nehmen will, stößt ihm Adamo das Messer in die Brust, zugleich brechen die im Hinterhalte liegenden Bauern hervor, und das Bollwerk der Knechtschaft geht in Flammen auf.

Es würde zu weit führen, wollte man auf jedes einzelne der Werke Max Waldaus besonders eingehen, obgleich zum mindesten die „Rahab" es wohl verdiente. Jedoch uns Heutigen liegt näher der als Dichtwerk freilich nicht sonderlich geglückte Roman „Nach der Natur", 1850 in drei Bänden in Hamburg bei Hoffmann & Campe erschienen. Hier steht Oberschlesien im Mittelpunkte. Und es ist ein ergreifendes Lied, das der Dichter von der Not seiner Heimat singt Der unheilvolle Gegensatz der Nationalitäten, die kaum übertünchte Unkultur, die besonders den polnischen Teil der Bevölkerung kennzeichnete, verfehlte oder unzulängliche Germanisierungsbestrebungen, das alles klingt ergreifend wider in der Seele des Dichters, der alles Heil in der Welt vom Siege des „Gedankens", von der erlösenden Macht von Bildung und Gesittung erwartete. Erschütternde Proben werden gegeben von dem geistigen und sittlichen Tiefstande eines großen Teiles der oberschlesischen Geistlichkeit, die noch dazu die Schulaufsicht in Händen hatte, ihre Aufgabe aber als gelöst ansah, wenn die Kinder den Katechismus verstanden. Besonders bedeutsam aber ist das Bild, das der Dichter von einem tatsächlich stattgefundenen Besuch auf einem der Güter des polnischen Landadels entwirft. Die Töchter des Hauses, die frühmorgens in einem unmöglichen Aufzuge beim Kühemelken überrascht werden, das um Mittag beginnende lärmende Gelage der polnischen „Vetterschaft", der unausbleibliche Beleidigungsskandal, die darauf folgende, unmittelbar vor der Haustür sich abspielende Duellkomödie, nach deren natürlich unblutigem Verlauf die beiden Vettern sich in die Arme fallen und unter schallenden Küssen ihre neue Freundschaft besiegeln — das alles sind prächtig beobachtete Augenblicksbilder, die gerade heute wieder besonders zum Nachdenken anregen. Dabei ist zu beachten, daß keine der in Waldaus Romanen geschilderten Figuren freierfunden ist, daß er vielmehr, wie er mehrfach hervorhebt, für jede von ihnen ein persönlich bekannte Vorbilder gehabt hat, so daß man zur Zeit des Erscheinens des Romans in eingeweihten Kreisen tatsächlich wußte, wer mit den einzelnen Gestalten gemeint war. Uns aber tönt es aus den Zeilen dieses siebzig Jahre vor der Abstimmungsschlacht geschriebenen Romans wie der Mahnruf eines Propheten entgegen, der mit blutendem Herzen in die schwere, unheildrohende Zukunft sieht und uns Heutigen in so mancher Hinsicht zeigt, wie es überhaupt zu einer oberschlesischen Frage kommen konnte.

Max Waldau hat politisch auf dem äußersten linken Flügel gestanden. Er hat auch in einem starken, alle Kräfte zusammenfassenden Volkstum nicht das Mittel gesehen, um sein Ziel, die Herrschaft des Gedankens, die freie, auf innerstem Bewußtsein beruhende Sittlichkeit herbeizuführen. Desto unverfänglicher ist das Zeugnis dieses gewiß nicht nationalistischen Mannes, ein Zeugnis, das sich rückhaltlos und ohne jeden Vorbehalt für Deutschland ausspricht. Nicht alles hat er am alten Vaterlande gutheißen können, aber im Grabe würde er sich umdrehen, wenn er heute seine Heimat, für deren kulturelle Hebung er sich so warm eingesetzt hat, in Gefahr sähe, dem polnischen Halbasiatentum ausgeliefert zu werden. Diese Zeilen aber mögen dazu beitragen, einen Teil der Dankesschuld gegen den Sänger Oberschlesiens zu tilgen, der infolge seines frühen Todes und der von persönlicher Feindschaft diktierten Intrigen Gutzkows einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Franz Pietsch

NB. Der Verfasser wird im Verlage „Görlitzer Nachrichten", Görlitz, über Max Waldau eine umfassende Arbeit veröffentlichen. D. T.

Vom Bücherschenken

Indem ich diesen Titel schreibe, vernehme ich leise Seufzer: „Bücher schenken? Die Bücherpreise steigen ja immer mehr!" Und doch: vergleicht man mit irgend einem sonstigen „Geschenkartikel", so ist die Preiserhöhung verhältnismäßig niedrig. Zu einem Krankenbesuch nahm man früher gern ein paar Blumen mit oder Süßigkeiten in einer hübschen Aufmachung. Blumen sind, im Winter und zumal in der Großstadt, kaum zu erschwingen; und die Preise einer Pralinépackung — nun, sie übersteigen die eines Buches bei weitem.

Dabei wächst der Hunger nach guten Büchern gerade bei den vielen einsamen und wertvollen Menschen der Gegenwart in dem Maße, wie die Lebenshaltung erschwert und verdüstert wird. Die „Stillen im Lande" leiden klaglos heute am meisten. Wie wenige können sich Theater, Konzerte, Vorträge erlauben! Diesen sehnenden, geistig und seelisch hungernden Einsamen durch ein Buch Freude zu bringen, sollte man sich zur Pflicht machen.

Nun freilich kommt die Schwierigkeit: Welche Bücher soll man schenken?

Es gibt Menschen, die auch darin ein Gebetalent haben. Doch die Kunst des Schenkens ist selten, des Bücherschenkens sehr selten. Das Schönste bleibt immer ein selbstgelesenes Buch, das einem selbst Freund wurde. Es verbindet sich hernach mit dem Geschenk das Köstliche des Gedankenaustausches, und das ist eine gar liebe Mitgabe. Es ist eben wie immer beim „Schenken": taktvolle Liebe muß mitgehen, muß schon beim Aussuchen helfen. Mir geht es immer durch, wenn ich im Buchladen das unbestimmte, ratlose Wort höre: „Ich möchte ein Buch" — wirklich, das gibt es —, und nun folgt eine lange Auseinandersetzung, bis der unglückliche Verkäufer weiß, wes Geistes Kind das Buch sein soll. Und das sind nicht etwa nur die „neuen Reichen", die so Bücher kaufen und schenken. Ich kenne sogenannte Gebildete, die nicht minder hilflos im Buchladen stehen.

Einem ernsten jungen Menschen schenke man keinen seichten Unterhaltungsroman, wo nur etwa der Titel lockt, da wähle man ein Buch wie „Der heimliche König" von Karl Albert Schöllenbach (Erich Matthes, Leipzig). Dieses herzliebe Buch eines werdenden jungen Menschen hat viel dichterische Zündkraft und ist wahrhaft erquickend zu lesen. Alle Fragen, die in diesem Alter so quälen können, werden berührt und mit einer Schlichtheit und Reinheit beantwortet, die in dieser Zeit der Auswüchse in den Jugendgruppen wohltuend ist.

Ähnlich wirkt der „Friedolin Einsam" von Eberhard König (im gleichen Verlag). Die ganze edelschöne Poesie Wilhelm Raabes lebt darin auf.

„Die wundersame Jugend der Hadumoth Siebenstern" von Friede H. Kraze (Leipzig, melangs Verlag) ist so recht ein Werk für alle, die Jugend lieb haben und für die Jugend lbst. Ein Buch voll seelischer Anmut!

Einflechten möchte ich hier, daß man Entwicklungsromane auch Müttern schenken soll, e ihr Liebstes im Kriege hingaben. Es ist eine wehmütige Freude, verwandte Züge zu suchen id zu finden. Wie manche dieser stillen Mütter lernt erkennen, daß die Lücke, die der Tod z, ausgefüllt werden kann durch Sorge für die lebende Jugend!

Von Friede H. Kraze gibt es übrigens noch ein köstliches Plauderbuch: „Unser Garten" lexander Duncker, Weimar), so recht für alle, die Blumen und Gärten lieben.

Dann kann man unbesehen alle Bücher der herzenswarmen Schwäbin Anna Schieber id ihrer frischfrohen Landsmännin Sophie Reuschle jung und alt in die Hand drücken. amentlich von Sophie Reuschle gibt es so rechte Mitnehmebücher, die bringen Sonnenschein trübe Krankenstuben und lassen stille Augen aufleuchten in leisem Gedenken an das, was ch jeder einmal besaß und was so köstlich ist: das selige Einst der Kinderzeit.

Ein neues wertvolles Frauenbuch schenkte uns Elsbeth Krukenberg: „Von Sehnht und Reichtum" (Leipzig, Amelangs Verlag). Lange las ich nicht solch reiches, inniges uch. Wir sehen den Werdegang eines hochbegabten Mädchens, dessen Jugendzeit noch in Jahre fällt, da das Studium und der Beruf der Frau nur für die da waren, „die es nötig tten". Wie sie sich in einer wundervollen, in jeder Hinsicht gesegneten Ehe zu einem vollrtigen Menschen entwickelt, wie alles Leid und alle Prüfungen sie nur noch reicher machen id sie die modern schaffende Frau im allerbesten Sinne wird, ist vorzüglich geschildert. Von rselben Elsbeth Krukenberg erschien vor einer Reihe von Jahren im gleichen Verlag s sehr gute Buch: „Die Frau in der Familie", in der Sammlung: „Die Kulturaufgaben r Frau". Diese Bücher verschenkte ich viel als Hochzeitsgaben. Dazu sollte man jetzt auch nmen: mehr gute Bücher zu Hochzeiten zu verschenken. Wie spärlich ist oft selbst in reichen igen Hausständen der prunkvolle Bücherschrank gefüllt!

Für ernste und für frohe Gemüter, für alte und junge Menschen sind die Bücher von dwig Finckh (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Wer den „Rosendoktor" besitzt, muß ie Jakobsleiter" lesen, darin die Erlösung von Kampf und Leid durch die Arbeit wie ein rmer Akkord klingt. Und wie schön, wenn ein junger Sohn seiner Mutter „Rapunzel" enkt, worin so viel von Mutterliebe und -verstehen, so viel von jungem Träumen und Drängen d seligem Erringen zu lesen ist.

Gut sind auch die beiden Erstlingsromane des jungen Horst Wolfram Geißler lexander Duncker, Weimar). „Der letzte Biedermeier" paßt in unsere bewegte Zeit und fte alle Freunde des alten Frankfurt fesseln. „Das Lied vom Wind" läßt die ganze wehtige Melodie des sterbenden Rokoko erklingen, ein holdes Gedicht in Prosa, ein Pastellchen aus den Tagen, da zierliche Degen über glänzendes Parkett tänzelten, da alles Schwere bannt war und es wie blasse Herbstsonne über einer sanften Landschaft lag, da Kraft und haffen nur aus dem Bürgertum kam, der Adel das Leben zum Schäferspiel machte und : noch zu — sterben wußte. Schade, daß der rasche Erfolg den jungen Dichter offenbar nmte! Diese beiden ersten Bücher stehen weit über den nachgeborenen Kindern seiner se, die man nur mit leisem Bedauern liest.

Von Max Geißler empfehle ich sehr: „Das Tristanlied" (L. Staakmann, Leipzig) „Die Herrgottswiege", sowie die wirklich sehr schönen Gedichte, die in zwei hübschen ndchen im gleichen Verlag erschienen. Die andern Bücher dieses eigenwilligen Dichters den nur bedingt Freunde; in allen aber klingt es vom hohen Lied der Arbeit und von Leid Not schlichter, einfacher Menschen.

Für alte Menschen, die sich gern die Abendsonne des Lebens in das Antlitz leuchten en, sind die beiden Bücher von Meister Hans Thoma: „Im Herbst des Lebens" und „Im

Winter des Lebens" (Verlag Eugen Diederichs, Jena) so recht geschaffen. Ganz still und gut wird man beim Lesen. Ja, wer in solcher Seelen- und Geistesgesundheit so alt werden darf! Wem so das Alter als treuer Freund naht, alles im Glanz der scheidenden Sonne zeigt, was einst das Leben köstlich machte: die Mühe und Arbeit, darüber die große Liebe und Güte eines edlen Menschenherzens — den darf man wohl glücklich preisen. Ein tiefer Segen geht von ihm aus, denn er selbst war gesegnet.

Von einem andern Alemannen — Emil Gött, dem früh gestorbenen und spät erkannten Dichter und Denker — ließ der Verlag von C. M. Beck, München, ein Büchlein erscheinen: „Emil Gött, sein Anfang und Ende". Herzergreifend schreibt da eine schlichte, gemütsstarke Mutter von ihres Dichtersohnes Erdenwallen. Mit tiefer Rührung liest man das kleine Dokument der Mutterliebe.

Daß man im „Türmer" die Bücher von Friedrich Lienhard nicht noch rühmend zu erwähnen braucht, ist wohl selbstverständlich. Auch die wertvollen Erinnerungsbücher seiner verstorbenen Freundin Adelheid von Schorn: „Das nachklassische Weimar", und besonders „Zwei Menschenalter" (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) sind für jeden, der gern „Wege nach Weimar" wandelt, ein feiner Genuß.

Wie vor genau hundert Jahren, so neigt auch unsere Zeit sehr zu der edlen Beschaulichkeit, die aus Erinnerungsbüchern strahlt, gleichsam als müsse man Ruhe suchen vor der brandenden Unruhe der täglichen Ereignisse. Da seien warm empfohlen: „Von berühmten Zeitgenossen", von R. Braun-Artaria (München, Beckscher Verlag) und „Aus einem phantastischen Leben" von Richard Voß (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart), ein Buch, in dem die Glanzzeit des alten Deutschland mit all seinen großen und guten Menschen noch einmal an uns vorüberzieht, daneben viel Persönliches aus diesem überreichen Dichterleben, reich an Erfolgen wie an tiefem Empfinden all dessen, was Erdenschönheit und Erdenleid und Menschensehnsucht hervorzubringen vermag. Der große Krieg mit seinem Grausen wirft auf die letzten Kapitel schwarze Wolkenschatten; fast prophetisch mutet uns heute so manches an. Vor dem letzten bitteren Erleben aber kam der Tod als Freund: mit dem 16. Mai 1918 enden die Aufzeichnungen.

Manch guter Deutscher wird sich jetzt über den Weltkrieg zu klären versuchen und zu den Erinnerungen der großen Heerführer greifen, obenan unseres Hindenburg („Aus meinem Leben"). Und nun erscheint ja auch endlich der vielumstrittene „Dritte Band" — man braucht kaum noch hinzuzusetzen: von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen".

Dieses Jahr brachte schöne Neuausgaben von Gottfried Kellers Werken. Wie der immer gern gelesene „Ekkehard" von Scheffel, wie Storms herb-schöne Novellen und Meister Raabes Werke seien sie allen Freunden wahrer Erzählungskunst ans Herz gelegt.

Ich sprach absichtlich nicht von den „Neuen" und „Allerneuesten"; die haben ihr bestimmt abgegrenztes Lesepublikum und sollen ihren Wert als Helfer und Freunde erst noch erweisen.

Doch das Beste zuletzt: Man schenke sich selbst von Zeit zu Zeit ein Buch! In der Kriegszeit weiß ich von manchem, der sich ein Buch erhungerte; es geht damit wie mit Menschen-Freunde, für die man Opfer bringen muß, liebt man um so mehr. Sich selbst zum Geburtstag oder zu einem der heimlichen, nur uns bewußten Freudentage ein Buch schenken, von dem man fühlt, es paßt vortrefflich in die Stimmung, die man gerade durchlebt, oder es gibt Antwort auf Fragen, die man in sich trägt — ja, das ist eine ganz besonders feine und stille Freude.

So ist alles in allem gerade das Bücherschenken ein seliges Geben und Nehmen. Da sollte man sich in dieser freudenarmen Zeit nicht versagen! P. Sch.

Faust (Studierstube) Hans Wildermann

Hans Wildermann

Eine außerordentliche Durchgeistigung des Stoffes und zugleich eine strenge Vereinfachung der Linie: das fällt zunächst auf, wenn man Hans Wildermann kennen lernt. Er hat sich durch monumental wirkende Szenen-Entwürfe besonders für Richard Wagners Werk bekannt gemacht; zugleich bekundete er eine besondere Kraft in der Federzeichnung; und neben den graphischen Darbietungen überraschte der Künstler durch Plastiken und Wandgemälde.

In dieser Kunst ist der Drang zum Geistgehalt ausgeprägt, man kann fast sagen: zum Transzendenten. Der Künstler bleibt nicht an den Einzelheiten der stoffhaften Erscheinung haften, sondern will das Ganze und im Ganzen das eigentliche Wesen packen. Wesenskunst könnte man diesen geistesstarken Gegensatz zur Kleinmalerei des plastischen Naturalismus nennen. Dieses sichere, oft kühne Stilgefühl gestaltet die Erscheinungswelt aus dem eigenen Erleben heraus neu und persönlich. Wir spüren eine Sprache des inbrünstigen Pathos, der geistigen Schwungkraft, man möchte manchmal meinen: der Ekstase. Seine Anatomie — etwa die sofort auffallende Verlängerung — ist dem Geistigen dienstbar: sie dient dem Ausdruck des Erhabenen oder Übermenschlichen, das in der Seele eines Faust gen Himmel trachtet, gleichsam eine lodernde, sich dehnende, sich sehnende Geistflamme.

Es darf dieser Grundzug des Künstlers religiös genannt werden. Ob man seine Formensprache mehr „gotisch" oder mehr „antik" deuten will, das verschlägt dabei wenig. Man hat den Eindruck: sie ist echt. Vor allem erfreut uns auch ein Gefühl für Gliederung, für Rhythmus. Es ist in diesem Linienschwung etwas Musikalisches, das in solchem Falle — dem guten Expressionismus benachbart — ruhig auch geometrisch anmuten mag, sofern Sinn für Geometrie mit Raumgefühl und rhythmischer Gliederung unmittelbar verwandt ist. Die Gestaltungsweise ist bei aller Geistigkeit nicht der Verzerrung anheimgefallen.

Wir entnahmen die beiden Bilder dieses Heftes seinem Faust-Werk: einer stattlichen Mappe mit 49 Blättern, die Hans Wildermann „Wirklichkeiten" überschreibt. Fürwahr, die Geistesmächte und Seelenkämpfe dieses großen Gedichtes sind wirklicher als die uns umgebende vermeintliche Wirklichkeit der Materie. Die große Ausgabe dieser „Faust-Wirklichkeiten" ist im Auftrage des Verlags Gustav Bosse, Regensburg, in der dortigen graphischen Kunstanstalt Heinrich Schiele hergestellt und veröffentlicht worden (1919). Daneben erschien soeben eine billige Ausgabe der betreffenden Faust-Worte mit Wildermanns (verkleinerten) Bildern als hübsches, handliches Buch mit kräftigem deutschem Druck. Man darf wohl sagen, daß auch ohne die monumentale Pracht der großen Mappe diese ausdrucksvollen Zeichnungen in der Verkleinerung bedeutend wirken. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Mitteln der Zeichner das Wesentliche herausholt, kräftig in der Bewegung, erhaben in der Ruhe.

Übrigens bereitet der Verlag Bosse eine billige Gesamtausgabe von Goethes „Faust" mit Wildermanns Zeichnungen als Buchschmuck vor.

Wir wählten zwei Bilder, die einander ergänzen mögen: Faust, der in seiner nächtlich-dumpfen Studierstube unter der Wucht der Lebensrätsel zusammenbricht, und andrerseits die verklärten, lichtumflossenen drei Marien aus dem Schlußteil der Dichtung. Man beachte, wie der Zeichner mit ein paar allereinfachsten Strichen diese drei Büßerinnen kennzeichnet: „Bei der Liebe, die den Füßen deines gottverklärten Sohnes Tränen ließ zum Balsam fließen", spricht die Magna peccatrix und hebt die Hände zum Verklärten empor; und die Samaritanerin, die Hände dem Wasser entgegenhaltend: „Bei dem Bronn, zu dem schon weiland Abram ließ die Herde führen" ..; endlich schließt die Maria Ägyptiaca, nach unten deutend, mit den Worten: „Bei dem seligen Scheidegruß, den im Sand ich niederschrieb" ...

Um die drei weißschimmernden Heiligen her wogt das All, das Geistland; und von unten grüßen nur noch ein paar Lilien: die Blumen jungfräulicher Reinheit. L.

Faust (Die drei Marien) Hans Wildermann

Engelbert Humperdinck †

Mit achtundsechzig Jahren ist er dahingegangen, der Meister von „Hänsel und Gretel", der Tondichter der „Königskinder", der traumversunken durchs Leben geschritten ist wie eine von Andersen erdachte Märchengestalt. Keiner hat so die Kinder geliebt und sie durch seine hohe Kunst beschenkt und verklärt wie er, der selbst allezeit ein kindereines Herz besessen und behalten hat. Wenn irgendeiner, dann ist ganz gewiß er jetzt ins Himmelreich gekommen und verneigt sich mit Knusperhexe und Besenbinder, mit Königssohn, Spielmann und Gänsemagd vor dem applaudierenden Engelsparterre, der gute, liebe, ehrwürdige Musikus vom Rhein. Zu Siegburg ist er als Sohn eines Gelehrten geboren worden (1854), hat dann in Paderborn muntere Schuljahre verbracht und als Konservatorist zu Köln sich fleißig im Kontrapunkt getummelt, so daß er sich nacheinander drei große Stipendien erringen konnte. Nach der spätmendelssohnschen Kölner Romantik um Ferdinand Hiller war München unter Franz Wüllner die rechte Übergangsstation, um dann als einer der ersten Parsifalassistenten in nahe Beziehungen zu Richard Wagner zu treten, bei dem er noch in seinem Todesjahr (1883) in Italien weilte. Siegfried Wagner wurde sein anhänglicher Kompositionsschüler. Es folgten Musiklehrerjahre in Barcelona, an die Humperdinck stets gern ob ihrer malerischen Romantik zurückgedacht hat. Offenbar geht auch seine schöne Maurische Rhapsodie für Orchester (1898), die man wohl heuer viel hervorholen wird, auf Eindrücke aus dieser Zeit zurück. Zu Beginn der neunziger Jahre entfaltete er, dessen Balladen mit Orchester „Das Glück von Edenhall" und „Die Wallfahrt nach Kevelaer" Aufmerksamkeit erregten, eine beachtete Tätigkeit als Musikreferent und Kompositionslehrer in Frankfurt a. M.; es war die Zeit, als der junge Pfitzner in Mainz seinen Aufstieg begann, den Humperdinck fast als der erste freudig begrüßte. Eine ursprünglich nur mit Klavier für eine Familienfeier vertonte Märchen-Dramatisierung seiner Schwester (Gattin des bekannten plattdeutschen Humoristen Hermann Wette) wurde von ihm instrumentiert und brachte ihm 1893 in Weimar den Welterfolg — „Hänsel und Gretel". Nichts kann den Wert der Arbeit deutlicher zeigen, als daß Brahms nach der Wiener Erstaufführung mehrfach ins „Goldne Lamm" lief, um „diesem Wagnerianer" seine Begeisterung auszudrücken. Denn das Filigran seiner Partitur, welche Kinderlieder scheinbar ganz mühelos verwendet und umwebt, zeigt einen großen und ganz eigentümlichen Meister des Tonsatzes, überdies einen unendlich liebenswerten, gütigen, grunddeutschen Menschen.

Es war bezeichnend für den weltfremden, versonnenen Künstler, dem hier eine freundliche Fee „den" ihm angemessenen Opernstoff in den Schoß geworfen hatte, daß eine Reihe von großen Enttäuschungen folgte. Die erste Fassung der „Königskinder" (1898) als Melodram wollte trotz vieler feinen Keime nicht durchdringen, vier Jahre später wurde „Dornröschen" wegen des sacharinsüßen Symbolgedichts ein richtiger Mißerfolg, und selbst die ganz ausgezeichnete Partitur der „Heirat wider Willen" (Text von seiner ihm im Tod vorangegangenen Gattin nach Dumas' „Fräulein von St. Cyr") blieb an einem humorlos und schleppend geführten Schlußakt hängen. Die verdienstliche Wiederaufnahme dieses Werks durch Balling in Darmstadt 1919 war ihm selbst eine Enttäuschung, weil vieles ihn nach fünfzehnjähriger Pause als zu dickflüssig befremdete; trotzdem wäre es möglich, sie durch gründliche Kürzungen und Überarbeitungen als eine unserer wertvollsten komischen Opern zu retten. Eine freudige Überraschung boten nach dieser Talsenke die entzückenden, mit leichtestem Haarpinsel entworfenen Theatermusiken zu Shakespeareschen Stücken für Max Reinhardt, und endlich brachte die Umgestaltung der „Königskinder" zum vollen Musikdrama (Neuyork und Berlin 1910/11) den zweiten, die Jugendoper vielleicht nicht an Breite, wohl aber an innerem Wert erreichenden Welterfolg. Eines der schönsten, edelsten, rührendsten Werke der Wagnernachfolge, mit unend-

lichem Klangzauber gesättigt und von wundervoller Kleinarbeit, war ihm geglückt und wird hoffentlich noch lange weiterleben.

Nach diesem erneuten Höhenflug war das allmähliche Decrescendo des Sechzigers nur natürlich. Die gefährlich theatralische Musik zu Vollmöllers „Mirakel", die Spielopern „Marketenderin" und „Gaudeamus" haben dem erlauchten Namen nicht mehr viel neuen Lorbeer hinzufügen können. Eine abendfüllende neue Operndichtung „Dornröschen", die ich ihm liefern mußte, weil er sich von diesem Stoff ein ähnlich siegreiches Wiederaufnahmeverfahren wie einst bei den „Königskindern" versprach, hat er nicht mehr über die ersten musikalischen Skizzen hinaus fördern können. Dagegen wird dieser Winter noch die Uraufführung eines erst im letzten Frühjahr vollendeten Streichquartetts bringen.

Ein Ohrenleiden hat den Verklärten seit zwei Jahrzehnten von der Welt ziemlich abgeschlossen und seine, wiewohl mit Liebe und Erfolg ausgeübte, Amtstätigkeit als Vertreter einer der drei „Akademischen Meisterklassen für musikalische Komposition" und als Vorsteher der Kompositionsabteilung der Berliner staatlichen Musikhochschule erschwert. Trotzdem nennen sich viele namhafte Tonsetzer (z. B. Leo Blech, Otto Besch, R. Singer usw.) voll dankbaren Stolzes seine Schüler. Eine reizend verträumte Schalkhaftigkeit war im Alter der Grundzug seines Wesens, er war zärtlich besorgt und voll Verständnis für all unsre jungen Nöte, Anliegen und Pläne, und der rheinische Frohsinn war auch durch körperliche Behinderung nie ganz zu bannen.

Wenn er in diesen Herbsttagen zur ewigen Ruhe geleitet wird, sollten im Geiste viele Tausende deutscher Kinder (und Großer, die einst als Kinder mit glühenden Wangen seinem „Männlein im Walde" gelauscht) ihm das Geleit geben, der er auch so ein „heimlicher König" gewesen ist. Einer aber müßte ihnen voran zur Fiedel singen, wie's am Schluß der „Königskinder" heißt:

„Ihr sollt meine Menschenorgel werden,
In allen Tagen
Singen und sagen
Das Lied, das der alte Spielmann euch gab,
Von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erden."

Dr. Hans Joachim Moser

Türmers Tagebuch

Der Skandal Europas · Auf dem toten Punkt Um die Massenpartei der Zukunft

Wäre ein Preis auf die sinnwidrigste Lösung des oberschlesischen Problems ausgesetzt worden, der Völkerbund hätte ihn sich ehrlich verdient. Angesichts einer solchen Barbarei internationaler „Gerechtigkeit" bleibt einem jedes Wort der Kritik im Halse stecken. Aber konnte man von dem Völkerbund in seiner gegenwärtigen Gestalt, dieser Mißgeburt aus Machtgier, Neid und Eigennutz, etwas anderes erwarten? Unser Mitarbeiter Hans Wram hat im „Türmer" vor einigen Monaten seine Eindrücke von der damaligen Völkerbundstagung geschildert, und wer diese klarsichtigen Berichte mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird nicht erstaunt gewesen sein über den schmählichen Ausgang des oberschlesischen Teilungsschachers. Wenn selbst das „Berliner Tageblatt" die Entscheidung des Völkerbundsrates einen „welthistorischen Skandal" nennt und erklärt, der Völkerbundsrat habe sich „mit grenzenloser Oberflächlichkeit und unter völliger Nichtachtung jeder parlamentarischen Rechtsprinzipien zum Werkzeug der Gewaltpolitiker und Intriganten gemacht", so ist dem schlechterdings nichts hinzuzufügen. Nur glaube man ja nicht, daß die Herrschaften, die heute zu so klarer Einsicht gelangt sind, auch nur im entferntesten gewillt sein werden, für die Zukunft daraus die allein mögliche Nutzanwendung auf die Politik zu ziehen.

Was für Hoffnungen haben die deutschen Sozialisten an den Völkerbund geknüpft! Eine Weltanschauung, die von der grundfalschen Annahme ausgeht, der Mensch sei von Natur gut, muß ja in der Politik elend Fiasko erleiden. Das altersweise Bibelwort, daß des Menschen Dichten und Trachten von Jugend an böse sei, behält demgegenüber seine eherne Geltung. Mit bitterer Ironie nimmt sich die „Tägl. Rundschau" den ewigen Irrtum der Wilsonschwärmer und Friedensapostel noch einmal unter die Lupe: „Wenn unsere Pazifisten es befehlen, werden darum noch nicht die weltgeschichtlichen und weltpolitischen Zusammenhänge aufgehoben, die nun einmal auf eiserner Gewalt beruhen. Und wenn unsere Sozialisten das in ihren Kongressen noch so oft beschließen, werden damit noch nicht die Weltwirtschaftsgesetze beseitigt, die genau ebenso in Natur und Geschichte eingewurzelt sind wie alles andere Menschentum. Man nehme nur den Berliner Kellnerstreik; das ganze Unglück kommt aus dem vor drei Jahren gemachten aussichtslosen Versuch, dem Menschen seinen Trinkgeldinstinkt nehmen

zu wollen. Das was der Umsturzmann Freiheit nennt, ist aus dem Rousseau-Betrug entstanden, daß der Mensch als freies und gutes Wesen geboren sei und daß die Ketten und die Bösartigkeit erst mit der kapitalistischen Kultur in die Welt gekommen sind. Der Mensch ist aber als unfreiestes Geschöpf geboren und muß erst langsam und mühsam an den Ausgangspunkt aller wahren Freiheit — die innere, sittliche Freiheit — heranerzogen werden. Und wie oft gelingt dieser Erziehungsversuch? Ach, nur verzweifelt selten!"

Immerhin muß man es schon als leisen Fortschritt buchen, wenn das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts", es wagt, seinen Lesern ein Bild von der Völkerbundstagung zu entwerfen, das nun wirklich einmal die Dinge in greller Wirklichkeitsbeleuchtung zeigt. Der Bericht, der noch vor der Urteilsfällung über Oberschlesien veröffentlicht wurde, rührt von einem höheren Ministerialbeamten eines deutschen Bundesstaates her, der Gelegenheit hatte, die ganze Völkerbundspolitik aus nächster Nähe kennen zu lernen. Die Waffengewalt der Sieger hat dafür gesorgt, daß Deutschland von jeder aktiven Teilnahme an den Verhandlungen gänzlich ausgeschlossen blieb. Aber „selbst der passive Anteil Deutschlands, um dessen Schicksal doch ein sehr großer Teil dieser sogenannten Völkerbundspolitik in den nächsten Jahren sich drehen wird, ist ganz geringfügig, da noch sehr wenige Redner den moralischen Mut aufbringen, auch nur den Namen des gerichteten Volkes in den Mund zu nehmen. Es muß einer schon sehr weit herkommen wie der Inder Srinavasa Sastri, um auch an den Deutschen ein gutes Haar zu finden..." Wie schlimm Deutschlands Lage vor diesem Tribunal ist, war zu erkennen aus den Reden von Männern wie Lord Cecil oder Léon Bourgeois, die in ihren bürgerlichen Kreisen schon als gefährliche Radikale und Pazifisten gelten. „Sie finden Dinge wie die Französierung des Saarbeckens, die Vergewaltigung von Eupen und Malmedy, die polnisch-ententistische Bevormundung der ‚freien' Stadt Danzig nicht nur entschuldbar, sondern direkt lobenswert! Sie halten es für eine moralische Leistung, daß England und Frankreich ihren Streit über Oberschlesien an den Völkerbund verwiesen haben. Daß sich die beiden dabei um den Besitz eines Dritten streiten, den man gar nicht mitreden läßt, wird gar nicht gesehen, geschweige denn geäußert. Man fühlt nicht, welche Blöße man sich gibt, wenn man das gemeinsame Interesse der beiden Sieger an der Aufrechterhaltung ihres Bündnisses und ihrer Macht mit dem heiligen Respekt vor dem sittlichen Recht verwechselt." Also skrupelloseste Maklertum mit der heuchlerischen Geste der Ethik nach außen hin! Und wenn man sieht, wie feindlich selbst in dieser Welt der diplomatischen Höflichkeiten die Völkergegensätze noch aufeinanderplatzen — Polen-Litauen, Serbien-Albanien, Bolivien-Chile usw. —, wenn man das mißtrauische Ringen der kleinen Staaten mit der im Rat verkörperten geheimen Diplomatie der Großen miterlebt, wenn man endlich neben dem verächtlichen Totschweigen Deutschlands das buhlerische Umwerben der Vereinigten Staaten mitansehen muß, dann könnte man gerade als Freund des Völkerbundgedankens sich vor dessen augenblicklicher Verkörperung einen Abscheu für immer holen."

* * *

Die Lostrennung der wichtigsten Industriebezirke Oberschlesiens von Deutschland beschleunigt naturgemäß das Herannahen des Zeitpunktes, an dem wir gestehen müssen, daß wir den Verpflichtungen des Pariser Diktates nicht mehr nachzukommen vermögen. Nachdem das Ultimatum einmal angenommen war, mußte wohl oder übel der gute Wille zum Erfüllen vor aller Welt gezeigt werden, um die moralische Unterlage für eine mit allen Kräften anzustrebende Revision des unsinnigen Vertrages zu gewinnen. Der katastrophale Kurssturz der Mark als Begleiterscheinung jeder neuen Ratenzahlung und namentlich als Folge der Zerstückelung Oberschlesiens hat in den Siegerstaaten nachdrücklicher gewirkt als alle unsere Beteuerungen und ehrlichen Versicherungen über die Unerfüllbarkeit des Pariser Diktates. Es hat sich herausgestellt, daß auch in dieser Frage die Zeit ganz automatisch gegen die überspannten Forderungen von Versailles und Paris Stellung nimmt. Mit nüchterner Klarheit haben in der letzten Zeit einige der führenden englischen Revuen wie Outlook, Observer, New Statesman, Public Opinion u. a. dem britischen Leser die Überzeugung beigebracht, daß Deutschland bei allem guten Willen nicht imstande sei, die unter dem Druck der Waffen übernommenen Verpflichtungen einzulösen, und daß bereits heute das Datum des vollen finanziellen Zusammenbruchs des früheren Gegners vorauszubestimmen sei. Da aber dieser Zusammenbruch eben auch den ganzen Kontinent in Mitleidenschaft ziehen würde, und England in erster Linie, so haben sich sogar im Unterhause Stimmen erhoben, die nach einer tiefgreifenden Änderung des Reparationsdiktates rufen. An sich gewiß ein erfreuliches Zeichen beginnender Einsicht, aber — vor Optimismus wird dringend gewarnt! Da treten etwa führende englische Volkswirtschaftler für die rasche Durchführung von Hilfsmaßnahmen zugunsten der Wiederherstellung der deutschen Mark ein. Das klingt so schön „pro German", ist aber nichts weiter als ein Angstschrei des bedrohten Handels und der gefährdeten Industrie in England, dessen Märkte von den infolge der Valuta unheimlich billigen deutschen Erzeugnissen trotz Zoll und Antidumping wegerobert werden. Eine Festigung der Mark von heute auf morgen würde für Deutschland zunächst einmal ein Aufhören des gesamten Auslandsgeschäfts zur Folge haben und als dessen unvermeidliche Begleiterscheinung eine Arbeitslosigkeit von bisher nicht gekanntem Maße. Wir haben daher allen Anlaß, auf der Hut zu sein vor den Danaern und ihren Geschenken! Überhaupt kann eine wirkliche Gesundung Europas durch finanztechnische Maßnahmen allein niemals erfolgen, selbst dann nicht, wenn es zu einer internationalen Abgleichung der Kriegsschulden käme. So lange der Versailler Friede im europäischen Organismus wie ein Krebsgeschwür wuchert, wird Zelle auf Zelle zum Opfer fallen. In einem (soeben im Verlag von Felix Meiner, Leipzig erschienenen) Buche führt rein fachmännische und höchst sachverständige Untersuchung zum gleichen Schluß: „Nicht allein Deutschland, sondern fast sämtliche am Kriege beteiligten europäischen Länder leiden infolge der Friedenspolitik der Alliierten daran, daß ihre Zahlungsbilanz im Verkehr mit dem Auslande das gesunde Gleichgewicht verloren hat. Die Grenzen, welche die Alliierten in ihrem Siegerwahn kreuz und quer durch Europa gezogen haben, laufen nicht nur den Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes, sondern den wirtschaftlichen Bedürfnissen fast sämtlicher

uropäischen Länder zuwider und müssen deshalb berichtigt werden. Die Alli-
erten haben ihren Schützlingen mehr Land gegeben, als sie verdauen
önnen, und haben den Deutschen, den Deutschösterreichern und den
ngarn mehr Land genommen, als diese auf die Dauer zur Aufrecht-
rhaltung ihrer Volkswirtschaft entbehren können. Kulturell hochstehende
olksteile sind von den Alliierten der Herrschaft tieferstehender Völker unterworfen
orden, die, wie Polens Beispiel zeigt, die reiche Beute unglaublich schnell zugrunde
chten. Rußland ist durch Krieg und Revolution zugunsten Rumäniens und der
andstaaten zu einem Binnenstaat geworden. Diese Zustände sind unhaltbar.
ie Karte Europas hat in bezug auf ethnographische, machtpolitische und wirt-
haftspolitische Erfordernisse seit Jahrhunderten keinen so unfertigen Eindruck ge-
acht wie nach diesem Friedensschluß. Die natürliche Bewegung zur Berichtigung
er europäischen Staatengrenzen wird kommen und sich mit unwiderstehlicher Kraft
urchsetzen, mag sie auch zunächst noch Jahre oder Jahrzehnte auf sich warten
assen, mag sie in der Form der Volkserhebung oder der Revolution oder auch
es Krieges vor sich gehen."

* * *

Das Kabinett Wirth hat sich für alle Zeiten den braven Ruf eines „Kabinetts
er Erfüllung" gesichert. Kein Zweifel, mit der Annahme des Ultimatums war
ie Losung pflichtmäßigen Erfüllens gegeben. Aber auf das „Wie" kam es an.
agtäglich hätte man es in alle Welt hinausposaunen müssen: „Da seht, wir er-
illen, wir leisten, was ihr uns aufzwingt, aber diese wahnsinnige Methode wird
innen kurzem uns und euch ruinieren!" So starkes Auftreten ziemte sich freilich
icht für einen Kanzler, dem der Feind Lorbeer wand und der sich immer deut-
cher als ein Erzberger im Westentaschenformat entpuppte. Behutsam und
utlos zapfte man dem Volkskörper das Blut ab. Es wurde schweigend und
klavisch erfüllt, und was das schlimmste war, daheim und draußen der Wahn
enährt, es könnte das Pariser Diktat bei ehrlichem Willen tatsächlich restlos be-
lichen werden. Diese Vorspiegelung, der keiner zwar so recht glaubte, die aber
er denkfaulen Masse bequem war, hat bewirkt, daß sich so etwas wie ein poli-
scher Dämmerzustand über ganz Deutschland ausbreitet. Ein düsteres, aber
effendes Bild, kennzeichnend für die Ära Wirth, malt die „Kreuzzeitung" vor
ns hin: „Der Durchschnittsdeutsche lebt in den Tag hinein. Wer nachdenkt,
richt wohl einmal von der Gefahr österreichischer Zustände. Aber dem Arbeiter
t das vorerst gleichgültig. Denn er weiß, die Lohnskala gleitet zunächst wieder
ach oben, und er berauscht sich auf ein paar Tage an den Scheinen, die er mehr
hält, um dann aufs neue zu schimpfen, wenn er bei dem Wettlauf um Preis
nd Lohn wieder zu kurz gekommen ist. Ratlos stehen die Verantwortlichen allen
esen Dingen und vielen anderen gegenüber. Die Hand fährt in die Hosentasche.
esignation greift Platz. Man wartet auf das Wunder. Man sucht Schuldige
nd gräbt an der Vergangenheit. Das alte Regime ist an allem schuld! Das
ewissen ist wieder beruhigt. Es wird schon noch eine Weile weiter gehen. In
dem Herbst ist ja gesagt worden: ‚Wenn wir doch erst über den Winter wären.'
Darum also verzweifeln? Die Verantwortlichen fassen neuen Lebensmut. Neue

Gesetze werden vorbereitet. Die Drucksachen schwellen an. Die gut bezahlten Dienstreisen mehren sich. Ab und an klopft der Feindbund mit grobem Finger an das Fenster. Eine Note flattert auf den Tisch. Neue Verlegenheiten, neue Beratungen. Die Garantiekommission tritt auf den Plan. Man ist in der Lage, zu verkünden, daß die Novemberrate bezahlt ist. Wir erfüllen. Die Notenpresse druckt. Die Scheine werden jedesmal geschmackloser und schlechter. Im Ausland flattern die Dinger auch schon milliardenfach herum. Die deutschen Reparationsbons haben keinen Wert. Da erscheint Rathenau, der Retter. Bücherweisheit, feuilletonistische Begabung und wirtschaftliche Kenntnisse werden in einen Topf geworfen. Ein System wird ausgearbeitet. Die Engländer sehen mißbilligend zu, wie Kontinentalpolitik gemacht wird auf dem Wege von nicht ausreichenden Sachleistungen. Ein Tropfen auf dem Stein. Man weiß nicht, welchen außenpolitischen Kurs man wählen soll. Grundsatz wie zu Bethmanns Zeit: niemandem zuleide. Über 60 Millionen leben in dieser Atmosphäre. Täglich kommt Zustrom aus dem Osten. Fremdstämmige verdrängen den Deutschen aus Wohnung und Arbeit. Gesetzlich wagt man nicht einzuschreiten. Es könnte antisemitisch aussehen. Lieber opfert man schon den Rest deutscher Kultur. Noch geht die Regierungsmaschine ihren Gang, unregelmäßig. Aber die Treibriemen sind morsch. Die Reibungen werden größer und mit ihnen die Störungen. Was noch geleistet wird, hängt mit der Zähigkeit des alten Systems zusammen. Der Begriff für positive Arbeit geht mehr und mehr verloren. Tauchen brauchbare Gedanken auf, so werden sie durch die lavierende Methode, mit der bei uns das parlamentarische System gehandhabt wird, entweder zerschlagen oder in das Gegenteil verkehrt. Es fehlt die Zugkraft eines großen Gedankens in unserem Volk, das in seiner Mehrheit in Stumpfsinn oder Materialismus zu versinken droht. Von dem Begriff der vielgepriesenen Freiheit kann man nicht leben. Nationalismus ist verboten. Die Verantwortlichen liegen in den Ketten der Parteikompromisse. Nur selten wagt einer von ihnen gegen den Stachel zu löken. Der tote Punkt ist da."

* * *

Ja, er ist da, der tote Punkt, aber wahrlich, wir verdienten den Untergang, wenn wir nicht unser Letztes daran setzten, diesen toten Punkt zu überwinden. Jeder dahinzielende Versuch muß begrüßt werden. Einen Weg zur innerpolitischen Neuorientierung hat der preußische Ministerpräsident Stegerwald in einer viel beachteten Rede in Essen gewiesen, und die Grundidee, die er damals vor einem Jahre entwickelte, gewinnt seitdem sichtbar an Boden. Was Stegerwald vorschwebt, ist die Schaffung einer großen, christlichen, nationalen, alle Stände unseres Volkes umfassenden Partei. Nach der Revolution, meint Stegerwald, wäre die Neubildung einer solchen Partei möglich gewesen, unter den heutigen Umständen dagegen könne es sich, da zu parteipolitischen Experimenten nicht die Zeit sei, nur darum handeln, die politisch gleichgesinnten und wahren Vaterlandsfreunde im katholischen und evangelischen Lager in einem dauernden politischen Parteiverbande zu sammeln. „Ein großer christlicher Parteiverband auf dem Boden des Essener Programms mit mindestens 120 Mandaten, denen einige Dutzend Nichtkatholiken, allerdings größtenteils vom evangelischen Volke selbst

gewählt, mit einer Reihe ausgesuchter politischer Köpfe angehören, ist von so gewaltiger Durchschlagskraft, daß ohne ihn für alle Zeiten keine politische Koalition in Deutschland möglich ist, und der dem deutschen Wiederaufbau, an dem es jahrzehntelang zu arbeiten gilt, in starkem Maße seinen Stempel aufzudrücken vermag."

Als Grundstock für einen solchen Parteiverband kommt nach Stegerwald lediglich das Zentrum in Betracht, weil keine der anderen Parteien die dafür erforderlichen psychologischen Eignungen mitbringe. Der Demokratischen Partei fehle der Boden, um dauernd Massenpartei sein zu können, die Volkspartei bekomme in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nicht die Volksmasse, und die Deutschnationale Partei lebe eigentlich nur vom Versailler Friedensvertrag und den Begleiterscheinungen nationaler Würdelosigkeit. Aber der Versailler Vertrag habe keine Lebensdauer, und dann werde der Deutschnationalen Partei auch der Boden für eine Massenpartei fehlen. Diese Auffassung findet nun im roten „Tag" eine höchst temperamentvolle Entgegnung. „Die Schlußfolgerungen Stegerwalds", führt daselbst Direktor Stuhrmann aus, „wären richtig, wenn die Voraussetzungen keinen Irrtum enthielten. Fraglos würde das Schicksal der Deutschnationalen Volkspartei sich so gestalten, wie er es voraussieht und voraussagt, wenn es tatsächlich nur der ausgeprägt nationale Gedanke wäre, der die eigentliche Basis der Partei abgäbe; aber eben diese seine Voraussetzung trifft nicht zu. Der starke nationale Gedanke ist nur ein tragendes Grundelement der Partei und tritt naturgemäß jetzt in der Gegenwart am stärksten in die äußere Erscheinung. Aber mit und noch vor diesem einen Grundelement wirkt ein anderes stärkeres, an einem immer festeren und ausgeprägteren Werden der neuen Partei, nämlich die bewußt christliche Weltanschauung, welche sie programmatisch und zielbewußt vertritt, sowohl nach ihren sittlichen Forderungen wie mit ihren sozialen Folgerungen. Die Deutschnationale Volkspartei ist in Wahrheit die eine christlich-nationale Volkspartei. Ich habe seinerzeit, als die Begründung der neuen Partei in Frage stand und wir im Westen zu einer vertraulichen Besprechung darüber zusammen waren, mich von vornherein auf das wärmste für diese Firma ausgesprochen. Leider ohne Erfolg. Es wurde die Firmierung ‚deutschnational' vorgezogen. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn mein Vorschlag damals angenommen worden wäre, wir vielleicht heute schon einen großen Schritt weiter auf dem Wege zur Erreichung des hohen strategischen, politischen Zieles eines umfassenden christlichen Volksparteigebildes wären; und die interkonfessionelle christlich-nationale Arbeiterbewegung würde nicht das Gefühl einer politischen Zerrissenheit in die neue Zeit mit herüberzuschleppen gehabt haben — ein Gefühl, welches ihre vorhandene starke politische Stoßkraft nur zu oft gelähmt hat und schließlich noch ihre innere Geschlossenheit gefährden könnte."

Eines hält der Verfasser für gewiß: In dem Maß, in dem der innere Konsolidierungsprozeß der Deutschnationalen Volkspartei fortschreitet, vor allem aber in dem Maß, in dem das große soziale Problem in ihr immer tieferes und sichereres Verständnis findet, und in dem Maß, in dem die Partei in der Tat und in der Wahrheit sich zu einer Partei eines sittlich starken christlichen Idealismus, eines

gesunden deutschen und echt nationalen Realismus und eines wahrhaft christlichen Sozialismus auswächst, in dem gleichen Maß wird sie zu der zukünftigen Übernahme der politisch notwendigen Volksführerschaft berufen sein. Mit anderen Worten: Stuhrmann hofft von seiner Partei, daß sie auf dem Wege der allmählichen Mauserung das Ziel erreichen werde, dem Stegerwald von anderer Basis aus zustrebt.

* * *

Und nun entsteht die bedeutungsvolle Frage: Wird es zu diesem Mauserungsprozeß innerhalb der Deutschnationalen Volkspartei überhaupt je kommen? Wenn sie sich zur Partei der Zukunft umgestalten will, so genügen kleine Strukturveränderungen nicht, dann ist eine Reform an Haupt und Gliedern unerläßlich. Ein Herauswachsen aus parteidogmatischer Enge, ein Loslösen von rein polemischer Aktivität, eine Zielsetzung und Programmbildung über die „Neins" und „Unannehmbars" hinaus. Oder um es ganz einfach am Menschlichen klarzumachen: Mehr vom Geist Posadowskys, weniger von dem Helfferichs...

Anzeichen einer beginnenden Mauserung sind unverkennbar. So klare, ruhige, Posadowskyschen Geist atmende Ausführungen, wie sie der deutschnationale Landtagsabgeordnete Dr. v. Oryander in einer Artikelfolge (gleichfalls im roten „Tag") veröffentlicht, findet man freilich leider nur höchst vereinzelt. Nichtsdestoweniger wirkt es erfreulich, wenn kritische Feststellungen, wie sie im „Türmer" seit Jahresfrist von überparteilichem Standpunkt her immer und immer wieder gemacht werden mußten, nun auch einmal aus der Partei selbst heraus anerkannt und bestätigt werden. Was Dr. Oryander beispielsweise über die monarchistische Bewegung schreibt, deckt sich vollkommen mit der Anschauung, die hier wiederholt eingehend begründet wurde. Auch dieser gewiß stramme Parteimann nimmt ein Zukunftsbild der Partei vorweg, das allerdings von dem gegenwärtigen, noch sehr unfertigen und mit Mängeln aller Art behafteten sehr wesentlich absticht: „Wir Deutschnationalen müssen uns mehr denn je darüber klar sein, daß die Ziele unserer Partei nach unserer gesamten programmatischen Einstellung sich nicht in einem Stimmenzuwachs erschöpfen, wie er durch die uns aufgedrängte Oppositionsstellung und durch eine kopflose, unvaterländische Politik des gegenwärtigen Reichskabinetts naturgemäß gefördert wird. Wir sind keine Partei der Demagogie, sondern der Autorität, keine Partei der rein negativen Kritik, sondern eine Partei der aufbauenden Staatsgesinnung. Von diesem für uns unverzichtbaren Standpunkt aus tritt für uns der Zulauf der Massen — so wichtig im parlamentarischen Staat und bei der rapiden Entwicklung der Dinge die zahlenmäßigen Ergebnisse naturgemäß sind — doch letzten Endes zurück hinter der Erziehung eines großen, wirklich geschlossenen, absolut zuverlässigen Stammes deutschnationaler Männer und Frauen, die in positiver Arbeit dem Ziel zustreben, in christlichem, nationalem, sozialem Geist unser Volk zu gemeinsamer Arbeit am Wiederaufbau eines den deutschen Lebensbedürfnissen und den Ansprüchen einer neuen Zeit gleichmäßig entsprechenden Staatswesens zuzuführen. In dieser erzieherischen Hinsicht, in der sich erst unser Programm erfüllt, haben wir noch sehr viel zu tun. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Zeitungen, Artike

und Reden, die von der Öffentlichkeit als deutschnationale Stimmen gewertet werden, freilich aber jedem Einfluß der Partei entzogen sind, sich vielfach in Sache und Form von den maßgeblichen Grundsätzen der Partei weit entfernen und von allen maßgeblichen und verantwortungsbewußten Faktoren der Partei als schweres Hemmnis unserer Arbeit empfunden werden. Es ist Tatsache, daß solche Blätter, die man uns an den Schoß hängt, uns vielfach in unerträglicher Weise belasten und uns Kreise entfremden, die wir nicht entbehren können und wollen. Wir müssen die Autorität unserer Parteileitung so zu stärken suchen, daß sie zu offenen Desavouierungen übergehen kann. Wir müssen von jedem, der für unsere Partei redet oder schreibt, fordern, daß die Überlegenheit unserer gesamten politischen Einstellung auch in der Würde des Tones zum Ausdruck kommt. Das gilt auch dann, wenn die ‚üblen Methoden' des ‚Berliner Tageblatts' und ähnlicher Blätter — der Ausdruck stammt aus der ‚Vossischen Zeitung' — jedem Deutschen das Blut in die Wangen treiben. Der Ton sozialdemokratischer Blätter, auf den man mich verweisen könnte, kommt für uns als vergleichender Maßstab überhaupt nicht in Betracht, schon deshalb nicht, weil eine Partei, die den Klassenkampf predigt und es auf urteilslose Massen absieht, notwendig andere Agitationsmethoden hat, als eine Partei, die dem versöhnlichen Endziel einer Überbrückung der das deutsche Volk zerreißenden Gegensätze und einer Vereinigung aller positiven Kräfte zustrebt. Bei der Stellung, die den Parteien im öffentlichen Leben zukommt, darf niemand den Parteimitgliedern zumuten, bei aller Freiheit im einzelnen sich die Ziele und Hoffnungen der Partei durch Privatinteressen und Privatanschauungen einzelner in satzungsmäßig festgelegten Grundfragen belasten und in ihren Hoffnungen und Zielen stören zu lassen. Eine Partei der Autorität, die wir sind, muß von ihren Gliedern ein starkes Zurücktreten von Sonderwünschen, Sonderinteressen, Sondergeschmacksrichtungen und Sonderagitationsmethoden, eine willige Unterordnung unter das große, nur in gemeinsamer vaterländischer Arbeit erreichbare Ziel verlangen. Sie muß fordern, daß auch aus der schärfsten Kritik, zu der wir im Interesse unseres Vaterlandes unbedingt verpflichtet sind, die Staatsgesinnung herausspricht, zu der der alte Staat gerade unsere Kreise erzogen hat. Gelingt dies, dann, aber auch nur dann, werden wir die Partei des Wiederaufbaues werden, als die wir gegründet sind, und die zu werden wir nach Maßgabe der hinter uns stehenden Kräfte den Beruf haben."

Man muß es zweimal sagen: dann, aber auch nur dann...

Auf der Warte

„Mensch und Gott"

nennt Houston Stewart Chamberlain sein neuestes Buch: ein Werk, das wir nicht nur jedem denkenden Theologen, sondern auch jedem ernsten Leser schlechthin zur Durcharbeitung empfehlen (München, Verlag F. Bruckmann, geb. 36 ℳ). Dieser deutsch-englische Denker hat eine Menge Fachkenntnisse, schreibt aber nicht nur für Fachleute, sondern für gebildete Laien. Man mag ihm recht oft widersprechen, man wird ihm aber oft auch lebhaft zustimmen in mancher glücklichen und überraschenden Prägung.

„Mensch und Gott" ist eine Auseinandersetzung mit dem jetzt so wichtigen, in allen nicht ganz verknöcherten Seelen der Gegenwart stark aufgewühlten religiösen Problem. Chamberlain geht von der Zweiheit Mensch und Gott aus, betonend, daß „der Gedanke an eine Gottheit, und zwar an eine einheitlich vorgestellte (monotheistische), unsichtbare, allgegenwärtige, bei keinem Stamm der Erde fehlt", also tief „auf dem dunklen, aus Halbbewußtsein und Unbewußtsein gewobenen Hintergrund des Gemütes als unbeweisbare Gedankengestalt mit Naturnotwendigkeit steht und wirkt". Dann betrachtet er den Mittler-Gedanken und dringt zum Mittelpunkt vor: zur Gestalt des Heilands. Man findet hier glänzend geschriebene und tief erlebte Abschnitte. Wie man sich dann weiterhin bei den Kapiteln über Paulus und über die christliche Kirche mit ihm auseinandersetzen mag, das ist Sache des Einzelnen und seiner Vorbildung oder auch seiner Vorurteile. Um einen gewissen Subjektivismus kommt man ja bei diesem eigenwilligen Denker und eindrucksvollen Sprecher, der sich mit ganzer Persönlichkeit einsetzt, nicht herum, wie man auch aus der folgenden Stichprobe ersehen mag:

„Ein jedes Jahrhundert bringt seinen eigenen Wahnwitz hervor, geboren aus falschen Richtungen, in die sein Denken mit historisch bedingter Notwendigkeit hineingerät. Späteren Zeiten offenbaren sich solche Wahnvorstellungen ohne weiteres als Irrtümer, ja, stechen ins Auge; doch solange ihre Herrschaft anhält, sind auch die gescheitesten Menschen — der Mehrzahl nach — wie von Blindheit geschlagen. Unter den zahlreichen hieher gehörigen Narreteien des 19. Jahrhunderts wird künftigen Geschlechtern gewiß keine ärger dünken als die in verschiedenen Abarten immer wieder aufgetretene und mit Beifall aufgenommene Lehre, Jesus von Nazareth sei eine mythische Gestalt, also eine von Menschen erdichtete, keine wirkliche Persönlichkeit, die in Fleisch und Blut einst auf Erden wandelte. Nach den Einen soll es überhaupt keinen Menschen dieses Namens gegeben haben (z. B. nach J. M. Robertson, Christianity and Mythology, 1900); andere, ernster zu nehmende Gelehrte leugneten nicht das Dasein Jesu, hielten ihn jedoch für einen mehr oder weniger obskuren galiläischen Religionsschwärmer und Volksaufwiegler, dergleichen aus der Geschichte eine Anzahl bekannt sind, und erklärten die evangelischen Berichte im wesentlichen für freie Erfindungen, die Jesu zugeschriebenen Worte für unecht.... Diese Versuche, die Persönlichkeit des Heilands alles Eigenlebens zu berauben, reichen von David Friedrich Strauß im Jahre 1835 bis zu Arthur Drews im Jahre 1909. Es ist nicht meine Absicht, auf diese Literatur einzugehen; wer sich damit beschäftigen will, sei auf das vortreffliche Werk von Albert Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, verwiesen. Ich für mein Teil

beklage jede Stunde, die ich — von pedantischer Gewissenhaftigkeit getrieben — auf sie verwendete." ..

Drews, den hier Chamberlain ablehnend nennt, hat übrigens soeben (1921) bei Eugen Diederichs, Jena, in einem neuen Werk seine bekannte Stellung gegen die Geschichtlichkeit Jesu vertreten: „Das Markus-Evangelium". Es ist auch uns unmöglich, dieses geistvolle mythologische Deutungs-Spiel wissenschaftlich ernst zu nehmen.

*

Meister Raabes 90. Geburtstag

ist neulich, Mitte September, in Braunschweig festlich begangen worden.

Ist es wirklich wahr, daß der, dessen Werke uns heute noch so jugendfrisch anmuten, schon das Jahr 1848 als Urteilender erlebte, daß er eben die Höhe menschlichen Könnens und Wirkens erklommen hatte, als der Krieg von 1870 das geeinte Reich schuf und so vielen alten Träumen Gestalt verlieh — freilich auch so viele Träume in das Nichts zurücksinken ließ? Was lebt eigentlich noch von deutscher Prosa jener Jahre in unserem Volke außerhalb der Literaturgeschichten? Welches Werk, das in den Jahren 1857/58, also vor reichlich 60 Jahren entstanden ist, übt heute noch einen so nachhaltigen Einfluß auf uns aus wie beispielsweise die Kinder von Finkenrode Wilhelm Raabes?

Spät erst ist er durchgedrungen. Doch wem Meister Raabe einmal ans Herz gepackt hat, den läßt er nicht mehr los, und sein Einfluß, ja, seine Führerschaft auf geistigem Gebiete vertieft sich und wächst von Jahr zu Jahr. Denn ein Führer ist er geworden, dem unser Herz sich weit und warm öffnet, der uns trotz mancher Schrullen und Schnurrigkeiten mit immer gleicher Kraft festhält.

So ließen es sich seine Freunde nicht nehmen, diesen 90. Geburtstag ihres Auserwählten durch einführende Werke zu schmücken; wir sehen zu ihm empor als zu dem Mann, der durch seine freie, starke Persönlichkeit unser deutsches Volk die schwere Kunst lehren kann, den Weg der Not zu gehen; gerade an Raabe können wir ja lernen, uns unser Deutschtum zu bewahren oder wieder zu erringen, wenn anders deutsch sein wirklich bedeutet: eine Sache um ihrer selbst willen betreiben.

Eine von diesen Gaben zu Raabes Geburtstag ist die Abhandlung des Magdeburgers Wilh. Fehse „W. Raabes Erwachen zum Dichter" (1849—1853), Magdeburg 1921, Creutzsche Buchhandlung: eine Arbeit, die sich in die Frühzeit Raabes versenkt, in die 4 Jahre, da er, tagsüber unter verhaßter Fronarbeit im Buchladen von Creutz in Magdeburg seufzend, Zeit fand, in stiller Abend- und Nachtstunde Einkehr in sich selbst zu halten.

Fehse entwickelt an der Hand von Raabes Tertianeraufsätzen von 1847/48, wie sich schon hier die Keime seiner dichterischen Bedeutung offenbaren, und geht dann nach einer kurzen biographischen Skizze dazu über, zu schildern, wie sich Raabe auf seinen Streifen durch die Gassen und Märkte der alten Stadt die Gestalten und Bilder zusammenholte, die wir in seinen Werken wiederfinden: zunächst in Unseres Herrgotts Kanzlei und im Studenten von Wittenberg, wie also der Magdeburger Aufenthalt von entscheidender Bedeutung für den Dichter geworden ist.

Wem das Typische an Raabes Schaffen aufgegangen ist, der weiß, daß auch seine späteren Werke in dieser trostarmen und doch so glücklichen Zeit tief verankert sind, daß einzelne, früher erdachte Motive immer wieder von ihm aufgenommen werden; und so beschränkt sich Fehse mit Recht nicht auf eine Darstellung dieser 4 Jahre der Buchhändlerzeit, sondern geht tiefer in die Sache hinein und gibt uns Ausblicke auf Raabes Lebensarbeit, die weit über diese Periode des Werdens und Ringens hinausführen. Und das tut er ohne gelehrten Ballast, klar, geistvoll und mit warmem Herzen, und vermittelt seinen Lesern so die reife Frucht eines langen Raabestudiums.

Seine Arbeit wendet sich nicht nur an Freunde des Dichters, sondern an einen größeren Kreis; er will das Verständnis für Raabe fördern, ihm aber auch neue Freunde werben — und daß dies nötig ist, zeigt eine moderne Geschichte der Literatur der letzten

Jahrzehnte, die, wenigstens in 1. Auflage, nicht eine einzige Zeile für Raabe übrig hat!

Man kann es schon verstehen, wie sich gerade um Raabe eine begeisterte Gemeinde versammelt hat und in ihm die vollkommenste Vereinigung menschlicher und künstlerischer Größe findet. Möchten sich der schon vorhandenen Raabeliteratur noch recht viele Bücher anschließen, die mit solcher Tüchtigkeit geschrieben sind wie diese Blätter über Raabes Erwachen zum Dichter! Möchte sich aber auch bewahrheiten, was Raabe schon als 17jähriger vom deutschen Volke gesagt hat: „Der alte Geist schreitet noch mächtig durch die deutschen Gaue, und die Bewohner sind noch treu und tapfer wie die Helden der Hermannsschlacht". Emanuel Forchhammer

NB. Wir weisen bei diesem Anlaß gern auf die reichhaltige (Bilder!) Festnummer der „Mitteilungen" und auf die Raabe-Sondernummer des „Deutschen Volkstums" (Hamburg, Herausgeber W. Stapel) hin, wo man auch über andere neue Raabeschriften Mitteilungen findet. Neben den Büchern von Wilhelm Brandes, Heinrich Spiero, Paul Gerber, August Otto u. a. ist immer auch Fritz Hartmanns „Wilhelm Raabe, wie er war und wie er dachte" (Hannover, Sponholtz) eine der reizvollsten Gestaltungen jenes Dichter-Menschen. Einige Raabe-Kalender (1912 bis 1914) gab Hanns Martin Elster heraus. Und soeben erschien (Verlag H. Klemm) ein überaus reichhaltiges „Raabe-Gedenkbuch", herausgegeben von Konstantin Bauer und Hans Martin Schultz. Vor allem aber: lest euch in Raabe selber hinein, in diesen Meister deutscher Innerlichkeit! Und tretet der „Gesellschaft der Freunde W. Raabes" bei (Anmeldungen beim Studienrat Dr Bauer, Wolfenbüttel; Jahresbeitrag, wofür auch die „Mitteilungen" geliefert werden, 6 ℳ)! D. T.

*

Weimar wird ausgeraubt

Unter diesem Stichwort sucht der weimarische Schriftsteller Leonh. Schrickel im „Tag" (Nr. 231) das deutsche Gewissen wachzurütteln. Er schreibt:

„Es mag für die derzeitige Regierung im allerhöchsten Maße unbequem sein, für die haarsträubenden Vorkommnisse verantwortlich gemacht zu werden, die sich in der letzten Zeit in Weimar ereignet haben und noch ereignen. Aber es ist doch nun einmal Tatsache, daß solch unglaubliche Dinge hier in Weimar immer wieder geschehen, seit die Revolution das sogenannte ‚alte System' hinweggefegt und für die neue Regierung den Boden bereitet hat. Weimar ist Reichseigentum, Volksbesitz, Weltgut. Hier hat die Regierung mehr zu hüten als alte Akten, Antiquitäten und Raritäten; hier liegt ein gut Teil deutscher Kultur aufgehäuft, die mit ihren feinsten Wurzeln an die gestalteten Dinge deutscher Kulturentwicklung gebunden ist. Wir wollen in Weimar keine Reliquien anbeten, aber wir wollen in Ehrfurcht und Erhebung durch die Stätten gehen, die ein guter Mensch betrat und eingeweiht hat; wollen im Anschauen der Dinge, die aus der großen Vergangenheit herüberreichen, uns aufrichten ins ewig Neue, nie Veraltende; wollen den Reichtum fühlen, der unvergänglich aus diesen Dingen in uns überströmt...

Aber wie wahrt dieses neue Weimar seine Schätze?

Erst konnte es geschehen, daß Spitzbuben in die Fürstengruft einbrachen und von den Särgen Schillers und Goethes die Kränze raubten; daß sie die Gaben dankbarer Menschen um des gemeinen Metallwertes willen stahlen und zerbrachen — ungestört!

Dann konnte es geschehen, daß Halunken in das Tiefurter Schlößchen einbrachen, wo Anna Amalia mit Goethe und ihrem Kreis ein wunderliebliches Idyll geschaffen, dem kaum etwas auf Erden an die Seite zu setzen ist. Auch dort wurde vom Auswurf der Menschheit gestohlen — ungestört!

Dann geschah es, daß Diebe in das Museum eindrangen und nichts Geringeres als einen Rembrandt und andere unersetzbare Bilder stahlen und fortschleppten — ungestört!

Und nun ist es so weit, daß man in die Goethe-Stätten selbst eindringt und sie ausraubt. Soeben haben Einbrecher die Bibliothek, eine Schöpfung Goethes, mit nie wieder

zu beschaffenden Schätzen und unberechenbar köstlichen Andenken, heimgesucht. Unersetzliches ist verloren! Vandalen triumphieren!

Man wird fragen, ob wir denn in Weimar keine Polizei haben. Und darauf ließe sich eine Antwort geben. Aber wer die Verhältnisse in Weimar kennt, wird begreifen, daß ich mich jeder Antwort enthalte. Man muß eben wissen, daß hier das Gefängnis zwar nicht für das Diebsgesindel bereit steht, wohl aber denen angedroht wird, die der Regierung ‚Schwierigkeiten' machen. Ich habe es am eigenen Leibe erfahren müssen. Aber trotz alledem der Wahrheit die Ehre! Es soll mich hier nicht kümmern, daß sich die Regierung lediglich aus Demokraten und Sozialdemokraten zusammensetzt, hier sei ungeachtet aller Parteizugehörigkeit vor aller Welt die nackte Tatsache festgestellt, daß die jetzige thüringische Regierung nicht in der Lage ist, Weimar vor dem Raubgesindel zu schützen! Und da auf Weimar nicht nur Thüringen, sondern das ganze Deutschland, die ganze Kulturwelt Anspruch hat und hier die hehrsten Schätze der Menschheit liegen, darum sei vom deutschen Volk nachdrücklich endlich Hilfe gefordert!..."

NB. Soeben wurde auch das Lizst-Haus bestohlen. Thüringen hat eine rein sozialistische Regierung; ein Unabhängiger ist Kultusminister für Volksbildungswesen. Diese ausgeprägte Parteiwirtschaft wird auch auf die Entfaltung z. B. der Goethe-Gesellschaft, der soeben Dr E. Traumann in der „Köln. Ztg." zwei Aufsätze widmet, lähmend wirken.

*

Volksbildung und Provinzpresse

Kürzlich kamen irgendwo die Verleger und Schriftleiter der Zeitungen eines Gaues sowie der Ausschuß eines Volksbildungsverbandes zusammen. Zweck der Tagung: ein Bündnis zwischen Presse und Verband im Sinne der zurzeit überall einsetzenden Volksbildungsbestrebungen. In der Aussprache meinte ein Schriftleiter, jeder rechte Redakteur sei von vornherein ein Volksbildner. Ein Volksbildner sagte, die Versorgung der Provinzzeitungen mit guten Romanen und Erzählungen sei mehr wert als das ganze Volksbildungswesen (oho!). Ein Pressemann erklärte, die Hauptsache sei, Ehrfurcht in das verlotterte Volk zu bringen und zwar durch die Presse (Beifall). Man faßte eine Entschließung, man wählte eine Kommission usw.

Die Theorie lächelte glückselig.

Der Gedanke des Volksbildners war nicht eben neu. Seit Jahr und Tag beschäftigen sich Aufsätze in Schriftsteller- und Pressefachzeitschriften mit dem Schmerzenskind der Provinzblätter (größere und große Zeitungen scheiden aus leicht zu erratenden Gründen aus). Neu war, daß ein Zeitungsleser das Grundübel richtig erkannte. Noch mehr: er legte dar, warum die kleine Presse immer und immer wieder den bekannten Schund bringt. Man nickte, man lächelte schmerzlich und zuletzt wurde sogar ein recht brauchbarer Vorschlag der besagten Kommission überwiesen.

Die Theorie lächelte glückselig.

Sieht man nun (nach zwei Monaten etwa) die Zeitungen des betr. Gebietes durch, so erstaunt man, wie die Praxis wieder der Theorie die Narrenpritsche um die Ohren haut. Der seit Jahrzehnten verbildete Geschmack großer Volkskreise wird ohne Wimpernzucken mit den süßlichen Schmierereien der bekannten Schmusfabrikanten Courths-Mahler, Anni Wothe und wie sie heißen, weiter gefüttert. Beispielsweise bringen zurzeit weit über ¼ jener Blätter Romane der erstgenannten Allerweltsklatschbase. Nur einzelne Zeitungen (die Ehrlichkeit gebietet zu sagen, daß die sozialistischen darunter sind) bringen Erzählungen von Wert.

Kostbar ist in diesem Zusammenhang aber das Gebaren einer offiziellen Parteipresse, die sich sonst auf Weltanschauung — mit Recht vielleicht — etwas zugute hält. Im politischen und örtlichen Teil der betr. periodisch erscheinenden Druckerzeugnisse werden fast täglich — oft mit Geschick — alle Register gegen Schmutz und Schund in Wort und Schrift gezogen. Aber — Teifi, Teifi! — eine Spanne

weiter unten lacht sich der Horribiliskribifax des 20. Jahrhunderts kreuzfidel ins Fäustchen.

Daß es solchermaßen in allen Gauen unseres Vaterlandes aussieht, erkennt man leicht aus zufälligen Stichproben. Die Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Ehrliche Fachleute geben dies ohne Ziererei zu.

Wenn man bedenkt, daß die Tageszeitung heute im buchstäblichen Sinne des Wortes der „Generallieferant der geistigen Nahrung" für alle Volkskreise geworden ist, und ferner, daß die Masse des Volkes und sehr viele Gebildete den relativ großen politischen Teil immer nur noch überfliegen (ach Gott, soll man sich jeden, jeden Tag sagen lassen, daß wir arm sind wie Hiob, krank wie Lazarus und geblendet wie Simson!), während „unterm Strich" alles genau gelesen wird, wenn man dazu nimmt, daß die Zeitung jeden, aber auch jeden und zwar täglich erreicht (Vorträge, Volkshochschulkurse, Volksschriften usw. bleiben in absehbarer Zeit doch immer nur ein schöner Notbehelf), so weiß man, was auf dem Spiele steht. Der oben angeführte Satz des Volksbildners, in Erweiterung auf das ganze Feuilleton, sagt's ohne viel Getratsche in klassischer Kürze.

Es ist ein Gebot der Wahrhaftigkeit und des Anstandes (von der Ehrfurcht vor den unendlichen Schätzen der deutschen Literatur ganz zu schweigen), daß endlich einmal und ernsthaft die zahlreichen Verbände und Gemeinschaften der Volksbildungssache, Schriftsteller, Germanisten, die Redakteurverbände und vor allem die Verlegervereine sich zusammentun, um mit vereinten Kräften diesen Augiasstall auszuschwemmen. Wo die Ursachen des Übels liegen, weiß ja so mancher hüben wie drüben. Der einzelne aber ist ohne Macht.

Paul Ginthum

*

Wo sind die Unterdrückten?

Der schwäbische Dichter und Arzt Dr. Ludwig Finckh gibt in einem offenen Brief an einen russischen Freund Antwort:

Sie schrieben einmal, daß 300000 Gewalttäter dort durch Terror das ganze übrige Volk vernichten, weil es in einer schwachen Stunde an Gleichheit und Gerechtigkeit glaubte.

Sie wissen: ich gehöre keiner Partei an. Ich suche bei jeder Partei den guten Kern herauszuschälen und bekämpfe bei jeder Partei ihre Ausartung. Ich sehe Gutes und Schlechtes in fortwährendem Wogen. Aber die deutsche Parteiwirtschaft ekelt mich nur an. Sie kennt nicht die Unterordnung der Partei unter das Größere.

Heute steht es bei uns so: Der deutsche Reichskanzler Wirth hat einen bestimmten Teil des Volkes, um ihm wohlzureden, das „arbeitende" Volk genannt. Ja, lieber Herr Hummel, wissen Sie, daß ich nicht acht, sondern vierzehn Stunden arbeite, und mit mir viele Hunderttausende, die er mit seinem rohen Wort treffen wollte?

Der Kampf gilt dem Kapitalismus. Aber wissen Sie, daß diejenigen, gegen die sich 1918 die Revolution richtete, heute zum großen Teil nicht mehr „Kapitalisten" sind, sondern daß die Kapitalisten zu einem Teil eben die Revolutionäre von 1918 sind? Ich kenne Hunderttausende, die heute immer noch mit diesem Wort gemeint sind, weil sie den gebildeten Kreisen angehören, deren Einkommen sich aber nicht mit jeder Schraubendrehung der Teuerung erhöht, wie beim Handarbeiter, Beamten und anderen verhältnismäßig Gesicherten, sondern unaufhörlich schnell abnimmt und dem Ende entgegengeht. Stabil bleibt nur der Landwirt, und man sollte die Folgerung daraus ziehen, daß die Bearbeitung des Bodens immer noch die besten Aussichten gewährleistet, und daß recht viele Menschen zur Landwirtschaft übergehen sollten, bei der freilich auch vierzehn Stunden gearbeitet wird.

Es stellt sich also heraus, daß sich die Verhältnisse verschoben haben. Ja, es gibt heute noch einen Teil des Volkes, der unterdrückt wird. Welcher? Offenbar derjenige, für den niemand sorgt, wenn die Preise steigen, und der keine Lohnerhöhung hat, sondern den Untergang vor Augen; derjenige, der trotz der Reichsverfassung von 1919, welche die Freiheit der Meinungsäußerung verbürgte, mundtot gemacht wird; derjenige, der Stunde

um Stunde arbeitet, ohne zu zählen, ohne Uhr bis er zusammenbricht. Ich denke auch an die Mütter und Hausfrauen, die sich heute keine Dienstboten mehr halten können, oder deren Dienstboten nur die gesetzlich vorgeschriebene Arbeit tun. Die übrige Arbeit, die in Gottes Namen eben doch getan werden muß, leistet nun die Mutter von fünf Kindern, ungeschützt durch irgendein gescheites Gesetz, erschüttert von der Sprache des Lebens, einzig einer Pflicht im Herzen gehorchend.

Und ich sehe, daß es noch etwas Größeres gibt, als in Formeln und Stunden gepreßte Gleichheit, die, am russischen Beispiel gemessen, nur zum nackten Materialismus herunterführt. Dieses Größere, das ich an der deutschen Parteiwirtschaft vermisse — nennen Sie es Vernunft, nennen Sie es Liebe —, es ist der Gott in der Menschenbrust.

Mit Ihnen arbeite ich daran, daß er sich wieder rühre und nach langem Winterschlaf die Augen aufschlage. Ihr

Ludwig Finckh

*

Die russische Gefahr

In Deutschland und im übrigen Europa unterschätzt man die russisch-bolschewistische Gefahr. Man läßt sich einschläfern. Man unterstützt sogar — nicht die russische Not, sondern die Terroristen, die Rußland beherrschen. Der in der Verbannung lebende Dichter D. S. Mereschkowski warnt fortwährend, doch vergeblich. Soeben veröffentlicht er wieder einen — wie er selbst mit Recht sagt: „schrecklichen" Brief. Da schreiben russische Mütter:

„Wir Mütter, verurteilt, im kommenden Winter vor Hunger, Kälte und Krankheiten zu sterben, die wir in unserer Erschöpfung nicht mehr überstehen können, die auch unsere schmerzerfüllten Herzen nicht mehr ertragen werden, wir bitten die Menschen der ganzen Welt, unsere Kinder von hier zu nehmen, damit diese Unschuldigen nicht unser schreckliches Los teilen. Damit wir, und wenn auch um diesen Preis der freiwilligen und ewigen Trennung von ihnen, uns von der Schuld reinwaschen können, die wir begingen, indem wir ihnen ein Leben bitterer als der Tod gaben. Alle, die ihr Kinder gehabt und verloren habt! Alle, die ihr Kinder habt und sie zu verlieren fürchtet! Wir rufen euch im Namen eurer Kinder an, nicht taub gegen uns zu sein, die wir euch für unsere Kinder anflehen! Erlöst uns vom Schrecken, vom Wahnsinn, sie untergehen zu sehen und dabei keine Kraft zu haben, — nicht einmal zu helfen, sondern nur ihre Qualen zu erleichtern. Welt! Nimm unsere Kinder! Nimm sie aus unserer Hölle, solange in ihnen noch die Kraft ist, zu wachsen und zu leben, die Kraft, wie alle andere Kinder zu sein, die laut von ihren Vätern und Brüdern sprechen dürfen, ohne Angst, zu Tode gequält zu werden, weil sie nicht Kinder von Henkern sind!" ...

Da schreit uns die ganze furchtbare Seelennot dieses vergewaltigten Volkes entgegen. Unter dem Briefe stehen statt Unterschriften 44 Kreuze, mit Kohle, Bleistift und Ruß geschrieben, zwei mit Tinte und zehn mit Blut! Erschüttert fügt Mereschkowski hinzu:

„Ich kann über den Brief nicht sprechen. Nicht von ihm werde ich sprechen und nicht davon, was jetzt in Rußland vorgeht — in diesem Briefe ist das Unsagbare gesagt —, sondern davon, was in Europa und in der Welt vorgeht und wovon niemand spricht. Sind in der Welt das menschliche Gewissen und die Gottesfurcht erwacht? Haben die Völker, Staaten, Regierungen endlich begriffen, was sie getan haben und was sie, nicht nur mit Rußland, auch mit sich selbst tun, indem sie den Henkern Rußlands helfen?!"

Man kann dem Dichter nur recht geben, wenn er ruft: „Begreift es, Menschen, nicht um Brot flehen diese russischen Mütter, sondern um etwas Größeres: daß ihr ihre Kinder aus der Hölle nehmt und den Händen des Teufels entreißt! Begreift doch: in Rußland sind jetzt Sklaverei und Hunger dasselbe! Soviel Brot ihr auch schickt, ihr werdet sie nicht sättigen, ihr werdet nicht das Opfer, sondern die Henker retten! Ihr Nansens und alle ‚Menschenfreunde' (ich will glauben, daß ihr in Wahrheit Menschenfreunde seid), seht ihr denn nicht, wer mit euch ist? Ver-

steht ihr nicht, worüber sich der Teufel so freut, nachdem er mit euch ein Bündnis geschlossen hat? Hört ihr nicht, wie er über euer heiliges Zeichen lacht: über das Rote Kreuz, das nicht vom menschlichen Blute rot ist?!"...

Russische Gefahr? Man kann ebenso von einer russischen Schande sprechen: von einer Schande für ganz Europa. Denn wir erleben da einen planmäßigen Seelenmord großen Stils. Darüber veröffentlicht der im vorigen Jahre aus Rußland geflohene Mereschkowski soeben ein Buch: „Das Reich des Antichrist" (Drei-Masken-Verlag, München).

*

Die Kronprinzenlegende

Lüge, Haß und Verhetzung beherrschen noch immer die Stunde. Erzbergers Ermordung holt alle üblen Leidenschaften und Triebe auch im Innern gerechtdenkender Männer wieder ans Tageslicht. Das Wort „Monarchist" soll durchaus zum Schimpfwort gestempelt werden; da man der deutschen Offiziersuniform nichts Nachteiliges mehr anhängen kann, versucht man sie mit dem Makel einer volksverderberischen Gesinnung zu behaften. Verwundert schaut man, falls man noch Urteil und Ruhe bewahrt, auf dies wilde Treiben. Verwundert fragt man, auf welcher Grundlage denn nun eigentlich das schon so reichlich verbreitete Gerede von der beginnenden Gesundung des deutschen Volkes aufgebaut war?

Gewöhnen wir uns doch endlich daran, die unerbittliche Wahrheit zu sehen: die schwerste Erkrankung, die ein Volk je zu bestehen hatte, seine seelische Erkrankung, bestehen wir heute. Treu und Glauben sind erstorben, der Egoismus der Partei und der Profite tobt sich wilder denn je aus. Solche Krankheit heilt nicht in ein paar ruhigen Monaten, in denen alle Ruhe auch nur Schein gewesen war. Jahre des Willens zur Genesung sind nötig, ehe die Stunde der Kraft wieder schlägt. Lügen und Legenden führen ein zähes Leben. Stetige Säuberungsarbeit ist unerläßlich.

Gegenüber den Hohenzollern packt man diese Wahrheitsarbeit noch nicht so energisch an wie etwa gegenüber der Schuldfrage. Noch rührt sich keine Hand für Kaiser Wilhelm II.; nur ein Dichter, Karl Rosner, trat für ihn als Zeuge auf; sein Buch „Der König" bereitet den Boden vor, aus dem einst die gerechte Wahrheit emporwachsen wird. Ein großes Unrecht blieb aber in Welt und deutschem Volk bisher ungesühnt: das Unrecht am deutschen Kronprinzen. Man mag politisch zu ihm stehen wie man will: hat man aber ein Anstandsgefühl im Innern, so muß Scham über das Herz rinnen, wie schmachvoll das deutsche Volk sich gegen den Kronprinzen verhielt und noch verhält.

Denn anstatt darauf zu achten, was das Volk vom Kronprinzen sah — in den Zeiten, da es ihn gern sah und seinem Leben zustimmte —, anstatt auf die Zeugenaussagen all derer zu hören, die mit ihm lebten und strebten, warf es sich den planmäßigen Lügen und Verleumdungen, die von Engländern und Franzosen in aller Welt ausgestreut wurden, in die Arme und rührte bis heute noch keinen Finger, das Unrecht der Verbannung nach Wieringen auszugleichen. Schlimmer noch: es sah nicht nur tatenlos der Verbannung zu, sondern es stahl ihm in mordender Legenden- und Lügenarbeit auch noch das Bild seines Wesens, es baute mit an der verleumderischen Kronprinzenlegende, die aus der Angst der Feinde geboren ist.

Warum macht das deutsche Volk diese Angstpolitik mit? Warum verleumden weite Kreise Arm in Arm mit den Feinden den Kronprinzen, während sie doch so viel Stolz besitzen sollten, einen der Ihrigen — denn das ist der Kronprinz wie jeder Deutsche — vor Lügenanwürfen der ehemaligen Feinde zu schützen? Allein aus Parteipolitik. Als Mensch ist der Kronprinz ihnen gleichgültig: Was schadet es, wenn man hier einen Menschen und sein Sein vernichtet um des Prinzipes politischer Parteianschauungen willen, die im Kronprinzen die Gefahr des Monarchismus sehen? Verantwortungsgefühl gegenüber einem Menschen besitzen diese Kreise anscheinend nicht, obwohl sie sich andauernd ihrer „Menschlichkeit" rühmen.

So lange solche Gesinnung ihr Wesen treibt, ist Gesundung nicht zu erwarten. Erst wenn das deutsche Volk wieder fähig ist, auch dem Kronprinzen das Recht auf sein Menschentum und auf sein Deutschtum zuzubilligen, können wir hoffen, daß auch die deutsche Seele auf dem Wege zur Genesung ist. Der Wille, diesem Ziele zuzustreben, darf nicht nachlassen. Das Volk muß den Willen in sich stärken, auch gegen den Kronprinzen eine Pflicht anständiger Menschlichkeit zu erfüllen.

Anständige Menschlichkeit ist ja auch der Charakterkern des Kronprinzen. Wenn man Karl Langes soeben zur rechten Zeit erschienenes, aus eigenem Erleben, aus jahrelanger Kameradschaft geschriebenes Buch „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht" (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) liest, unterscheidet man klar die Welt der Legenden und die Welt der Tatsachen. Hier ist das Hilfsmittel zur Bekämpfung der Kronprinzenlegende. Nützen wir es! Nicht aus Politik: allein aus menschlichem Anstand, aus der Liebe zur Wahrheit heraus!

Dr. Hanns Martin Elster

*

Hermann Müller und Prinz Eitel-Friedrich

Die Sozialdemokratie hat jetzt eine ungeheure Verantwortung. Sie hat, durch eine Verkettung von Ereignissen, die Führung in Händen: wird sie diese Führung festhalten können? Wird sie über die Partei hinauswachsen in ein Reichsgefühl? Wird sie Nationalempfinden in sich aufnehmen?

Einstweilen setzt sie noch die Vertreter des früheren Reichsgebildes kräftig herunter. So hat auf dem sonst durch seine Rechtswendung bedeutsamen Görlitzer Parteitag der Abgeordnete Hermann Müller-Franken gegen die jetzt freilich machtlosen Hohenzollern gewettert. Ob dieser unnötigen und unwürdigen Schimpferei stellt ihn die München-Augsburger Abendzeitung zur Rede:

„Hermann Müller erklärte, die Hohenzollern sollten froh sein, daß die deutsche Revolution es mit ihnen nicht so gemacht habe, wie die russische mit den Romanows; er schwang sozusagen noch nachträglich eine bluttriefende Faust gegen alle Monarchisten überhaupt, nannte den Prinzen Eitel-Friedrich einen Prinzen Eitel-Schieberich und sprach von des Prinzen ‚feistem Hinterfrontbauch'. Hermann Müller selbst hat sich sein Bäuchlein erst nach der Revolution angemästet, war 1914 ein schlanker junger Mann von 38 Jahren, der recht gut in den Schützengraben gepaßt hätte. Aber er ist nicht einmal hinter der Front, geschweige denn an der Front gewesen. Bei Kriegsausbruch war er gerade in Paris eingetroffen, um den französischen Genossen zu versichern, wenn es losgehe, werde die deutsche Sozialdemokratie streiken. Einen so wertvollen Bundesgenossen ließ man, während alle anderen Deutschen in Frankreich und Belgien interniert wurden, ungefährdet wieder von dannen; und so traf er dann am 3. August wieder in Deutschland ein, wo er zu seiner Verblüffung die gesamte deutsche Arbeiterschaft in ‚Augststimmung' antraf. Auch in die veränderte Lage fand er sich hinein. Die Regierung nahm Rücksicht auf seine Gefühle und zog ihn nicht zum Heere ein. Dieser selbe Hermann Müller wollte dann im Februar 1918 den Generalstreik herbeiführen, um auf diese Weise den Krieg mit unserer Niederlage zu beenden; diesem selben Hermann Müller schwoll der rote Kamm vor Stolz, als er dann den Schmachfrieden von Versailles persönlich unterschreiben und später eine Weile sich sogar deutscher Reichskanzler nennen durfte!

Und dieser selbe Hermann Müller, der nie im Feuer gewesen ist, gießt jetzt die Gefäße seiner hetzerischen Beredsamkeit über den angeblichen ‚feisten Hinterfrontbauch' gerade jenes Hohenzollernprinzen aus, der wie ein Berserker an der Front gekämpft hat. Prinz Eitel-Friedrich ist dem deutschen Volke als der Oberst bekannt, der, als der Trommler neben ihm im feindlichen Feuer fiel, selber die Trommel ergriff und den Wirbel zum Sturm schlug. Am Abend des 28. August 1914 bekam der Leutnant Graf von der Goltz nach einem Gefecht den Auftrag, zu erkunden, ob das gegenüberliegende Dorf Colonfay vom Feinde

besetzt sei. Vor dem Dorfe traf er in der stockdunklen Nacht auf den Prinzen Eitel-Friedrich, seinen Regimentskommandeur, der selber bereits den Patrouillengang gemacht hatte und bis ins feindliche Massenfeuer vorgedrungen war. Am 14. September, als bei Brimont ein Durchbruch drohte, stürmte der Prinz an der Spitze des 2. Bataillons des 1. Garderegiments zu Fuß gegen die Franzosen an. Bei keiner Gelegenheit hat er sich etwa hinter der Front verdrückt und gemästet, sondern ist auch als Divisionskommandeur immer wieder vorne gewesen. Sein eigenes, dem Feinde wohlbekanntes Stabsquartier Avricourt wurde zerschossen, später in Templeux la Fosse sein zweiter Generalstabsoffizier neben ihm schwer verwundet, und dann am Damenwege ein ganzer Flügel seines Hauses durch Volltreffer weggerissen, und bei Tage durch Flieger, nachts durch schwere Artillerie allmählich in eine Ruine verwandelt, ohne daß Prinz Eitel-Friedrich das Quartier wechselte. Einen solchen Frontkämpfer wagt es der Hinterfrontstreiker Hermann Müller anzupöbeln, weil er wohl glaubt, seit dem 29. August 1921 es ungestraft tun zu können, seitdem nämlich alle Monarchisten für vogelfrei und alle Knallroten für sakrosankt erklärt sind!"

*

Schwarz-Rot-Gold

Der Flaggenstreit, der unser Volk in den letzten zwei Jahren mehr zerklüftet hat, als nötig war, flammt immer von neuem auf. Allerdings wohl nur, um über ein kleines endgültig begraben zu werden. Die Deutsche Volkspartei wünscht, daß ein Volksentscheid die Rückkehr zu den Farben des bismärckischen Reiches beschließe, und da Zentrum und Demokraten mit von der Partie zu sein scheinen, wird der Wunsch vermutlich in irgend einer Form, wenn schon nicht gerade durch das umständliche Verfahren des Plebiszits, verwirklicht werden. Wie die Dinge liegen, mag es ja wohl auch das beste sein. Wir werden von genug innerem Hader angenagt und zerrissen. Kann man die Reibungsflächen vermindern, so soll man's tun, und auch der Verzicht auf liebgewordene Vorstellungen darf einem nicht zu schwer fallen. Aber manches stille Opfer wird es kosten, und nicht ohne Wehmut und Bewegung werden wir alten Großdeutschen (ihre Zahl ich gebe zu, ist freilich gering: wem krampft sich denn noch wie dem Uhland der Paulskirche bei dem Gedanken an ein Deutschland ohne Alpen und ohne Donau das Herz?) die schwarz-rotgoldene Fahne, die uns Verheißung, die uns fast schon Erfüllung schien, niedergehen sehen.

Man wird es schon aussprechen müssen: das ganze Problem ist von denen, so es in erster Reihe anging, mit einem schier unglaublichen Ungeschick angefaßt worden. Es durfte überhaupt keine Parteifrage werden. Keinen Augenblick hätte der Gedanke aufkeimen sollen, daß man mit dem Flaggenwechsel einen Bruch mit der Vergangenheit vollziehe, daß man der Fahne Schwarz-weiß-rot Valet gebe, weil sie das Banner des kaiserlichen Deutschlands gewesen, und man vor Freund und Feind so auch äußerlich dokumentieren wolle, daß das neue republikanische Staatsgebilde mit dem früheren nichts gemein zu haben wünsche. Nein, aus dem unvergänglichen Besitzstand der deutschen Nation holten wir ein anderes, noch älteres Symbol herauf. Durch bald ein halbes Jahrhundert hatte uns in Freud und Leid, in Frieden und Kampf, in Sieg und Tod die schwarz-weiß-rote Fahne vorangeweht: ein stolzes Panier für das glänzend aufgestiegene und ehrenvoll der Übermacht unterlegene Deutsche Reich. Aber doch eben ein Sinnbild Kleindeutschlands. Nun gingen wir daran, den Traum des alten Ernst Moritz Arndt von des Deutschen Vaterland zu verwirklichen, das größer sein müßte. Und pflanzten das Zeichen auf, unter dem einst die Lützower der Väter Boden vom Landesfeind hatten säubern wollen, und das die Urburschenschafter, die Vereinigung aller deutschen Stämme in gläubig glühender Seele ersehnend, um die Brust sich schlangen. Das war der große Zusammenhang, in den diese Farbenaffäre gestellt werden mußte: der einzige, der ideengeschichtlich in Betracht kam und der den Wandel rechtfertigen konnte. Aber

scheint fast, als ob der talentierte, nur leider allzu vielen Sätteln gerechte Faiseur, der n jene Frist des amtlichen Schriftwesens artete, auf diesen ansehnlichen, im besten inne völkischen und vaterländischen Gedankengehalt gar nicht verfiel. So entspann ch denn ein Hader von abstoßender Häßlichit, beschämend für uns im Innern, lächerlich nd kleinlich für die Zuschauer von draußen.

Wer aber großdeutsch empfand, dem schnitt mit bitterem Weh ins Herz. Alle diese Männer und Frauen, die so hitzig sich bedeten und aufeinander losfuhren, hatten so gar keine Ahnung davon, daß, von den nfängen der Bewegung bis auf den heutigen ag, der geschmähte schwarz-rot-goldene Dreirb für Millionen von Bluts- und Artgenossen s teuere Symbol deutschen Einheitsangs gewesen ist. Für alle, die der Traktat n St. Germain uns von der Seite riß. In r Tschechei und in Jugoslawien, im Sonnennd von Südtirol, im Donautal und an den ängen der österreichischen Alpen — immer nd allerorten hatte in diesem Zeichen sich sammelt, wer zäh und bewußt zu seinem olke hielt und die Hoffnung nicht aufgab, ß trotz 66 und 70 die deutsche Frage so oder noch eine andere, überstaatliche Lösung nden müßte. Als man in Weimar den aggenbeschluß faßte, nahmen sie's wie ein eugelöbnis auf.

Nun sollen die Farben niedergeholt werden nd — ich wiederhole —: wie die Dinge liefen, ag's noch der erträglichste Ausweg sein. er zum melancholisch werden bleibt's doch. nd diesen Reichsdeutschen, die so wenig mit n Stammesbrüdern jenseits der Grenze hlen, kaum etwas von ihnen wissen, trauen e Feinde noch immer pangermanische Geite zu!

Dr. Richard Bahr

NB. Wenn wir ein „Groß-Deutschland" iren statt ein Klein- und Kleinst-Deutschnd, zerrissen im Innern, zerfetzt am Rande wir würden auch unsrerseits dem an sich ht beachtenswerten Gedankengange des rfassers folgen. Vorerst ist der Streit um Flagge ein Wasserstandszeichen für unsern angel an großpolitischem Instinkt. Es ist rigens von Deutschen im Ausland (Südamerika, Mexiko) eine Unmenge Telegramme für Beibehaltung der Schwarz-weiß-rot-Handelsflagge beim Generaldirektor Cuno der Hamburg-Amerika-Linie eingegangen. Die französische Trikolore hat alle Wandlungen des letzten Jahrhunderts überstanden ... D. T.

*

Französische Autoren wieder auf deutschen Bühnen

Wir sind also wieder soweit. Die französischen Boulevardstücke machen sich wieder auf deutschen Bühnen breit. In Berlin haben das Deutsche Theater, das Kleine Schauspielhaus, das Theater am Nollendorfplatz, Meinhardt und Bernauer bereits wieder Stücke französischer Autoren angenommen. Am Rhein, in Oberschlesien, an allen Ecken und Enden werden wir von diesem gehässigsten Feinde Deutschlands erbärmlich drangsaliert — und dennoch fließen wieder deutsche Gelder für ihre meist mäßigen und flachen, die Sinne kitzelnden Stücke aus den Taschen unsrer Theaterbesucher nach Paris! „Es wäre interessant zu erfahren," schreibt der „Schriftsteller" (Zeitschrift des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller), „welche deutsche Autoren nun in Paris gespielt werden." Und fügt mit Recht hinzu: „Es muß leider befürchtet werden, daß sich bald auch die letzten deutschen Bühnen den ernsten deutschen Autoren verschließen werden" — zugunsten französischen Kitsches.

Läßt sich die Kritik diese widerlichen Zustände gefallen? Wir bitten die anständige Presse, diese französischen Schmarren so knapp wie möglich abzutun und nicht durch breite Besprechungen zu empfehlen, wie das die Herren Berichterstatter aus Berlin leider vielfach wieder ins ganze Reich hinaus zu melden pflegen.

Und das Publikum?

Die „Tägl. Rundschau" kennzeichnet die Sorte von Menschen, die in solchen französischen Stücken zu sitzen pflegt:

„Das Publikum war, wie gesagt, begeistert; aber zu Ehren Berlins muß gesagt werden, es war doch ein etwas ungewöhnliches Pre-

mierenpublikum. Hinter mir einige Damen, die sich erzählten, daß sie jetzt für den Monat 2500 Mark kriegen, weil sich ihre Bureauchefs offenbar in sie verliebt hätten. Vor mir einige Damen, die damit renommierten, daß der Platz bei der letzten Operette sie ‚pro Nase' 110 Mark gekostet hatte. Und so. Die Herren waren entsprechend. Kam auch nur die Andeutung einer Zote, kreischten die Damen, wieherten die Herren. Einige schielten dazu, andere verloren Pralinés dabei, und alle dufteten überwältigend."

*

Studentennot und Verbindungshäuser

Die Anregung von H. Roquette im Septemberheft des „Türmers", man möchte die Verbindungshäuser verkaufen oder vermieten, um einem Teil der studentischen Not abzuhelfen, hat Widerspruch erfahren.

„Es wird dabei übersehen," schreibt man uns, „daß die studentischen Verbindungshäuser nicht nur Kneipen oder Vergnügungsstätten sind, sondern daß ihnen daneben eine heutzutage nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Aufgabe zukommt. Das Haus bietet den etwa dreißig Angehörigen einer Verbindung ein Heim, das der einzelne Student sich heute nicht zu schaffen vermag. Grade in der kälteren Jahreszeit kommt dies zur Geltung; es gibt nur wenige, die sich heute ein warmes Zimmer leisten können. Aus diesem Bedürfnis heraus sind ja auch die Studentenheime entstanden." ..

Ähnlich ablehnend schreibt Dr W. A. Krannhals („Mitteld. Ztg."):

„Die Studentenhäuser, mit großen Opfern der Alt-Herrenschaft gebaut und erhalten, sind gleichsam der feste Kern der Gesamtverbindung geworden, der Sammelpunkt der Aktivitas, das Absteigequartier der Alten, die Stätte, wo die wertvollen alten Archive und all' die Dinge aufbewahrt werden, an die sich die oft hundertjährige Geschichte der Verbindung knüpft. Diese Häuser sind somit Träger der Tradition, sie sind das Band, das Alte und Junge zu dem eigenartigen Einen knüpft, das die studentische Verbindung über die Universität hinaus zu einem lebendigen Körper werden läßt, dessen völkische und moralische Kraft wir in der Erziehung unserer Jugend und unseres Volkes nicht missen möchten. Aber mehr als das, da ja nun einmal dem Materiellen heute fast immer ein Mehr vor dem Ideellen eingeräumt wird: Schon vor dem Kriege, mehr aber noch nach ihm bot das Verbindungshaus den aktiven und inaktiven studierenden Angehörigen der Verbindungen eine stete Aufenthaltsstätte, da daß sie nicht mehr so häufig wie früher gezwungen sind, ein Wirtshaus aufzusuchen, wenn das Verlangen nach Gemeinschaft die Studenten zusammenführt. Die meisten Verbindungen haben zudem nicht nur einen billigen Mittagstisch eingerichtet, sondern fast alle Mahlzeiten können jetzt zumeist auf eigener Verwaltung auf den Häusern zu einem Preise eingenommen werden, wie er im Gasthaus nicht möglich ist. Zudem besitzen manche Verbindungshäuser eine Reihe Einzelzimmer, die an Aktive vermietet werden." ..

Wir gestehen, daß uns diese Einzelfrage nur insofern verzeichnenswert schien, als sie die Erörterung der studentischen Not wacherhalten hilft. Vor allem wichtig ist uns die sittliche Gesundung der studentischen Lebensweise insgesamt und des Verbindungswesens insbesondere.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Maria mit dem Schmetterling — Franz Stassen

Beilage zum Türmer

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. | Dezember 1921 | Heft 3

Die Weisen aus dem Morgenlande

Vom Herausgeber

Wir hatten auch in Weimar unsren Inder. Im Nietzsche-Archiv, vor etlichen geladenen Gästen, sprach nicht Rabindranath Tagore, wohl aber ein Vertreter des mystisch und pantheistisch gestimmten Sufismus, Murshid Inayat Khan, sprach und sang in fremder Zunge ein herzliches Evangelium allgemeiner Menschenliebe.

Wir würden diesen freundlichen Besuch wohl kaum zum Ausgang unserer Betrachtung nehmen, wenn er nicht ein Zeichen der Zeit wäre. Einige Tage zuvor erlebten wir von anderer Seite her einen verschwommenen Vortrag über „Mystik", wobei von Heraklit über Buddha und Jesus bis Spinoza im Handumdrehen eine allerliebste Einheit hergestellt war. Ähnlich sprach der Inder. Der geschichtlich erfahrene Zuhörer wurde hier wie dort an jenen sogenannten „Synkretismus" oder Religions-Mischmasch des ausgehenden hellenistischen Zeitalters erinnert, wo Mithras- oder Isiskult neben Christusverehrung und allerlei antikem Götterglauben Vielherrschaft ausübten.

Dies alles ist nun aber nicht mehr schöpferisch sich auswirkende Religion, sondern Religionszerfall einer Spätkultur: Auflösung in ästhetisches Gedankenspiel. Das ist die Gefahr der gegenwärtigen Geistesverfassung.

Was der Inder sprach, war liebenswürdiger Dilettantismus. Als er aber dann sein seltsames Instrument ergriff und ebenso seltsame sakrale Hymnen sang, innerlich, eindrucksvoll, in langgedehntem, oft fast summendem Ton — ja, da

hatten wir das Gefühl: hier ist er in seinem Wesenselement. So konnte man sich diesen mild und gütig blickenden gebräunten Mann unter seinen Palmen und Bananen in tropischer Schwüle vorstellen.

Jener moderne Zug zu einer gleichsam interreligiösen Mystik birgt einen eigentümlichen Denkfehler. Das Wesen liebender Verehrung ist dem Gefühl nach allerdings überall dasselbe; dies will der moderne Esoteriker sagen. Er meint den Gemütszustand, wie er schon zwischen Kind und Mutter, zwischen Sohn und Vater, zwischen jüngerem und reiferem Freund auch mitten in der Welt bestehen kann. Dieser Zustand ist überall verehrungswürdig. Auch im religiösen Menschen ist dies der Gefühlskern: die Liebe zu allem, was wir als gut und göttlich empfinden. „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident." Überall und in vielen Formen kann das Geheimnis der Liebe in guten Herzen walten. Auch aus diesem Inder hat es uns angeweht.

Etwas anderes ist es dann aber mit der Religion als Lebensgestaltung. Da ist es durchaus nicht mehr „gleichwertig", ob ich wie ein Wilder in dumpfer Verehrung vor einem Fetisch verharre, wie ein vorchristlicher Heide vor einem kunstvollen Götterbild knie oder zu den tiefsten Erkenntnissen vordringe. Da ist es auch nicht belanglos, ob ich Mithras oder Jahwe oder Christus verehre. Dann wäre ja das Christus-Ereignis allerdings überflüssig. Dann wäre des Heilands Erscheinung nur eine Wiederholung des Buddha oder des Laotse oder sonst eines weisen Religionslehrers. Dann ist es in der Tat gleichgültig, ob ich Christ oder Jude oder pantheistischer Sufi bin. Die Unterscheidungskraft ist in diesem Falle verkümmert; die Entwicklungsmöglichkeit zu reinerem Schauen und Glauben desgleichen. Die Vorstellungen fließen ineinander, schwächen sich gegenseitig, berauben sich ihrer besondersartigen Kraft und Schönheit. Keine siegt.

Wir erleben dann dasselbe Schauspiel wie bei verschwommenem Internationalismus. Statt ruhig-bewußten Deutschseins und vollbewußten Christseins in edelfreien Formen zieht man sich von beidem schamhaft zurück, um ja andre nicht zu verletzen oder ja nicht als beschränkt zu gelten. Diese zerfließenden Menschen verleugnen Christus, wie sie ihr Vaterland verleugnen. Die Schönheit einer edlen Charakterfestigkeit ist ihnen verborgen. Sie wissen gar nicht, daß man andere Religionsformen und anderes Nationalbewußtsein nur dann achtend nachfühlen kann, wenn man selber klares Gefestigtsein erlebt und betätigt. Wahre Duldung setzt eigene feste Überzeugung voraus. Milde und Würde läßt sich sehr gut vereinigen mit ruhiger Überzeugungsstärke.

Der Meister europäischer Menschheit, soweit sie religiös empfindet, ist nun einmal Christus. Die Evangelien sind die Urkunden, die von ihm erzählen. Wulfila, der Heliandsänger, Luther haben sich um Eindeutschung dieser Urkunden bemüht. In feinster Symbolik hat die sogenannte germanische Mystik (Eckehart, Tauler, Seuse, die teutsche Theologie, Böhme, Angelus Silesius) das Geschehnis von Bethlehem und das Mysterium von Golgatha vertieft. Das ist alles so nahe, so im Handbereich, so rein und schlicht in all seiner herzlichen Tiefe, daß wir wahrlich weder Inder noch Chinesen brauchen, obschon wir natürlich die Gäste aus einer vornehmen Empfindungswelt nicht unvornehm empfangen werden.

Wir wissen auch bei uns, daß Göttliches nicht an den äußeren Ort gebunden ist. Das Lichtkind kann in jedem Herzen seine Krippe finden. In uns allen ist Erlösenswertes; in uns allen wartet eine Sehnsucht auf den Besuch des Gottesstrahles. Weihnacht, das Fest der Liebe, ist der äußere Anreiz, uns zu üben im Schenken, im Freudemachen, im Wieder-Kind-sein. Es ist eine wundervoll ausgearbeitete Symbolik in all diesen Festen, die sich gern den Natur-Gezeiten anpassen, doch auf Zustände oder Vorgänge der Seele abzielen. Wie das Licht der Natur kommt und warm und hell macht: so findet im Herzen eine Sonnenwende statt. Wir freuen uns und wir trauern; das Kirchenjahr ist ein Seelenjahr von Geburt zu Grab und Auferstehung nebst pfingstlicher Geistesbefruchtung.

Viele Kräfte sind an der Arbeit, diese ruhige, sichere, stete Einstellung auf den Meister und die mit ihm verbundene religiöse Symbolik Europas aufzulösen. Wir sollten groß und frei genug sein, Katholiken und Protestanten, uns vor dem Kind in Bethlehem zur Einheit zusammenzufinden!

Es kommen jetzt wieder „Weise aus dem Morgenlande" wie einst. Aber sie beten unser Lichtkind nicht an. Sie lenken uns vom deutschen Christkind ab, verdunkeln uns diesen leuchtenden Mittelpunkt — und stellen uns mit liebenswürdiger Gebärde eine Reihe von Gottheiten vor, die alle „im Kern dasselbe wollen". Das läuft auf eine Phrase hinaus. Diese Inder huldigen doch selber einem in sich geschlossenen religiösen System mit Gebeten und Hymnen. Und jene für den denkenden Kenner beinahe platte religionsphilosophische Tatsache, daß es viele Tore zur Stadt Gottes gibt, ist nicht das Entscheidende: — sondern daß ich *eintrete*. Und eintreten kann ich nur durch *eins* dieser Tore.

Unsere Pforte zum Leben aber heißt Christus. Die von ihm ausgehende Strahlenkraft ist die geistige Sonne der europäischen und der von Europa aus befruchteten Frömmigkeit. Europas Kultur aber führt die Welt. Und so darf man — wie ich es in meinem dreibändigen Werk versucht — Jesus Christus als „Meister der Menschheit" verehren. Womit wir keinerlei Mißachtung irgendeiner andren Glaubensform verbinden, sondern nur ein Bekenntnis aussprechen.

Der Samenkern von Bethlehem ist ein Baum geworden. Der Baum schien auf Golgatha als Kreuz zu verdorren. Doch aus dem Stamm blühen lebendige Rosen — und er hat seines Wachstums volle Schönheit noch lange nicht erreicht.

Im Winter · Von Reinhold Braun

Nun spinnen die weißen Fäden
dichter sich über das Land.
An unsern Fensterläden
tastet's wie fremde Hand.

Nun wandert mit hohlem Gesange
Wind durch die kalte Welt.
Wir lauschen innerem Klange,
in Liebe einander gesellt.

Nun gehn der heiteren, freien
Herzen Türlein auf;
es blühen wie Rosen im Maien
Lieb-Innigkeiten herauf.

Es ist ein schönes Gleiten
dahin in Stille und Traum.....
Und alle Weihnachtszeiten
leuchten am Weltenbaum.

Friedrich Stromer-Reichenbach, der Kopernikus der Weltgeschichte

Von Studienrat Diepold (Amberg i. Oberpfalz)

I. Allgemeines.

In der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes taucht immer wieder der Glaube an die Vorherbestimmung des Schicksals auf. Ich erinnere nur an die griechischen Tragiker, an Augustinus, Kalvin, Schiller (Braut von Messina).

Verwandt mit dem Schicksalsglauben ist der Glaube an die Wiederkehr des Gleichen. Diese Ideen begegnen uns bei Vorsokratikern und erlebten eine Wiedergeburt in Nietzsche.

Diesem sind solche absonderlichen Gedanken sehr übel vermerkt worden. Doch nur mit bedingtem Recht! Denn er hat damit eine der tiefsten Wahrheiten des Lebens wenigstens — geahnt. (Vgl. Kralik, Die neue Weltperiode. Heft 5 der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren; 1908, Hamm i. W.)

Zu ähnlichen Ansichten, aber zugleich zu dem unerhört kühnen Unternehmen, weltgeschichtliche Ereignisse der Zukunft wissenschaftlich vorauszuberechnen, gelangt Friedrich Stromer-Reichenbach mit seiner in 23jährigen Ringen geschaffenen „Historionomie".

Stromer, von Kemmerich und Lhotzky als „der Kopernikus der Weltgeschichte" bezeichnet, stützt sich bei seiner Erfindung auf das gewaltigste geschichtsstatistische Rüstzeug, das je geschaffen wurde. Mehr als 60 000 Daten aus der Geschichte aller Länder und Völker hat Stromer selbst gesammelt und überprüft. Durch deren vergleichende Verarbeitung hat er gefunden: Die Entwicklung der Menschheitsgeschichte vollzieht sich nach bestimmten Gesetzen — wie der Lauf der Gestirne fest geregelt ist. Die Gesetze letzterer werden erforscht durch die Astronomie, die Entwicklungsgesetze der Geschichte durch die Historionomie.

Mit weltumspannendem Geiste teilt Stromer die ganze Menschheit in Völkerkreise, die Träger der Entwicklung. Wenn nun in der Geschichte eines solchen Völkerkreises „zwei einander entsprechende Ereignisse im Abstande von etwa drei Jahrhunderten sich folgen, so darf man mit ziemlicher Sicherheit nach weiteren drei Jahrhunderten ein drittes, verwandtes Ereignis erwarten": Gesetz des internen Parallelismus.

Als Beispiel dafür führe ich aus dem Gebiete der innerstaatlichen Entwicklung Deutschlands folgende rhythmische Entwicklungsreihe an: Um 900 Erneuerung des Stammesherzogtums, 1231/32 das Statutum in favorem principum als reichsgesetzliche Grundlage des Territorialfürstentums, ab 1525 der Landesherr summus episcopus der lutherischen Landeskirche, ab 1816 konstitutionelle Monarchien.

Also eine Wiederkehr des Gleichen gibt es nicht. Aufgabe der Menschheit ist ja der Fortschritt. Wohl aber kommt, „wenn die Zeit erfüllet ist", eine neue Welle der gleichen Entwicklungslinie, wobei mitunter einzelne gleich

Momente der Entwicklung sich wiederholen. Aber im allgemeinen wiederholt sich die Geschichte nicht.

Außer dem internen Parallelismus fand Stromer, daß die Völkerkreise in ihrer Entwicklung einander in bestimmter Reihe folgen, im ungefähren Abstand von anderthalb bzw. drei Jahrhunderten in dieselben Fußtapfen der Entwicklung treten: Gesetz des externen Parallelismus.

Als interessantestes Beispiel hiefür sei Stromers rhythmische Reihe der großen europäischen Revolutionsperioden im ungefähren Abstand von anderthalb Jahrhunderten und mit ebensolanger Dauer angeführt: Im ersten, griechischen Kreis 1182—1328, im zweiten, italischen 1342—1498, im dritten, iberischen 1519—1668, im 4., angelsächsischen 1637—1783, im fünften, gallischen 1789 bis (nach Stromer) etwa 1937, im sechsten, teutonischen ab 1918.

Das Gigantische an Stromers Geist ist nun, daß er sagt: Haben solche feststehende Gesetze die Menschheitsgeschichte in der Vergangenheit beherrscht, so werden sie auch die Zukunft beherrschen. Kennen wir aber die Gesetze, so bringen wir auch Licht in das Dunkel der Zukunft der Menschheit.

Solche Berechnungen zukünftiger Ereignisse hat er in seinen Schriften eine Menge veröffentlicht.

Stromer fand auch noch andere die Geschichte beherrschende Gesetze, hat sie aber noch nicht weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Seine das europäische Denken umstürzenden Ideen hat er niedergelegt in seinen Schriften: 1. „Deutsche, verzaget nicht! Eine geschichtsphilosophische Prophezeiung zum Weltkrieg.“ Herbst 1914. 16 Seiten, 1.20 *M*. 2. „Was ist Weltgeschichte? Zukunftsgedanken.“ 1919. 49 S., 4.20 *M*. 3. „Was wird? Vorausberechnung der deutschen Revolutionsentwicklung.“ 1919. 56 S., 4.20 *M*. Sämtlich Haus Lhotzky-Verlag, Ludwigshafen a. B. — Ein großes Tabellenwerk, das die erwähnte Geschichtsdatenstatistik „mit den sich von selbst ergebenden Schlüssen“ enthält: „Gesetze der Weltgeschichte“, wurde im Herbst 1913 durch Konkurs eines Münchener Verlages am Erscheinen verhindert. Nun ist der Text in Neubearbeitung und wird hoffentlich 1922 erscheinen. Er soll eine eingehende Begründung seiner Entdeckung bringen.

Diese mit unserer herrschenden Ideenwelt noch gänzlich unvereinbaren Gedankengänge Stromers verlieren ihre Absonderlichkeit an folgendem Beispiel.

II. Deutschlands Zukunftshoffnung.

Ich habe gefunden: Die Entwicklung Deutschlands seit 1815 zeigt eine auffallende Gleichheit mit der Entwicklung der Reformation ab 1517.

Ich führe dies nachstehend aus mit dem Vorbehalt, daß man mir nicht meine rein sachlichen, geschichtsstatistischen Versuche religionspolitisch mißdeute. Gegen solche Unterstellungen müßte ich nachdrücklichst Verwahrung einlegen.

Man wird sehen: Beide Entwicklungen verlaufen mit ihren einzelnen Stufen gleich, in etwa gleichen Zeiträumen. Aber eine „Wiederholung“, völlige Gleichheit, findet nicht statt. Vielmehr zeigt die Entwicklung Deutschlands eine Gabelung

in zwei Äste (Stromer hat für diese häufig wiederkehrende Erscheinung den Aus druck „Spaltung" geprägt): Hier laufen die innerpolitischen Verfassungskämpf (nachstehend mit b bezeichnet) neben a her: den Einigungsbestrebungen und den Hineinwachsen Deutschlands in Weltpolitik.

Entstehung beider großer Volksbewegungen:

1517 Luthers Auftreten.

1815 a) Einigungsbestrebungen im deutsche Volk.
b) „Ständeversammlungen" vom Wiene Kongreß versprochen.

Wie jede neue Idee machen sie zunächst große Fortschritte:

ab 1525 Gründung protestantischer Landeskirchen.

1532 Vorläufige Duldung des Prot. im Nürnberger Religionsfrieden.

ab 1534 Übertritt weiterer Landesfürsten zum Protestantismus.

1816—19 b) Verfassungen in 4 süd- u. mitte deutschen Staaten.

1830—33. Desgleichen in 4 mittel- u. wes deutschen Staaten. —

1828 a) Süddeutscher Zollverein.

1833 Preußisch-deutscher Zollverein.

Aber jede Kraft erzeugt Gegenkraft, Aktion gebiert Reaktion:

1524 Zusammenschluß der kath. Fürsten.

1529 Verbot jeder Neuerung.

1534 Gründung des Jesuitenordens.

1535 Beginn der Gegenreformation.

1819 Karlsbader Beschlüsse gegen „demokra tische Umtriebe".

1832 Unterdrückung von Preß- u. Versamm lungsfreiheit durch den Bundestag.

1834 Wiener Ministerkonferenzen: Beschlu neuer scharfer Maßnahmen.

Zusammenstoß beider Kräfte: Vorläufige Niederlage des Neuen.

1848 b) Meist erfolgreiche Erhebungen in Kampf um die Verfassung. Mit den Jahre 1850 u. 61 Abschluß der Verfassungskämpfe

1848/49 a) Frankfurter Parlament: Groß deutsche gegen Kleindeutsche.

1849 Dreikönigsbündnis (Preußen, Sachsen Hannover) zwecks Gründung einer klein deutschen Einheit; erweitert

1850 zur Union.

1546/47 Schmalkaldischer Krieg: Besiegung des Protestantismus.

1850 Konflikt zwischen Nord- und Süddeutsch land; beigelegt in den Olmützer Punktatio nen: Auflösung der Union, Preußens Unter werfung unter Österreichs Vorherrschaft.

Aber der Rückschlag ist nur ein vorübergehender; bald macht er einer ge waltigen Aufwärtsbewegung Platz, die zum Siege des Neuen führt:

1552 Vorläufige Religionsfreiheit f. die Prot.

1555 Anerkennung des Protestantismus als gleichberechtigt.

1556 Karl V., der erbittertste Gegner des Protestantismus, entsagt der Herrschaft.

1864 Schleswig-Holstein dem Deutschtum zu rückgewonnen.

1866 Preußens Sieg und Ausdehnung. Grün dung des norddeutschen Bundes. Bündni mit den Süddeutschen: Verwirklichung de kleindeutschen Einheit.

An diesen entscheidenden Sieg knüpfen sich beiderseits **weitere Erfolge:**

1560—1600 etwa Gewinnung der meisten norddeutschen Bistümer für die Reformat.

1871 Gewinnung Elsaß-Lothringens; Gründung des Deutschen Reiches.

ab 1884 Gewinnung der Kolonien: Deutschlands Hineinwachsen i. die Weltmachtpolitik.

Je näher wir aber der Gegenwart kommen, um so staunenswerter wird die Gleichläufigkeit der Entwicklung. Die großen Erfolge des Neuen wecken eine eben so große Gegnerschaft. So folgt der **Aufmarsch zum gewaltigen Entscheidungskampf:**

1608 Zusammenschluß der Prot. zur Union.
1609 Zusammenschluß der Kath. zur Liga.

1902 Erneuerung des Dreibunds.
1904 Gründung der Entente.

Doch man scheut noch die furchtbare Auseinandersetzung, so kommt es beiderseits nochmals zu einer **vorläufigen Verständigung**, und die drohende Kriegsgefahr wird ein letztes Mal beschworen.

1609—14 Jülisch-Klevescher Erbfolgestreit werden beide beigelegt.

1906—11 Marokkostreit zwischen Deutschland und Frankreich.

Aber die Gegensätze gehen weiter, so kommt es schließlich doch zum **Ausbruch der Katastrophe:**

1618 durch den Prager Fenstersturz.

1914 durch den Fürstenmord von Serajewo.

Auch das — **vorläufige** — **Ergebnis des Kampfes** ist das gleiche:

1629 Obsieg des Katholizismus über den Protestantismus.

1919 Obsieg unserer Feinde in Versailles.

* * *

Ich habe nun an Ostern 1921 gefolgert: Wenn dieser auffällige Gleichlauf nicht Zufall ist (ich kann mich diesem Glauben bei aller Vorsicht nicht entziehen!), so dürfte der Parallelismus über die Gegenwart hinaus weitergehen:

Die Protestanten erlitten nach 1629 noch einen furchtbaren Schlag durch Fall und Vernichtung Magdeburgs 1631. Aber schon im nächsten Jahr wird die Liga niedergeworfen, und zwar durch das Ausland, durch Schweden, das sich, die Rettung des Protestantismus vorschützend, in Wirklichkeit zur eigenen Machterweiterung, in die Kämpfe gemischt hatte.

Dementsprechend nahm ich für Sommer 1921 eine große deutsche Not an (veröffentlicht in der „Kieler Zeitung" Nr. 245 vom 29. 5. 21). Es folgte in der Tat das Unglück von Oberschlesien mit der traurigen Deutschenverfolgung, die Wirtschaftssanktionen und die daraus folgende große wirtschaftliche Not.

Aber gerade deswegen, weil wir zurzeit die Parallele zum Falle Magdeburgs erleiden müssen, glaube ich zuversichtlich, daß auch bei uns die Rettung nachfolgen wird.

Und zwar vermute ich, daß unsere Feinde durch schwere eigene Nöte gezwungen werden, von uns abzulassen. Welcher Art diese Schwierigkeiten sein werden, werde ich später einmal ausführen.

Das Rotschwänzchen

Von Gustav Schröer

Grüngoldenes Sonnenlicht liegt über dem Klassenzimmer und flimmert über den Köpfen der zehnjährigen Mädel.

Es ist schwer, in Licht und Duft auf die schwarz befrackten Buchstaben acht zu haben und sich sagen zu lassen, was die Landstraße a Traurigem zu erzählen weiß, wenn draußen die Freude auf allen Gassen Galopp reitet

Die Mädel aber werfen doch gehorsam nur dann und wann einen sehnsüchtigen Blick in den Sonnentag. Sie zwingen die lustig pochenden Herzen unter das ernste Muß der Arbeit.

Klara Neuberg, die Lehrerin, spränge selber viel zu gerne hinaus aus Staub und Mühsal. Wenn man fünfundzwanzig Jahre ist, und das Leben jauchzend durch die Adern rollt! Sie sieht die sehnenden Blicke, aber sie übersieht sie. Es geht so wunderschön voran, und was man einem Sonnentage opfert, das holt man an Regentagen doppelt wieder ein. Es geht lustig vorwärts. Wenn nur das Sorgenkind nicht wäre!

Ein hageres Körperchen und ein unordentlicher Wuschelkopf. Barfuß, ein einziges Kittelchen auf dem Leibe. Im Gesicht zwei große, schwarze Augen und in den Augen einen herben Trotz. Altkluge Augen, denen die Liebe ein Märchen ist. Augen, die nur den schmutzigen, liebeleeren Alltag der verwahrlosten Dachkammer kennen. Das Leben hat für Anna Ziegler keine einzige Weihnachtsstube mit einem verräterischen Schlüsselloche, durch das Kerzenschein ins Kinderauge lacht.

Anna Ziegler ist niemals bei der Sache. Es gibt kein Fach, das sie zu fesseln vermöchte, aber es gibt auch keine Stunde, die nicht einen überraschenden Augenblick brächte. Auf einmal fliegt ein Funke in die Kindesseele, eine Flamme zuckt auf. Irgend etwas Unerwartetes geschieht. Eine ungewöhnlich reife Antwort, ein Widerspruch, eine Frage aus frühreifem Kindergemüt.

Anna Ziegler sieht zum Fenster hinaus. Nicht einen Augenblick, nein, sie geht den Buchstaben überhaupt nicht nach.

Die Lehrerin ruft sie. Das Kind sieht ihr trotzig ins Gesicht. Dreimal, viermal. Es steht hinter der Tafel in der Ecke und starrt gegen die Wand.

Das Sorgenkind! Wenn es der jungen Lehrerin nur nicht so leid täte, wenn sie nur nicht ahnte, daß dennoch Edelgut in dem Kinde liegt. Alle erlernte Weisheit versagt. Die Kindesseele sitzt in einem Gefängnis. Wo ist der Schlüssel dazu? –

Lachen und Jagen im Schulhofe. Anna Ziegler lehnt allein an der Mauer. Sie sucht keine Freundschaft und bringt keine dar.

Die Lehrerin steht im Kreise der Kollegen. Da bringt der jüngste ein Rotschwänzchen, das ein Beinchen brach.

„Das ist doch was für Sie, Fräulein Neuberg?“

Sie hat das Tierchen in der Hand, sie nimmt es mit ins Klassenzimmer, um es hernach heimzutragen und ihre Kunst an ihm zu versuchen.

Bevor sie aufs neue unterrichtet, zeigt sie das Tierchen ihren Mädeln.

„Seht doch mal, Kinder, so was Niedliches. Was das arme Tierchen vor uns großen Menschen für Angst haben mag. Und wir wollen es doch bloß lieb haben. Ich will versuchen, ihm das Beinchen zu heilen, und dann lassen wir es fliegen."

Die Schule ist aus, die Kinder gehn. Anna Ziegler stockt.

„Nun, Kind?"

„Die andern müssen erst draußen sein." Dann: „Ich tät den Vogel gerne mit heim nehmen."

Dabei ein Paar ganz tiefe, dunkle Augen. Die Lehrerin stutzt: Hat sie den Schlüssel zu dem Gefängnis der Kindesseele in der Hand?

„Was willst du denn mit dem Tierchen, Anna?"

„Ich tu' ihm das Bein einbinden."

Klara Neuberg nimmt das Kind an der Hand. „Komm mit mir, wir wollen das zusammen machen."

Sie treten in die Wohnung der Lehrerin.

Das Kind läßt die Augen rundum gehn und befühlt das blanke Klavier mit scheuen Fingern. „Fein bei Ihnen, Fräulein."

Anna Ziegler hat geschickte Hände. Das Beinchen ist geschient, die Schienen sind mit Heftpflaster umklebt und gewickelt.

„Wollen wir das Tierchen nicht doch lieber hier lassen?" Da ist die Sonne in den Kindesaugen erloschen.

„Nein, Kind, wenn du es lieb haben willst, dann nimm es mit."

Am andern Morgen, ganz heimlich und vertraut: „Fräulein, es hat siebzehn Fliegen gefressen."

„Hast du es denn lieb?"

Anna Ziegler nickt und wird rot. Kein Mensch hat ihr je vom Liebhaben geredet. Sie hat niemand lieb haben dürfen. Liebhaben gehört nicht in eine Dachkammer.

Da wohnt die grausame Nüchternheit. In der ist immer Winter, auch wenn die Dächer glühen. Den Tag lang das Reich eines Kindes, um das keine Seele sorgt, am Abende die Herberge zweier Menschen, die ewig unzufrieden sind, vor denen sich das Kind ins Bett stiehlt, die es niemals vertraute Zwiesprache halten hört, vor denen es sein Geheimnis, seine Liebe, verbirgt. — —

„Fräulein, es kann schon ganz gut auftreten. Hüpfen tut es auch schon."

„Wieviel Fliegen hat es denn gestern gebraucht?"

„Dreiundsechzig! Och, was das überhaupt frißt!"

„Du möchtest es wohl gerne behalten?"

„Nee. Im Winter sind keine Fliegen da und ..." Das Gesichtchen wird grau. Die liebeleere, kalte Dachkammer und ein so herziges, kleines Tierlein!

„Nicht traurig sein, Kind. Die Tierlein müssen frei sein. Noch drei oder vier Tage, dann lassen wir es fliegen."

„Aber bei Ihnen, Fräulein."

„Ja, bei mir."

In all den Tagen war kein hartes Wort nötig. Das Kind ging unter dem Segenshauche des Liebhabens. Die Gefängnistür war aufgesprungen, und siehe, dahinter glitzerte und gleißte es von lauter hellwacher Freude.

Das Rotschwänzchen ist geheilt.

„Heute nachmittag komme ich, Fräulein."

„Ist es ganz gesund?"

„Ganz, und es frißt mir aus der Hand und fliegt mir auf den Kopf."

Die Nachmittagssonne malt lauter feine Ringe auf die Tassen; Klara Neuberg hat Schokolade gekocht. Anna Ziegler und das Rotschwänzchen sind ihre Gäste. Das Vöglein fliegt im Zimmer hin und her, es setzt sich auf des Kindes Scheitel und nimmt ihm Krümchen aus der Hand. Ganz Sonne ist das Mädel und, wahrhaftig, sein Kittelchen ist sauber und seine Haare sind gestrählt.

Es geht ans Scheiden. Ein feierlicher Augenblick. Die Lehrerin hat das Fenster weit geöffnet. Das Kind tritt mit vorsichtigen Schritten heran, das Vögelchen sitzt ihm auf dem Scheitel. Husch, das Rotschwänzchen badet sich im Sonnenlicht und fliegt auf den Dachfirst. Ziwitt, hab' Dank! Da ist es über die Dächer geflogen.

Ganz still steht das Kind, ganz still und starr, und die Lehrerin fühlt ihr Herz klopfen. Schlägt die Gefängnistür wieder zu?

Anna Ziegler wischt hastig über die Augen. Als sie sich wendet, hat sie wieder das abweisende, schmerzhaft nüchterne Kindergesicht.

„Nu will ich wieder gehn."

„Nein, Kind, jetzt plaudern wir erst noch ein wenig."

Klara Neuberg setzt sich und legt den Arm um die schmalen Schultern des Kindes.

„Du hast das Vögelchen lieb gehabt?"

Das Mädchen nickt, und seine Lippen zucken.

„Das Vöglein hast du hingegeben. Ich weiß zwei, die dir bleiben, die du auch noch viel lieber haben kannst als das Tierchen. Du hast Vater und Mutter."

Da weint das Kind ungestüm laut auf. Der hagere Körper schüttert. Im lauten Weinen wirft es die Arme um der Lehrerin Hals: „Fräulein, ich tät dich gerne lieb haben!"

Klara Neuberg küßt die heißen Kinderaugen. „Kind, du liebes, armes!"

Es ist ein Leben vom Erfrieren gerettet.

Mein Leben darf keine Lüge sein!

Von Anna Pawlick

Mein Leben darf keine Lüge sein!
Ich will es in alle Winde schrei'n:
Mein Leben darf nicht in nichts vergehn —
Was echt und wahr dran, muß bestehn!
Ich will's erstreben mit jedem Tropfen Blut,
Ich will drum ringen mit allerheißester Glut — —
Und was ich auf Erden errungen habe,
Es lebt, lebt — — bin ich auch längst im Grabe!

Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Silberblick

Am „Silberblick" führt mein Weg vorüber. Schöner Name für diesen freien Ausblick über das breithin gelagerte Stadtbild! Es stehen dort auf offener Hochfläche allerlei leichte, anmutige, winddurchpfiffene Gartenvillen, von silberner Himmelsluft umflossen, von der Sonne kräftig besucht. Und ihnen vorgelagert das ernste Haus, wo Friedrich Nietzsche erloschen ist.

Der Blick aus dem Nordfenster des künstlerisch ausgetäfelten Nietzsche-Archivs — van de Velde hat es erbaut — umfaßt mit der Häusermasse der Residenz die blendend vom Südlicht beleuchteten Höhen des Ettersberges mit seinen lang darüber hingelagerten Waldstreifen, über denen sich im Hochsommer das Abendrot weit herumzieht, von dem grau und klein auf grünem Waldhintergrund westlich bemerkbaren Bismarckturm bis zum freundlich einladenden Schöndorf. Es ist ein andres Weimar als die traulich umbüschten, im Park eingenisteten Gebäude der Ilmstadt. Der Nordwind hat Zugang; am nördlichen Stadtbild entlang rauchen Fernzüge.

Es gibt eine heroische Einsamkeit: eine Einsamkeit, die einen Einschlag von Titanismus und kosmischem Heldentum hat. Wandrer dieser Art suchen Hochland der Seele. Also sind sie von einem Zeitgeist getrennt, der grundsätzlich Massen sucht, Massen organisiert, Massen umschmeichelt, das Heiligtum der Seele jedoch verwüstend niederstampft. Ein Über-Land, ein Über-Volk suchte Nietzsche in seinem Drang nach edler Lebensgemeinschaft, nicht nur den Übermenschen. Ihn widerte diese entseelende Zeit an. Es steckt Symbolik in seinem abseitigen Weilen auf den Hochalpen. Was er suchte, war dem Wesen nach nichts anderes, als was wir selber lebenslang ersehnten: Edelmenschlichkeit. Und auf den Reichskörper angewandt: Reichsbeseelung.

Nietzsche hat mich in meiner Jugend vielfach zu heftigem Widerspruch angereizt. Heute, selber mit Narben bedeckt, glaube ich das beste Teil seiner trotzigen Einsamkeit zu verstehen. Sein Grundzug ist der Drang nach absoluter Vornehmheit und Reinlichkeit des Wesens und der Ausdrucksweise. Was er unter „vornehm" verstand, hat er oft geformt. Und so suchte und fand auch sein Stil scharf persönliche, durchgeistigte Prägung und Zuspitzung, schroff jenes gedankenlos hingesudelte, eilfertige Geschwätz verwerfend, mit dem uns seelenmörderisch der Tag mißhandelt. Seine Stil- und Wesensvornehmheit setzt unablässige Zucht voraus. Als Ergebnis solcher unweichlichen Züchtung und strengen Selbstzucht erschaute er den Übermenschen: den vornehmen Menschen reinlicher Zukunft.

Ist dies übrigens Religion? Nein, noch nicht. Ich sehe in dem allem doch nur Ethik. Etwa in dem geschmackvoll heidnischen Sinn der helleniſtischen Philosophie. Es ist die bewundernswerte Geistesarbeit eines straff gezügelten Verstandes, verfeinerter Nerven und ausgezeichneten Stilgefühls. Aber Religion ist unmittel-

bare Offenbarung aus übersinnlicher Welt — ohne die Nietzsche auszukommer trachtete — und schlicht-vertrauende, kindlich-große Hingabe an geheimnisvoll übe uns waltende Mächte, die uns das Tiefste und Letzte schenken. Das ist Frommsein Goethe hat es in einer Strophe der Marienbader Elegie geprägt. Der Titanismus der sich noch nicht beschenken lassen will und nicht die geballte Faust zum Empfange öffnen kann, ist eine Vorstufe. Auch der Titanide von Sils-Maria mußte sic schließlich doch beschenken lassen: von seiner Schwester...

Auf dem Silberblick, in Goethes Stadt, ruhte der Alpenwandrer von den Übermaße seiner Hochspannungen aus. Dort feierten wir neulich den 75. Geburts tag (10. Juli) seiner ebenso herzens-liebenswürdigen wie unermüdlich für de Bruders Werk weiterwirkenden Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, vor deren Namen nun der Ehrendoktortitel der Universität Jena prangt.

Ich stehe zwar näher bei Parsifal als bei Zarathustra, wenn ich mir auch eines ausgeprägten Gegensatzes nicht bewußt bin. Auch deucht mir weniger de „Wille zur Macht" als vielmehr der Wille zu schöpferischer Liebe lebenswarmer Dauerzustand zu verbürgen. Und schwerlich vermöchte mich ein „Antichrist" irr zu machen in meiner Mannentreue zum Herzog Heiland. Dennoch: welch ein erquickliches Schauspiel, diese rastlose Hingabe einer willensfesten, edlen und kluger Schwester an ein Werk, das dem zusammengebrochenen Bruder zu vollende versagt war! Wobei die reine Menschlichkeit ihres Wesens durchaus nicht in Papie verkümmert ist. Hier hat vielmehr der allzu scharf ausgebildete Intellektualismu der Nietzsche-Gruppe vom schwesterlichen Herzen aus eine wohltätige Ergänzung erfahren. Auch übersehen wir nicht eine sehr feine, nicht verletzende Fähigkei zu leis-ironischem, lächelndem Abstand, menschlichen Schwächen und Besonder heiten gegenüber: Zeugnis innerer Freiheit.

Es ist mir immer eine Freude, wenn ich — wie es mehrfach und gern ge schehen — etwa beim Tee Frau Elisabeth Förster-Nietzsche und Frau Elsa Reger die drüben in Jena des verstorbenen Gatten Erbe verwaltet, als Nachbarinnen zur Seite habe; wundervoll setzte hier wie dort liebend-verstehende Weiblichkei ein, als jenen früh verbrauchten Schaffenden das Werkzeug entsunken war. Und in Villa Wahnfried hat Frau Cosima Wagner eine ähnliche Aufgabe glänzend weitergeführt, als der reife Meister sein Schlußwort gesprochen hatte.

Freunde, es wird die Zeit kommen, wo wir mit kraftvoll gutem Blick das Lebensstarke aus Wagner und aus Nietzsche einsaugend verarbeiten und die Gegner schaft zwischen beiden großzügig überbrücken.

Wir überreichten der Greisin auf dem Silberblick an jenem festlichen Sommer-Sonntag, unter Führung von Rudolf Eucken, eine Ehrengabe: ein Sammelbuch. Ich hatte folgendes Gedicht beigesteuert:

Nietzsches Ausklang

Du hattest deine Hände nie geübt,
Sie ringend oder im Gebet zu falten:
Denn an die Feder warst du festgebannt,
Nicht rastend, bis sie in der heft'gen Faust
Dem Schaffenden zerbrach...

Dann wurdest du vom allzu steilen Hochland
Herabgeführt auf Weimars stille Hügel.
Und der sich einsam umtrieb, Menschen suchend
Und in den Menschen Gott: nun saß er stumm
Und suchte nicht mehr. Höchstes ward ihm nun
Geschenkt: der Schwester Edelmenschlichkeit.

Wie Abendsonnenschein zum letztenmal
Aus schweren Wolken quer herüberbricht
Vom aufgehellten Horizont, so kam
Aus eines Schwesterherzens Kraft die Liebe
In ihrer schönsten Form: als reine Güte.

Nun hast du deine Hände doch gefaltet.
Sie lagen weiß, wie müde Fittiche,
Auf deiner Decke über beiden Knien,
Die von dem langen Hochgebirgsgang ruhten.
Es neigte das gedankenschwere Haupt
Sich sinnend unterm mütterlichen Kuß
Der Abendsonne, die auf Weimar schien.

Dies war dein Ausklang: wieder wie ein Kind
Sich von der Liebe still beschenken lassen,
Wie sich die Muse zu dem Dichter neigt
Und unsers Daseins lastendes Geheimnis
In einem letzten Kusse lächelnd löst.

Wie wunderschön ist solcher Lichtbesuch!
Wie schlicht die Lösung: dieses Stillesein!
Und, meine Freunde, wie so wunderschwer!

Herbstnacht

„Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf", singt der edle, doch immer elegisch gestimmte Friedrich Hölderlin, dem Lieb' und Leid in Licht und Luft zerrann; „unzählig blühen die Rosen" — und doch: „Einsam unter dem Himmel, wie immer, bin ich." Auch die unzählig blühenden Rosen des Himmels linderten nicht seine leidvolle Einsamkeit.

Und dennoch, dünkt mir, ist der Herbst ein Meister der Farbe wie der Abend, der gleich dem Morgen die Himmelsfarben vor uns ausbreitet — und ist des Frühlings Vollendung. Er überreicht uns die Blüten in Form von leuchtenden Früchten. Wir essen Frühling, wir nähren uns von Sommer und Sonne. Sind nicht seine Trauben und Äpfel und Aprikosen gesammeltes Licht? Wie gut ist der Herbst!

Dieser ungewöhnlich heiter-helle Sommerhimmel hat das Weinen verlernt. Noch blenden warme Oktobertage das sonnenmüde Auge. Die Landschaft flimmert in Goldlicht. Und abends öffnet sich ein tiefblau Weltall. Welch kosmische Ruhe! Kaum vernimmst du das zarte Geräusch des zögernd sich lösenden Laubes. Manchmal nur erschrickst du vom Knall der fallenden Kastanie, deren Schale auf dem Pflaster unserer Allee zerspringt.

Da lauscht man oft am nächtlichen Fenster in das leise verströmende Jahr hinaus. Was weben die Nornen? Wann rudert südwärts der wilden Gänse Doppelreihe? Wann fällt ihr Ruf aus hoher freier Nacht herab in Deutschlands herbe Fron und Unfreiheit? Wer deutet den Ruf? ...

In Holland wandelt unter Blätterfall ein einsamer Monarch. Man kann nicht von Einsamkeit sprechen, ohne seiner zu gedenken. Heimst er Herbstfrucht ein? Erfüllt er sein Verhängnis? Er hat einst seine Herrschaft angetreten, indem er ein Genie von europäischem Ruf in die Untätigkeit bannte: nervös-ungeduldig den Boden stampfend, als der große Kanzler nicht rasch genug in den Sachsenwald entwich. Ihm widerfährt nun, was er selber getan. Doch auf jenes greisen Merlin Stimme lauschte noch die Welt, als er verbannt in Dornen saß; niemand lauscht auf die Stimme des Hauses Doorn.

Der Feind hat von diesem unglücklichen Kaiser grauenhafte Zerrbilder verbreitet. Ein Amerikaner erzählte mir, wie sie dort mit unglaublichen Mitteln der Lüge und der Verzerrung in Wort und Bild gearbeitet haben — eine Schande für Amerika, England, Frankreich! Der Vielbegabte hat freilich viel zerredet; er hat mehr die Gebärde des Herrentums gezeigt, als daß er wirkliche Herrscherkraft ausgestrahlt hätte; und manche nannten seine abschließende Fahrt noch Holland in grimmiger Enttäuschung Fahnenflucht. Doch er war nicht unedel; und er war unser Kaiser. Man sollte mit würdiger Zurückhaltung über ihn sprechen. Er wollte unsres Reiches Größe, wenn er auch der Einkreisung von außen und der Unversöhnlichkeit der Sozialdemokratie von innen nicht gewachsen war. Es war eine überschwere Doppel-Aufgabe.

Hindenburg spricht es in seiner schlicht-vornehmen Weise gegen Ende seines Buches aus: Der Kaiser entsagte der Krone und zog sich zurück, um seinem Volke bessere Bedingungen zu erwirken. Er glaubte ein Opfer zu bringen. Wir ehren diese Auffassung. Freilich ... Wie war es mit Ludwig XVI.? Dieser König brachte das Opfer, sich „in den Schutz des Parlaments" zurückzuziehen und seinen 700 Schweizern zu verbieten, auf das Volk zu schießen. Das liebe Volk riß die ratlosen Schweizer in Fetzen. Und über Frankreich ergoß sich tausendfach so viel Blut, als jener schwache Hausherr hatte ersparen wollen.

Man kann nicht groß genug vom Opfer denken. Der Kern aller Mystik und aller Mysterienweisheit ist das Opfer. Doch Opfer ist Kraft. Wir sahen heut' abend auf hiesiger Bühne Hans Pfitzners kunstfeinen und seelenvollen „Armen Heinrich". Ja, dieses jungfräuliche Kind Agnes weiß, was Liebe und was Opfer ist. Vor ihrem kühnen, sieghaften Entschluß, ihr blühend junges Leben freiwillig dahinzuströmen für den geliebten Kranken, beugen sich die Knie der Mönche, weichen die besiegten Dämonen — und das brausend anschwellende Orchester ergießt sich in majestätische Orgeltöne, jene feierlichste Form dankend anbetender Musik. In diesen selben Tagen lasen wir Wilhelm Raabes meisterliche Erzählung „Des Reiches Krone". Auch hier eine opferkühne Jungfrau, die in tiefsymbolischer Gleichzeitigkeit mit der Heimholung der Reichskrone dem aussätzigen Geliebten in des Siechenhauses grauenhafte Einsamkeit folgt und der Leprosen liebende Mutter wird — selber eine alles überstrahlende Krone.

Das ist Opfer. Solches Opfer ist Segen und Sieg. Denn solches Opfer ist Seelenkraft, die mächtiger ist als Leid und Tod.

Des Reiches Krone ... Die Staatsform ward mir, offen gestanden, Frage weiten Ranges. Uns Deutschen sitzt der Reichsgedanke mit entsprechend würdigem Reichsherrn fest in Fleisch und Blut. Der Kyffhäusersage haben zuviel deutsche Herzen sehnend gelauscht. Noch steht, im besetzten Gebiet, der Königsstuhl von Rhense, wo man eine Zeitlang die deutschen Könige wählte. Man wird vielleicht wieder einmal wählen ...

Trotz alledem pulsiert wieder Leben in unserem furchtbar zerrütteten, belasteten, sittlich verwilderten Deutschland. Ich fuhr neulich mit dem zuversichtlich gestimmten Hafenkapitän durch den Hamburger Hafen. Wie sprühten die Wellen der stark belebten Wasser um unser Motorboot! Die anderthalb Stunden Rundfahrt logen unter so sachkundiger Führung vorüber wie ein paar Minuten. Und der düstre Eindruck des vorhergehenden Tages war ausgetilgt von dieser gesunden Seestimmung.

Denn tags zuvor hatte ich an Bismarcks Gruft gestanden. Monumental die Inschrift in ihrem zusammengeballten Dank und in ihrer unausgesprochenen Anklage: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I." Durch die buntfarbigen kleinen Rundfenster fiel das Abendlicht auf eine Fülle von Kränzen — und auf das zarte Goldwort, das neben jenem herben Zeugnis der Mannentreue den Sarkophag der Fürstin ziert: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm" ... Hätte Bismarcks Genie unsre Außenpolitik bestimmt, wahrlich, wir hätten weder Einkreisung noch Vierfrontenkrieg erlebt! ...

Diese Herbstnacht bangt einer Mondfinsternis entgegen. Der Erdschatten will den Vollmond verschlingen. So verfinstert der Schatten unsrer Feinde Deutschland. Doch jener dunkel-violette Ring zieht langsam vorüber wie Wolkenschatten über eine Landschaft oder Kummer über eine Seele. Man kann auf die Dauer weder Licht noch Recht verfinstern. Um Mitternacht schien der Fenriswolf sein Werk vollendet zu haben. Nur eine Sichel blinzelte noch über fahlem Gefilde. Doch schon gegen Morgen glänzt das Nachtgestirn wieder in ganzer Kraft und Klarheit.

Vor meinem geistigen Auge seh' ich den Königstuhl von Rhense. Geister wandeln auf seiner Steintreppe. Durch ihre Leiber schimmert der Mond. Sein Schatten malt sich unter des Steinbaus Bogen ...

Der Königstuhl von Rhense
Steht unter Feindes Macht.
Fernruf der wilden Gänse
Hallt aus herbstlicher Nacht:
Wo mag der König sein?
Vollmond wirft stummen Schatten.
Rheintöchter spielen im Reigen
Um eine Krone im Rhein ...
Der König, den wir hatten,
Lernt nun schweigen.

(Fortsetzung folgt)

Der Sternenbote

Von Friedrich Schaal

Unter der unzählbaren Schar himmlischer Körper befindet sich ein unscheinbare dunkle Welt in einem verborgenen Winkel des Alls Würde nicht die mächtige Sonne sie bestrahlen, dann bliebe sie de etwaigen Bewohnern anderer Welten ewig verborgen. Auf diese Welt lebt ein winziges Geschlecht: — wir Menschen sind es. Ein wunderbarer Sin ist uns verliehen. Wir sehen mit unseren Augen, zwei kugeligen Gebilden unter halb der Stirnhöhle. Müssen wir sehen, um leben zu können? Es gibt viele Ge schöpfe, die nicht sehen und doch leben; ja, es gibt blindgeborene Menschen, di ihr ganzes Leben hindurch nicht empfinden, was Licht und Farbe ist. Und wäre wir alle ohne Ausnahme blind, dann würde kein Mensch merken, daß uns etwa mangelt, obgleich uns eine Welt der Schönheit verschlossen bliebe.

Formen und Farben! Was bleibt uns übrig von der Welt, wenn wir un dieselben hinwegdenken? Ein dürftiger Rest. Über gewisse, nicht zu sehr kom plizierte Formen könnten wir uns mittelst des Tastsinnes vielleicht klar werden aber die Eindrücke würden lange nicht zureichen, um ein vollständiges Bild de nächsten Umgebung zu bieten: die Farbe bliebe unserer Vorstellungswelt ver schlossen.

Nun aber kommt das Licht als freundlicher Bote und gibt uns Kunde vo alle dem, was den Raum um uns her erfüllt. In unserem Augapfel sammeln sic die Strahlen, die von den Körpern ausgehen. Auf einem kaum erbsengroße Flecklein an der hinteren Augenwand spiegelt sich die Welt ab.

Daß wir das Licht wahrnehmen und infolgedessen so unendlich viele un mannigfaltige Eindrücke empfangen, das müssen wir um so mehr schätzen, als hie durch unser Geist die reichste Anregung empfängt und sich ein durchgestaltetes Welt bild schaffen kann. Das Licht ist das Bild, der sinnliche Abglanz des Geistes. Unser Gelehrten führen Licht auf Bewegung zurück. Bewegung ist immer noch etwa sinnlich Wahrnehmbares, etwas, das zur Erscheinungswelt gerechnet werden muß Merkwürdig ist es, daß wir nur eine ganz besondere Art dieser Bewegung (400 bi 800 Billionen Schwingungen) als Licht empfinden. Das Wesen des Lichtes kan nicht erklärt werden. Steht vielleicht Licht und Geist nicht in einem geheimen von uns nur geahnten Zusammenhang? Warum reden wir vom Höchsten, vo der Gottheit als von einem Lichte und vom Zustand der höchsten geistigen Er hebung als von einer Erleuchtung?

Der Lichtstrahl ist der Sternenbote, der uns Kunde von anderen Welte bringt. Mit jedem der Lichtpunkte, die am Nachthimmel glänzen, ist unser Aug durch einen zarten Lichtfaden verbunden; und diese Fäden reichen hinaus bis z den nebligen Gebilden an den Grenzscheiden des Universums. Die Millione Sterne blicken herein in unsere Erdenmacht. Kein Wesen im weiten Sternenrun nimmt wohl das dunkle Erdenstäublein wahr. Dagegen zeigen sich uns alle di

nzähligen Welten von ihren unmeßbaren Fernen aus in ihrer lichten Pracht; nd überall, wo wir ein Sternlein glänzen sehen, weilt auch unser Gedanke einen ugenblick. Der Mensch, ein schwaches Geschöpf auf einem Weltenstäubchen, umßt in seinem Geiste das weite All. Das ist das große Wunder des Geistes, der ine Schranken des Raumes und der Zeit kennt.

Mehr Licht! ruft der Mensch, und er schafft sich Werkzeuge, die es ihm ermöglichen, den Blick ums Tausendfache zu erweitern. Während man mit dem oßen Auge nur 4—5000 Sterne zählen kann, zeigt das astronomische Fernrohr illionen derselben, und die photographische Platte, ein künstliches Auge, das cht trügt, vermehrt noch deren Zahl. Wer hätte noch vor vierhundert Jahren ahnt, daß man die Berge auf dem Monde nach ihrer Höhe bestimmen und im ilde darstellen kann, daß auf dem Mars Land und Meer, Schnee und Eis zu effen ist, daß den mächtigen Jupiter 10 Monde, den Saturn 9 Monde und drei waltige Ringe umkreisen, daß ungeheure Massen leuchtenden Stoffes als Lichtbel im Raume hingebreitet liegen? Oder wer wußte etwas von Glutstürmen, n einem wogenden Gasmeer, von schwarzen Flecken und purpurroten, Tausende n Kilometern emporschießenden Flammenzungen auf der Sonnenoberfläche? enschlicher Scharfsinn hat diese Geheimnisse dem Lichtstrahl entlockt.

Noch mehr. Ist es nicht ein wahres Zauberglas, das dreiseitige Prisma, mit ssen Hilfe der weiße Lichtstrahl zerlegt werden kann? Dieses einfache Glasckchen, mit Linsen verbunden, gibt unseren Forschern Aufschluß über die stoffliche sammensetzung der fernsten Weltkörper; und aus der Verschiebung der Frauenferschen Linien berechnen sie sogar die Geschwindigkeit, mit der sich diese Körper Raume fortbewegen. Geist und Licht wirken hier zusammen, um unser Weltd zu erweitern. Die wunderbaren Linien und Bänder des Spektrums erscheinen s fast als eine Geistesoffenbarung im rätselhaften Strahl, als eine Runenschrift, der ewige Geist selbst in die hinwogenden Ätherwellen eingegraben hat. Der chtstrahl berichtet uns tatsächlich, wie es da draußen im weiten All aussieht, wie elten dort hingestreut sind gleich Blumen, die sprossen, zur vollen Blüte sich tfalten, verblühen und welken; der weißstrahlende Sirius befindet sich in voller ut. Die gelblichen Sterne, zu welchen auch unsere Sonne gehört, sind schon Erkalten begriffen. Die roten Sterne wie der Arkturus im Bootes oder die teigeuze im Orion sind in der Abkühlung schon bedeutend weiter fortgeschritten. r Begleiter des Algol, der nimmer selbst leuchtet, aber sein Vorhandensein durch rfinsterung des Hauptsterns Algol kundgibt, ist erkaltet.

Von Stern zu Stern spinnt der Lichtstrahl seine leichten stofflosen Fäden. nicht überall auch Wesen sind, die für seine Eindrücke empfänglich sind und wie sere Gelehrten seine Sprache zu deuten wissen? Alsdann würde sich in ihm ein stiges Band um alle Welten schlingen. Er wäre durch alle Zeiten hindurch der htbeschwingte Weltenbote, der rastlos seine Kunde vom Weltgeschehen durchs trägt.

Der Sternenwanderer braucht Zeit zu seinem Ätherflug. 300000 km legt in einer Sekunde zurück, und doch durchmißt er den Weg bis zum nächsten Fixn erst in 4 Jahren. Die fernsten Sternennebel erreicht er erst in Hunderttausen-

den von Jahren. Er kommt zu uns hergewandelt aus den Tiefen der Vergangenhe und erzählt uns die Geschichte des Universums. Nicht, was heute sich zuträg sondern was vor Jahren, Jahrhunderten und Jahrtausenden in den Fernen d Weltenraumes geschehen ist, berichtet uns der Lichtstrahl. Je größer sein Weg i desto weiter liegt auch die Begebenheit zurück, von der er uns erzählt. So ist es, der Zeit und Raum in ein ungeheures Ganzes verschmilzt und ihre äußerste Grenzen verwischt. Wenn wir nach den Sternen blicken, rollt sich die ganze wei Vergangenheit vor uns auf. Und hätte der Lichtstrahl die Kunde vom Erdgeschehe hinausgetragen in den weiten Sternenraum und daselbst eingegraben in einer fü uns lesbaren Schrift, oder wir könnten mit des Gedankens Schnelle die Räum durchfliegen und immer wieder auf einem Sterne Halt machen und einen Auge blick ins Erdendunkel hereinsehen, dann hätten wir alles gegenwärtig vor un was sich seit Anbeginn auf unserer Heimatwelt ereignet hat. So könnten w beispielsweise vom Sirius aus erfahren, was vor 9—10 Jahren geschehen i Arkturus würde uns 30, der Polarstern 40, Beteigeuze gar 147 Jahre zurü führen. Diese Sterne sind uns verhältnismäßig nah. Bei den entfernteren Fi sternen des Milchstraßensystems würde es sich um Tausende von Jahren handel Die Strahlen, die der Andromedanebel vor 150000—200000 Jahren aussandt erreichen jetzt erst unsere Erde. Das Fernrohr zeigt uns also den Nebel so, w er damals ausgesehen hat. Heute kann derselbe eine ganz andere Beschaffenhe besitzen. Und die zarte Welle, die von jenem leuchtenden Gebilde ausgeht, d einen Raum durcheilt, der weit jenseits unserer Vorstellung liegt, erreicht uns Auge und läßt dieses eine ferne Milchstraße, bestehend aus viel tausend Lich welten, erkennen.

Sind es nicht Geisterstimmen, die in nächtlichen Stunden leise flüstern ur uns seltsame Dinge berichten? Warum gerade uns Menschen auf dem unschei baren Erdenrund? Weil in uns der Geistesfunke glimmt? Wieder regt sich d Gedanke eines Zusammenhangs zwischen Geist und Licht. Ist vielleicht Lich dieses stofflose Etwas, das seine Fäden durchs unendliche All spinnt und alle Welte miteinander verbindet, nicht bloß ein Bild, sondern eine Erscheinungsweise d Geistes oder, wie wir schon bemerkt haben, ein Abglanz des Allgeistes, von de es im Liede heißt: Licht ist sein strahlenvoll Gewand? Ein Schauen nennt d Urkunde unserer Religion die höchste Stufe des Erkennens in einem künftige verklärten Zustand. Dieses Schauen ist ein unmittelbares, an keinen Sinnesappar gebundenes Innewerden. Aber es ist ein Schauen im Licht. Und Licht ist d Werk des ersten Schöpfungstages, ein Durchdringen des Stofflichen durch d Geistesmacht. Licht ist Kraft, die nicht aus dem Stoffe kam, sondern die an diese schafft, ihn durchwallet. Licht ist das köstlichste Geschenk, das uns der Schöpfer fü unseren Erdenwandel mitgegeben hat. Das Licht wird uns auch begleiten, wen unser irdisches Leben von uns weicht. Der Sternenbote ist ein Diener des Ewige ein Wunder seiner Macht. Das Licht ist über das Greifbare hingegossen und do selber ungreifbar wie der Gedanke es ist; stofflos und doch alles Wesens voll w unser Geist. Wir sehnen uns aus dem Dunkel heraus zum Licht, weil unsere Wesens Kern selber Licht ist.

Weithin durch alles Geschaffene und über alles Geschaffene hinweg führt uns der wunderbare Sternenbote. Über allen Sternen ist erst das ewige Leuchten, denn dort wohnt Gott in einem Lichte, da niemand zukommen kann.

NB. Wir geben diesem Stimmungsbild grade zur Zeit des weihnachtlichen Lichtfestes gern Raum, zumal es sich mit Gedanken berührt, die ich in meinem „Meister der Menschheit" behandelt habe (Bd. I: „Die Abstammung aus dem Licht"). L.

So war mein Leben

Von Erika von Watzdorf-Bachoff

So war mein Leben: Warten durch Jahrzehnte,
Krankſein, das kleine Daſein ſtündlich haſſen,
Über den Dingen ſtehn, nicht: weil man wächſt,
Nur weil ſie täglich ſinken. Glauben wollen —
Und keinen Aufblick finden, lieben wollen —
Und immer nur zurückgeſchleudert werden
In eigne Einſamkeit, die man verkennt
Und faſt wie einen Makel trägt.
Und plötzlich —,
Ganz ohne Übergang — und ohne Wünſchen,
Das langſam Ahnung wird —, ein großes Kommen — —
Geſunden! Wachſen! Freiſein! Fliegen — fliegen!
Die Weiten ungeheuer aufgetan,
Erden und Himmel, Meere, Sonnenbahnen,
Liebe zum All — Erlöſung — Gläubigkeit —
Auf einmal alles mein! —
Wer kam zu mir?
— Kein Menſch, kein Glück — nur ſtill und demutſtolz
Mein Wiſſen um mich ſelber.

Die Liebenden

Von Heinrich Lersch

Oh, wie sind wir göttlich, heilig trunken!
Arme Erde, wie du toter Funken
Vor uns liegst, ein aschengrauer Ball!
Deine Städte starr wie graue Felsen ragen,
Straßen Menschen dumpf wie Tiere tragen.
Hohl in Tod und Lebensschmerzen keucht das All!

Aber wir, von Liebesblut durchdrungen,
Weit von Engelchören durchgesungen,
Werden seliger bei jedem Schritt!
Sonne stürzt herbei, uns köstlicher zu scheinen,
Bäume jäh ins Morgenlicht die Blüten weinen,
Wenn nur unsre Hand am Stamm vorüberglitt!

Wenn wir durch die Großstadtstraßen schreiten,
Tönen auf die Häuser an den Seiten,
Echo unsrer Herzen, Liebe Lobgesang!
Wälder drängen singend uns entgegen,
Klingend Bäume sich zu uns bewegen,
Selig atmet sich an uns das Feld entlang.

Horch, seraphisch unsere Schritte tönen!
Heilige, bei deinem Nahn versöhnen
Wesen sich, die Gott zu Feinden schuf.
Falken, Tauben aus den Lüften steigen,
Hirsche schau'n dir nach aus Wälderschweigen,
Nachtigall schlägt auf des Bussards Ruf!

Oh, dies Wunder! Gott wirkt Welterneuung!
O Geliebte! Göttin der Befreiung,
Strahlende! Neu blüht der Erde Schoß!
Lasset, Brüder, Liebende uns zeugen,
Die ihr göttlich Haupt nur vor der Liebe beugen
Und, ihr dienend, ewig sind und groß!

Am Kreuzweg

Von W. von Obernitz

Eine Woche hindurch hatte Herbstdunkel die Erde umhangen. Bleischwer brüteten Nebelmassen über der öden Flur. Jäh stieß heulender Sturm, nachtschwarzes Gewölk vor sich her treibend, in den brauenden Dunst. Zerstiebend flatterten weißliche Fetzen wirr durcheinander. Ein gespenstischer Wirbeltanz wogte durch die Weite, bis alles sich auflöste in gleichförmig todestrauriges Grau. Regen rieselte und rann. Wind strich klagend durch die Gassen der Stadt. In den Essen schienen arme gebannte Seelen nach Erlösung zu weinen. Es war, als hätten Geister der Vernichtung Gewalt gewonnen über die Welt, als sollte jegliches Leben ersterben und statt einstiger Schönheit nichts fernerhin dauern als endlos fahlgraue Öde.

Und nun war's über Nacht anders geworden. Einmal noch, ehe des Winters lebenlähmende Herrschaft die Erde in ihre Bande zu schlagen vermochte, hatte die Sonne sich Macht erstritten. In strahlender Siegesschöne schwebte sie über dem weiten Gefilde. In milder Klarheit lächelte unter ihrem Kusse die Welt. Aber in ihrem Lächeln blinkte eine Träne der Wehmut, in ihrer Freude glomm ein Funke des Leids. Durch ihr Leben schlich Ahnung baldigen Sterbens, doch in ihrer Schönheit webte ein Hauch überirdischer Verklärung. Wahrlich, schön war die Erde, von berückenderer Schönheit als selbst im Glanze des Lenzes. Damals ein sorgloses Mädchen, glich sie heute einem gereiften Weibe, das alle Wonnen und alle Schmerzen des Daseins gekostet hat und dessen Seele veredelt ward und geläutert durch das Mysterium des Leidens. Der ganze heilige Ernst eines erfahrungsreichen Menschenlebens lag über der Natur, sie mit einer Glorie umleuchtend, deren reinem Glanze keine keusche, mitfühlende Seele sich zu verschließen vermag.

Auch die beiden Wandrer, die von verschiedenen Seiten her einem Kreuzwege sich näherten, schienen die Weihe der Stunde tief zu empfinden. Langsam, von andachtvollen Gedanken bewegt, zogen sie einsam ihre Straßen. Nun haben sie beide gleichzeitig den Kreuzweg erreicht und auf der schlichten Bank unter einer fast entblätterten Linde sich niedergelassen. Beide schienen mit allen ihren Sinnen versunken zu sein in den Zauber der Herbstesschönheit, die geheimnisvoll um sie webte und wallte. Sehnend, der sie umfangenden Verklärung ihre Seelen tiefer zu erschließen, schienen sie kaum der eine des andern gewahr geworden. So saßen sie versunken in gedankenvolles Schweigen. Endlich, überwältigt von der strahlenden Herrlichkeit, sprach der eine, mehr zu sich selbst als zu seinem Genossen auf der einsamen Bank gewendet:

„Oh, dies warme, milde Licht!"

Und der andre erwiderte wie aus weltenfremdem Sinnen geweckt:

„Oh, dies heilige Tönen des Lebens!"

Und beide wandten sich einander zu, um zu erkennen, daß ein mächtiger, unwiderstehlicher Zug sie mit geheimnisvollem Zwange zusammenführen würde.

Unkundig noch der innersten Natur jenes Zwanges, doch im Bewußtsein seiner Allgewalt, suchten sie mit allen Sinnen in die Tiefen ihrer Seelen zu dringen.

„Das Licht wird erlöschen", sagte endlich der eine.

„Und das Getön wird ersterben", flüsterte der andre.

„Der Winter naht und mit ihm die Nacht."

„Und die Stille", fügte der andre hinzu.

„Doch der Lenz bringt neues Leben und junges Licht!" nahm der eine den Faden des Gespräches auf.

„Im Lenz wird wiederum neues Getön der Auferstehung die Welt durchraunen. Doch wissen wir, ob es uns noch Lenz werde?"

„Einmal schlägt die Stunde uns, vom Lichte zu scheiden. So ist unser Los. Ich will es ertragen, gleichwie ich die Nacht ertrage, welche des Sommertags langgedehnten Lauf nach der Notwendigkeit Geboten beschließt. Schwereres Los aber scheint mir's, in Nacht irrend, da es noch Tag ist, leben zu sollen, sonder Licht."

„Mich deucht es härtere Schickung, durch das Leben zu wandeln, ohne des Lebens heilige Töne zu hören."

„Gleich schmerzhaft ist es zu atmen für alle, denen eines der Tore verschlossen ward, durch welche die Schönheit der Welt ihre Offenbarungen in unsere Seelen sendet. Jeden aber, den finsteres Unheil betroffen, deucht sein eigen Geschick das bitterste vor allen andern. Wenn der Lenz wieder naht, wird, wie ein weiser Arzt mir verkündet, mein Auge vielleicht schon umdüstert sein mit ewiger Nacht."

„Wenn der Lenz wieder naht, wird mein Ohr vielleicht schon verschlossen sein dem Raunen des Lebens."

„So harrt unser gleiches Geschick!" sprach erschüttert der eine.

„Brüder sind wir," entgegnete der andere, „Brüder im Leiden."

„Brüder in der Entsagung."

„Fast meine ich," hob der andere wiederum an, „ich müßte dich verstehen können, auch wenn ich nicht mehr hören werde."

„Und ich glaube," sagte der eine, „daß ich dich werde wahrzunehmen vermögen, auch wenn ich nicht mehr sehen kann."

„Vielleicht kannst du mich deshalb verstehen bis in alle Fibern meines Wesens hinein, weil ich einst einen Traum geträumt oder ein Gesicht gesehen, oder eine Erfahrung gemacht, welche mich lehrte, dein Leid zu erfassen, in seiner ganzen Meerestiefe, als wär' es mein eigenes. — Mich deuchte es, als sei ich aus nächtlichem Schlummer erwacht. Dunkler war es um mich, dunkler als Mitternacht. Namenlose Angst packte mich. Wie Zentnerschwere lastet es auf meiner Brust. Empor! Ich fahre in meine Kleider. Hinaus! Tastend finde ich einen Ausweg. Ins Licht! Wo ist Licht? Ich irre umher. Dunkel allüberall. Hindernisse umdräuen mich, wo sonst freie Bahn sich mir bot. Ich stürme hinab auf die Gasse. Ich höre, wie das Leben mich umbrandet, umbraust. Aber um mich bleibt bleierne Finsternis. — Ich bin blind! O Gott, ich bin blind! — Ich rufe die Menschen an um Hilfe. Sie achten nicht meines Rufes. Ich klammere mich an das Gewand eines Vorüberschreitenden. Rauh stößt er mich von sich. Was willst du, Toter, unter den Lebendigen? — Ich ein Toter?! Licht ist Leben, dir aber ist das Licht

:loschen! Wohin soll ich gehen? In den Sarg! Und ich schlich hinauf in meine 'ammer, umringt von allen Schrecken der Nacht. Und mir war's, als läg' ich im Sarge und als drückten hartherzige Männer den Deckel über mir zu und vernagelten en Schrein. Gellend schrie ich durch die Finsternisse; die Finsternisse aber gaben icht Antwort meinem Schrei."

Im tiefsten erschüttert vernahm der eine des anderen Worte. Er schwieg. 'ann begann auch er:

„Wahres redest du. Wahrlich, du kennst mein Leid. Aber auch ich kenne as deine. Denn ähnliches Erleben wie dir ward auch mir zuteil. — Einst segelte h hin übers Meer. Stille war es um mich, stiller als nachts auf dem Friedhof. eine Welle, kein Windhauch. Kein menschlicher Laut. Alles schlief um mich ußer der reglos verharrenden Schiffswache. Und auch ich entschlief. Und ich äumte, es würde noch stiller um mich, immer stiller. Die Stille umhüllte mich ie ein weiter Mantel. Nun aber wird er enger und enger. Er umschnürt mich, roht mich zu ersticken. Unnennbare Angst erfaßt mich. Ich ertrage sie nicht mehr, iese Stille. Menschen will ich reden hören, vernehmen muß ich menschlichen aut. Durchbohrt von nie gekanntem Entsetzen, schreie ich aus vollster Kraft. Allein h vernehme nicht meinen Schrei. Nun weiß ich's: Ich bin taub. Die Menschen len schreckensbleich zusammen, emporgescheucht aus süßester Ruhe. Sie befragen ich. Ich vernehme sie nicht. ‚Ein Wort nur, ein Wort!' entringt sich's meiner ruft. Mit Flammenschrift schreibt eine unsichtbare Hand an das nächtliche Firmament: ‚Du bist tot. Leben ist Ton. Tod ist Stille.' Und sie packen mich an nd schleifen mich in ein winziges Boot. ‚Wohin? Wohin?' gellt mein Ruf. och der himmlische Schreiber schreibt mit blutroten Zeichen: ‚Zum Friedhof. etilgt bist du aus dem Kreise der Lebendigen.' Das Tau wird gekappt, das oot wird abgestoßen. Ich treibe dahin auf nächtlicher Flut, umwallt von der tille des Todes."

„Du redetest recht. Wir beide werden tot sein, tot für die Welt, die uns on sich stieß, doch lebendig füreinander. Uns werden wir leben, wenn auch ich ich nicht mehr zu vernehmen vermag, wenn auch du mich nicht mehr erblicken mnst."

„Ja," sprach der eine, „wir werden einander alles sein. Gemeinsam sind ir stark wider das Leid, stark wider die Welt."

Und der andre erwiderte:

„Durch Ketten sind wir vereint, fester denn Fesseln des Todes, heiliger denn ande der Ehe. Der Schmerz schmiedete uns zusammen. Das Leid entzündete ne Liebesflamme in dir und in mir. Die soll uns lodern bis zum letzten Atemzuge."

„Nicht uns allein! Liebe soll umschlingen uns alle, die wir, lebendige Tote, ilgern auf Tränenpfaden durch Tale der Unsal, die wir wandeln durch endlose insternis und durch ewige Stille, die wir schmachten in Schmerz, in Elend ächzen, Verlassenheit liegen, uns winden in Qual. Uns alle, denen das Leiden die ornenkrone aufs Haupt gedrückt hat, soll Liebe umschließen zu einer Gemeinde r Heiligen. In unserer Gemeinde wollen wir Trost suchen und Erlösung. Einen rost und eine Erlösung muß es geben für uns. Die Macht, die es fügte, daß

du ahnend meine Leiden gelitten, und ich erschauernd deine Trauer getrager muß einen Weg auch wissen, uns leitend zu Trost und Erlösung. Unser Teil i es, ihren Weg zu erkennen gemeinsam mit den Brüdern und Schwestern im Leide.

„So laß uns denn hingehen," rief der andere begeistert aus, „die Genosse zu sammeln zur großen Gemeinde, daß wir miteinander den Weg erkennen un Erlösung suchen!"

„Freund, gilt es noch den Weg zu erkennen und Erlösung zu suchen? Mi scheint, ich erkannte den Weg. Mich dünkt, ich sei schon erlöst von jeglichem Leide.

„Wahrlich, einem Erlösten fühl' ich auch mich, du warst es, der mich erlöste."

Und der andere sprach:

„Du warst's, der vom Bann mich befreite."

„Unsere mitleidende Liebe erlöste uns beide."

„So fanden wir schon, was mit den Brüdern zu suchen wir innig getrachtet Laßt uns ihnen es bringen. Geweiht in dieser hochheiligen Stunde, erkannte wir, Leidgeborene, mitleidende Liebe als göttlichen, einzigen Trost in der Traue des Lebens. Liebe ist Erlösung. Komm, laß uns Erlösung verkündigen, laß Lieb uns üben!"

Und sie schritten Hand in Hand zur Stadt, die vor ihnen lag. Hinter ihne her zogen Nacht und Grausen. Sie aber strebten hochaufgerichtet der Helle entgegen

Sprüche

Von Gunda v. Freytag-Loringhoven

I.

Ich bat um Glück — du hast mir Not beschert,
um Sonnenschein — du hast mir Sturm beschieden.
Durch tiefes Dunkel ging mein Weg hinieden,
und nun der Himmel sacht sich wieder klärt,
bitt' ich nur eines, Vater: gib mir Frieden!

II.

Ich weiß, das Leben ist ein finstres Tal,
durch das wir all' zu lichten Höhen wandern.
Sei stark! Mit jeder still besiegten Qual
hilfst du den andern.

III.

Weh dir, wenn du gelitten hast
und kannst den Schmerz zum Lächeln nicht verklären:
Sieh, deiner eignen Tränen bittre Last
soll dich die fremden trocknen lehren.

Rundschau

Eine Weihnachtserinnerung

aus dem Jahre 1870 ging vor einem Jahrzehnt etwa, also vor dem Weltkrieg, durch französische Blätter und wurde auch ins Deutsche übertragen. Sie berührt eigentümlich wehmütig; man fragt sich, ob ein Franzose im Weltkrieg den „Boches" gegenüber sich ähnlich benommen hätte? Ein französischer Offizier jener früheren Generation erzählt:

„In der Nacht zum 25. Dezember 1870 hatte ich Wachtdienst in den Verschanzungen vor Paris. Der Frost ging scharf diese Nacht. Es war beinahe Mitternacht geworden, und ich stampfte auf dem Fußboden umher, um mich ein bißchen zu erwärmen, als ein strammer Bursche mit feinen Zügen und einem gescheiten und entschlossenen Gesicht aus der Reihe der übrigen Mobilgarden trat und eine seltsame Bitte an mich richtete.

‚Herr Kapitän,' sagte er, ‚dürfte ich für einen Augenblick die Wache verlassen?'

‚Unsinn! Wenn's nachher ins Feuer geht, wird Ihnen schon wärmer werden.'

Er rührte sich nicht, immer noch in dienstlicher Haltung die Hand am Gewehr: ‚Herr Kapitän, ich bitte Sie, erlauben Sie mir's. Die Sache wird nur ein paar Augenblicke brauchen.'

‚Zum Kuckuck auch, wer sind Sie eigentlich, und was wollen Sie denn?'

‚Wer ich bin? Der X . . .' und er nannte einen Namen, der damals in der musikalischen Kunst sehr berühmt war: ‚was ich will, das muß, bitte, mein Geheimnis bleiben.'

‚So, dann lassen Sie mich in Ruhe! Verschonen Sie mich mit solchen Liederlichkeiten! Wenn ich heute nacht einen nach Paris lasse, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht die ganze Kompagnie hinschicken soll.'

‚Ach, Herr Kapitän!' erwiderte er lächelnd, ‚ich will gar nicht nach Paris, ich will nach dieser Richtung' — und er wies nach den deutschen Truppen hinüber, ‚ich bitte um zwei Minuten Urlaub.'

Seine Haltung und seine Sprache hatten meine Neugierde rege gemacht. Ich entschloß mich, ihm die gewünschte Erlaubnis zu geben, nicht ohne zu bemerken, daß er sich wahrscheinlich den Tod holen würde.

Er sprang sogleich aus dem Graben heraus und ging fünf Schritte dem Feind entgegen. Dann blieb der Mann stehen, grüßte militärisch und begann mit kräftiger, tiefer Stimme und aus voller Brust das schöne Weihnachtslied von Adam: ‚Minuit, chrétiens! c'est l'heure solennelle, Où l'homme-Dieu descendit jusqu'à nous . . .' ('s ist zwölf, ihr Christenleut, die heilige Stunde, da stieg der Gottmensch zu uns Menschenkindern nieder).

Das geschah so unerwartet, war so einfach, der Gesang gewann durch die äußeren Umstände, durch die Nacht und in dieser Umgebung eine solche Größe, eine solche Schönheit, daß wir alle, wir, die Pariser, wir Zweifler und Spötter, bewegt an den Lippen des Sängers hingen.

Und bei den Deutschen mußte ein ähnliches Gefühl vorwalten; denn gewiß dachte mehr als einer da drüben an die Heimat, an seine Familie, die zu Hause um den Kachelofen saß, an die frohen Kinder, die um den brennenden Lichtbaum herumhüpfen. Man vernahm nicht

das kleinste Geräusch, keinen Schritt, keinen Ruf, kein Geklirr der Waffen. Als der Sänger sein Weihnachtslied mit seiner männlichen Stimme bedächtig geendet hatte, salutierte er noch einmal, drehte sich auf seinen Absätzen herum und schritt, ohne sich zu beeilen, seiner Verschanzung zu.

‚Herr Kapitän, ich melde mich zurück,' sagte er, ‚bedauern Sie Ihre Erlaubnis?'

Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, zu antworten, als drüben, bei den Deutschen, die hohe Gestalt eines Artilleristen sichtbar wurde. Und der Artillerist, den Helm auf dem Haupt, trat nun seinerseits vor, ging uns fünf Schritte entgegen, gerade wie es der andere getan hatte, machte halt, grüßte kaltblütig, und inmitten dieser Winternacht, inmitten aller waffenstarrenden Männer, die seit Monaten an nichts anders dachten, als sich gegenseitig zu vernichten, hob er aus voller Kehle ein schönes deutsches Weihnachtslied zu singen an, einen Lobgesang der Dankbarkeit und des Glaubens an das arme Jesuskind, das vor achtzehnhundert Jahren zur Welt gekommen war, um den Menschen die Liebe zu bringen und anzubefehlen, und dem man seither so schlecht gehorcht hatte.

Ich habe selbstverständlich sofort befohlen, daß man den Mann gewähren lasse und nicht auf ihn schieße. Er sang bis zu Ende, und als er an den Kehrreim: ‚Weihnachtszeit! Weihnachtszeit!' kam, da durchschnitt ein einziger lauter Ruf die Luft, und ‚Weihnachtszeit!' ertönte es von drüben her, von der feindlichen Wache. Und wie aus einem Munde ertönte es in unserer Schanze: ‚Noël! Noël!', und einen Augenblick lang waren die beiden feindlichen Heereshaufen in einem gemeinschaftlichen Gedanken vereinigt.

Der Artillerist trat langsam in die Reihen seiner Landsleute zurück und verschwand im Graben. Einige Stunden später flogen die Kugeln wieder herüber und hinüber."

Was ist uns Armenien?

Es gibt immer noch auf der Welt Gebiete, die zwar seit Jahrtausenden am Wege des großen Völkerverkehrs liegen und doch in der Kenntnis der Allgemeinheit so gut wie nicht vorhanden sind. Dazu gehört Armenien. Man hat ja wohl den Namen gehört, weil die Zeitung einmal kurze Nachrichten von Armeniergreueln brachte; und wenn man sich Mühe gab, seinen Atlas zur Hand zu nehmen, wußte man auch, wo das Land lag. Der Name zog sich quer durch die östliche Türkei, unbegrenzt, in Nichts zerfließend. In manchen Kreisen wußte man noch, daß die Armenier „geriebene Wucherer und Betrüger" seien. Mit diesem kargen Wissen gab man sich zufrieden.

Und so blieb denn auch die wahre Kenntnis vom armenischen Volke bei uns auf sehr wenige Gelehrtenstuben beschränkt, aus denen ins Volk so gut wie nichts drang: nichts davon, daß das armenische Volk ein christliches Volk unserer Rasse ist, nichts von seiner sehr wechselreichen Geschichte, die neben Glanzperioden allerdings meist Zeiten schwersten Joches und furchtbarer Kämpfe um die nationale Existenz und das nackte Leben aufweist, nichts von seiner reichen Literatur, die in keiner Geschichte der Weltliteratur übergangen werden dürfte, nichts von den Leistungen des armenischen Volkes auf dem Gebiete der Kunst, nichts davon, daß die großen italienischen Meister Brunelleschi, Alberti, Leonardo da Vinci von ihr lernten und daß die westliche Architektur so vieles armenischer Anregung verdankt. In dem Sumpfe von Blut und Unglück konnte und durfte das armenische Volk der Welt nicht beweisen, welche Kraft und Tüchtigkeit in ihm stecke, die es unter dem Todesdrucke jahrhundertelangen Joches nicht entfalten konnte, da es täglich für die Rettung seines nackten Lebens kämpfen mußte. Und was von Orientreisenden über das Land berichtet wurde, wieder waren es nur Bilder

Trauer: nackte Steinlandschaft, braune, melancholisch stimmende Farbe in der Gegend, mer und Elend in den Hütten, Armut in der Natur. Nirgends ein Schimmer von Glanz, die Augen der Welt auch auf dieses Stück Erde zu ziehen vermocht hätte. Verkommen, ssen lag Volk und Land.

Und doch spielte seit Jahrtausenden gerade dieses Gebiet in der Weltpolitik stets eine se Rolle, umstritten und begehrt von all den umwohnenden Großen als Brückenland, als es Sprungbrett zur Durchsetzung all der imperialistischen Ideen, die sich dort seit Jahrenden geltend zu machen suchten. Und doch war einst auch Armenien ein blühendes Land. n lese nur die alten armenischen und arabischen Berichte! Stand doch Armenien im Mittelkte des west-östlichen Handels. Die wichtigsten Karawanenstraßen durchzogen das Land, vor allem die von Trapezunt über Theodosiopolis—Owin nach Täbris führende, auf der n mit Kamelen, Maultieren und Wagen, den ssajls, wie sie heute noch im Gebrauche sind, Erzeugnisse von Byzanz nach dem Osten brachte, um sie gegen solche von Persien, China Indien zu tauschen. Armenische Kaufleute waren auf allen Märkten des Ostens und des ischen Südens zu finden. Ganz von selbst hatte dieser starke Handelsverkehr eine bedeutende ustrie hervorgerufen. Zählte doch Armenien nach dem Berichte des Arabers Yakut an 00 städtische Gemeinwesen. Schon seit der Zeit der alten, vorarmenischen Chalter hatte ide die Eisenindustrie auf armenischem Gebiete ihren Hauptsitz. Berühmt waren die Eisenke von Srusas und die von ihnen gelieferten Schwerter und die Silberminen, die Ende 7. nachchristlichen Jahrhunderts im Gebiete von Sper entdeckt wurden, belebten auch der die schon in der Chalterzeit bekannte feinere Metallindustrie, die vorbildlich über den kasus bis nach Rußland wirkte. Aus den Werkstätten armenischer Silber- und Goldarbeiter gen Kronen, Waffen, Gürtel, Ringe, Kreuze und kirchliche Geräte als Geschenke der arischen Könige an fremde Fürstenhöfe, und die Erzeugnisse armenischer Textilkunst, farbige denstoffe, Decken, Vorhänge, Polsterbezüge waren in aller Welt geschätzt. Owin war der Industrieplatz. Hier fertigte man nach Ibn Hauqal aus feinster Wolle die sogenannten izi-Stoffe. Gesucht waren namentlich die rotgefärbten feinen wollenen Decken und Polster, in Artashat gefertigt wurden, dem Hauptsitze der Farbenkunst, die Baladhuri deshalb die adt der roten Farbe" nennt. Armenische Schale, Kopftücher, schwarzseidene Schleier und Teppiche standen in dieser Zeit in solchem Rufe, daß der verwöhnte Khalifenhof sich einen der Steuern jährlich in 20 armenischen Teppichen bezahlen ließ.

Daß Armenien damals keine bloße Steinwüste war, als die es heute so oft geschildert d, daß es vielmehr wegen seiner Fruchtbarkeit ein sehr begehrtes Land war, zeigen uns arabischen, byzantinischen und armenischen Berichte. Herrliche Gärten umgaben in weiter ide meist die Städte, und Weizen und Gerste gedieh in solcher Menge, daß davon bis nach ien exportiert werden konnte. Berühmt war der armenische Wein — schon die Noahlegende ß ja von ihm —, der in verschiedenen Sorten gebaut wurde, und in den Klöstern pflegte n mit besonderem Eifer die Bienenzucht. Honig wird auch heute noch in Armenien bei n Reichtum an Kräutern aller Art in Menge erzeugt. Auch die Viehzucht stand in hoher te, namentlich die armenischen Pferde hatten guten Ruf. Die armenischen Seen waren ihmt durch ihren Reichtum an Fischen, die in gesalzenem Zustande einen höchst einträgen Exportartikel bildeten. Weltberühmt waren wie noch heute die goldglänzenden Forellen Sevansees.

Nur die Mongoleneinfälle und die Türkenzeit haben aus Armenien ein totes Land macht. Es ist nicht richtig, was man auch von Leuten, die im Osten waren, so oft aussprechen t, aus Armenien wäre nichts zu holen. Was einst war, kann wieder geweckt werden und r mit den heutigen vorgeschrittenen Mitteln in noch viel höherem Grade. Schon mit seinen neralschätzen bietet Armenien unendlich viel. Als Bergwerk- und Hüttenland ist es von z besonderer Bedeutung. Schon der ganze geologische Aufbau des Landes läßt auf das

Vorhandensein reicher Mineralschätze schließen. Muß auch über die Mächtigkeit der La erst noch eine eingehende Untersuchung, die von Deutschen begonnen, dann von den Armeni selbst eingeleitet wurde, Aufschluß geben, immerhin steht schon jetzt eine fast das he Tausend erreichende Anzahl sehr reicher Lagerungen fest. An der Spitze stehen der Zahl nach Kupfervorkommen. Kupferminen sind schon im Betriebe im Gebiete von Bortschalu, in E madan, Temir-Maghara, Goverda u. a. Plätzen. Außerdem birgt das armenische Bergl Blei, Silber, Magneteisen und Eisenpyrite, Mangan, Gold, Zink, Arsen, Schwefel, Kob Antimon, Chrom, Arsen, Graphit. Reich sind die Steinsalzlager — so die von Kophkh, Nakitsc wan und Kregischwan — und der Wansee ist unerschöpflich in der Lieferung von kohlensaur Natron. Salz, Borax und Arsenik bildeten schon im alten Armenien einen blühenden Expo artikel. Dabei hat Armenien seine eigenen Kohlenlager zur Verarbeitung seiner Rohprodu im Lande selbst. In der Nähe von Erzerum lagert Kohle von vorzüglicher Qualität und ebe zwischen Ersindjan und Achkaleh und im Tale des Araxes und des oberen Euphrat. Nur we ist bis jetzt im Gebiete des einstigen Russisch-Armenien in Betrieb gesetzt, in Türkisch-Armen liegt alles noch fast unberührt. Nur Schutthaufen erinnern an die unterirdische Tätigkeit früh Jahrhunderte. Um all diese verborgenen und bisher nur wenig oder gar nicht genützten Sch zu heben, bedarf es nur des Kapitals und energischer Organisation und der raschesten E stellung von Wegen und Bahnen. Armenien ist ja noch arm an letzteren; nur etwa 600 sind in Betrieb.

Auch Armenien ist ein Land der Zukunft. Schon heute, mitten in Not und Kämpfen das neue Leben, hatte Neu-Armenien eine Industrie in modernem Aufbau erstehen lassen. Hilfe seiner reichen Wasserkräfte läßt sich diese noch bedeutend erweitern. Auch sonst ist menien nicht das Land der öden Steinwüste, als das es dem oberflächlichen Beschauer scheinen möchte. Wohl birgt es viel nackten Stein, und die vulkanische Natur des Bodens l nicht überall Pflanzenwuchs gedeihen. Aber zwischen seinen kahlen Bergen dehnen sich quell reiche Täler und fruchtbare Ebenen, und hier reift das Getreide schon in zwei Monaten u gedeiht in Höhen wie nirgends bei uns. Die Gärten liefern vorzügliches Obst und an i Hängen gedeiht die Traube, die schon im Altertum wegen ihrer Güte bekannt war. Je n Gegend und Lage sind die landwirtschaftlichen Erzeugnisse verschieden. Im ganzen entsprec sie denen der nördlichen Länder. Doch kommen in einzelnen Teilen auch subtropische Gewäc vor. Vor allem bietet das kaukasische Armenien für die Landwirtschaft günstige Bedingung Hier gedeiht Reis, Baumwolle und Tabak, und hier ist auch die Seidenraupenzucht Hause. Man nehme nur die alten Bewässerungsmethoden wieder vor, in denen schon Challer Meister waren — ihre Kanäle sind zum Teil noch vorhanden —, das Anbauland l sich dadurch bedeutend erweitern, und die braune Farbe wird auch hier wieder der grün weichen. Die höheren Regionen bieten dann der Viehzucht saftige Matten; sie wurde r jeher in Armenien in ziemlichem Umfang betrieben, was schon aus den früheren hohen Expo ziffern hervorgeht. Heute freilich ist der Viehstand in Armenien infolge des Krieges völ ruiniert. Doch wird auch an seinem Aufbau erneut gearbeitet.

Aus der kurzen Skizze allein ist schon ersichtlich, welche Bedeutung die heutige Repub Armenien als Rohstofflieferantin wie als Absatzmarkt einzunehmen bestimmt sein kann. Der be Beweis dafür ist seine Einschätzung seitens Englands und dessen einstiges Bemühen, das Mani über Armenien Australien zu übertragen und indirekt damit alle wirtschaftlichen Vorteile s zu sichern. Durch diese schön gedachte Rechnung hatte freilich zunächst Rußland einen Str gemacht, das seit einiger Zeit selbst die Hand auf das Land legte. Von Türken und Russ von zwei Seiten angegriffen, konnte die junge armenische Armee dem doppelten Drucke ni lange standhalten; und nach dem Verluste von Kars und Alexandropol blieb der armenisch Regierung nichts Besseres übrig, als sich Sowjetrußland anzuschließen, die einzige Art, v so wenigstens doch seine nationale Existenz gegen türkische Pläne zu retten. Rußland hat ab

Armeniens Anschluß in seinem Kampfe gegen England eine Operationsbasis gefunden, sie besser gar nicht gedacht werden kann. Englands orientalische Sorgen sind um ein beendes gewachsen, und sein Verhalten in den allerneuesten westlichen, gerade Deutschland effenden Fragen hat seine letzten Gründe hier. Der Orient birgt noch viele, viele Gemisse, über die sich schwer prophezeien läßt. Auch Armeniens Schicksale liegen von neuem Dunkel. Immerhin läßt sich aus verschiedenen Gründen vermuten, daß Rußland an seine liche Selbständigkeit für die Zeit seiner Gefolgschaft nicht weiter rühren wird, und deshalb ist es wichtig, daß auch wir die wirtschaftliche Bedeutung des Landes ins Auge fassen dem armenischen Volke näher treten, das uns bis jetzt fast unbekannt war, trotzdem es vorderen Orient neben dem Griechen den bedeutendsten Kulturfaktor darstellt. Es ist an mit Vorurteilen aufzuräumen und an ihre Stelle wahre Kenntnis zu setzen.

Welch tüchtige Kraft in dem armenischen Volke verkörpert ist, das zeigt allein die geradezu nenswerte Arbeit, mit der es trotz Not und Elend aus einem Schutthaufen, ja aus dem gen Nichts sein neues Staatswesen aufgebaut hat. Unmöglich darf uns dieses tüchtige Volk erhin unbekannt bleiben.

Dr. Karl Roth

Persönlichkeiten im Weltkrieg

In meinem letzten Aufsatz (Türmer 1921, Heft 12, S. 394) habe ich mich dahin ausgesprochen, daß mir noch nicht genügend aufgeklärt zu sein scheint, aus welchen Gründen uns in der Märzoffensive 1918 der erhoffte durchschlagende Erfolg versagt eben ist. Diese wichtige Frage wird durch seitdem erschienene Veröffentlichungen des erals v. Kuhl (Deutsches Offiz.-Bl. Nr. 27) und in dem Buch des Oberst Bauer „Der ze Krieg in Feld und Heimat“ (Osiandersche Buchhandlung, Tübingen 1921) teilweise twortet. Wie schon früher erwähnt, hat in der Märzoffensive 1918 hauptsächlich die am en Flügel des Angriffes befindliche 17. Armee versagt, während die am linken Flügel fende 18. Armee gute Erfolge erzielt hat. General v. Kuhl führt als Hauptgrund an, daß angegriffene General Haig mit Rücksicht auf die Kanalhäfen und seine Verbindungen Schwerpunkt auf seinen linken Flügel und seine Mitte gelegt und starke Reserven bei n und Arras bereitgestellt habe. Auf dem rechten Flügel, südlich der Somme, glaubte n Notfalle eher ausweichen und einen Teil des zerstörten Gebietes aufgeben zu können. verließ er sich hier auf die Unterstützung der anschließenden Franzosen. Diese aber hatten wartung eines Angriffes bei Reims ihre Reserven dorthin gezogen. Eine große englisch-sische Hauptreserve war nicht zustande gekommen. Außerdem erwähnt General v. Kuhl weiteren Grund, der mitgesprochen haben mag, daß Oberst Bruchmüller, genannt der chbruchmüller“, der verdiente artilleristische Berater der Obersten Heeresleitung bei allen hbruchschlachten großen Stils, damals Artilleriegeneral bei der 18. Armee gewesen ist. e unmittelbar elektrisierende Kraft habe der 17. Armee, die zudem den stärksten Feind ich hatte, gefehlt. Die ausschlaggebende Macht der Persönlichkeit im Kriege ist hiedurch er einmal klar bewiesen. Die weitere Frage, warum dann auch die 2. und 18. Armee schönen Anfangserfolgen vor Amiens, knapp vor Erreichung des gesteckten strategischen , liegen blieben, beantwortet Oberst Bauer in seinem Buch wie folgt: „Aber jetzt rächten ie Wegestörungen bei unserem Rückzuge 1917 insofern, als Vormarsch und Nachschub chnell zunehmende Schwierigkeiten stießen. Dazu kam, daß die Pferde infolge der seit m unzureichenden Fütterung nicht leistungsfähig waren. Die Kraftfahrkolonnen aber, egen Gummimangels Eisenbereifung hatten, zerstörten die wenigen Straßen von Grund n einigen Tagen. Dabei war noch günstig, daß wenigstens Nachschub an Verpflegung

und Bekleidung kaum nötig war, denn die Beute daran war riesengroß. Fast kann man sa leider, denn unsere Leute taten sich an den lang entbehrten Genüssen gütlich. Es ging verloren ... Was kommen mußte, kam: nach wenigen Tagen stockte die Vorwärtsbewegung. Ein Tagemarsch trennte uns von Amiens, doch es war einfach nicht mehr zu leisten." anderer Stelle wird noch unterstrichen, daß der Mangel an Weichgummi für die Kraftwe die Kriegführung außerordentlich behindert und das Liegenbleiben der ersten und zwe Offensive 1918 wesentlich mitverschuldet hat. Diese Begründung ist einleuchtend. Die S hältnisse konnten aber vorausgesehen werden. Es wäre daher vielleicht besser gewesen, letzten Entscheidungsangriff nicht in die Wüste der vorangegangenen Sommeschlacht zu legen. Es bestärkt mich dies in meiner früher schon angedeuteten Auffassung, daß die l Offensive besser weiter nördlich gegen die Linie Cassel—St. Pol in Richtung Calais gef worden wäre. Allerdings mußte sie dann wegen der im März ungangbaren Lys-Nieder um einige Wochen verschoben werden. Doch dies fiel nicht allzu sehr in die Wagschale. Hauptsache war, daß sie gelang und ein wirklich strategisches Ziel bot.

Zu ähnlicher Ansicht gelangt auch General v. Moser in seinem ausgezeichneten „Kur strategischen Überblick über den Weltkrieg 1914—18" (Verlag Mittler & Sohn, Be 1921; 24 *M*). „Genauer betrachtet, entbehrt daher der Ludendorffsche Angriffsplan und Angriffsbefehl für 1918, im vollen Gegensatz zu den Operationen der Jahre 1914 und 1 im Osten, nicht nur des großen, kühnen, dabei aber doch klaren und einfachen Wurfes, sond auch eines einleuchtenden, die Unterführer und die Truppe mitreißenden Gedankens." S kann man nur zustimmen. Des weiteren macht General v. Moser es Ludendorff zum Vorw daß zwar der Anfang der Märzoffensive genauestens festgelegt, deren Weiterführung Abschluß aber, selbst für den günstigsten Fall, allzu sehr im dunkeln und ungewissen gela war. Er tadelt ferner, daß der deutsche Kriegsplan für 1918 eine offenbare und verhängnisv Lücke insofern aufwies, als für die Weiterführung des Krieges im Falle des Mißlingens deutschen Angriffes im großen nicht genügend vorgesorgt war. Hierzu war eine starke, besonderer Berücksichtigung der Tankgefahr ausgebaute rückwärtige Stellung, etwa in L Antwerpen—Namur—Sedan—Metz erforderlich. Eine solche bestand aber, wie auch s General v. Zwehl in einer seiner Schriften andeutet, lediglich auf dem Papier. Ludend der sich doch sonst um alles, auch um die kleinsten Details, gekümmert hat, hat hier anschein nicht rechtzeitig nach dem Rechten gesehen. Ihr Ausbau mußte schon mit Beginn des Jal 1918 mit aller Energie betrieben werden. Der Vorschlag Mosers, hiezu starke Teile des Er heeres zu verwenden, die dadurch zugleich den schädlichen Einflüssen der Heimat entzo wurden und für das zurückgehende deutsche Heer eine willkommene Aufnahme und ei erwünschten Kräftezuwachs bilden konnten, erscheint sehr zweckmäßig. Mit solcher Stell im Rücken konnte die Oberste Heeresleitung vorne alles wagen und mit ganz anderer versicht zu Werke gehen; ohne diesen Rückhalt mußte sie im Falle des Mißlingens in äuß schwierige Lagen geraten, was ja dann auch tatsächlich eingetreten ist. In solcher Stell konnte auch ein entkräftetes und zusammengeschmolzenes Heer noch monatelang einem ü legenen Gegner standhalten, und brauchten Regierung und Volk sich nicht tödliche Waf stillstands- und Friedensbedingungen auferlegen lassen. Auch wäre es nur vorteilhaft gewe wenn durch den rechtzeitig in Angriff genommenen Bau einer solchen Stellung das bi den September 1918 ahnungslose deutsche Volk über den Ernst der Lage früher aufgel worden wäre.

Als dann am „schwarzen Tag" des 8. August nach dem katastrophalen Tankan und tiefen Einbruch des Feindes bei Villers-Bretonneux jede Aussicht auf den Sieg endgü geschwunden und Ludendorffs Kriegsplan gescheitert war, gescheitert „infolge von strategis Fehlern, insbesondere der unwirksamen Richtung des ersten deutschen Großangriffs und inf der Überspannung der Lage im Mai und Juni", hätte der Erste Generalquartiermeister

Mosers Ansicht auf seinem angebotenen Rücktritt beharren sollen, und hätte sich die Berufung eines neuen, militärisch und politisch durch nichts verpflichteten und belasteten Generalquartiermeisters empfohlen. Tatsächlich war die Rolle, die Ludendorff dann noch bis zu seinem dann doch unfreiwillig erfolgten Abgang gespielt hat, nicht sehr glücklich. Die Unklarheit und Zwiespältigkeit seiner Auffassung den leitenden Regierungsmännern gegenüber hat die total verfahrene Lage nur noch verworrener gestaltet. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, dies hier näher zu begründen.

Auf die oben genannten Bücher von Oberst Bauer und General v. Moser sei hiermit empfehlend aufmerksam gemacht. Sie gehören zweifellos zu den interessantesten neueren Erscheinungen der Kriegsliteratur und sind nicht nur für den Fachmann und Forscher von Interesse, sondern auch für den gebildeten Laien.

Oberst Bauer, weiteren Kreisen durch seine nicht gerade glückliche Rolle beim Kapp-Putsch bekannt, ist, wenn auch über seine Befähigung als Politiker die Ansichten geteilt sein mögen, jedenfalls eine äußerst kraft- und temperamentvolle Persönlichkeit und militärisch einer der bedeutendsten Gehilfen Ludendorffs gewesen. Es kann daher kaum überraschen, daß er auf seinen Herrn und Meister schwört. Oberst Bauer nimmt kein Blatt vor den Mund, und in seiner zumeist treffenden Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten und Männer der Obersten Heeresleitung ist er nicht gerade zimperlich. Seit Tirpitz, der in seinen Erinnerungen hierin mit schlechtem Beispiel vorangegangen ist, ist es ja Sitte geworden, sich über seine Mitarbeiter und die an verantwortungsvoller Stelle gestandenen Männer frei und ohne jede Rücksichtnahme auszusprechen. Vernichtend lautet Bauers Urteil über den Chef der Operationsabteilung, General Tappen. Es erscheint in der Tat unbegreiflich, wie dieser ebenso unfähige wie persönlich unsympathische Mann nach dem völligen Versagen der Obersten Heeresleitung in den ersten Kriegsmonaten 1914 noch bis August 1916 in seiner Stellung belassen werden konnte. Aber auch bei der Auswahl seiner Nachfolger scheint man keine besonders glückliche Hand gehabt zu haben. Bei der der großen Masse vielfach unbekannten großen Bedeutung der Stellung des Chefs der Operationsabteilung war dies jedenfalls bedauerlich. Herzlich schlecht kommen auch die drei Kabinettschefs (v. Lyncker, Müller, Valentini) weg, was Bauer eine Entgegnung Hindenburgs bezüglich des Generaloberſten v. Lyncker eingetragen hat. Bauer dürfte aber gleichwohl nicht so ganz unrecht haben. Der unheilvolle Einfluß der beiden letztgenannten Männer auf den Kaiser ist dagegen wohl unbestritten. Im Deutschen Offiz.-Bl. Nr. 25 tritt General v. Kuhl Bauer entgegen, weil er von Hindenburg kein zutreffendes Bild gezeichnet habe. Tatsächlich tritt Hindenburg in den Schilderungen Bauers hinter Ludendorff allzu sehr zurück. Die deutsche öffentliche Meinung ist heute nur zu leicht geneigt, Hindenburg im Vergleich mit Ludendorff zu unterschätzen. Man kann dem General v. Kuhl nur beipflichten, wenn er dem entgegentritt. General v. Beseler, der lange als Schlieffens mutmaßlicher Nachfolger genannt worden war und der Ludendorffs Lehrer an der Kriegsakademie und mit Hindenburg befreundet war, soll einmal Hindenburg als strategisches Genie, Ludendorff dagegen als geborenen Organisator bezeichnet haben. Mir erscheint Ludendorff jedenfalls größer als Organisator denn als Stratege. Sehr ungünstig ist das Urteil Bauers über den Nachfolger Ludendorffs, den von vielen Seiten wohl aus parteipolitischen Gründen hochgepriesenen General Gröner, dessen Charakter in einem wenig vorteilhaften Licht erscheint. Wie Tappen die Strategie Falkenhayns, der auch bei Bauer schlecht wegkommt, wenig günstig beeinflußt hat, so scheint auch Gröner auf Hindenburg nicht gut eingewirkt zu haben. Es fallen daher in diesen Wochen einige Schatten auf die verehrte Person des Feldmarschalls, der nie ein Politiker war und auch keiner sein wollte. Die Schilderung der Vorgänge im Großen Hauptquartier vom 1. bis 10. November 1918 gehört zu den packendsten und spannendsten Abschnitten des Buches. Den General Gröner wird niemand um die Rolle beneiden, die er damals gespielt hat. Aber auch militärisch ist der Nimbus des Generals Gröner

im Verblassen. General v. Baumgarten-Crusius hat in seinem von mir schon früher (S. 393) erwähnten ausgezeichneten Buch nachgewiesen, daß dessen Verdienste um das Militäreisenbahnwesen durchaus nicht so groß sind, wie man bislang geglaubt hat. In Kiew hat General Gröner als Militärbefehlshaber den in ihn gesetzten Erwartungen auch wenig entsprochen. Als Chef des Kriegsamtes endlich geriet er in die Abhängigkeit der Gewerkschaften, und als Generalquartiermeister hat er den Einflüssen der Revolution im Heere nur allzu rasch und willig Einlaß verschafft und damit den Sozialdemokraten geholfen, das Kriegsinstrument völlig zu zerschlagen. Sehr abfällig beurteilt Bauer auch den brutalen, rechthaberischen, von sich eingenommenen Generalstabschef des Kronprinzen, Schmidt v. Knobelsdorff, der den Kronprinzen militärisch schlecht beraten habe und gegen den der Kronprinz auf Befehl seines Vaters nicht aufmucken durfte. Diesem unheilvollen Mann ist es zu danken, wenn im September 1914 die Argonnen ganz unnötigerweise wieder aufgegeben wurden, wenn ein um die Wende 1914/15 aussichtsreich scheinender Angriff auf Verdun nicht unternommen und wenn der dann 1916 schließlich doch eingeleitete Angriff taktisch verfehlt durchgeführt und zu spät abgebrochen wurde. Diese Dinge wurden vielfach ganz zu Unrecht auf das Schuldkonto des Kronprinzen gesetzt, der in diesen Fragen, obwohl er kein Feldherr war und auch keiner sein wollte, ein viel richtigeres militärisches Urteil besaß als sein Mentor. Oberst Bauer steht dem Kronprinzen besonders nahe, und dessen Bild ist daher mit besonderer Ausführlichkeit und Liebe und, wie ich auf Grund besonderer Quellen hinzufügen darf, im allgemeinen wohl richtig gezeichnet. Auch General v. Baumgarten-Crusius entwirft uns ein sehr sympathisches Bild seiner Persönlichkeit, das keineswegs der landläufigen Vorstellung entspricht, die man sich vom Kronprinzen bisher gemacht hat. Der Kronprinz hatte ein gutes Urteil und eine klare Auffassung aller Dinge und hat seinen geringen Einfluß stets nur in gutem Sinne geltend zu machen versucht. Er war einer der wenigen, die klar voraussahen, was auf dem Spiele stand, und hat als einer der ersten den verlorenen Krieg vorausgeahnt. Die inzwischen erschienenen Bücher von Carl Lange, „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht", und von Major Anker, beides Männer, die Gelegenheit hatten, ihn genau kennen zu lernen, bestätigen das günstige Urteil über den Kronprinzen.

Oberst Bauer ist eine von heißem vaterländischen Empfinden beseelte Kraftnatur. Er konnte daher manches, was ihm nicht gefiel, nicht ruhig mitansehen und hat sich vielfach in Dinge gemischt, die ihn eigentlich von Amtswegen nichts angingen. So lesen wir mit Staunen, wie er es fertig gebracht hat, den Oberbefehlshaber im Osten, v. Prittwitz, abzusägen, ferner über seine sehr aktive Beteiligung am Sturze Falkenhayns und Bethmann Hollwegs; er hält der Kaiserin 1917 Vortrag über die drohende Revolution und sucht 1919 durch Vermittlung des Kronprinzen um Privataudienz unter vier Augen beim Kaiser nach, um diesen aufzuklären. Er steht in allen politischen Fragen andauernd in engster Verbindung mit dem Kronprinzen, bespricht sich mit den Kabinettschefs und dem Vizekanzler v. Payer, kurz er ist an Geschäftigkeit eine Art „militärischer Erzberger" (ohne üble Nebenbedeutung). Der Sturz Ludendorffs bereitet auch seiner Wirksamkeit ein Ende. Militärisch hat er sich um die schwere Artillerie (42 cm) und den Gaskampf besonders verdient gemacht. Ferner ist ihm die Einführung des Stahlhelms zu danken. Dem Tank hat er allerdings zu geringe Bedeutung geschenkt. Das Buch schließt mit geistvollen politischen Betrachtungen. Der Ausblick in die Zukunft Deutschlands ist sehr düster.

Sachlicher, weniger subjektiv gefärbt, ist der „Strategische Überblick 1914—1918" des Generals v. Moser. Verfasser hat als junger Offizier 1893 einen strategischen Überblick über den Krieg 1870/71 geschrieben, der zu dem Besten zählt, was über diesen Krieg erschienen ist. Mit begreiflicher Spannung hat man daher seinem Überblick über den Weltkrieg entgegengesehen. Die Erwartungen sind nicht getäuscht worden. Das nur 123 Seiten starke, mit ausgezeichneten Karten ausgestattete Buch gibt einen ebenso klaren und übersichtlichen wie er-

schöpfenden Überblick über die gesamten Kriegsereignisse, der jedem, der das Bedürfnis nach kriegsgeschichtlicher Klarheit und keine Zeit hat, sich durch dickleibige Kriegsgeschichten durchzuarbeiten, hochwillkommen sein wird. Dem Urteil über die strategischen Vorgänge kann man im allgemeinen beipflichten, wenngleich ich in einzelnen Fragen anderer Ansicht bin. General v. Moser, der ein besonders grimmiger Hasser Englands zu sein scheint, vertritt insbesondere mit Wärme die Auffassung, daß man die Engländer bereits 1914 und 1915 vor Eintreffen ihrer Verstärkungen hätte schlagen müssen. Ich glaube, daß dies nicht möglich war und daß man im Gegenteil 1914 schon zu lange gezögert hat, den Schwerpunkt nach dem Osten zu verlegen. Die Forderung, daß man schon 1914 nach Moltkes Abgang Hindenburg zum Generalstabschef hätte ernennen sollen, möchte ich mich dagegen durchaus anschließen. Die Falkenhaynsche Kriegführung wird auch von Moser nicht günstig beurteilt.

Zum Schlusse sei noch kurz eines Werkes gedacht, dessen scharfe Angriffe gegen Ludendorff berechtigtes Aufsehen erregt haben. Es ist dies Karl Friedrich Nowaks „Der Sturz der Mittelmächte“ (Verlag für Kulturpolitik Georg Callwey, München 1921). Auf eine politische Würdigung dieses jedenfalls höchst anregenden und geistvollen Werkes kann ich nicht eingehen, sondern möchte mich hiemit auf das Militärische beschränken. Man gewinnt den Eindruck, daß das Buch sehr subjektiv geschrieben ist. Es enthält Wahres, Falsches und Schiefgesehenes in wirrer Abwechslung und ist daher mit Vorsicht zu genießen. Kühlmann und General Hoffmann schneiden in ihm besonders gut ab. Da General Hoffmann mit dem Verfasser in Briefwechsel stand, ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß General Hoffmann das Buch inspiriert hat. Durch die höchst bedauerliche und taktlose Entgleisung des Generals Hoffmann dem Journalisten Albert gegenüber ist die Frage des Feldherrntums Ludendorffs von neuem aufgerollt worden. Das Buch Nowaks gewährt interessante Einblicke in die Entstehung des Gegensatzes Hoffmann-Ludendorff und deutet an, daß Ludendorff 1918 andauernd geschwankt habe, unsicher gewesen sei und sich überhaupt nicht mehr recht getraut habe, einen entscheidenden Schlag zu führen. Diese Annahme dürfte unzutreffend sein und wird von General v. Kuhl in Nr. 26 des Deutschen Offiz.-Bl. überzeugend widerlegt. Wir ersehen ferner, daß General Hoffmann, zweifellos einer unserer befähigsten Generale, gegen die Offensive im Westen gewesen ist, vielmehr in Übereinstimmung mit den Ansichten des österreichischen Marschalls Conrad die Kriegsentscheidung in Italien herbeigeführt wissen wollte. Näheres über diesen merkwürdigen Gedankengang, der von der nahezu übereinstimmenden Ansicht der meisten militärischen Fachkritiker erheblich abweicht, ist leider nicht ausgeführt. Ich kann mir offen gestanden nicht recht vorstellen, wie man in Italien eine Kriegsentscheidung hätte herbeiführen können, durch die Frankreich und England zum Frieden gezwungen wurden. Sollte hiebei an einen späteren Vormarsch aus der norditalienischen Tiefebene über die Alpen nach Frankreich gedacht worden sein, so erscheint mir dieser Plan, der auch schon in der „Kritik des Weltkrieges“ angedeutet ist, reichlich abenteuerlich. Das Buch Nowaks strotzt von scharfen Angriffen gegen Ludendorff, dem jede Genialität abgesprochen wird. „Er war als Feldherr nicht ein Denker voll Phantasie. Er war als Feldherr ein Rechner mit Ziffern und Mechaniken, ein Beweger riesenhaften Apparates.“ Für Ludendorff gilt auch das Dichterwort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Man gewinnt den Eindruck, daß heute mehr denn je seine Würdigung als Feldherr unter parteipolitischem Gesichtswinkel erfolgt. Von ihm wird noch besonders zu sprechen sein.

Franz Frhr. v. Berchem

Diplomatie und Militär

Der Gegensatz zwischen Diplomatie und Militär wird nie aufhören zu bestehen. Da aber die Völkerschicksale durch die Federn der Diplomaten und die Bajonette der Soldaten bestimmt werden, muß der Gegensatz dieser aufeinander angewiesenen Machtfaktoren eines Staates überbrückt werden. Staatsmann und Feldherr müssen sich in ihrer verantwortungsvollen Arbeit unterstützen und ergänzen, wenn ihnen Mißerfolge erspart bleiben sollen. Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist diese wechselseitige Verpflichtung noch gewachsen. Das Volksheer, das die Kraft eines Volkes am unmittelbarsten verkörpert, muß in einem Kriege für seine großen Opfer an Gut und Blut fordern, daß es von den Diplomaten nicht im Stiche gelassen wird. Die Verantwortung der Diplomaten dem ganzen Volke gegenüber hat daher besonders im modernen Kriege immer mehr zugenommen. Sie ist nicht geringer als die der militärischen Führer.

Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß der Diplomat, der sich als Sieger an den Verhandlungstisch setzen kann, im Volksinteresse handelt, wenn er den Besiegten durch die Friedensbedingungen in jeder Weise zu knechten und auszusaugen versucht. Jener Diplomat erweist seinem Volke einen schlechten Dienst. Alle einem Volke auferlegten maßlosen Demütigungen sind Wunden im Volkskörper, die nie vernarben. Ein Zuviel beim Friedensschlusse birgt meist neue Kriege in seinem Schoße. Die Geschichte hat dafür nur zu viele Beispiele. Hier sei nur auf Napoleons Raubkriege und Eroberungsfrieden hingewiesen, die Frankreich zwanzig Jahre nicht zur Ruhe kommen ließen, das Blut von Tausenden kosteten und schließlich mit einem Zusammenbruch endeten.

Aber auch durch das Zuwenig bei den Friedensbedingungen ist schon manches Volk um die Früchte seiner Siege durch die Diplomaten gebracht worden. Der Wiener Kongreß 1814—1815 sei als Beispiel genannt. Preußen war die Seele der Abrechnung mit Napoleon gewesen und hatte, da es die stärksten Opfer in diesem großen Völkerkriege gebracht hatte, die nur zu berechtigte Hoffnung, eine besondere Berücksichtigung seiner Großmachtinteressen bei den Friedensverhandlungen zu finden. Im Hauptquartier waren die Blicke vorwiegend nach Westen gerichtet, um eine sichere Grenze gegen Frankreich zu bekommen. Außer diesen Forderungen vom militärischen Standpunkte aus, hofften die deutschen Patrioten auf eine Lösung der deutschen Frage. Jedoch vergebens hatten begeisterte Sänger wie Schenkendorf im Lied nach dem „deutschen Kaiser" gerufen. Vergeblich hatte der greise Blücher den König von Preußen nach dem entscheidenden Siege von Belle-Alliance gebeten: „die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat". Den preußischen Unterhändlern ging in Wien bald die Initiative verloren, vor allem durch das überzeugte Festhalten an dem dualistischen Programm, das heißt an der Gemeinsamkeit Österreichs und Preußens in Deutschland, anstatt zielbewußt nur die eigenen Wege zu gehen. Sie übersahen dabei vollständig, daß Fürst Metternich in meisterhafter Intrige gerade die Mittelstaaten Deutschlands — vor allem wollte Preußen seine alten Wünsche auf Sachsen erfüllen — zu stärken und zu erhalten suchte, um sie gegen den Nebenbuhler ausspielen zu können. Zu dieser Täuschung über die wahre Gesinnung Österreichs kam noch, daß Preußen auch von den englischen, russischen und französischen Diplomaten in die Hinterhand gedrängt wurde, die nicht zulassen wollten, daß im Herzen Europas ein mächtiger deutscher Staat erstehe. Mit allen Mitteln der diplomatischen Kunst verstand es vor allem Talleyrand, der das besiegte Frankreich mit der gleichen Selbstverständlichkeit vertrat, wie früher den siegreichen Napoleon, seinem Staate wieder Sitz und Stimme im Areopag der europäischen Großmächte zu verschaffen und den Absichten des gefährlichen preußischen Nachbars entgegenzuarbeiten. Die Folge davon war, daß nicht einmal die Herausgabe des geraubten Elsaß von dem besiegten Frankreich an Preußen durchgesetzt werden konnte. So kam es, daß das Ergebnis

es Wiener Kongresses weder ein diplomatischer Erfolg für Preußen war, noch der Lohn für as, was das preußische Volk an Opfermut und Tapferkeit in der Zeit des Befreiungskrieges eleistet hatte.

Wenn den militärischen Erfolgen eines Blücher und Gneisenau die Unterstützung durch ine starke und zielbewußte Diplomatie versagt blieb, so war es Preußen vom Schicksal beschieden, daß es 50 Jahre später in Bismarck und Moltke den Staatsmann und Feldherrn fand, ie imstande waren, alle die unerfüllten Wünsche des Jahres 1815 durch gemeinsames Handeln u verwirklichen. Das preußische Heer unter seinen ausgezeichneten Führern war für Bismarck er nie versagende Vollstrecker seiner Entschlüsse. Weil er wußte, daß nur die Macht im Leben er Völker gilt, war es ihm klar, daß die deutsche Frage „durch Blut und Eisen" gelöst werden mußte. Die Sicherheit seiner diplomatischen Entschlüsse und die unbeirrbare Erkenntnis des lotwendigen wurden nicht getäuscht. Der Weg zur deutschen Einheit erschloß sich auf dem Schlachtfelde von Königgrätz. Preußen wurde nach dem Ausscheiden Österreichs der natürliche Mittelpunkt des zukünftigen Deutschland. Mit beispielloser Sicherheit hat Bismarck bei den amaligen Friedensverhandlungen zu Nikolsburg zwei Ziele vor allem im Auge behalten: hnell zum Abschluß zu kommen, damit Napoleon nicht Zeit gewinne, sich einzumischen, sowie sterreich und die süddeutschen Staaten zu schonen, um mit ihnen schon im Hinblick auf die och kommende Auseinandersetzung mit Frankreich ein freundschaftliches Verhältnis zu eralten. Der Minister hatte einen harten Kampf mit seinem königlichen Herrn zu bestehen, he es ihm gelang, seine Ansicht durchzusetzen. König Wilhelm wollte darauf bestehen, daß uch Österreich und die süddeutschen Staaten durch Gebietsabtretungen gestraft würden. Der anze unbeirrbare diplomatische Scharfblick Bismarcks offenbart sich hier, daß er in weiser Voraussicht „der historischen Konsequenz" nicht zu viel oder zu wenig forderte, sondern es ür politisch geboten hielt, „sich nach einem Siege nicht zu fragen, wieviel man dem Gegner bdrücken kann, sondern nur zu erstreben, was politisches Bedürfnis ist". Er fährt dann in den Gedanken und Erinnerungen" fort: „Die Verstimmung, die mein Verhalten mir in militärihen Kreisen eintrug, habe ich als die Wirkung einer militärischen Ressortpolitik betrachtet, er ich den entscheidenden Einfluß auf die Staatspolitik und deren Zukunft nicht einräumen onnte." (Band II, Kapitel 20: Nikolsburg.) Die Geschichte hat Bismarck recht gegeben, aß er 1866 durch seine Politik der Mäßigung auch der Armee den besten Dienst erwies. Er reichte, daß die süddeutschen Staaten sich nicht zu einer „französischen Filiale" ausbildeten, ondern 1870 Schulter an Schulter mit Preußen gegen den alten deutschen Erbfeind kämpften.

Ein Kapitel für sich ist die Staatskunst Englands, deren skrupellose Rücksichtslosigkeit ahrhundertelang mit der Welt ihr egoistisches Spiel trieb, deren sicheres zielbewußtes Arbeiten ber anerkannt werden muß. Englands äußerst geschickte Diplomatie, die mit erfolggewisser ntschlossenheit jede sich bietende Gelegenheit zum eigenen Vorteil auszunutzen verstand, urde nicht unwesentlich unterstützt durch den Nimbus seiner die Meere beherrschenden Flotte nd durch die günstige insulare Lage, die es auch ohne ein eigenes Volksheer gegenüber den uropäischen Festlandsstaaten schützte. England konnte daher sein Weltreich aufbauen, ohne er eigenen Volkskraft zu große Opfer aufzuerlegen. Es ließ dafür andere Völker für sich bluten. Der Schilling spielte in Gestalt von Hilfsgeldern dabei keine geringe Rolle. Ein Beispiel für iele ist das Verhalten Englands im Siebenjährigen Kriege, während dem es sich verpflichtete, Friedrich den Großen mit Geld zu unterstützen, nur um während des Krieges in Mitteleuropa Frankreichs amerikanische Besitzungen an sich zu bringen. Als dies erreicht war, ließ das „perfide lbion" den Bundesgenossen im Stich. Nur um den Nebenbuhler Frankreich unschädlich zu achen, war England im 18. Jahrhundert die Seele der großen Allianzen und Koalitionen, nd nicht aus dem idealen Grunde der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, wie seine Diplomaten der Welt vorzutäuschen verstanden. Es war eine logische Folge der englischen Politik, daß es auch das mächtig gewordene Deutschland lästig empfinden mußte, und wieder

griff es nach dem so oft erprobten Mittel. Es brachte eine große Koalition gegen Deutschland zusammen, mit deren Hilfe es den unbequemen Konkurrenten zu erdrosseln hoffte. Es beabsichtigte, sich bei diesem Kriege wieder wie früher hauptsächlich nur als Bankier und Zuschauer zu beteiligen, um schließlich die durch das Blut seiner Verbündeten erkaufte Beute einzustreichen.

Im Weltkriege hatte sich die englische Diplomatie insofern verrechnet, als sie die deutsche Widerstandskraft zu gering veranschlagte. England mußte sich zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entschließen, und blutige Opfer bringen. Gleichzeitig ließ die englische Diplomatie aber nichts unversucht, immer neue Völker gegen uns mobil zu machen. Die halbe Welt stand schließlich gegen uns in Waffen. Trotzdem warfen wir die Gegner, verjagten Dynastien und hielten große Teile feindlichen Gebietes besetzt. Aber gerade diese beispiellosen Erfolge auf dem Schlachtfelde wurden Deutschlands tragisches Verhängnis. Unsere Siege wurden nicht rechtzeitig politisch ausgewertet durch einen „möglichen" Frieden. Die deutschen Erfolge waren zu groß, als daß die militärischen Führer trotz der ungeheueren feindlichen Übermacht den festen Glauben an den Endsieg verloren hätten. Die Bedenken unserer damaligen Staatsmänner waren zu zaghaft und unentschlossen. Man hörte nicht auf sie. So wurde der Krieg von den Soldaten allein geführt, nicht nur auf strategischem und taktischem, sondern auch auf politischem Gebiet. Da es aber nicht Sache des Militärs ist, den Krieg auch politisch zu führen, ist der Vorwurf gegen die Oberste Heeresleitung, daß sie sich über das Maß des politisch Erreichbaren getäuscht habe, unberechtigt. Deutschland wurde geschlagen, weil seine starken militärischen Kräfte nicht durch gleich starke diplomatische unterstützt und ergänzt wurden, die es verstanden, den Frieden zu schließen, als wir dies unbesiegt noch hätten tun können.

Über unserem zusammengebrochenen Volke haben die Sieger ihren Frieden verkündet, einen Frieden der gepanzerten Faust, einen Frieden der Willkür ohne vernünftige Mäßigung. Unsere Feinde haben nichts aus der Geschichte gelernt, und vergaßen, daß jeder Gewaltfrieden ein Frieden der Unbeständigkeit ist, der schließlich auch dem Sieger zum Unheil ausschlagen muß, wenn nicht die bessere Einsicht durchdringt.

Dr. Johannes Hofmann

Wohnungsnot

Alle wirtschaftlichen Fragen beginnen und enden heute bei der Wohnungsnot. Nicht die kleinste Stadt, nicht einmal die Dörfer sind von dieser Not verschont geblieben. In der Großstadt ist sie nachgerade unerträglich geworden. Täglich melden die Zeitungen von Eheschließungen, aber von Familien- und Haushaltgründungen kann keine Rede sein.

Gewiß, hier und da sieht man schon wieder Neubauten erstehen, an den Grenzen der Stadt, Ein- und Zweifamilienhäuser zumeist, und durchweg kleiner, als sie vor dem Kriege gebaut wurden. Wer Geld hat — viel Geld! — kann sich den Luxus des Bauens gestatten. Wenn weniger Bemittelte aus der Stadt heraus und zu einem eigenen Heim gelangen wollen, müssen sie sich schon mit einem „Unterstand" begnügen oder sie sind auf fremde Hilfe angewiesen, auf die Hilfe Privater oder die Hilfe von Stadt und Staat.

In der Tat beginnen jetzt einzelne Städte größere Summen zur Hebung der Bautätigkeit aufzuwenden. So hat z. B. der Hamburgische Staat nicht weniger als 200 Millionen Mark zur Förderung des Kleinwohnungsbaues bewilligt, insbesondere zur Gewährung von Beihilfedarlehen an Private und gemeinnützige Bauvereine.

Das ist der Anfang. In den kommenden Jahren wird man voraussichtlich noch ganz ndere Opfer bringen müssen. Dabei bleibt es immer noch zweifelhaft, ob Beihilfen dieser rt überhaupt ihren Zweck erfüllen, ob sie am Ende doch nicht nur einen Tropfen auf den eißen Stein bedeuten. Wir kennen die Preise von morgen und übermorgen nicht, wissen icht, wie die Lohnverhältnisse übers Jahr sein werden; nicht zu reden von allen möglichen inderniſſen, die dem Wohnungsbau unvermutet in den Weg treten können.

Bei dieser Ungewißheit und Unsicherheit der Zukunft ist es doppelt geboten, keinen fennig zu verschwenden, alle Gelder aus öffentlichen Mitteln so zweckdienlich wie möglich verwenden und vor allem zu vermeiden, daß kostspielige Hilfeleistungen durch anderweitige Maßnahmen wertlos gemacht werden.

Wenn z. B. in demselben Augenblicke, in dem es einer Anzahl Großstädter durch städtische der staatliche Beihilfen ermöglicht wird, sich außerhalb der Stadtgrenzen ein Heim zu begründen, ie Bahnfahrt im Vorortsverkehr der betreffenden Stadt ganz erheblich verteuert und von er Stadtverwaltung nichts unternommen wird, weiteren Preiserhöhungen auf den Vororts- ahnen entgegenzuwirken, so heißt das schlechterdings nichts anderes, als mit der andern Hand ieder nehmen, was man mit der einen Hand gegeben hat.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum in der Verkehrspolitik vieler Großstädte, daß man ch von der Rentabilität jener Bahnen, die den Verkehr von der Stadt ins nächste Umland ermitteln, eine ganz falsche Vorstellung macht. Man fordert als Mindestleistung, daß sich ese Bahnen rechnerisch selbst tragen. Geschieht das nicht, so schreitet man zu Verkehrs- nschränkungen oder Preiserhöhungen. Und wenn auch diese Mittel nichts vorschlagen, was den letzten Jahren oft genug zu beobachten war, ist man ratlos. In Wirklichkeit kann sich ne solche Bahn sehr wohl bezahlt machen, auch wenn sie Jahr für Jahr Zuschüsse erfordert. an darf nur nicht den eigentlichen Zweck der Verkehrsmittel großstädtischer Umgebung aus n Augen verlieren. Eine Bevölkerung, die zwischen den Großstadtmauern gesundheitlich d sittlich verkommen muß, weil sie die immer teurer werdenden täglichen Fahrten nach sunden Wohnstätten oder festtägliche Fahrten ins Grüne nicht mehr bezahlen kann, bedeutet m staatswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet eine Last: das sind die Menschen, für elche die kostspieligen großstädtischen Hilfs- und Abwehreinrichtungen (Krankenhäuser, Für- rge-, Strafanstalten usw.) in erster Linie in Frage kommen. Will eine Großstadt wirklich ufmännisch klug mit der Menschenkraft ihrer Bevölkerung wirtschaften, so wird sie einesteils rch einen rechtzeitigen Druck auf die Verkehrsbetriebe, andererseits aber durch sehr beträcht- he finanzielle Unterstützung der Bahnen und Schiffahrtsgesellschaften, die den Verkehr mit r Stadt vermitteln, die Fahrpreise im Vororts- und Nahverkehr auf ganz geringer Höhe lten. Diese Fahrpreise müssen notwendigerweise so gering sein, daß sie diejenigen, die hinaus- eben ins Freie, nicht abschrecken. Die sonntäglichen Fahrten ins freie Land müssen unter en Umständen die billigsten Vergnügungen der Großstädter sein. Wenn Kino und andere oßstädtische Freuden ähnlicher Art billiger zu haben sind, ist die Stadtbevölkerung in Gefahr, ch zu verkommen; und zwar — wie schon angedeutet — unter Umständen, die Stadt und taat ungeheure Kosten verursachen.

Aus dem gleichen Grunde müssen natürlich auch die täglichen Fahrten von der im Freien genden Wohnstätte zur Arbeitsstelle und die Rückfahrten im Preise so niedrig gehalten sein, ß dadurch Miete oder Wohnzins nicht wesentlich erhöht werden. Unter diesen Umständen die Frage sehr dringend eingehender Erwägung zu empfehlen, ob eine Stadtverwaltung, der Wohnungsnot abhelfen will, nicht besser täte, wenn sie, anstatt finanzielle Beihilfen n Kleinwohnungsbau zu gewähren, ihre Millionen hergäbe, um in der oben angegebenen eise die Fahrpreise zu verbilligen. An einer Stelle muß doch gezahlt werden, es fragt sich r, wo die Hilfe am dienlichsten ist und — nicht zu vergessen! — auf welche Weise am ehesten spart werden kann.

Absichtlich ist hier die ganze Angelegenheit vom nüchternen rechnerischen Standpun aus betrachtet worden. Denn die Stellen, die schließlich über diese Dinge zu entscheiden habe sind nun einmal gewohnt und sind auch gezwungen, sich nach rechnerischen Grundsätzen z entschließen. Es darf aber zum mindesten der Hinweis nicht vergessen werden, daß der lebendig Mensch vor der toten Sache allemal den Vorrang haben sollte, d. h. daß da, wo es sich u das gesundheitliche und sittliche Wohl eines großen Teiles unseres Volkes handelt, selbst di größten Kosten — sofern sie überhaupt nur aufzubringen sind — nicht gescheut werden dürfe

Übrigens sollte man bei der Erörterung der Fragen, die unser Volksleben betreffe eins nie vergessen: Der Weg, den echter Idealismus vorschreibt, pflegt auch letzte Endes rein rechnerisch der beste, der gangbarste zu sein.

Alma Hedin, die Schwester des berühmten Asienforschers, hat vor etwa zwei Jahre zum Zwecke sozialer Studien eine Reise nach den Vereinigten Staaten unternommen. Ihr besondere Aufmerksamkeit galt den reichen Wohlfahrtseinrichtungen auf den riesigen Industrie werken und in den großen kaufmännischen Betrieben. Mit Staunen sah sie die großarti eingerichteten Erholungsräume, Bäder, Spielplätze, Büchereien, Kinos u. dgl. Und imme wieder drängte sich ihr die Frage auf die Lippen: Wie ist es möglich, die ungeheuren Koste für diese Dinge zu bestreiten? Die lakonische Antwort, die sie stets erhielt, lautete: Es mach sich bezahlt.

Wir könnten wie in manchen andern Dingen so auch hier von den Amerikanern lerne Vor allem die führenden Personen unserer Großstädte sollten sich daran gewöhnen, in de wichtigen Fragen, die weit in die Zukunft unseres Volkes hineinreichen, Herz und Auge z öffnen und weit hinauszuschauen. Sie werden dann nicht anders können, sie werden di Wohnungs- und Verkehrsfragen — heute und auf lange Zeit hinaus das A und O aller Groß stadtpolitik — in wahrhaft großzügiger Weise lösen; sie werden nicht nehmen mit einer Hand was sie mit der andern gegeben haben.

Und in mehr als einem Sinne gilt das Amerikaner-Wort: Es macht sich bezahlt!

Dr. R. Kraut

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Wahrheit die Ehre!

Joh. Schlaf ist schon früher im „Türmer" zu Wort gekommen; wir geben ihm auch jetzt Gelegenheit, sich auszusprechen, ohne zu seiner astronomischen Theorie Stellung zu nehmen. D. T.

Am 12. Oktober hatte ich Gelegenheit, im Berliner Künstlerhause einen Vortrag über „Die Erde, nicht die Sonne" zu halten. Mit Bezug auf diesen hat der bekannte Astronom und Herausgeber des „Sirius", Dr. H. H. Kritzinger, in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" folgende Notiz gebracht:

„Johannes Schlaf sollte am Mittwoch im Künstlerhaus dadurch eine besondere Ehrung bereitet werden, daß man ihn kurz vor seinem 60. Geburtstag einen Vortrag über seine geozentrischen Phantasien unter dem Thema „Die Erde, nicht die Sonne" halten ließ. Seit zwölf Jahren bemüht sich der auf anderen Gebieten durchaus geschätzte Schriftsteller, die astronomischen Tatsachen so umzudeuten, daß sie seiner vorgefaßten Meinung als Kulissen dienen könnten. Er befindet sich dabei in dem Glauben, daß die astronomische Fachwissenschaft für dies monomane System zuständig sei, während in Wahrheit die exakte Wissenschaft damit nichts zu tun hat. Der Rückläufigkeit der Planeten und Kometen steht er völlig verständnislos gegenüber. Einmal heißt es, daß wir ‚vor die vollendete geozentrische Tatsache gestellt' seien, und ein andermal, ‚daß die Keplerschen Gesetze erhalten bleiben'. Die ‚philosophische Orientierung' des Redners zeigt sich darin, daß er in diesen Phantasmen einen ‚unerschütterlich sicheren Grund' für unsere Erwägungen über ‚Gott und die Menschheit' endlich gefunden hätte. Der Vortrag, der auch nicht einmal stilistisch die Erwartungen der wenigen Hörer, die mit abbröckelndem Interesse allmählich den Saal verließen, erfüllte, dürfte trotz liebevoller Beifallsäußerungen der Freunde seinen Zweck wesentlich verfehlt haben."

Diese Zeilen bieten ein Musterbeispiel dafür, wie eine ehrliche Kritik nicht sein soll!

Herr Dr. Kr. faßt sich dahin zusammen, daß mein Vortrag „seinen Zweck wesentlich verfehlt" habe.

Nun, das „Wesentliche", also der Gegenstand, um den es sich handelte, war das Sonnenfleckenphänomen und seine von mir sehr eingehend an den bekannten drei Epsteinschen Fleckentafeln dargelegte geozentrische Konsequenz. Hätte mein Vortrag also seinen Zweck „wesentlich verfehlt", so hätte Herr Dr. Kr., als ein Kritiker, der seine Sache gewissenhaft nimmt, nachzuweisen gehabt, daß meine Darlegungen bezüglich des Fleckenphänomens und der Epsteinschen Tafeln unstichhaltige wären. Aber über dies „Wesentliche", also über den Gegenstand meines Vortrages überhaupt, findet der Leser in Dr. Kr.s oben angeführten Zeilen keine Silbe! —

Und zwar ungeachtet, daß 1. das Fleckenphänomen dahin lautet, daß die Sonnenflecke, höchst auffallenderweise, immer auf ein und demselben besonderen Gebiet der Sonnenoberfläche entstehen; nämlich so gut wie alle **großen** (etwa 92 bzw. 95 v. H.) auf Rückseite der Sonne, von wo sie um den Ostrand herum aufgehen; alle auf Vorderseite entstehenden Flecke aber auf Osthälfte der letzteren; und daß die geozentrische Konsequenz dieser Erscheinung sich ganz unmittelbar darbietet, wie ich in meinen Schriften „Die Erde — nicht die Sonne" (Dreiländerverlag, München 1919) und besonders in „Neues zur geozentrischen Feststellung" (J. G. Holzwarth, Rothenfelde i. Teutob. Wald) ausführlicher nachgewiesen habe;

2. daß mir inzwischen — von Prof. Plaßmann und Prof. Epstein — ein Zugeständnis in dem Sinne wurde, das Fleckenphänomen biete auch der Fachwissenschaft ein „Rätsel", dem sie nicht anders gegenüberstehe als achselzuckend der Arzt einem „hoffnungslosen Patienten", und daß die Erscheinung, wenn sie als solche zu Recht besteht, nicht mehr kopernikanisch vereinbart werden kann;

3. daß ein Versuch Prof. Epsteins, das Fleckenphänomen nachträglich als solches zu beseitigen, von mir an Epsteins eigenen Fleckentafeln als ein bloßes **Mißverständnis** nachgewiesen werden konnte (vgl. besonders „Neues zur geoz. Feststellung"), demgegenüber die Epsteinschen Tafeln selber das Phänomen lediglich von neuem auf das schlagendste **bestätigten**!

Das alles war der von mir sehr eingehend ausgeführte Gegenstand meines Vortrages, dessen ungeheuere kritische Wichtigkeit deutlicher und zwingender gar nicht am Tage liegen konnte! —

Ich frage, ist Herr Dr Kr. auch nur durch das geringste berechtigt, meinen Vortrag seinem Zwecke nach als „**wesentlich**" verfehlt zu bezeichnen? War er angesichts der offenbarsten kritischen Bedeutung des Gegenstandes nicht vielmehr geradezu **verpflichtet**, auf ihn einzugehen? Statt dessen **erwähnt** er ihn noch nicht mal! Nicht mit der leisesten Silbe! Schlüpft er auf das vollkommenste über ihn hinweg! Warum? Der Leser, der inzwischen aufgemerkt haben wird, kann sich's, denk' ich, nachgerade selber beantworten: Eben weil es schon zu „kitzlich", zu „gefährlich" war, dem Leser der „Dtsch. Allgem. Ztg.", der dem Vortrag nicht beigewohnt hatte, zu verraten, wovon er denn in Wahrheit eigentlich gehandelt hatte. —

Dafür untergräbt mein Herr „Kritiker" aber frisch drauflos meinen guten Ruf (denn darauf läuft's hinaus) mit unbewiesen hingeworfenen Redewendungen wie „geozentrische Phantasien", „vorgefaßte Meinung", „dies monomane System", mit dem „in Wahrheit die exakte Wissenschaft nichts zu tun" hätte; die exakte Wissenschaft, von der mir inzwischen doch „in **Wahrheit**" bereits so schwer wiegende Zugeständnisse wie das oben angeführte Plaßmannsche und Epsteinsche wurden!

Ich denke, eine raffiniertere und unstatthaftere Weise, eine ehrliche, ernstlichster Beachtung dringend werte Sache öffentlich totzuschlagen, kann es nicht geben, als sie hier von Herrn Dr H. H. Kritzinger gehandhabt wird! Raffiniert bis auf die Redewendung, daß die „wenigen Hörer" (in Wahrheit waren es reichlich über 200, und es waren von vornherein überhaupt nicht mehr als 200 Karten ausgegeben worden!) mit „abbröckelndem Interesse allmählich den Saal verließen". In Wirklichkeit haben im Verlaufe des Vortrages etwa ein Dutzend **Damen** nach und nach den Saal verlassen, die sich wohl insofern enttäuscht gefühlt hatten, als sie auf eine „poetische Behandlung" des Gegenstandes gefaßt gewesen waren. Der übrige „Rest" der Zuhörerschaft ist mir aber mit bester Aufmerksamkeit bis zum letzten Wort gefolgt und hat meinen Ausführungen mit ehrlichem Beifall gedankt. Als Zeichen, wie man sich interessiert hatte, kann ich noch erwähnen, daß nach Schluß des Vortrages eine ganze Anzahl von Zuhörern an mich herantraten und sich Titel und Verlag meiner geozentrischen Schriften notierten bzw. noch diese und jene Aufklärung von mir erbaten. So hat es sich in **Wahrheit** verhalten.

Joh. Schlaf (Weimar)

„Einsam, arm und alt“

Der Aufsatz von Hans Schönfeld in der Türmernummer 12 (September) deckt zu tiefes Leid auf, als daß wir uns mit den darin enthaltenen Anregungen begnügen können. Das will ja natürlich der Verfasser auch mit seinen Ausführungen: wir llen die Tat folgen lassen. Doch erscheinen mir die angezeigten Wege nicht gangbar genug. s gibt einen andren, der vielleicht schneller zum Ziele führt.

Wer weiß, wie heutzutage Siedlungen zustande kommen, wird einsehen, daß da wohl ten verarmten alten Menschen, die wahrlich nicht wertlos für unser Volk sind, eine Stätte s Friedens geboten werden kann. Nur verstreut finden wir auch in Siedlungen edle Menschen, e um ihres Volkes willen siedeln und die Urbarmachung von Land auch wirklich als etwas iliges fühlen. Die größere Zahl siedelt aus einem allerdings nicht unedlen Eigennutz, sofern zunächst gezwungen ist, an sich selbst zu denken. Auch „Jugendverbände, Freundschafts- nde und all die Gemeinschaften, zu denen sich lebensfrohe Jugend zusammentut“, sind meist ch viel zu laut, als daß sich die stillen Alten in ihrer Mitte wohl fühlen würden.

Und doch gibt es einen Weg. Die Not kann behoben werden. Auch in der Jugend und mittleren Alter gibt es stille Menschen, die noch das Gefühl der Verehrung für die t alten, einstmals jungen Kämpfer tiefinnerlich besitzen. Auf diese Einzelnen kommt hier an. Sie können die geistige Not der Alten wenigstens lindern. Ich erwarte nicht so l von Verbänden und Organisationen. Diese Not kann am besten der treue, aufmerksame nzelmensch beheben.

Mein Vorschlag geht deshalb dahin: Einige übernehmen die Arbeit der Vermittlung n Anschriften geistig vereinsamter Volksgenossen. Alle, die helfen wollen, erhalten durch Namen und Anschrift geistig Darbender, mit denen sie persönlich oder brieflich in Verbindung ten. Wenigstens einem dieser armen Volksgenossen eine Zeitung oder Zeitschrift zu lten und ein gutes Buch zu geben und darüber Gedankenaustausch mit ihm zu pflegen: s muß für jeden edlen jungen Menschen ein Weihedienst sein. Ich weiß auch manch nes junge Mädchen, das in dieser Weise für einen alten Menschen sorgen zu dürfen als ein ttesgeschenk empfinden würde.

Wer wahrhaftig unserem großen Meister von Nazareth nachleben will, wird auch bald Mittel finden zu dieser Hilfe. Er wird bei dem Hilfebedürftigen bescheiden um die Erlaubnis helfen bitten; denn ihm wird eben durch seine Tat an sich das schönste Geschenk. Und ist erst geistige Not gelindert, so kann auch manches zur Abstellung der materiellen geschehen.

Wir müssen den Weg zueinander finden. Das geht am besten von Mensch zu Mensch. ch ich weiß mir nichts Schöneres, als wenn alt und jung an einem Tische sitzen: die Jugend t Ehrfurcht im Herzen, die Alten aus Liebe zu den Jungen.

Will Chemnitz

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ein deutsch-amerikanischer Dichter

Der Tod hat in letzter Zeit unter unsren deutschen Schriftstellern aufgeräumt. Auf Cäs Flaischlen folgten Karl Hauptmann, Ludwig Thoma, Max Bewer, der überau national gesinnte Bismarck-Verehrer, und soeben Anna Ritter und Marx Mölle In Nordamerika starb noch nicht sechzigjährig in denselben Monaten die vielleicht stärks dichterische Begabung unter den dortigen Deutschen: Konrad Nies (zu Alzey in Hess geboren, seit 1883 in Amerika).

Die deutschen Leser haben im allgemeinen wenig Fühlung mit unsren dichtende Ausland-Deutschen. Und so dürften Erinnerungen von Klara Ruge, die wir im Sonntagsblo der sozialistischen „New Yorker Volksztg." finden, Teilnahme erwecken.

„Als ich Nies vor wenigen Jahren zuletzt sah, hatte er immer noch etwas Jugendhaft in der Erscheinung. Schlank, reiches dunkelblondes Haar über dem feingeschnittenen Gesic und ein halb spöttisches, halb kindliches Lächeln in den Augen und Mundwinkeln. So ist mir in der Erinnerung geblieben.

Seine Neuyorker Freunde, für die er oft jahrelang stumm blieb, wenn's ihm gera so paßte, und die er dann wieder zu seinen Freunden zählte, sobald er in Neuyork war un etwas ‚unternahm': sie wußten alle, daß sie ihm nicht abschlagen konnten, sich für ihn in Zeug zu legen, denn seine naive Liebenswürdigkeit entwaffnete alle. Man war sofort wied auf dem alten freundschaftlichen Fuß, wenn man ihn wieder sah.

Ich lernte Nies kennen, als ich erst ganz kurze Zeit in Neuyork weilte. Es war in ein größeren Gesellschaft bei einer deutschen Frau, die längst nicht mehr lebt. Sie hatte Nies un seine Familie bei sich zu Gaste, weil diese im Begriff standen, Neuyork zu verlassen, um na dem Westen zu ziehen. Durch die gemeinsamen Bekannten erfuhr er, daß ich auch mit d Feder arbeitete, auch daß ich via Venezuela nach Neuyork kam. Deshalb wollte er mich kenn lernen, besonders da ihn die fernen Länder interessierten.

In den folgenden Jahren kam Nies öfters auf seinen Vortragstouren nach Neuyor Ich hörte ihn sein schönes, nach meinem Geschmack schönstes Gedicht „Die Rache der Wälde vortragen. Hier deckte sein großes Formtalent ein Motiv, das von Bedeutung war und de er die Fassung gegeben hatte, in der es zu voller Wirkung kam. Ganz besonders zum Vortra eignet sich diese Dichtung vorzüglich, in der er seinem Empfinden gegen den Vandalism der amerikanischen Wälderschändung den poetischen Ausdruck gab. Und natürlich konnte Ni selbst alle Tiefen und Höhen am besten herauslösen.

Es kamen dann mehrere Jahre, in denen ich Nies nicht sah, aber ich blieb in brieflich Verbindung mit ihm. Er war sehr leidend, lebte in St. Louis, hatte aber seine Lehrerstel dort aufgeben müssen. Man zweifelte daran, daß sein Leben erhalten bleiben könne. wurden Vortragsabende von Nies' Dichtungen zu seinem Besten veranstaltet. Vor allem w es ein Neuyorker Freund, Friedrich Michel, der unermüdlich für Nies tätig war.

Nies erholte sich. Aber eine Schulstellung, die überhaupt für seine Wesenheit nicht paßte und ihn nicht befriedigte, konnte er nicht mehr annehmen.

Sein erster Gedichtband „Funken" war nun erschienen. Viele Liebesgedichte, viele Heimatgedichte. Die Heimat war natürlich Deutschland. Er gehörte zu den deutsch-amerikanischen Dichtern, die die Deutschlandsehnsucht nie los werden konnten. Das ‚Heimweh' durchzittert so viele seiner Gedichte. Mit Amerika, überhaupt mit dem modernen Leben, hat er sich nur selten auseinandergesetzt. Gerade deshalb ist „Die Rache der Wälder' eine ganz ausnahmsweise gelungene Schöpfung. Damit soll aber durchaus nicht behauptet werden, daß nicht auch viele andere Gedichte von Nies von echter Schönheit sind. Er war ein hervorragender Künstler der Form. Nur vielleicht allzu sehr. Er blieb den alten Formen treu. Ein Epigone von Geibel, Heyse und verwandten Dichtern. Aber in seiner Weise jedenfalls von Bedeutung. Ein wirkliches Talent. Ganz besonders bevorzugte er das Sonett...

Nies lebte fast ausschließlich im Deutschtum. Das Große der Zeit, Industrie, Technik, die sozialen Kämpfe sah er nur aus der Perspektive. Aber trotzdem wäre es unrichtig, ihn als einen einzuschätzen, der sich von der Welt der Arbeit mit Absicht abgewendet hatte. Das lag seiner Gemütsart ferne. Nur war es ihm nicht gegeben, den direkten Kontakt zu finden.

Aus alledem kann man aber auch verstehen, daß er, als der Weltkrieg ausbrach, deutscher Patriot wurde. Zum internationalen Sozialismus hatte er sich nie durchgearbeitet. Und sogar so viele, die sich dem zugeschworen hatten, sind dann die richtigen Hurrapatrioten geworden.

Als ich die letzten Male mit Nies zusammen war, entdeckte ich auch leider, daß er für eine der der Wirklichkeit abgewandten Doktrinen ernstes Interesse gewonnen hatte. Die Theosophie, die wieder Mode geworden ist, diese Spielerei mit der ‚Selbstvervollkommnung' hatte ihn gefangen genommen. Wie weit er sich schließlich hinein vertieft hat, kann ich aber nicht beurteilen, denn seit er in Denver und in seinem ‚Waldnest' bei San Franzisko lebte, habe ich ihn nur noch einmal gesehen, als er auf einer Vortragstour sehr kurze Zeit in Neuyork weilte.

Nun ist Nies in seinem Waldnest, das er sehr liebte, verschieden. Einer weniger unter den wirklich poetisch begabten Deutschen in Amerika!"

Soweit diese Sozialistin. Von dem Gedicht „Die Rache der Wälder" mögen einige Strophen einen Begriff geben:

Des Nachts, wenn die Sonne im Meere entschwand
und die Wolken im Sturme jagen,
da geht in den Lüften ein Brausen durchs Land,
wie geächteter Rechte Klagen.

Aus den Catskills kommt's, wo die Eichen wehn,
aus Pennsylvaniens Gebreiten,
von den Tannen von Minnesotas Seen,
aus Texas' waldigen Weiten;

aus den Föhren und Fichten bricht es hervor
in Kolorados Gesteinen,
aus den Rotholzriesen am goldnen Tor,
aus den Zedern in Floridas Hainen.

Aus Ost und West, aus Süd und Nord,
durch Klüfte und Felsen und Felder
erschwillt er im donnernden Sturmakkord,
der Racheruf der Wälder:

„Wir wuchsen und wuchsen viel tausend Jahr
bei der Wildnis rotem Sohne;
wir boten ihm Obdach und Waffe dar,
und Liebe ward uns zum Lohne.

Wir sproßten in Frieden, wir grünten in Ehr',
wir schützten und schirmten die Lande.
Da brachen die Bleichen waldein übers Meer
und lösten die heiligen Bande.

Sie danken uns Heimat, sie danken uns Herd,
die Bleichen, die Feigen, die Feinen,
doch dankbar verwüsten, von Habgier verzehrt,
das Mark sie von Wäldern und Hainen!

Uns Hüter des Hochlands, uns Wächter der Seen,
der Vorzeit heilspendende Erben,
sie fällen uns herzlos, in frevlem Vergehn,
um Haufen von Gold zu erwerben;

Doch eh' wir zerbrochen, als lebloses Gut,
der Habsucht uns fügen zum Dache,
hört, Sturm uns, und Erde und Feuer und Flut,
euch rufen herbei wir zur Rache!" ...

Die Wälder rufen Fluch und Unheil über das Werk der Zivilisation, das der Dichter in diesem Falle als ruchlose Ausbeutung empfindet.

Maskenzüge

Schellengeklingel — bunte Federbüsche nicken von den Häuptern der Pferde — stolze Reiter und schöne Frauen in buntem Zuge; daneben schlichte Wanderer in grauem Röcklein. Aber jeder trägt die schwarze Maske; und lüftet er sie zum Schein, so zeigt sich nur, daß er darunter eine andere, undurchdringlichere trägt... Wo sah ich den Maskenzug in unserer ach so karnevalsfremden Zeit? — Ich saß am Schreibtisch, ein Häuflein Bücher vor mir: Lebensbeschreibungen, Selbstzeugnisse, Briefe. Keines glich dem andern. Nur eins hatten sie alle gemein: die Maske...

Die fürstliche Dame, die, wie sich's gebührte, an der Spitze des Zuges schritt, die geistliche Königin von Münster, Amalie Fürstin von Gallitzin, die Freundin von Bischöfen und Philosophen — sie freilich war, wie ihre Biographin Hanni Brentano erzählt (Amalie Fürstin von Gallitzin, von Hanni Brentano; Herders Verlag, Freiburg i. Br.) ihr Lebelang von dem Wunsche beseelt, sich selbst im stillen Kämmerlein allein mit ihrem Gotte die Maske abzureißen. Ob aber ihre geistlichen und geistigen Freunde, der Philosoph Hemsterhuis und Haman, der Magus des Nordens, sie ohne die letzte seelische Hülle schauen durften? Die Biographin, die so treulich die Lebenslinie dieses wechselreichen Daseins nachzeichnet, blieb uns auf manche Frage nach den psychologischen Rätseln dieser geistlich-weltlichen Seelenbündnisse schon in der ersten Auflage ihres Büchleins die Antwort schuldig. Und als sie jetzt, unterdessen selbst Klosterfrau geworden, in stiller Zelle die Neubearbeitung ihrer Schrift vor-

ahm, kam es ihr minder aufs Fragen denn auf tröstende Antwort an. So ist dieses Büchlein ehr Erbauungsbuch als psychologisch-historische Biographie geworden. Ganz andere, vielleicht rade die entgegengesetzten Ziele, verfolgte Ida Boy-Ed mit ihrem Büchlein über Frau n Kalb (Ida Boy-Ed, Charlotte von Kalb; J. G. Cottas Verlag, Stuttgart und Berlin 920). Nicht nur psychologische Maßstäbe, sondern sogar physiologische Erklärungsgründe schafft hierbei, um das merkwürdige Seelenleben ihrer problematischen Geschlechtsgenossin aus m achtzehnten Jahrhundert tiefer zu ergründen, als es bisher der Forschung gelang. Mit wußter, selbstverzichtender Selbstbescheidung betont sie, daß sie sich nicht neben zünftige iteraturforscher stellen, sondern als Frau aussagen wolle, wie sie das Wesen Charlottens n Kalb erkannt und verstanden habe.

Die gleiche Luft des klassischen Zeitalters, aber edleres Gleichmaß der Empfindungen nd wohltönenden Einklang der Seelen bringt uns eines der schönsten Bücher, die uns das rflossene Jahr bescherte: Die lang erwartete einbändige Ausgabe der Auswahl aus dem riefwechsel zwischen Wilhelm und Karoline von Humboldt (Wilhelm und Karoline n Humboldt in ihren Briefen, herausg. von Anna von Sydow. Berlin 1920; verlegt i E. S. Mittler & Sohn), welche die Erbin des Humboldt-Nachlasses, Anna von Sydow, m ihrer unverkürzten siebenbändigen Ausgabe hat folgen lassen. Gewiß, wer die vollständige usgabe kennt und zu den Kleinodien seines Bücherschrankes zählt, wird hier manches Ver- aute vermissen, obwohl die Auswahl, wie nicht anders zu erwarten war, mit dem feinsten eschmack und innerlichstem Verständnis getroffen ist. Aber auch jetzt bleiben noch genug erlen in dieser kostbaren Kette von Seelenbildern, Lebenserfahrungen, Weltgedanken, die s einzige Verhältnis dieser zwei edelsten Naturen zeitigte. Vielleicht ist es ein Vorzug dieser kürzten Ausgabe, daß in ihr das zeitlich Bedingte etwa in der Sentimentalität der Braut- iefe zurücktritt gegenüber dem Menschlich-Reifen und Geklärten der späteren Jahre. Und e Verbreitung, die dieses seltene Buch verdient, wird ihm in der neuen Ausgabe, die auch r bescheideneren Kasse zugänglich ist, hoffentlich eher zuteil werden als in der Monumental- sgabe, deren prächtige Bände heute nur Kriegsgewinner beglücken könnten, aber nicht glücken.

Während in den Briefen dieses edelsten Paares, das auf den Höhen der Menschheit ndelt, der Staat und seine Geschäfte, welchen doch Humboldt sein Berufsleben widmen ußte, nur von ferne und trotz aller glühenden Vaterlandsliebe besonders der Frau fast wie e lästige Unvermeidlichkeit erscheinen, wählt sich ein anderes Buch die Stellung des Roman- ers zur Politik zum eigentlichen Thema. Nicht dem tiefsten der Romantiker, dem immer ch geheimnisreichen Friedrich Schlegel, sondern dem tätigsten, wachsten und energischsten s ihrem Kreise, seinem Bruder August Wilhelm, widmet der junge Heidelberger Gelehrte tto Brandt (Otto Brandt, A. W. Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Deutsche rlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1919) seine Habilitationsschrift „A. W. Schlegel, der mantiker, und die Politik", die uns einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Staatsgefühls Zeitalter der deutschen Romantik gibt, das ja zugleich das Zeitalter der Freiheitskriege und s erwachenden deutschen Nationalgefühls war. August Wilhelm Schlegel hat, wie er sich rarisch als Mittler zwischen den Kulturen seine schönsten Verdienste erwarb (seine Shake- are-Übersetzung wird allen neueren Versuchen zum Trotz nicht so bald vergessen), auch litisch zweimal ein Mittleramt ausgeübt, das seiner Natur entsprechend mehr Ansprüche den Literaten stellte als an den Staatsmann. Bekannt ist, wie er Frau v. Staël deutsches istesleben nahe brachte; weniger bekannt, aber nicht weniger verdienstvoll ist seine Tätigkeit t Hofe des Kronprinzen von Schweden. Beide Phasen seines wechselreichen Lebens zeigen t bestrebt, den Weltbürger und den deutschen Patrioten zu vereinen, und beide werden r, zum Teil auf Grund bisher unbekannter Quellen, eingehend und sachkundig geschildert. entstand zwar nicht die immer noch vermißte Biographie August Wilhelm Schlegels, ein

Bild des literarischen Proteus, dessen wandlungsfähige Natur sich dann auch in seiner Politi spiegeln würde, aber doch ein wertvolles Fundament dafür, auf welchem vielleicht derselb Forscher die Biographie einmal wird aufführen können.

Was wir für August Wilhelm Schlegel in dem bekannten Buche vermissen, ist für ein vielleicht noch problematischere und schwankendere Gestalt aus jener Zeit in dankenswerte Weise erfüllt worden: Harry Mayne schenkte uns eine lange und sorgfältig vorbereitet Immermann-Biographie (Immermann, der Mann und sein Werk, von Harry Mayne Oskar Beck, München 1921). Wenn der Verfasser mit berechtigter Zuversicht in seinem Vor wort selbst gesteht, daß ihm als Ziel vorschwebte, wenn möglich nicht ein Buch, sondern da Buch über den Dichter und Denker zu schreiben, in den er sich während zweier Jahrzehnt eingelebt hatte wie wenig andere, so darf man ihm zuerkennen, daß ihm ein gut Teil diese kühnen Planes geglückt ist. Freilich, manches Rätsel löst sich und manches Rätsel knüpft sic auch, wie das bei der widerspruchsvollen und schwer zugänglichen Art des Mannes und seine Werke nicht anders möglich war. Das Grundproblem des Buches mußte ein doppeltes sein Zunächst galt es in den Werken des Mannes, der den ganzen bedeutungsvollen Entwicklungs gang deutscher Geistesgeschichte von der verstandesstolzen Aufklärung über die gefühlstrunkene Geniezeit zur Klassik, und von der ruhevollen Ausgeglichenheit der Klassik über die phantastisch Eigenwilligkeit der Romantik zum künstlerischen Realismus in seiner persönlichen Entwicklung mit durchgemacht hatte, den Spiegel und die abgekürzte Chronik seines Zeitalters aufzuzeigen Das zweite Problem aber mußten gerade bei Immermann die seelischen Widersprüche sein die, von Leben und geistiger Anlage ausgehend, sein Werk durchkreuzen und durchwirren Ideengeschichte mußte das Buch ebenso werden wie Seelengeschichte. Wie kommt es, daß im Lebenswerk dieses Mannes Triviales neben Tiefsinnigem, Ringen nach Ewigem und Ver sinken im Zeitlichen hart nebeneinander stehen? Es galt den Generalnenner dieser vieldeutigen Natur aufzuspüren, die innere und äußere Notwendigkeit ihres langsamen Werdens und end lichen Seins zu erkennen. Alle diese und ähnliche Fragen entsprechen Problemen der Immer mann-Biographie, die dieses Buch aufrollt. Wie es sie zu lösen versucht, das kann an diesem Orte kaum angedeutet werden. Wir sehen, wie ein typischer Übergangsmensch sich in einem Übergangszeitalter entwickelt und wandelt. Und wir freuen uns — um mit dem von Mayne selbst zitierten Vischer zu reden —, zu erfahren, unter welchen Einflüssen dieser Baum mi so kraus gebogenen Ästen so knorrig und krumm und doch auch so tüchtig gewachsen ist.

Neben diesen rätselvollen und schwankenden Gestalten aber schreitet als dritter in der Reihe ein schlichter Mann, dessen eckige Züge, dessen treue blaue Augen den Gedanken der Maske weit verscheuchen: Ludwig Uhland (H. Schneider, Uhland. Berlin 1920, Ernst Hofmann & Co.). Er hat in Hermann Schneider einen kenntnisreichen, aber ein wenig hausbackenen Biographen gefunden. „Nur wo wir im Philisterland uns fanden, da verstanden wir uns gleich", denkt man, wenn man den schulmeisterlichen Nörgelton, die allzu rasch und flach befriedigte Charakterzeichnung mancher Seite liest. Daß Uhland an seinem Hochzeitstage einer Sitzung beigewohnt habe, wird gebührend vermerkt und getadelt; aber die Seele des Mannes, tief wie der Brunnen im Märchen, auf dessen Grunde die goldene Krone schlummert, bleibt unzugänglich trotz ihrer scheinbaren Durchsichtigkeit. Ganz unzureichend ist das Kapitel über Uhlands Lyrik; und damit ist eigentlich der Stab über ein Uhlandbuch gebrochen. Dagegen soll anerkannt werden, daß Uhland der Gelehrte in der Besonderheit seines wissenschaftlichen Schaffens, das zur Hälfte künstlerisches Schauen war, zum ersten Male eingehend gewürdigt wird. Erich Schmidt wollte einst eine Uhland-Biographie schreiben; der Verfasser bekennt, daß er seiner Unterweisung die erste Einsicht in Uhlands Wesen und Bedeutung verdankt, aber was ein König bauen wollte, hat ein Kärrner ausgeführt.

Mit geringeren Ansprüchen als diese umfangreichen Lebensbücher, aber in erlesenem Gewande und mit wenigen erlesenen Gaben tritt ein kleines Buch auf, welches Mario Krammer

t Unterstützung der Erben Theodor Fontanes im Verlage von Colignon erscheinen ließ. heodor Fontanes engere Welt", so nannte er eine Sammlung von ungedruckten Ge-ten, Briefen, Bildern, Faksimiledrucken, die dem literarischen Kritiker wenig, dem Fontane-tiker viel zu sagen haben. Gewiß, manches in diesem Büchlein ist Schlafrock- und Pantoffel-sie — der alte Fontane selbst wäre der erste gewesen, es so zu nennen. Mancher Brief ist erheblich, manches Gedichtlein für den Tag bestimmt und konnte mit ihm untergehen; aber es ist durchweht von der herben und starken Luft Fontanescher Lebenserfahrung, und es eine Freude, wie sie uns selten zuteil wird, dieses Leben der frühen Stürme, der jahrelangen uldigen Fronarbeit und der herbstlichen Sonne hier gewissermaßen aus nächster Nähe noch mal mitzuerleben. Nicht zu vergessen ist, daß die Ausführung der wunderschönen Bilder- Faksimiledrucke, die dem Bändchen beigegeben sind, in unzeitgemäßer Trefflichkeit prangt. eilich ist der Preis des dünnen Büchleins dafür desto zeitgemäßer.

Zu dem lächelnden Skeptiker Fontane, wie er so ein wenig gebeugt von des Tages sten, das gestrickte wollene Halstuch umgeschlungen, daherschreitet, gesellt sich erhobenen uptes und mit wehendem Haar einer, der die Welt reformieren will: Hermann Lietz, der hulreformer (Hermann Lietz, Lebenserinnerungen. Herausgeg. von Erich Meißner. rlag des Landwaisenheims, Bockenstedt am Harz). Ihm verdanken wir die ersten Land-iehungsheime von Isenburg, Haubinda und Bieberstein, in denen das seitdem so viel be-ochene Ideal der körperlichen und geistigen Erziehung, der Ausbildung von Hand und Kopf gleich, schließlich der Selbstverwaltung der Schüler verwirklicht wurde. Er erzählt uns selbst einem höchst lebendigen Buche seine Jugendjahre, seine Entwicklung und Lehrzeit, seine mpfe und seine Erfolge. Mit steigendem Interesse folgt man den kunstlosen und aufrichtigen rlegungen und trauert mit seinen Freunden um das vorzeitige Ende dieses reinen Wollens. tz ist im Kriege als Schneeschuhläufer mit hinausgezogen, brachte aus dem Felde eine bös-ige Krankheit mit, welcher er im Sommer 1919 erlag. Für das Verständnis seiner Lebens-eit ist dieses Buch seiner Lebenserinnerungen vielleicht noch wichtiger als die einzelnen grammatischen Schriften des Vielumstrittenen. Der volle Ernst seines Willens spiegelt in seinem Leben. Efodi

* * *

Die weihnachtliche Bücherflut hat zur Lebenskunde bekannter Persönlichkeiten eine ihe weiterer bemerkenswerter Veröffentlichungen mit sich gebracht, die als Ergänzung zu odis Aufsatz wenigstens kurz hier angeführt werden sollen. — Ein Gegenstück zu den im „T." sführlich gewürdigten Brautbriefen Schleiermachers bildet das Werk „Schleiermacher s Mensch. Sein Werden". (Herausgegeben von Heinrich Meisner. Verlag Friedr. dreas Perthes, Gotha.) Es ist eine Sammlung von Familien- und Freundesbriefen des ßen Kanzelredners aus der Zeit von 1782—1804. Man kann die Sammlung, die das Bild s werdenden Mannes herausarbeitet, als einen teilweise neuen, jedenfalls aber gereinigten mmentar für diesen Lebensabschnitt ansehen. Die Zeit des „Wirkens" bleibt offenbar iem weiteren Bande vorbehalten. — Nach den römischen, mexikanischen und Jugend-efen hat die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, nunmehr die „Petersburger Briefe" s Historikers und Diplomaten Kurd von Schlözer herausgebracht, die den Zeitraum n 1857—1862 umfassen und als dramatischen Kern den Kampf des hanseatischen Heiß-rns gegen seinen hohen Chef Bismarck enthalten. Bismarck zeigte sich groß genug, in An-tracht der außerordentlichen Tüchtigkeit seines Gehilfen auch offener Auflehnung gegenüber chsicht walten zu lassen. Dabei ist unverkennbar, daß sich gerade unter Bismarcks Einfluß r gefährliche Rausch, den das gesellschaftliche Leben an der Newa anfangs in dem jungen aatsmann erweckte, in eine nüchterne Erkenntnis der russischen Wirklichkeit umwandelte. hat sich trotz allem in der Petersburger „Höllenzeit" der Charakter dieses hochbegabten

Diplomaten gehärtet, der später ein begeisterter Anhänger des „großen Hünen" wurde un ihm auch nach dem Sturz die Treue gewahrt hat. — Die „Tagebücher" von Friedri von Gentz nehmen in der staatspolitischen Literatur einen hohen Rang ein. Ihren Abschlu finden sie in den Aufzeichnungen des letzten Lebensabschnittes 1829—1831, die A. Foumie und Prof. Dr. Winkler im Amalthea-Verlag, Wien-Leipzig, jetzt veröffentlicht haben Wi in den früheren Schriften, so werden auch in diesen wieder die politischen Vorgänge im Metter nichschen Österreich durch scharfe Streiflichter nach allen Seiten hin beleuchtet. Für die Be urteilung der damaligen Zeit, namentlich der Zustände in Gesellschaft und Diplomatie, bilde die Tagebücher dieses Vertrauten Metternichs ein schlechthin unentbehrliches Quellenwerk. – In „Briefen an die Braut" hat Ernst Haeckel seine „Italienfahrt" 1859 geschilder (K. F. Koehler, Leipzig.) Mehr als die ästhetischen, oft mit scharfen Ausfällen gegen die Kirch durchsetzten Betrachtungen fesseln die Stellen, die über Haeckels Entwickelung zum selbstän digen Naturforscher Auskunft geben. Man spürt schon deutlich die seelischen Ansätze, die vo den ersten schüchternen Erklärungsversuchen der Lebensrätsel zu einem Weltanschauungs system hintasten, das heute glücklicherweise als überwunden gelten kann. — Carnegie, Ge schichte meines Lebens. (K. F. Koehler, Leipzig.) Ein Mann, der sich vom Sohn eine armen Leinewebers zum amerikanischen Stahlkönig aufzuschwingen verstanden hat, ist gewi kein gewöhnlicher Mensch, und so liest sich denn auch der Lebensbericht des Multimillionär spannend wie ein Roman, freilich ohne daß man zu irgendwie tieferen Eindrücken gelangt Von den dunklen Seiten dieses Lebens, davon, daß Herr Andrew Carnegie über Leichen schrit und Tausende von Existenzen zugrunde richtete, ehe er 350 Millionen Dollar für die Nöte de Menschheit stiftete — davon freilich schweigen die sonst so redseligen Blätter . . . K. S.

Der lebendige Gott

All die vorliegenden Bücher, die ich in kurzen Worten anzeigen möchte, sind durchweht von dem Verlangen nach Reife, nach göttlicher Ruhe, nach Aufblick und Sternengewißheit.

Paul Eberhardt, dem wir so manche wichtige Gabe auf religiösem Gebiete verdanken, gibt uns zwei kürzere Abhandlungen, „Von der Möglichkeit und Notwendigkeit der reinen Religion", eindringlich, wenn auch ein wenig proklamatorisch gefaßt, und vor allem den feinen, gehaltvollen Vortrag „Die Religion und wir von heute" (beide bei Fr. A. Perthes, Gotha; 2 ℳ und 1,60 ℳ). Und dann liegt von demselben Verfasser ein wundervolles Erbauungswerk, „Das Buch der Stunde", vor (derselbe Verlag, 10 ℳ); für jeden Tag findet man eine Reihe von Sprüchen aus den Religionen aller Völker und Zeiten; alle lebensstark und voll unmittelbarer Gegenwart. Endlich einmal keines der beliebten „Vademekums" und „Vergißmeinnicht"; was hier geboten wird, ist reif und gültig, treu und rein. Für Stunden der Einkehr und Sammlung ist gerade dieses Buch wichtig und trostvoll, wenn auch manche minder wichtige Namen fallen könnten.

In der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Teubner, Leipzig; kart. 2,80, geb. 3,50 ℳ) hat Heinrich Weinel eine ausgezeichnete Erklärung der „Bergpredigt" erscheinen lassen; er untersucht ihren Aufbau, ihren ursprünglichen Sinn, ihre Echtheit, ihre Stellung in der Religionsgeschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Was die protestantische Theologie auf dem Gebiete der Bibelkritik geleistet, ist sattsam bekannt; auch dieses Büchlein legt erfreuliches Zeugnis dieser Arbeit ab. Das Wichtige aber bleibt, daß nicht nur

Wissenschaft, sondern vor allem auch der Sinn, der Geist Bekenntnis ablegen; und gerade ses lebendige Wirken vermag den Worten Christi erst Verständnis und Verehrung zuzu-nden. — Die dichterische Phantasie Wilhelm Scharrelmanns versuchte sich an einer ographie des Heilands, „Jesus der Jüngling“ (Quelle & Meyer, Leipzig). Es versteht , daß hier lediglich Bilder des poetischen Gestaltens gegeben sind; und zweifellos ist Scharrel-nn mit Ehrfurcht und Andacht diesem schwierigen Stoffe genaht. Freilich ist die Gestalt su allzu weich und lebensblaß erstanden. Christus war kein hagerer, bleicher Prophet, sondern ı blutvoller, eifernder, hingerissener Mensch; und es ist nicht zu erkennen, wie aus diesem seitigen, weichen Jüngling der fordernde, aufrechte Mann erwachsen könnte. Rein dichterisch rigens spendet das Buch manches Erfreuliche und Lobenswürdige.

Nachdem das Verständnis für das Wesen der deutschen Mystik allgemach wieder erstanden versucht man sich auch an Neuausgaben der so lange verkannten und vergessenen Denker d Prediger; und so hat der Inselverlag, Leipzig, eine Sammlung „Der Dom“ begonnen, welcher jetzt eine treffliche Auswahl aus den Schriften Jakob Böhmes erschienen ist (Halb-nen 30 ℳ, Halbpergament 40 ℳ). Der stattliche Band, von Hans Kayser herausgegeben, thält nicht nur die rührende Biographie des Görlitzer Schuhmachers von A. von Frankenberg, ıdern auch Friedrich Christoph Ötingers „Kurzen Auszug der Hauptlehren Jakob Böhmes“. ıd dann wird aus den wichtigsten Schriften ein ausreichender, kenntnisreicher Auszug ge-ten, vor allem aus der „Aurora oder Morgenröte im Aufgang“, den „Drei Prinzipien gött-)en Wesens“ und „Vom dreifachen Leben des Menschen“. Aber auch die späteren Werke ırden berücksichtigt, so daß ein jeder, der nur guten Willens ist, sich in diese reine, inbrünstige elt verlieren kann, die überglänzt ist von Glauben und Vertrauen. Immerhin scheint mir theosophische Richtung allzu stark bevorzugt zu sein, so daß gerade die schöne seelische Un-ttelbarkeit ein wenig verhüllt und entfernt ist. Als neuester Band dieser Sammlung erschien ıe gute, umfassende Auswahl aus den Werken des weisen, so lange mißkannten Arztes und)ilosophen Parazelsus; eingeleitet von Hans Kayser, der besonders den gotischen Menschen rtrefflich dargestellt und in seinem Umfange erkannt hat. Auch hier offenbart sich eine tändige, heiße Gottessehnsucht in regster Fülle. (Der Furcheverlag, Berlin, bietet übrigens ichfalls eine schöne Auswahl.)

Sodann liegt in neuer Auflage das grundlegende Buch von Heinrich Boehmer, uther im Lichte neuerer Forschung„ vor (Teubner, Leipzig; brosch. 4 ℳ, geb. 5 ℳ). er über den Reformator, der ja noch immer mitten im Kampfe der Meinungen steht, etwas cheres und Bewiesenes erfahren möchte, der findet hier erwünschte Aufklärung. Namentlich er die Entwicklung bis zu den entscheidenden Jahren der Wandlung wird viel Neues und issenswertes geboten. Die Angriffe unverständiger oder gehässiger katholischer Historiker er Priester werden mit gebührender Schärfe abgewiesen, wobei freilich nicht immer der enbare Zwiespalt in Luthers späterem Wesen deutlich und in seinen schlimmen Folgen chaulos geschildert ist. Eine achtunggebietende Forscherarbeit ward hier niedergelegt; sie rd aufklärend und wegweisend wirken. Luthers tiefste Art ist noch immer nicht sicher durch-aut, und darum ist es gut, daß von berufener Seite ein so verheißender Anfang gekommen ist.

Nicht minder bedeutsam, in seiner fleißigen Ausgestaltung überraschend und überragend, Friedrich Heilers großes Werk über „Das Gebet“ (Ernst Reinhardt, München, brosch. ,60 ℳ, geb. 52 ℳ). Dieser junge Gelehrte, der sich namentlich durch seine aufklärenden, fsbereiten Schriften über und gegen den Katholizismus bekannt gemacht hat, untersucht r das Wesen des Gebetes aller Zeiten und Zonen systematisch und umfassend. Ein ge-ltiger Stoff wurde bewältigt; das lebendigste Zeichen religiösen Fühlens und Wirkens ährt eine umsichtige Darstellung, der man voll innerster Teilnahme und Bewunderung gt. Von der primitivsten Äußerung bis hinauf zu den hohen geistigen Gebeten der Mystiker d Propheten verfolgt Friedrich Heiler alle Zeugnisse und Offenbarungen; er gibt eine Fülle

von Belegen, kulturhistorischen Nachweisen. Man empfindet so recht unmittelbar, wie das wahrhaft religiöse Leben niemals erlöschen kann, und daß der tiefste Sinn alles Betens in seinen mannigfachen Auswirkungen immer derselbe ist: Sehnsucht und Ehrfurcht. Heilers Werk wendet sich an jeden gebildeten, aufmerksamen Leser und möge daher besonders eindringlich empfohlen sein für Stunden der Einsamkeit und Einkehr. Es liegt bereits in 3. Auflage vor. Von demselben Verfasser erschien soeben auch ein sehr wertvolles Büchlein „Katholische und evangelischer Gottesdienst" (Christian Kaiser, München, 6 ℳ); eine lichtvolle Darstellung, die auch protestantischen Geistlichen zur Beherzigung dringend nahegelegt werden kann.

Das Zeitalter wiedererwachter Mystik und Innerlichkeit mußte auch zurückführen zum „Deutschen Pietismus", den uns Werner Mahrholz in einem stattlichen Bande durch Selbstzeugnisse nahebringen möchte (Furcheverlag, Berlin; 36 ℳ). Da finden wir Namen wie Johann Arnd, Hemme Hayen, Spener, Francke, Spangenberg, Hamann, Lavater, Jung-Stilling, Schubart, Goethe, Ludwig Richter, Karl Philipp Moritz. Und was man da lesen kann, legt ein würdiges Zeugnis ab von ernstem Streben und Sehnen, von einer mitunter ergreifenden Innigkeit und Selbstaufgabe. Man blättert immer wieder in dem guten und reinen Buche, aus dem uns eine verlangende Frühlingsluft entgegenatmet. Es versteht sich von selbst, daß nun auch die Gestalt des Grafen Zinzendorf wieder an Beachtung gewinnt. Freilich, die „Gedichte", welche uns in Auswahl durch Rudolf von Delius dargeboten werden (Furcheverlag, Berlin; 12 ℳ), muten für unsere Tage doch allzu weichlich und spielerisch an, trotzdem die ärgsten Geschmacklosigkeiten, an denen ja gerade diese Lieder in so schlimmem Maße leiden, getilgt worden sind. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß man auch sehr wahren, treuen und schönen Versen begegnet. Viel wertvoller, ja geradezu überraschend ist, was in der Auswahl „Über Glauben und Leben" aus den Werken des Grafen Zinzendorf gesammelt ist (Neuwerk-Verlag, Schlüchtern; 15 ℳ). Hier lernt man wirklich unmittelbares religiöses Leben kennen und bleibt sinnend vor so manchem Ausspruch, der noch lange und fruchtbar weiter klingt. Gerade diesem schönen Buche möchte man weiteste Verbreitung wünschen.

Zuletzt noch einige Bücher, die sich mit fremden Religionen beschäftigen. Da hat der schon genannte Paul Eberhardt eine Auswahl der indischen Upanishads umgedichtet in seinem Werkchen „Der Weisheit letzter Schluß" (Diederichs, Jena; brosch. 10 ℳ, geb. 16 ℳ). Eine prachtvolle Gabe; der reine, hohe Geist des Orients weht uns daraus entgegen. Neben der christlichen Religion ist es ja besonders die indische, die uns so wertvoll und gemäß ist; denn hier ist wirklich einmal Denken und Fühlen zur Einheit verschmolzen, zu wachsendem, wirkendem Leben. Das eben läßt auch Eberhardts Arbeit so bedeutend erscheinen, daß wir hier den Sinn klar und zusammenhängend gefaßt sehen, so daß jeder Laie den Zugang zu finden vermag. Immer wieder liest man mit ernster Bewunderung, Ergriffenheit; ein wolkenloser Himmel spannt sich in unabsehbare Fernen. Das Letzte, Unsagbare wird ausgesprochen in der Weise aller Mystik: hymnisch, raunend, aufwärtssteigend. Denn dies eben gilt es zu verstehen:

Begriffe geben matten Schein,
Doch sonnenklar hält Gott das Heute.
Mehr als Gedanke mußt du sein,
Laß denken die gelehrten Leute.

Dann hat Eberhardt auch die Lehre Zoroasters im Auszug darzustellen unternommen „Das Rufen des Zarathustra" (ebenda; brosch. 8 ℳ, geb. 14 ℳ). Die Gathas des Awesta bieten gleichfalls Hymnen und Lobgesänge, Anrufungen des ewigen Gottes; nicht so rein und erhaben vielleicht wie die Upanishads, aber voll starker Inständigkeit, heldischer Hingerissenheit. Wer die Gestalt Zarathustras nur aus Nietzsches berühmtem Werke kennt, der wird hier an der Quelle erfahren, daß etwas ganz anderes gelehrt wird, als es der Prophet des unbedingten Individualismus versuchte. Gerade darum verlohnt es sich, das schöne Buch

s Eberhardt übrigens, wie auch das vorige, mit einführendem Nachworte versehen hat, ngehend zu studieren und nachzuleben. — In die indische Welt führt uns auch Walter Otto den beiden Bänden „Texte zur indischen Gottesmystik“ (Diederichs, Jena), von denen r zweite vorliegt, „Siddhanta des Ramanuja“ (brosch. 10 ℳ, geb. 18 ℳ). Er ist als nleitung durch seine Ausführlichkeit besonders geeignet; auch hier umfängt den lauschenden ser eine hohe, starke Gipfelluft und das Bewußtsein, daß die klare Gotterkenntnis nur den ihrhaft Stillen, Ergebenen beschert ist, die sich abgewandt haben von den allgemeinen, sinnligen Dingen dieser Welt, und all ihr Streben und Eifern nur auf das Dauernde, Überirdische gerichtet haben. — Eine wissenschaftliche Ausgabe der „Brahmanas und Upanishadea“ schenkte uns Alfred Hillebrandt (Eugen Diederichs, Jena). Wer zu lauschen versteht und freien Aufblick hat, der wird hier lichteste Wunder finden; mag auch die Erzählung erwuchern, die Phantasie allzu üppig blühen — es bleibt erstaunlich und groß, welch ein er, tiefer, freier Idealismus sich hier auftut. Ein weher Vergleich mit unserer trüben Gegenart läßt diese seelischen Erfüllungen noch wunderbarer erscheinen, die in jeder Hinsicht unzugänglich sind. Das gleiche gilt von dem trefflichen Büchlein „Die Weisheit der Upanishaden“, übersetzt und herausgegeben von Johannes Hertel (C. H. Beck, München); eine ausgezeichnete Arbeit, der weiteste Verbreitung, besonders unter der Laienwelt zu wünschen ist.

Mehr für den Kenner als den suchenden Laien ist die wertvolle Ausgabe der „Lieder s Rigveda“ bestimmt, die Alfred Hillebrandt verdeutscht und erläutert hat (Vandenhoeck Ruprecht, Göttingen). Hier gewahren wir die indische Religiosität noch im Urzustande, ller Naturriten und -mysterien, die uns heute nicht immer verständlich und nahe anmuten. er eines leuchtet dennoch hervor, und gerade dies ist so wichtig und wundervoll: das hohe reben nach dem Überzeitlichen, Ungemeinen; und darum wird man auch dieses Werk, ein ugnis deutschen Gelehrtenfleißes, niemals ohne Gewinn zur Hand nehmen. — Dagegen lt man sich stärker zu dem Chinesen Kung-Futse hingezogen, dessen „Gespräche“ uns chard Wilhelm in trefflicher, eingehender Weise übertragen und dargestellt hat. Dieser entalische Weise war ein reiner und gütiger Mensch; er bleibt freilich zumeist gebunden Lehre und Ethik, ringt sich nicht durch bis zur religiösen Inbrunst; aber was er schenkt, ist chdrungen von hilfreicher Gesinnung, erhebt sich weit und hoch über alles platte Moralien, gibt immer von neuem Grund zum Staunen und Danken. Und wenn man dieses ch langsam durchblättert und sinnend genießt, so kommt wohl eine Bitterkeit empor bei n Gedanken, wie „herrlich weit“ wir es in unseren Tagen gebracht haben, und man möchte ben, daß der Gegenwart erst wieder ein solch reiner und sittlicher Reformer erstehen müsse, überhaupt Raum geschaffen und Boden gewonnen werden kann für die letzten göttlichen nder und Geheimnisse (Verlag Eugen Diederichs, Jena; brosch. 20 ℳ, geb. 28 ℳ). — andere chinesische Weise, Laotse, dessen „Tao Teh King“ uns H. Federmann geschenkt (C. H. Beck, München; geh. 8 ℳ, in Javapapier 12 ℳ), ist den letzten Fragen näher gemen. Auch er kennt die Wonnen der tiefen Einkehr in die unzerstörbare Seele; der Geist seine Tugend scheinen auch ihm das einzig Erstrebenswerte; und seine frommen Worte gen durch die Jahrhunderte noch immer voll Mahnung und Tröstung; wer sie sich zu eigen macht, der ist um manche Stufe hinangestiegen, der ist der Erkenntnis näher und wird seinen en, aber lichten Pfad unbeirrt verfolgen zum erhabenen Ziele alles menschlichen Flehens Sehnens: zu dem Gott, der sich niemals unbezeugt gelassen.

Ernst Ludwig Schellenberg

Albrecht Dürers Größe und Tragik

Man hat ehemals Raffael den „König der Maler“ genannt. Das ist ein Ausspru von einst unbedingter Richtigkeit, so lange das Zeitalter der Renaissance no nicht abgelöst war durch dasjenige Rembrandts. Wie dehnbar alle Begrif sind, zeigt eine Gegenüberstellung dieser beiden Genien. Dem 17. Jahrhundert konnte mit gewissem Recht so scheinen, als habe es bis dahin überhaupt keine Malerei gegeben, u im Vergleich zu Rembrandt erscheint uns Heutigen der Malerkönig als höchst unmalerisc

Denn wenn man auch die feine Farbenkultur der klassischen Zeit nicht leugnet, steht doch fest, daß es eine im Wesen verschiedene war von der jener holländischen Epoch Die Renaissance kannte nur die Lokalfarbe, die sie zu höchster Kraft entwickelte. Das hei doch wohl die Einzelfarbe. Wie in der Anordnung jede Gestalt, jeder Körper als eine Einzelh an ihren Platz gestellt ward (so stellt der Photograph), daß schließlich wohl ein Nebeneinand auf Grund vorwiegend geometrischer Figuren entstand, aber kein Zusammenleben — so bli auch jede Farbe inmitten des Gesamtseins der Bilder einsam. Wenn denn also wirkliche Einh mit Hilfe der Farben vom Zeitalter der großen Italiener weder erreicht noch erstrebt wurd so fragt sich, wo denn im Bilde der Renaissance diese jedem Kunstwerk unerläßliche inne Geschlossenheit zu finden war.

Ein Blick auf die spätere Kunst überzeugt uns davon, daß nicht die Farbe, sondern d Linie es war, die Raffael, Michelangelo, noch Tizian beherrschte. Ein wirkliches Zusamme sehen war diesen Meistern nur auf dem Wege der Zeichnung möglich, an der nun die Lok farben gewissermaßen nach Art eines von jedem Künstler erfundenen Prismas aufgerei wurden. Schärfer noch ließe sich sagen, daß bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts in höhere Sinne nur koloriert wurde, wie man Handzeichnungen koloriert; es ist noch nicht untersuch inwiefern diese Weise mit der Fresko-Malerei zusammenhängt, nach deren Formverfahr sich die um 1420 neu entstandene Ölmalerei zunächst gerichtet zu haben scheint. Klar dageg erscheint die Einwirkung des antiken Geistes auf die zeichnerische Art der Renaissance, d Antike freilich weniger wie sie war als wie sie wirkte. Denn die wirklichen Gemälde der groß Griechen sind verschwunden, und die Renaissance besaß im ganzen nur sehr ungenügen Quellenkenntnisse.

Zeichnung und Malerei aber sind weniger verschiedene Weisen als verschiedene We ansichten. Der Zeichner sieht mit der Hand, er tastet die Körper und Gegenstände ab, er scha Grenzen und zerlegt seine Flächen in bestimmt trennbare Felder. Er liebt die Nähe, d Plastische, das feste Sein. Der Maler im Sinne der neueren Zeit dagegen sieht mit dem Aug er arbeitet mit Farbenflecken, er verwischt die Grenzen und sucht zu beweisen, daß alle Din im Bilde vom gleichen irdischen Stoff sind. Er liebt die Ferne, das Räumliche, die beweg Erscheinung. Alles Einzelne ist ihm belanglos, da er den Zusammenhang der Dinge e fassen will.

Dürers Stellung zu beiden Weltanschauungen ergibt sich aus seiner Anlage und a seiner zeitgeschichtlichen Stellung. Er war ein älterer Zeitgenosse Raffaels, diesen jedoch übe lebend. Man weiß, daß beide gelegentlich Zeichnungen austauschten und daß Raffael z. B in seiner Kreuztragung Motive aus Dürers Holzschnitten übernahm. Wendet man sich n von der italienischen Renaissance zu Dürer hin, so ergibt sich, daß der Deutsche in noch hi höherem Grade Zeichner war als seine welschen Zeitgenossen, die wie gesagt im Zusamme wirken von Linie und Lokalfarbe das Heil sahen. Dazu brauchten sie grundsätzliche Einheite die wie das Griechentum nach allgemeingültigen Schönheitsregeln vor jedem Einzelbil festliegende Gesetze vortäuschten, nach denen zu arbeiten sei. Nun erst waren so gegensätzlic Formelemente wie Linie und Einzelfarbe einheitlich verschmelzbar.

Dürer war vielleicht der größte Zeichner aller Zeiten. Das war etwas ihm besonders ngeborenes. Ihm erschien darum die schwere Arbeit des Metallstichs leicht und fröhlich und iel wahrhaftiger als das „kläubelnde Malen". Das wird noch verständlicher, wenn man edenkt, wie Dürer seinerseits das Malen auffassen mußte auf Grund seiner Begabung. Raffael olorierte glänzend und eben die bereits festliegenden Innenflächen seiner Zeichnung; wo iese abschloß, hörte auch die Farbe auf zu sein. Ihm lag daran, mit Hilfe des Farbigen die llgemeine Normalschöne seiner fast mathematisch ersonnenen Zeichnung zu erhöhen. Dürer agegen wußte von Haus aus nur, daß jedes Ding seine eigene Schönheit hat. Wenn er nun alte, so gebrauchte er den Pinsel als Stift oder Nadel. Es ist klar, daß es unendlich schwer t, mit dem breiten, nachgebenden Haarschwall die Genauigkeit einzeln gesehener Dinge wieder- ugeben — nur einige Aquarelle Dürers scheinen uns blitzartig eine Ahnung des späteren aleriſchen Stils vorauszuverkünden.

Daß Dürer im Grunde nur Zeichner war, liegt begründet auch im Wesen der Gotik, ls deren Ende und Gipfel der junge Meister der Apokalypse von 1498 erscheint. Der Holz- hnitt als reine Linienkunst mußte von vornherein als Hauptfeld des gotischen Geistes die öglichkeit höchster Blüte zur Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts in sich schließen. Nie- als, so lange die malerische Weltansicht die Formen der Kunst beherrscht, wird darum eine lche Ausdruckskraft auf dem Gebiet des Holzschnitts wieder erreicht werden.

Damit ist jedoch nicht behauptet, daß einem Künstler wie Dürer, den gotische Zeit- unst und persönliche Anlage auf den Gipfel hoben, eine Steigerung seiner Liniengewalt nmöglich gewesen wäre; im Gegenteil zeigt schon das im ganzen streng spätgotische Werk er Offenbarung St. Johannis viele Einzelheiten von Renaissancecharakter. Es sind Ver- uche, die der aus Italien Zurückgekehrte in Stellungen und Gebärden innerhalb seines aftbrausenden Jugendwerks anstellte und die, so fesselnd sie dem Kunstforscher sind, doch er Einheit der Schöpfung Abbruch tun, obgleich sie die Vorstellung vom heftigen Kampf veier Weltansichten und somit von der brennenden, zischenden Linienkraft des jungen Dürer rhöhen.

Das Aufblühen der italienischen Renaissancemalerei zu einer Bewegung von europäischer edeutung enthält des Gotikers Dürer Schicksal und Tragik. Wie sollte er sich dieser ganz om Charakteristischen abrückenden, nicht einmal in der Linie mehr gotischen Kunst gegenüber rhalten? Es schienen sich nur zwei Wege aufzutun. Entweder Dürer verleugnete die welsche unst und blieb Gotiker. Dann allerdings mußte er schon in seiner Jugend als altmodischer Meister dastehen und blieb provinziell. Denn das Absterbende gewinnt solch Los. Oder aber schloß sich mit vollen Segeln der neuen Bewegung an. Dann konnte er bei seiner unge- öhnlichen Begabung Weltruf gewinnen, aber nur auf Kosten seines Eigensten, seines gotischen Wesens. Er war ein charakteristischer Zeichner und mußte dann ein klassischer Kolorist der Wellenlinie werden. Schon verspotteten aus Eifersucht gegen Dürers Größe die venezianischen Kalkünstler seine Einseitigkeit, da er wohl glänzend zeichnen, jedoch nicht malen könne. Dürer n Scheidewege, auf dem Berge der Versuchung. Die Entscheidung wäre qualvoll in solcher age, wenn nicht die Zeit selbst den Einzelnen darüber hinweghöbe, so daß von wirklicher elbstentscheidung im Grunde nicht mehr gesprochen werden kann.

Die Zeit findet denn auch Straßen, die der klügelnde Verstand vorher nicht sah; sie rdeckt dem Künstler zugunsten seiner Unmittelbarkeit tiefere Zusammenhänge. So wählte ürer in dunklem Orange einen dritten Weg — den gefährlichsten. Er suchte Vermählung es gotischen mit dem Renaissancegeist. Vergegenwärtigt man sich, daß eine wirkliche Ehe wischen beiden Kunstauffassungen unmöglich ist, daß man nur entweder Einzelschönheit oder chönheit der Gattung wollen kann, so konnte ein Kompromiß im Grunde nur schlimme rüchte zeitigen: Stilmischung, unwahre Aneignung von Einzelheiten, Nachahmung fremder ormen. Wir müssen ehrlich genug sein, gewisse Dinge bei Dürer als auf diesem Wege liegend

zuzugestehen und sie für unglücklich zu halten, ja: das ganze Dreifaltigkeitsbild in Wien i
nicht viel mehr als eine allerdings unvergleichliche Huldigung an den Zeitgeist.

Aber Dürer blieb kein anderer Weg. Bei der Gewissenhaftigkeit seiner Natur und d
Strenge seines Formempfindens kann man sich den inneren Kampf des Künstlers nicht peiniger
genug vorstellen. Es war ein Kampf um das eigenste Sein als Persönlichkeit. Dürer fast alle
hat gegen ein ganzes Zeitalter fremdartiger Geister gefochten. Es drängt sich die Frage au
Was wäre er geworden ohne die Raffael, Leonardo, Mantegna? Wie hätte Dürer rein a
gotisch-deutscher Geist neben Luther die deutsche Kultur auf einen wundervollen Gipfel erhebe
können! Es ist tragisch, zu sehen, wie der Meister seit seiner ersten Italienreise vom klassische
Ideal nicht wieder loskommt, wie der Formenstreit auf jedem Einzelblatt sich wiederholt b
an sein Lebensende, und wie nur auf graphischem Gebiet die Renaissance zeitweise zurücktri
Die Kraftaufwendung Dürers für das unmögliche Ideal, zwei widerstrebende Weltansichte
zu einen, erinnert an den tragischen Kampf der Hohenstaufen um die Verschmelzung des deutsche
Kaisergedankens mit der römischen Imperatorenidee.

Aber in der Zähigkeit und Gewalt dieses Ringens tritt neben der Tragik gerade Düre
gewaltige Größe ans Licht:

„Laßt mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!"

Dürers Größe ruht darin, daß er mutig den Kampf aufnahm, daß er seine Persönlichke
dabei nicht aufgab, daß er auch da noch dürerisch blieb, wo er offenkundig italienerte. W
jedem Geringeren zum Untergang geworden wäre: Dürer überwand es. Er war stark genu
die Fülle fremder Formen und Inhalte im letzten Grunde sich unterzuordnen. Er baute se
eigenes Reich und bediente sich allen Gutes in Gottes freier Welt, das ihm nützlich war. S
schien er sich nur zu ermatten, während er in Wahrheit seine Kräfte steigerte.

„Der Mensch, d. h. der Charakter", sagt Paul de Lagarde, „wächst an der Freude üb
das Göttliche." Dr. Karl Theodor Strasser

Musikalische Weihnachtsfeiern in alter Zeit

So widersinnig es auf den ersten Blick erscheinen mag: die musikalischen Weihnacht
feiern in Deutschland sind viel älter als das Christkindlein, das gefeierte Geburt
tagskind selber. Denn es war der Tag, da auch schon den gar nicht so ganz „finsteren
Heiden mit der Sonnenwende der junge Lichtgott im Jahreskreis neu geboren wurde. U
wie den alten Germanen Licht und Ton in vielerlei gegenseitiger Verkettung stand, so habe
sie auch den Ur-Siegfried schon mit festlichen Klängen begrüßt. Ja man darf behaupten, d
gerade die fröhliche heidnische Weihnachtsfeier, die als Mitternachtsmette stattfand, die G
staltung der christlichen Weihnachtsfeier stärkstens beeinflußt hat. Denn da die Kirchen me
auf altheidnischer Opferstätte errichtet wurden, die heidnischen Festveranstalter aber die a
vertraute Umgebung ihres Mummenschanzes, jetzt den Kirchhof, nicht missen wollten, habe
sich die außer- und innerkirchliche Weihnachtsfeier oft gegenseitig arg gestört, wovon die G
schichte der Tänzer zu Kölbig (bei Bernburg im Anhaltischen) seltsame Kunde gibt. Der Ge
manist Edward Schröder hat die vielfach überlieferte Sage scharfsinnig untersucht (Zeitschri
für Kirchengeschichte Band 17) und als geschichtlichen Kern herausgeschält, daß in der Chri

cht des Jahres 1021 eine Reihe namentlich aufgezählter Bauern nebſt einigen Frauen die eſſe durch einen heidniſchen Tanzreigen geſtört hätten, wobei ſie ein (nur lateiniſch aufwahrtes) Lied ſangen, das ſchon ganz überraſchend an Volkslieder des 16. Jahrhunderts angt und deutſch etwa lautet:

Einſtmals ritt Bowo
durch den Wald ſo grüne.
Er führte aber mit ſich
Merswint die ſchöne.
Warum denn ſtehn wir,
warum nicht gehn wir?

Der eben zelebrierende Chriſtenprieſter Bubert verfluchte die Tänzer, die trotz mehrcher Ermahnung nicht von ihrem „ärgerniserregenden“ Lärm ablaſſen wollten, worauf ſie e in Veitstanz verfielen, bis der Erzbiſchof von Köln, Heribert, ſie von der „Tanzfeſſel“ ſprach. Noch lange danach wieſen viele herumziehende Gruppen von Veitstänzern einen ettelbrief mit der Darſtellung dieſes angeblichen Urſprungs ihrer Leiden vor. Aus manchem nzilbeſchluß jener Jahrhunderte erfahren wir, daß im geſamten Siedlungsgebiet der Gerınen ſolche Feiern, die ja auch mit der Neujahrsbegehung einigermaßen zuſammenfielen, Schwange geweſen ſind und der chriſtlichen Feier, die damals von Tannenbaumpoeſie u. dgl. ch nichts wußte, Abbruch getan hätten. Es war infolgedeſſen ein kluger Akt der Selbſterhaltung, nn die Kirche derartige Tänze und Mummenſpiele ſelber in ihren Ritus mit aufnahm. n Mittelpunkt der Feier ſtand die Verehrung der Maria und des Kindes im Stall zu Bethem, wovon ſich ja noch in der heutigen Hausfeier vielerorten die hübſchen kleinen Hirtennen in bunter Pappe mit Kerzen hinter roten Gelatinefenſterchen erhalten haben. Dieſer lt geht auf eine Reliquie, einen angeblichen Span von der echten Heilandskrippe zurück, er dem zu Rom im dritten Jahrhundert eine Kirche Sancta Maria in praesepio errichtet ırde; vor der Statue der Mutter mit dem Kinde hielt der Papſt ſelbſt alljährlich in der Chriſtcht die Mette ab, und daß auch nach Deutſchland derartige Darſtellungen früh gelangt ſind, gt eine Metallplakette aus dem achten Jahrhundert, die bei Verden an der Ruhr gefunden rden iſt. Vor dieſer Statue (ſie mag auch bald von Menſchen als lebendes Bild dargeſtellt rden ſein) ſang und tanzte die frühchriſtliche Weihnachtsgemeinde in kindlicher Fröhlichkeit. lerdings ſcheint der niedere Klerus hier bald ſelbſt einigermaßen in heidniſchen Mißbrauch ückgefallen zu ſein, denn laut klagten die Kirchenverſammlungen, die Weiber gingen Weihchten nur noch um des Tanzens und Singens willen, nicht aber zu chriſtlicher Andacht in Kirche. So erſcheint es als eine von den Kirchenfürſten planmäßig eingeleitete Reformwegung, daß mit dem 12. Jahrhundert rein liturgiſche Weihnachtsfeiern aufkamen, in denen Prieſter ſelbſt lateiniſch und mit würdigem gregorianiſchen Choralgeſang die Weihnachtsſchichte nach dem Vorbild der Oſterſzenen dramatiſch darſtellten. Einigermaßen feindlich ſen dieſe klöſterliche und die ältere volkstümliche Richtung nebeneinander her, bis im 13. Jahrndert das Emporkommen der mittelhochdeutſchen Sprache zum Kunſt- und Literaturidiom ıe Verſchmelzung beider Entwicklungsäſte ermöglichte. Jetzt wird zwar der gröbliche Tanz ggelaſſen und der kirchliche Rahmen einigermaßen innegehalten, aber reizende Volkslieder, t denen die Mütter daheim ihre Kindlein zur Ruhe geſungen hatten, wurden auch der aria fürs Chriſtbübchen in den Mund gelegt, ſo: „Joſeph, lieber Joſeph mein, hilf mir wiegen in Kindelein“; die wiegende F-Dur-Melodie in gebrochenen Dreiklängen aus dem 13. Jahrndert, die mit der ſtufenmäßigen Melodik des gregorianiſchen Kirchengeſanges nichts mehr tun hat, iſt neuerdings wieder in dem Bratſchenlied op. 95 Nr. 2 von Brahms lebendig vorden. Andere Perlen weihnachtlichen Krippengeſanges waren: „In dulci jubilo, nun get und ſeid froh“, oder „Dies est laetitiae — der Tag der iſt ſo freudenreich aller Kreature“, e überhaupt dieſe deutſchlateiniſche Miſchpoeſie, der Hoffmann von Fallersleben ein reiz-

volles Büchlein gewidmet hat, bezeichnend ist für die Mittelstellung der altdeutschen Wei nachtsmusiken zwischen Volks- und Kirchentonkunst.

Im Reformationsjahrhundert wurden, entsprechend den Fortschritten des Tonsatze diese Lieder, zu denen Luther selbst noch schönste Beiträge geliefert hatte, in das kontr punktische Gewand der Choralmotette gekleidet. Dr Göhler hat als ein Hauptdenkmal dies Kunst das Weihnachtsliederbuch für Chor eines Zwickauer Kantors Freund bei Breitkopf & Härt veröffentlicht. Zwar fielen jetzt (wenigstens offiziell) die Maskeraden weg, aber an gewisse Stellen der Liturgie hatten doch noch die Chorschüler eine Krippenwiege oben auf dem Ch in Bewegung zu setzen, was die „Intermedica" (geistliche Konzertsätze) in der Weihnacht historie von Heinrich Schütz (um 1650) noch durch ein musikalisches Wallen und Woge deutlich begleiteten, und der Organist setzte den am Orgelgehäuse sichtbar angebrachten Zimbe stern wie über Bethlehems Herberge stehend, durch einen Registerzug in kreisende Bewegun

Im letzten Jahr seiner Regierung (1739) hat noch der gestrenge preußische Soldatenkön Friedrich Wilhelm I. unter dem Einfluß der sich regenden Aufklärung eine scharfe Kabinettsord gegen die „Christabend-Ahlfanzereien" erlassen, worin er gegen die damals wieder allgeme üblich gewordenen „Masquen von Knecht Rupprecht und den Engeln" zu Felde zieht u den Gymnasiasten das „Quempas-Singen" verbietet. Quempas ist die Schulabkürzung f das uralte Weihnachtslied „Quem pastores laudavere", das aber trotz des königlichen Verbi in abgelegenen Gegenden sich noch bis ins 19. Jahrhundert herübergerettet hat.

Heute hat die Heimatkunst und der neu erwachte historische Sinn sich den alten Wei nachtsspielen wieder liebreich zugewendet, und es erscheint vielerorten als schönste Bereicheru volkstümlich-kirchlicher Kunst, wenn ein Haaß-Berkow oder andere Laiengruppen wieder d uralten, zumal im deutschen Süden bis nach Preßburg in Ungarn hinein erhalten geblieben Krippenspiele hervorholt und zum Schmuck der kirchlichen Christmette benutzt.

Wen diese Literatur kümmert, der sei auch auf die reichhaltige Sammlung bayris österreichischer Weihnachtslieder von Hartmann und Abele verwiesen. Viele der altdeutsch Weihnachtslieder stehen in H. Reimanns verdienstlicher Sammlung „Das deutsche geistlic Lied" (bei Simrock).

Dr. Hans Joachim Moser

Türmers Tagebuch

Was kostet Deutschland? · Die zweite Hungerblockade
Der Tisch mit den drei Beinen · Unter Kuratell?

Der Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft vollzieht sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Man meint das stolze Gerüst, das einst unsere politische Macht wie mit eisernen Strängen umgürtet hielt, in allen Fugen krachen zu hören. Wir sausen. Daß es einem den Atem verschlägt, so geht's den Abhang hinab, den Österreich uns vorausgerutscht ist.

Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder. In schwarzen Scharen umkreisen sie den gestürzten Riesen. Kaum mehr hat er die Kraft, mit matter Handbewegung die frechsten der Räuber abzuwehren, die sich mit unbesorgtem Flügelschlag zum fetten Mahle niederlassen, die, aus allen Richtungen herbeiflatternd, die Schnäbel in das Fleisch des Opfers versenken, Stück um Stück herausreißen und ihre Beute mit triumphierendem Krächzen dem heimischen Horst zutragen.

Deutschlands Ausverkauf ist in vollem Gange. Früher hängte bei solchem Anlaß der Ladeninhaber ein Plakat in das Fenster: „Wegen Aufgabe des Geschäfts". Das zog die Käufer erst richtig an, das lockte. Wem die Pleite vor der Tür steht, der verschleudert drauf los, bis die letzte Schublade geleert ist. Namentlich in den rheinischen Grenzstädten, in denen seit Kriegsende bereits ein umfangreicher Schmuggelhandel dem armen Deutschland ungezählte Millionen entführte, hat sich in den letzten Wochen ein Warenabsatz vollzogen, der die Umschlagssummen an den besuchtesten Jahrmärkten der Vorkriegszeit weit hinter sich läßt. Aber die Geschäfte haben sich nicht auf die Grenzstädte beschränkt, der Strom der fremden Auskäufer ist von Westen, Norden und Süden bis tief ins Land hinein vorgedrungen. Köln als Metropole des besetzten Gebietes, das in der Nachkriegszeit ein immer mehr bevorzugter Umschlagplatz der verschiedenen Waren wurde, ist auch für diesen Aufkaufbetrieb infolge seiner überragenden Kaufgelegenheiten, verbunden mit denkbar größter Auswahl in den verschiedenen Artikeln, ein typischer Platz geworden. Was sich jetzt in den Hauptverkehrsstraßen dort tagtäglich abspielt, das schildert uns die „Köln. Volksztg." in einem Bericht, den man als Deutscher mit Wut und Scham liest: „Wer als Reisender täglich die von der holländischen und belgischen Grenze Köln zustrebenden D- und Personenzüge benutzt, kann über das auffallend starke Kontingent der ausländischen Fahrgäste interessante Beobachtungen machen. In Köln selbst zeigen die Hauptgeschäftsstraßen zeitweilig ein ganz verändertes Stadtbild. Die Hotels sind von Ausländern überfüllt. In den Straßen sieht man die

eben angekommenen Fremden truppweise, Mann, Weib und Kind, meist in höchst dürftiger, abgetragener Kleidung an den Fensterauslagen vorbeiziehen, schmunzelnd die auf den Waren befindlichen Preise lesend und miteinander besprechend. Genaue Beobachtung der Reihenfolge und Art der Einkäufe haben die Wahrnehmung ergeben, daß die Fremden in der Regel als erstes einen möglichst großen Koffer für 2000 Mark und mehr erstehen, um in diesem die dann erst erfolgenden eigentlichen Einkäufe verstauen zu können. Unter den Fremden sind nahezu alle westlichen Nachbarstaaten vertreten, besonders Holländer, Belgier, Luxemburger, Franzosen und Engländer. Selbst der auf der Durch- oder Heimreise befindliche Amerikaner beteiligt sich rege am Aufkauf. In den Geschäften spielt sich ein bislang nie gesehener Betrieb ab. Das Personal weiß den Ansturm der Kundschaft kaum zu bewältigen. Das aus der Friedenszeit vor Weihnachten an dem sogenannten kupfernen, silbernen und besonders goldenen Sonntag erreichte Höchstmaß an Verkäufen muß gegenüber der Masse der jetzt hier auftretenden fremden Käufer und ihrer wahren Kaufwut, die sich wahllos auf nahezu alle Waren stürzt, gänzlich verblassen."

Das Jammerbild, das sich hier entrollt, wird packend ergänzt durch eine Schilderung, die der „Deutschen Zeitung" aus einer anderen Stadt des besetzten Gebietes zugeht: „Zu Fuß, zu Rad, mit der Elektrischen, mit der Eisenbahn, im Personen- und im Lastkraftwagen. Vom Morgen bis zum Abend, durch Tage und Wochen hindurch, über einen Monat lang füllen die Haufen der Fremden die Landstraßen, die Gassen und Plätze der Stadt, die Läden vom Großtrödel-Warenhause bis zum kleinen Kramgeschäftchen, die Wirtschaften, Cafés und Gasthöfe. Der Deutsche verschwindet buchstäblich in dem fortwährend toller werdenden Jahrmarkttreiben allerübelster Art: auf den Straßen herrscht ein beängstigender Verkehr von Fußgängern, Radfahrern und Autos; wo man Leute miteinander sprechen hört, tun sie es in fremden Zungen; wo man Gruppen unterhandeln sieht, geht es sicher um den Einkauf von Möbeln, Eimern, Mistgabeln, Ziehharmonikas, Schuhen, Pelzen, Stoffen, Hüten, Spielzeug, Herden, Kinderwagen, Schreibpapier, und weiß der Himmel, was bei uns alles ‚billig, billig!' zu haben ist.

An den Banken und ‚Changen' — beide sind in den letzten beiden Jahren wie Pilze aus dem Boden gewachsen — drängt sich morgens alles, was den Tag über auf unerlaubten Raub auszugehen gedenkt. Da hat einer 50 Gulden und bekommt 2500 bis 3000 Mark dafür! Damit läßt sich schon ‚kaufen' und nebenbei auch nicht schlecht leben. Ein anderer wechselt 150 Franken und trägt zufrieden 1500 Mark in der Brieftasche davon. Hunderte und Tausende solcher Valuta-Beglückter haben uns in den letzten Zeiten das Vergnügen ihres Anblicks gewährt. Indes sind diese alle immer noch nicht die Gefährlichsten. Sie haben sich zwar mit der Zeit zu wahren Banden zusammengeschlossen, die sich truppweise in der Stadt zerstreuen und hernach ihre Schätze alle an einen Ort zu Haufen schleppen, um sie im Lastauto in die Heimat zu verfrachten.

Schlimmer sind die großen Hechte, die sich gleich Tausende von Gulden oder Franken umsetzen lassen und dann Autos, Klaviere, Lebensmittel, ganze Wohnungseinrichtungen bzw. ganze Posten von Küchen, Schlafzimmern usw. ‚erstehen' und über die Grenze besorgen.

Was auf diese Weise alles herausgeholt wurde und noch wird, spottet jeder Beschreibung und Berechnung. Was alle möglichen Arten von Verfrachtungsgelegenheiten nur eben fassen konnten und können, wird bis zum Rande und hoch über den Rand hinaus vollgepackt. Um die Lastautos baumeln oft die Kinderwagen und Schaukelpferde, und in den Personenwagen sitzen die Menschen einander auf dem Schoße und in Kisten und Kasten, Koffern, Schachteln und Paketen vergraben.

Das Ganze war und ist ein geschäftlicher Hexensabbat. Vergleichlose Summen strömen in die Geschäftswelt ein — die Umgebung nimmt neuerdings auch teil an diesem Rummel, selbst die kleinsten Nester werden von den ausländischen Aufkäufern besucht —; vergleichlos wohlfeil erhalten die Fremden deutsche Waren. Sinnlos, wahllos, zügellos wird gekauft; wer sich der Mühe unterzieht, kann stündlich und in jeder Art von Geschäft die widerlichsten Auftritte von gierigen Aufkäufern erleben. Vor den Augen, ja aus den Händen weg ‚rabschen' die ‚Herren' und ‚Damen' von drüben sich gegenseitig oder einem zufällig kaufenden Deutschen die Sachen."

Und das selbe abstoßende Schauspiel an den übrigen Grenzen, in Baden, in der Pfalz, in Sachsen und Schlesien. Die Warnemünder Züge nahmen und nehmen sich aus, als seien sie extra von den Valuta-Dänen bestellt, zur gründlichen Ausplünderung Berlins. Und damit zum Schaden der Spott, der offene Hohn nicht fehle, kündigt gar das Warenhaus Cohn-Donnay & Co. in Rotterdam in einer Anzeige im „Nieuwe Rotterdamsche Courant" dreist und ungeniert für 10 Millionen Mark in kleinen Mengen aufgekaufte deutsche Waren zum Verkauf an, und zwar — gegen Zahlung in Mark.

* * *

Das, armes Deutschland, ist deine Weihnachtsbescherung, ein lustiger Jahrmarkt für — die andern, die Fremden. Selbst die notwendigsten Lebensmittel reißen sie dir vor der Nase weg, die Kartoffeln wandern nach England, die Erträgnisse des Fischfangs gehen an die nordischen Länder, und das Schiebergeschmeiß im Innern streicht wilde Prozente ein für eine Beihilfe, die eine starke Regierung längst als Landesverrat gebrandmarkt und mit der Todesstrafe bedroht hätte. Die lächerlich kleinen Geldbußen, die schlimmstenfalls das Gericht ihm auferlegt, bezahlt der rechte Schieber ohne Wimperzucken aus der Westentasche heraus. Und hat's ihn einmal ernstlicher mit einer Freiheitsstrafe erwischt, nun, ihm, dem der Tausender ein Pappenstiel ist, hilft jeder halbwegs eingefuchste Rechtsanwalt ins Lazarett und von da aus, gegen Hinterlegung einer Kaution, winkt bald die goldne Freiheit. Wir sind eben human, und das kostbare Leben der Wucherer und Schieber muß ja gerade den Verfechtern des praktischen Sozialismus besonders am Herzen liegen. Es rührt sich auch keine Hand, wenn offenkundig alte Warenbestände mit Aufschlägen verkauft werden, als seien die Rohstoffe bereits zum höchsten Dollarkurse erstanden. Überhaupt, mag es auch rings wie im Tollhaus zugehen, über „Runderlasse" und Mahnungen an die „nachgeordneten Dienststellen" kommt weder Regierung noch Reichstag hinaus. Selbst in der Anwendung der üblichen Palliativmittel, die während der Ausverkaufsperiode im Jahre 1919 in Kraft traten und immerhin bei einiger Energie das Elend etwas hätten eindämmen können, versagt die Staatsautorität vollkommen. Und in dem Phrasenschwall endloser Reichstags-

debatten ist auch nicht ein einziger brauchbarer Vorschlag zu entdecken, wie etwa der des Mannheimer Stadtparlaments, das als vorübergehende Maßnahme zur Abwehr wenigstens der vielen kleinen Marodeure eine tüchtige Kopfsteuer auf jeden Ausländer empfahl.

Gegen die schlimmste Gefahr freilich sind wir machtlos: das Aufhören der Rohstofferſorgung. „Wer", fragt die „Voss. Ztg." mit Recht, „soll dem Importeur und dem Industriellen das Risiko abnehmen, das er selbst nicht tragen zu können meint? Dazu sind weder die Banken imstande, die für die Anlage ihrer Gelder ihren Gläubigern haften, noch der Staat mit seiner trostlos passiven Finanzwirtschaft und seinem immer rasender anschwellenden Defizit. Wenn sich herausstellen sollte, daß die Entwertung der Mark unabänderlich fortschreitet, daß das Schicksal unserer Währung dem der österreichischen gleicht, wird man sich in gewissem Umfange auch an die neuen Wertverhältnisse gewöhnen und wird auch bei einem Dollarkurse von 500 oder 1000 eine gewisse Menge von Rohstoffen einzuführen versuchen. Aber diese Menge wird dann sehr klein sein, weil Deutschland nicht die Kraft haben wird, sie zu vergrößern, weil seine Produktionswirtschaft nicht mehr leben wird, sondern nur noch vegetieren, weil die innere Kaufkraft gebrochen und auch die Produktionskraft für den Export durch die Entbehrungen der Massen gelähmt sein wird."

Rund heraus gesagt: Wir gehen einer zweiten, indirekten Hungerblockade entgegen.

* * *

Man muß sich angesichts der ganzen Sachlage immer wieder über den unbezwinglichen Optimismus wundern, der trotz aller auf uns niederhagelnden Fußtritte und Rippenstöße sich selbst in Kreisen behauptet, denen man einige Einsicht wohl zutrauen sollte. Eine maßgebende Persönlichkeit unsrer Hochfinanz, der Generaldirektor der Deutschen Bank, Herr Arthur von Gwinner, hat jüngst in einem Gespräch mit dem Berliner Vertreter des „International News Service" erneut der Hoffnung auf eine Hilfeleistung des ehemaligen Feindbundes Ausdruck gegeben. „Der wirtschaftliche Aufbau der Welt vor dem Kriege glich einem Tisch mit drei Beinen. Diese drei Beine wurden durch die Vereinigten Staaten, England und Deutschland dargestellt. Wenn das dritte Bein nun abgeschlagen ist, was wird aus dem Tische werden? — Halbe Maßregeln sind hier zwecklos; Flickarbeit kann hier nicht helfen. Das dritte Bein muß wieder eingesetzt werden, und zwar schnell. Der beständige Fall der Mark ist ein verhängnisvolles Zeichen der nahenden Katastrophe. Deutschlands Kehle wird immer enger zugeschnürt. Man darf uns nicht so sehr bedrängen oder wir werden ersticken, und unser Tod bedeutet den Zusammenbruch von Europa. Wir verlangen keine Barmherzigkeit. Was nur immer die Herren der Weltwirtschaft tun, um uns zu helfen, das tun sie gleichzeitig in ihrem eigenen Interesse."

Was die hohen Herren beraten und verfügen, das tun sie nicht nur „gleichzeitig", sondern ausschließlich im eigenen Interesse, und die Wirklichkeit ist doch die, daß — wie im „Tag" dargelegt wird — „die Alliierten gar nicht daran denken, sich um Deutschlands Ruin zu sorgen, sondern im Gegenteil, daß

sie 52 Monate lang darum gekämpft haben, und daß sie, voran Frankreich, unverändert alles daran setzen, Deutschland wirtschaftlich zu zerbrechen, damit sie es auch politisch zerbrechen können. Kann oder darf ein deutscher Reichstagsabgeordneter glauben, daß die Franzosen den ungeheuerlichsten aller Kriege gekämpft haben, um uns nach einigen Jahren wieder zu Wohlstand gelangen zu lassen und damit die Möglichkeit zu schaffen, daß wir auch politisch und militärisch wieder erstarken und wertvolle Bundesgenossen für irgendeinen künftigen Feind Frankreichs werden? Kann oder darf irgendein Reichstagsabgeordneter glauben, daß die Feinde, die Millionen von Menschen auf dem Schlachtfeld gelassen haben, jetzt von ihren großen Zielen abgehen werden, weil sie einige Hunderttausende von Arbeitslosen im Lande haben, oder weil das Geschäft noch nicht wieder so blüht, wie vor dem Kriege?

Liegt es nicht viel näher, anzunehmen, daß man Deutschland ruhig weiter verelenden läßt, nicht nur nach dem Vorbild Polens und Österreichs, sondern nach dem Rußlands? Ist nicht zu erwarten, daß die Entente unter französischer Führung unsere Einnahmen und Ausgaben nachprüft und vorschreibt, was wir verzehren, wieviel Sozialpolitik wir machen, wieviel Beamte, Angestellte und Arbeiter aus politischen Motiven im öffentlichen Dienst untergebracht werden dürfen? Ist nicht zu erwarten, daß sie lieber deutsche Frauen, Arbeiter und Kinder hungern sehen wollen, als ihre eigenen? Und daß sie von dem, was ein Deutscher an Elend vertragen kann, einen anderen Begriff haben, als wir?"

Ja, tausendmal ja, so ist es, und es wird wohl bald der Zeitpunkt eintreten, an dem sich die nackte Wahrheit nicht mehr hinter rosigen Schleiern verbergen läßt. Wer da im ewigen deutschen Spießerwahn glaubt, das deutsche Problem werde auf der Washingtoner Konferenz im Mittelpunkt der Erörterung stehen, dem ist wohl heute schon der Star gestochen. Die dort unter Hardings erhebendem Leitspruch „Einfachheit und Ehrlichkeit" versammelten Vertreter der Raubstaaten haben wichtigere Dinge zu behandeln als das erledigte Deutschland, das höchstens noch zu einem Debattegegenstand dritten und vierten Grades gut ist.

* * *

Aber es gibt Leute, die selbst dem Gerichtsvollzieher, der kommt, um ihnen das letzte Hemd zu nehmen, mit unverwüstlicher Zuversicht als dem Retter in der Not entgegenschauen. Der Wiederherstellungskommission, die mit der Vollstreckungsurkunde in der Tasche ihren Einzug durch das Brandenburger Tor hielt, streute der „Vorwärts" mit schwieligen Arbeiterfäusten und untertänig lächelnd Rosen auf den Weg. „Sie kann es mit eigenen Augen beobachten, wie die nichtbesitzenden Kreise bemüht sind, eine Erfüllungspolitik zu treiben, während der Besitz sich an dem allgemeinen Elend noch bereichert. Sie wird die Beschränktheit der deutschen Zahlungskraft leichter erkennen, als das nach den amtlichen und nichtamtlichen Berichten der Diplomaten und Agenten möglich ist und sie wird daraus ihre Schlüsse auf die nächsten Zahlungen und auf die Zahlungsweise der Reparationen ziehen müssen." Wird sie? Ist sich der biedere „Vorwärts" dessen so sicher? Was aber, wenn die Kommission ganz andere Schlüsse zieht, ähnliche etwa, wie sie der General Nollet etwa im Hinblick auf die „Deutschen

Werke" zog? Hat man so schnell die Antwort vergessen, die der Betriebsrat auf die Frage erhielt, was denn, wenn die geforderte Zerstörung ausgeführt würde, mit dem Gelände geschehen solle: — „Na, Sie können ja dann Kartoffeln pflanzen!"

Als es vorbei war mit den zehn Millionen Mark Arbeitslöhnen für die Zerstörungsarbeiten, als der Arbeiter spürte, jetzt geht es auch dir an den Kragen, da war die Einigkeit da zwischen Betriebsrat und Direktion, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, da hieß es: „Also unser Kampf ist auch euer Kampf."

Aber muß es immer erst so weit kommen?

* * *

Weit ausschauend, nach rückwärts und vorwärts, zeichnet in der „Tägl. Rundschau" Eduard Stadtler mit scharfen Umrissen das Bild unserer gegenwärtigen Lage. „Heute müssen wir klar sehen und offen bekennen, daß der in Weimar geschaffene formale Staat alle Möglichkeiten eigener Lebensentfaltung versäumt hat. Daß der Staat nur noch ein Scheindasein führt. Daß er ein parasitäres, volksfremdes und volksfeindliches Gebilde ist." Der Staat als solcher ist Ohnmacht. Er will nichts. Er kann nichts. Er lebt als „Rede-Bureaukratismus im Parlament" und als „Schreibe-Bureaukratismus" in der Verwaltung. Ein Schmarotzer am Körper des Volkes. Der gesamte Wille des Volkes hat sich ganz auf die „Wirtschaft" gerichtet. „Vom einfachen Arbeiter bis zum Unternehmer, vom Bauernknecht bis zum Großgrundbesitzer, vom Gewerkschaftssekretär bis zum Unternehmerverbändler, von der Hausfrau bis zum Großbankier, sie alle arbeiteten, mühten sich ab, halfen sich durch, bauten wieder auf, bauten um, retteten sich selbst oder ihre Gruppe. 60 Millionen Menschen, in fiebernder Hast, darum bemüht, die kleine Einzelwirtschaft, die Wirtschaftsverbände, die Gesamtwirtschaft in verzweifelter Rettungsarbeit durch das Chaos hindurchzulavieren. Kein Volk in Europa, wahrscheinlich keines in der Welt, hat seit dem formalen Abschluß des Weltkriegs eine ähnliche Gesamtarbeitsleistung vollbracht wie das deutsche Volk." Und nun: „Wer erkennt in seiner Bedeutung, wer ermißt in seiner Spannweite den Gegensatz, der sich zwischen dieser unerhörten Wirtschaftsleistung des deutschen Volkes und der Ohnmacht des deutschen Staates auftut?"

Unseren Feinden selbst ist dieser Zwiespalt ein Rätsel. Die ungesunden Wirtschaftsblähungen, die sich die Feinde als neuen ‚Imperialismus' wirtschaftspolitischer Art zurechtlegen, ohne viel über die Ursachen, ohne überhaupt an die eigene Schuld zu denken, beunruhigen die Welt. Und die Weltunruhe, die natürlich noch ganz andere Ursachen hat, wirkt sich politisch gegen unseren Ohnmachtsstaat aus. Der französisch-militärisch-politische Vernichtungstrieb entzündet sich mit am sogenannten deutschen ‚Wirtschaftsimperialismus'. Die englische Politik, die ohnedies durch den frankophilen Kurs des Systems Wirth-Rathenau uns gegenüber nervös geworden ist, bekommt Zuzug aus den wirtschaftspolitischen Neidgefühlen und Abwehrtrieben englischer Wirtschaftskräfte. Dabei findet sie sich in dieser Frage auf einer gemeinsamen Linie des Kampfes gegen Deutschland mit ähnlichen Abwehrtendenzen in Amerika zusammen. Von Amerika schließt sich hinwiederum politisch nach Frankreich hin der deutschfeindliche Ring. Und die Entente des Krieges,

die den militärisch-politischen deutschen Machtstaat vernichtet hat, geht nun an die Vernichtung des deutschen ‚Wirtschaftsimperialismus' heran. Zwar zögernd, von Angstvorstellungen gepeinigt. Aber sie geht heran. Triebhaft. Sicher. Von politischen Machtgefühlen über alle Hemmungen hinweg getrieben. Der Verlust Oberschlesiens, vor allem das Herausschneiden des oberschlesischen Industriegebiets aus dem deutschen Wirtschaftskörper, war der erste große Schritt auf diesem Weg. Wird der nächste Schritt nicht die Besetzung des Ruhrgebietes sein?

Schon in wenigen Wochen oder Monaten wird jedenfalls der deutsche Ohnmachtsstaat, der die eigentliche staatliche Kampffunktion bereits aufgegeben hat, auch die Preisgabe der ihm verbliebenen Verwaltungsfunktion anmelden. In der Reparationsfrage wird er den Finanzbankerott deklarieren und zugleich eingestehen, daß er der anarchischen Wirtschaftsentwicklung, der Wirtschaftsblähungen des deutschen Volkes verwaltungsmäßig nicht mehr Herr wird. Dann wird Frankreich mit Hilfe Englands und mit Unterstützung der Vereinigten Staaten das Fazit ziehen. Und man wird unserem Staat in irgendeiner Form etwa folgendes eröffnen: Ein kämpfender Staat bist du längst nicht mehr. Aus den vorhandenen, in der deutschen Wirtschaft sich offenbarenden Gewalten deines Volkes vermochtest du kein staatliches Eigenleben zu entwickeln. Als Verwalter deiner (uns vertraglich zustehenden) Güter taugst du aber auch nichts. Doch der Friedensvertrag, für dessen Erfüllung' du uns bisher der Garant und das verwaltungstechnische Exekutivorgan warst, kann nicht kassiert werden. Es muß ein Letztes versucht werden. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als dich deiner autonomen Verwaltungsaufgabe zu entheben. Besonders in dem komplizierten Wirtschaftsgebiet des Westens, wo du des ‚Großkapitals' und der ‚Schwerindustrie' nicht Meister werden kannst, müssen wir die ‚Reparation' und das Steuerwesen selbst ordnen. Das deutsche Volk muß arbeiten, damit sich der Friedensvertrag erfülle. Für alles übrige werden wir sorgen.

Das wird das Ende des deutschen Staats und zugleich die restlose Versklavung der deutschen Wirtschaft sein. Ob es dabei zu einer formellen Übergabe der Verwaltungsfunktion des deutschen Kanzlers an eine Ententekommission kommt, steht dahin. Es hängt nur vom Willen der Entente selbst ab. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sich auch dann noch eine Partei findet, die der Entente diese schwere Entscheidung erspart und in dem Angebot einer konzessionierten Scheinmacht eine genügende Gegenleistung für eine gehorsame Politik der Versklavung Deutschlands erblickt."

Was aber wird das deutsche Volk dazu sagen?

Wird es sich fügen, wird es in behaglicher Verzweiflung das Sklavenjoch auf sich nehmen? Oder wird es sich doch noch einmal zur nationalen Einheitsfront zusammenfinden — die mit der gegenwärtigen, künstlich geschaffenen „großen Koalition" nicht das mindeste gemein hat, denn der Riß, der unser Volk in zwei einander bekämpfende Hälften teilt, geht mitten durch sie hindurch. Herr Emil Barth schloß seine Revolutionsbilanz am 9. November 1921 im Humboldthain mit den Worten: „1914 war der Michel ein Rindvieh, 1918 ein größeres Rindvieh, und heute ist er ein Riesenrindvieh."

Vielleicht behält er recht...

Auf der Warte

Der „Türmer" in Elsaß-Lothringen verboten!

Wir lesen in elsässischen Zeitungen:

„Durch Verfügung des Herrn Generalkommissars vom 22. Oktober 1921 ist in Frankreich die Verbreitung, der Verkauf sowie die Verteilung der Zeitschrift ‚Der Türmer', herausgegeben in Stuttgart, verboten. Alle Exemplare dieser Zeitung, die zum Verkauf oder zur Verteilung gelangen, werden beschlagnahmt und Übertretungen verfolgt."

Diese neueste Bekundung der „freiheitlichen" Regierungsweise Frankreichs in Elsaß-Lothringen bestätigt nur, was man schon lange in der ganzen Welt weiß: daß dort ein System militaristischer Vergewaltigung herrscht. Der Herausgeber des „Türmers" ist Alt-Elsässer „pur sang"; er hat aus seiner klaren deutschen Gesinnung nie einen Hehl gemacht, hat aber auch nie einer politischen Partei angehört und ist kein „Alldeutscher". Denn er hat nie nach Waffengewalt gerufen, sondern hat Läuterung der Seele und Veredlung der Kultur empfohlen im Sinne des deutschen Idealismus und einer undogmatischen, mehr dichterisch geformten religiösen Verklärung. Wenn im „Türmer" Tatsachen und Wahrheiten ausgesprochen werden, die der französischen Regierung unangenehm sind, so soll sie diese Tatsachen widerlegen, aber nicht einfach mit äußeren Gewaltnahmen ein Blatt unterdrücken und von den Beziehungen mit dem geistigen Elsaß-Lothringen abzuschneiden versuchen. Wir protestieren gegen das Verbot und empfinden es als eine Feigheit.

Mit Interesse verzeichnen wir einige mutige Zeitungsstimmen aus dem Elsaß.

So bemerkt der „Republikaner":

„Schriftleiter des ‚Türmer', den unsere vorsorgliche Regierung verbietet — sie darf es ja! — ist, soviel uns bekannt ist, zurzeit der ‚elsässische' Schriftsteller Friedrich Lienhard, der nach dem Tode des früheren, v. Grotthuß, die Schriftleitung der Zeitschrift antrat. Der ‚Grund' des Verbotes dürfte demnach in den etwas zu germanisch angehauchten elsässischen Erinnerungen, die Lienhard in letzter Zeit im ‚Türmer' von sich gab, zu suchen sein. Mag es sein, wie es wolle, eine Vergewaltigung der Denk- und Meinungsfreiheit stellt auch dieses neue Verbot wieder dar."

Die Straßburger „République" fügt hinzu: „Wir können uns diesen Ausführungen des Mühlhauser Blattes nur anschließen. Die ‚Staatsraison' hat hier wieder einmal die Anmaßung, die geistigen Speisen zu kontrollieren, die uns vorgesetzt werden können. Sie nimmt uns deshalb in die bekannte Obhut, von der wir schon so oft Gelegenheit hatten, zu reden."

*

Die Neuland-Jugendbewegung

Weibliche Jugend hat sich unter dem Namen „Neuland" gesammelt. Das ist ein sinnbildlicher Name; es ist keine Siedelung, sondern Neuland der Seele gemeint.

Reich und froh kommen wir soeben vom 5. Neulandtag. Die Wartburgstadt Eisenach ist unser Sammelpunkt; dort haben wir unser Haus, ehedem „Gasthof zum Junker Jörg", am Berghang neben dem Hainstein. Aus stärkendem Zusammenleben und -arbeiten in reiner Höhenluft tragen wir das Bewußtsein in die Niederungen des Alltags: „Auch wir sind berufen, am neuen Deutschland mitzuarbeiten."

Fünf Jahre alt ist unsere Neulandbewegung. Aus den kleinsten Anfängen ist sie entstanden, nämlich aus dem Herzen einer tiefempfindenden, klugen, willensstarken Frau. Guida Diehl sah unter den vielen brennenden Nöten unseres Volkslebens eine, die nur wenige vor ihr gesehen hatten: die Not des sogenannten gebildeten jungen Mädchens, das den tausend Fragen und Aufgaben der Zeit oft so hilflos gegenübersteht.

Schon seit Jahrzehnten drängte die Zeitströmung und die Entwicklung des Wirtschaftslebens zahllose Frauen aus dem Heim und der Familie in das Berufsleben. Wohl erwarben sie das dazu nötige Wissen; Verstand und Wille wurden geschult zum Kampf ums Dasein; aber wie oft verkümmerte dabei das Gefühlsleben! Auf der andern Seite waren die Mädchen, die als Haustöchter ohne Beruf daheim lebten, oft noch schlimmer daran. Ihre „Arbeit" war meist keine Mühe, sondern Beschäftigung; die eigentliche Arbeit leisteten bezahlte Kräfte. Aus der inneren Armut erwuchs gähnende Langeweile, die nur wenige mit ein wenig sozialer Hilfsarbeit totzuschlagen versuchten. (Man vergleiche zu diesen Ausführungen Guida Diehl selbst in dem Heftchen: „Studienkreise und Neulandbewegung". Eisenach, Neulandverlag. Es enthält u. a. eine feine Psychologie des jungen Mädchens.)

Und doch zeigte der Krieg, wieviel Hingabefähigkeit, wieviel Tüchtigkeit auch in der weiblichen Jugend geweckt werden konnte.

Diese sehnende, unklare, irrende, oft mühselig einsam kämpfende weibliche Jugend rief Guida Diehl auf zu gemeinsamem Streben: zum Kampf um ein Neuland der Liebe, der Gerechtigkeit, der Lauterkeit mitten in unserer von Parteihaß, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit zerrissenen deutschen Welt. Sie deutete die Zeichen der Zeit: Hie Materialismus — hie Herrschaft des Geistes und der Seele! Sie weckte in den jungen Mädchen das Verantwortungsgefühl, das jeden Menschen zwingt, sich in diesen uns alle angehenden Kampf einzustellen.

Schon seit 1908 hatte Guida Diehl in Frankfurt a. M. schulentlassene Mädchen aus dem Lyzeum in einem sogenannten Studienkreis gesammelt, um in gemeinsamer Arbeit brennende ethische und soziale Fragen mit ihnen zu besprechen. Erst fünf Jahre später hielt sie Vorträge in Schulen und veranstaltete dann in Verbindung mit dem Evangelischen Verband zur Pflege der weiblichen Jugend die erste Freizeit in Tambach in Thüringen, an der 80 Mädchen teilnahmen. Vorträge mit vertiefenden Besprechungen, gesellige Abende und Ausflüge boten der Jugend reiche Freude und Anregung.

Die grundlegenden Gedanken gab sie später in dem Heftchen „Was wir wollen" heraus (Eisenach, Neulandverlag). Um wahrhaft deutsche Art, wie wir sie in unserem Schrifttum und in unserer Geschichte kennen lernen können, und um ein neues Christsein in Feuer und Kraft der ersten Christenheit soll der einzelne ringen. Deutschtum und Christusgeist in untrennbarer Einheit: — das ist unser Neuland der Seele. Ist in dem einzelnen das lebendig geworden, so wirkt er Leben weckend auf andere. Die Neuländerin erfüllt ihren Beruf, wo sie auch steht, als Vaterlandsdienst und als Gottesdienst.

Bei den großen Frauenverbänden fand diese zur Verinnerlichung mahnende Stimme keinen Widerhall; wohl aber wurde sie von der gebildeten weiblichen Jugend begeistert aufgenommen. Die jungen Menschen verstanden, wozu sie gerufen wurden, und sammelten sich in Studienkreisen und um das Blatt „Neuland", das Guida Diehl seit 1916 herausgibt.

Es würde zu weit führen, auf den Ausbau unserer stattlich angewachsenen Gruppen einzugehen. Es hat nicht an Stürmen gefehlt; doch fest steht in Eisenach unser „Neulandhaus"; und wir durften von manchen geistigen Führern Wertvolles erfahren (Lienhard, Lhotzky). Zugleich greift nun unsere Bewegung auf die jungen Männer über. Brüder und Freunde unserer Neuländerinnen, die sich unsere Ziele zu eigen machen wollen, sammeln sich im männlichen Neuland unter Führung von Pfarrer G. Meincke-Sonneberg. Gemeinsam mit ihnen wollen wir eine Schar

bilden, die für sich eine innere Erneuerung erstrebt und von innen heraus auch an des Vaterlandes Erneuerung mitarbeitet.

Dr Martha Brandt.

NB. Ich gestehe, daß die Stunden, die ich unter dieser Jugend verbracht habe, zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehören. Noch sehe ich sie im pfingstlich geschmückten Saale mit Kränzen im Haar vor mir sitzen, diese liebe deutsche Jugend, mit so viel prächtig gutem Willen in den hellen Augen. Als leider eine Epoche des Meinungshaders einsetzte, hielt ich mich zurück, zumal andre Arbeit meine ganze Kraft und Zeit in Anspruch nimmt. Doch scheint diese Verdüsterung nun einer Klärung gewichen zu sein. Neben Guida Diehl ist dort Dr Heinrich Lhotzky ein Hauptführer; ich freue mich, daß dieser frühere Einspänner sich nun in größerem Kreise auswirkt. Hoffentlich gelingt es, die jungen Menschen, die aus biblisch-kirchlicher Ausdrucksweise kommen, und die andren, die in einem mehr weltlich, etwa weimarisch geprägten Idealismus aufwuchsen, zu einer Einheit zu verschmelzen. Ich griff daher, wenn ich dort sprach, gern zum Symbol (Gral, Rosenkreuz), um daran die Schönheit einer durchgöttlichten Lebensauffassung allverständlich und anschaulich darzulegen. F. L.

*

Jugend und Religion

Wird eine religiöse Kraft in unsrer Jugend mächtig werden? Dürfen wir hoffen?

Herbstsonntag. Erntedankfest. Es ist früh am Morgen und sehr kühl, bläulich-klar, doch mit leise verschleierter Ferne und langsam erwachenden Sonnenstrahlen. Die alte Pfarrkirche der mitteldeutschen Stadt hat zwischen ihren grauen gotischen Pfeilern bunt leuchtenden Schmuck angelegt. Man hat Eichenlaub und korallene Ebereschenzweige um die Gitter des breiten Fürstengrabes geflochten, das Evangelienpult mit Herbstlaub umsäumt. Eine Tafel ist aufgestellt, hell gedeckt, mit einer Fülle von Früchten und anderem Erntesegen beladen. Die hat der Dank und die Freude zusammengetragen. Äpfel in Wachsgelb und Grünrot, blaßblonde behagliche Frühkartoffeln mit leisen Erdspuren, Tomaten, glühend in derber Lebenslust, häufeln sich um Bündel reifer Ähren, kleiner Goldgeorginen, bunter Astern. Trauben schwellen, braune Rosenzweige verästeln sich graziös und halten dornumsäumte Hagebutten in die Höhe. Aber zwischen den unmittelbaren Gaben der Mutter Erde liegen auch große Brote und knusprige Semmeln, zu denen sich der Rohstoffsegen in der Menschenhand verdichtet hat. Das alles soll, nachdem das Gottesauge darauf geruht und die Gemeinde sich Freude daraus getrunken haben wird, den Armen und Siechen zugute kommen.

Aber noch eine andre Ernte füllt heute die alte Kirche. Die Jugend der „Neudeutschen Woche" feiert hier ihre Morgenandacht. Sie haben sich die Kirche drei Stunden vor dem heutigen Hauptgottesdienst erbeten. Auch diese jungen Menschen sind ein Jahresergebnis voll reifenden Wachstums, kreuz und quer blühend, voll Werdeherbheit und keimender Süße, dornenbewehrt, rücksichtslos auf- und um sich strebend und doch dazu bestimmt, sich reifend einzuordnen in die geistigen Kräfte des Zeitalters. Braun, klaräugig, stämmig oder pfeilgerade aufgeschossen die Mehrzahl der Jungen; dann und wann ein reiferer Gefährte, um dessen Mundlinie der Bart schon flockt; und dazwischen einer oder der andre, der sich bewußt zur Jugend hält, trotzdem er ihr an Jahren reichlich voraus ist. Die Mädchen eine bunte Schar in der zwanglosen, kurzröckigen, freihalsigen Kleiderhelle, wie sie die heutige Tracht begünstigt, mit und ohne Kränzchen und Stirnband im Kraus- oder Strohhaar, das kleine Sprühfeuer mit blitzenden Zähnen neben der versonnenen Traumsuse, der schlenkrige Backfisch neben der stilläugigen Jungfrau von sechzehn oder siebzehn. Alle sind andachtbefangen, lautlos, von der Weihe der Stunde erfüllt.

Und nun geschieht das Merkwürdige, daß eingebettet in die heilige Musik großer Meister sich ein Gottesdienst ohne Geistlichkeit entwickelt. Er ist gestimmt auf den Ton: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ"; und mit dem Johannes-Textwort: „Ich und der Vater

sind eins" untermalt der jugendliche Sprecher am Lesepult seine Ansprache. Er spricht schweifend, langt nach der und jener Gedankenblume, die ihm wieder aus der Hand gleitet, aber der Ausklang legt den Hörern deutlich und fühlbar die Arbeit an sich selbst ans Herz. Alles Befreiende im Seelenleben und im Vaterlande, worauf die vielen mit Sehnsucht warten und hoffen, ist vorher das Eigentum weniger, und noch früher die schwere, erlösende Errungenschaft eines Menschengeistes gewesen. „Wir, die Jugend, sollen jeder an seinem Teile diese erlösende Macht in uns zu entwickeln suchen in aller Freude und Freiwilligkeit. Amen."

Und die junge Gemeinde sang:

„Laß mich werden eine Sonne, die mit eignem Licht
In des Sommers Glanz und Wonne durch sich bricht.
Laß mich werden eine Quelle, die mit ihrem Trank
Macht Betrübte froh und helle, stark, was sank.
Laß mich werden Abendstille, die mit ihrem Glück
Alle führt zu Gottes Willen sanft zurück!"

Ich glaube nicht, daß es unsern Oberpfarrer gereut haben wird, diesen Erntedankfest-Auftakt in seiner Kirche zugelassen zu haben.

Wird der edlere Teil unsrer deutschen Jugend wieder zur Ehrfurcht heimkehren? Wir wollen hoffen ... A. M.

*

Deutsche Philosophische Gesellschaft

Vor vier Jahren wurde von Weimar aus dazu aufgerufen, für die Wahrung eines wesentlichen Zuges des deutschen Geisteslebens geschlossen mit einzustehen: Der deutschen Philosophie drohte aus der allgemeinen äußeren und inneren Not unseres Volkes Verkümmerung. Zur Abwehr dieser Gefahr trat die „Deutsche Philosophische Gesellschaft" zusammen. Ihre Bemühungen waren zunächst wissenschafts-organisatorischer Art. Allen Hemmungen zum Trotz gelang es, der wissenschaftlichen philosophischen Forschung in den „Beiträgen zur Philosophie des deutschen Idealismus" eine neue Heimstätte zu schaffen. Heute hat diese Zeitschrift sich im deutschen Schrifttum ihren bestimmt umgrenzten Platz erkämpft. Es wird soeben das zweite Heft des zweiten Bandes ausgegeben, zu dem u. a. Professor Bruno Bauch-Jena einen schon als Vortrag viel beachteten Aufsatz über „Persönlichkeit und Gemeinschaft" und Dr. Zschimmer-Jena unter dem Titel „Die Philosophie der Freiheit" gehaltvolle Erörterungen zur Grundlegung der „Philosophie der Technik, Volkswirtschaft, Pädagogik und Politik" beisteuern. In Anlehnung an die Zeitschrift konnte eine Folge kleinerer Veröffentlichungen, die Reihe der „Beihefte", ausgestaltet werden, die ihrer Aufgabe gerecht geworden ist, Arbeiten mehr einführenden Charakters in weiteren Kreisen zu verbreiten. Die Themata der einzelnen Schriften sind für die Ausmessung unseres Wirkensgebietes so kennzeichnend, daß sie hier mitgeteilt sein mögen: Hermann Schwarz-Greifswald, Weltgewissen oder Vaterlandsgewissen?; Bruno Bauch-Jena, Fichte und unsere Zeit; Max Wundt-Jena, Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal; Hans Pichler-Graz, Volk und Menschheit; Heinz Heimsoeth-Marburg, Hegel, Ein Wort der Erinnerung; Lenore Ripke-Kühn-Berlin, Kant contra Einstein; Julius Binder-Göttingen, Recht und Macht als Grundlagen der Staatswirksamkeit; (in Vorbereitung): Fritz Münch, Deutsche Philosophie und deutsche Sprache; Dietrich Mahnke, Ewigkeit und Gegenwart, eine Fichtische Synthese; Arthur Hoffmann, Das Systemprogramm der Philosophie der Werte.

Die zunächst angestrebte Organisation im Dienste der deutschen philosophischen Wissenschaft erweiterte sich zu einer allgemeinkulturpolitischen Bewegung, da sich der Deutschen Philosophischen Gesellschaft über den engeren fachlichen Kreis hinaus bald die Anteilnahme weiterer Kreise zuwandte. Heute sind unter den Mitgliedern die „praktischen" Berufe (Ärzte, Juristen, Lehrer, Ingenieure, Beamte usw.) mit 60% vertreten. Die jährliche Hauptversammlung in Weimar findet als eine Kundgebung für die Notwendigkeit der geistigen Sammlung immer lebhaftere Beachtung. In Deutschösterreich bildete sich mit dem Vorort Graz eine Zweigvereinigung. Auch das Deutschtum im Ausland, besonders

die Volksgenossen in Nordamerika stellten treue Helfer und Mitarbeiter. Die Geschäftsführung hat in Jena (Fuchsturmweg 18) ihren Sitz. Sie nimmt jede Anregung, die dem Wirken der Deutschen Philosophischen Gesellschaft neue Wege zeigt, dankbar entgegen und hofft, solche Unterstützung, die kein weiteres Opfer als das einer Postkarte kostet, gerade auch aus der Türmer-Lesergemeinde erwarten zu dürfen. Einführende Druckblätter (über „Weimar und die deutsche Philosophie" und über „Die deutsche Philosophie im Geistesleben der Gegenwart") werden gern kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Dr Arthur Hoffmann

*

Eine Verhimmelung der französischen Literatur

und ihres Einflusses auf die deutsche Dichtung leistet sich Prof. Dr Eugen Lerch (München) in der „Frkf. Ztg." — in so maßloser Art, daß ein allfranzösischer Chauvinist die Sache nicht besser besorgen könnte. Der sachliche Zuhörer muß einer solchen Entgleisung widersprechen. Daß sie im Kleingefecht mit Joseph Hofmiller und Paul Ernst erfolgt, mag ihre Tonstärke entschuldigen, nicht ihren Inhalt. Wir lesen da:

„Nun hat aber, so weit mir ein Urteil zusteht, keine dieser Sprachen, auch die englische nicht, eine Literatur aufzuweisen, die mit der unseren so innig verknüpft wäre wie die französische. Unsere Dankesschuld an diese Literatur? — Ein Buch würde nicht hinreichen, sie aufzuzeichnen. Von ihrer ersten Blütezeit mit Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue über unsere großen Klassiker bis zu den Lebenden, bis zu Gerhart Hauptmann, den Brüdern Mann, Stefan George oder Franz Werfel (um nur ein paar Namen zu nennen): man braucht unsere Literatur nur zu überschauen, um der Größe dieser Verpflichtung gewahr zu werden. Man denke sich Wolframs Parzival ohne den Parceval des Christian von Troyes, Hartmanns Erek und Iwein ohne den Eric und Ivain des gleichen altfranzösischen Epikers, Gottfrieds ‚Tristan und Isolde' ohne die französische Vorlage; man denke sich ‚Nathan der Weise' ohne Voltaire und die Enzyklopädisten, den ‚Werther' und die ‚Räuber', den ‚Fiesco' und ‚Kabale und Liebe' ohne Rousseau und Diderot, ‚Iphigenie' und ‚Tasso' ohne Racine (zu dessen strengerer Form der shakespearisierende Stürmer und Dränger des ‚Götz' reuig zurückkehrt); man denke sich unsere Naturalisten ohne Flaubert, Zola, Maupassant und Daudet, unsern neueren Roman, unser neueres Drama ohne die Technik der Franzosen, unsere modernen Lyriker ohne Baudelaire, Mallarmé und Verlaine; man überschlage, was dazwischen liegt, was in dieser allzu flüchtigen Skizze, die nur an das Augenfälligste erinnern wollte, absichtlich übergangen wurde — und man hat einen Begriff davon, was die deutsche Literatur wäre, wenn zuvor nicht die französische gewesen wäre. Gewiß: die meisten der Männer und der Werke, die hier berührt wurden, sind über das fremde Vorbild weit hinausgekommen; in vielen Fällen war dieses nur das Roß, dem Ziel und Bahn nicht von ihm selbst, sondern vom Reiter bestimmt werden — welcher Reiter aber wäre seinem Tier nicht dankbar, das ihn so weit getragen hat, das ihn so kühne Ziele erreichen ließ?... Wie sollte ich nicht voll Dank sein für die Kräfte außer mir, die mich zu meinem Selbst erst reifen lassen? — Wenn aber das Beeinflußtwerden auf freier Wahl beruht — wie groß muß dann die Wahlverwandtschaft sein zwischen der deutschen und der französischen Literatur! Und dieses innige, acht Jahrhunderte währende Band soll nach dem Willen unserer Chauvinisten nun jäh zerschnitten werden" ...

In dieser wissenschaftlich unmöglichen, nur aus Meinungs-Gegensatz allenfalls erklärlichen Entgleisung ist folgendes unterschlagen: 1. Die gegenseitige Befruchtung der europäischen Literaturen überhaupt; 2. die Befruchtungen, die von England ausgingen und auf französischem Umweg nach Deutschland kamen; 3. der große direkte Einfluß Englands (Shakespeare, Ossian, Dickens, Scott und andrer Erzähler, Volksballade usw.), dem

nichts von Frankreich her gleichzusetzen ist; 4. die gewichtige Tatsache, daß sich das Beste deutschen Geistes just im Kampf gegen französischen Formalismus und Regelzwang herausgearbeitet hat — obenan Goethes Selbstbewußtwerden in Straßburg; 5. der uns Europäern gemeinsame Einfluß hellenischer Kultur (gegenüber der Betonung des falschen französischen Klassizismus).

So kommt ein schiefes Bild zutage, als wären Deutschlands Dichter und Denker überhaupt erst durch Frankreich, just nur durch Frankreich lebensfähig! Wobei es übrigens nicht angeht, Hofmiller und P. Ernst zu den „Chauvinisten" zu rechnen; dazu haben beide zu viel gesamteuropäische Kultur. Das beweist wieder Paul Ernsts neuestes Buch „Erdachte Gespräche" (München, Müller): Dialoge aus verschiedensten Zeiten und Zuständen, worin sich aufs neue dieses nimmermüden Schriftstellers starke Geistigkeit bekundet.

*

Neudeutsche Spruchdichtung

Es ist eine besondere Gabe, in kurzen, eindringlichen Sprüchen echte Lebensweisheit zu verkünden. Unter unsern führenden neudeutschen Dichtern hat Lienhard in seinem jüngsten dreibändigen Werke „Der Meister der Menschheit" die Spruchdichtung besonders glücklich gepflegt (Bd. I: Sprüche, Bd. II: Worte für die neudeutsche Jugend). Seine aus dem unmittelbaren Zeiterleben heraus entstandenen Sprüche sind ein Spiegelbild des Ringens edlen Menschentums im Sturm dieser Zeiten und zugleich eine friedlich-stille Leuchte für suchende Seelen im düstern Gewölk des gegenwärtigen Weltgeschehens. In meinem für die Jugend bestimmten Auswahlbändchen aus Lienhards Schriften „Deutscher Aufstieg" (Greiner & Pfeiffer) habe ich gerade seiner Spruchweisheit einen breiten Raum gewährt.

Einen schönen Gedanken verwirklicht der Dichter Ernst Köhler-Haussen in seinem Spruchwerk „Mein Jahrbuch ‚Lebe'" (Dresden 1921). Allmonatlich erscheinen seit Januar dieses Jahres diese kleinen Hefte und tragen in warmherzig empfundener, gedankentiefer Spruchweisheit des Dichters Botschaft an Zeit und Menschen hinaus. Köhler-Haußens Spruchdichtung ist vorwiegend auf das Religiöse und Reinmenschliche gestimmt, oft von mystischer Tiefe wie ein Versinken in die letzten und heiligsten Geheimnisse irdischen Lebens und Webens, dann wieder kraftvoll bejahendes Tatmenschentum, dem er durch alle Irrnisse und Hemmungen irdischen Daseinskampfes den Weg zu wahrem Glück und ungetrübter Harmonie weist:

„Erhalte dich stark, frisch an Leib und Seele,
Daß nicht dem All dein Sein, deine Kraft und Wirken fehle." (Juni-Heft)

Zürne nicht denen, die Zorn verdienen.
Zorn kennen sie — aber die Liebe
Kennen und glauben sie nicht.
Darum gib ihnen Liebe. (Februar-Heft)

Ein kräftiger Pulsschlag hämmert in dem Spruchbuch „Vom Adel" von Karl Boesch (Verlag Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein i. Erzgeb., 1921). Viel tiefe Gedanken eines zur geistigen Führerschaft veranlagten Mannes sind hier in leuchtendes Gold edler Spruchweisheit geprägt worden. In diesen inhaltlich und sprachlich meisterlich geformten Spruchgedanken ist Herausbildung eines seelischen Adels in allen Ständen und Schichten unseres Volkes — wie bei Lienhard und etwa bei Stammler („Worte an eine Schar") — das Ziel der von Boesch in seiner Spruchdichtung erhobenen Forderungen. Was der Verfasser in einem seiner Sprüche kündet: „Ein geistreich geformter Gedanke ist wie ein goldgefaßter Edelstein, den man entzückt immer wieder in der Hand herumdreht und gegen das Licht hält" — gilt von seiner eigenen Spruchweisheit. Den kleinen, handlichen Band, der auch die folgenden als Probe mitgeteilten Sprüche enthält, wünschen wir in viele Hände.

„Ein Begriff ist uns fast verloren gegangen, der doch recht eigentlich alle Menschlichkeit und Sittlichkeit einschließt: Der Begriff der Würde."

„Das heilige Kinderland liegt nicht hinter uns, sondern vor uns. Ein Kind ist schön und liebenswert wie die Natur. Heilig allein

ist der reine Wille eines wirkenden Menschen."

„Man kann nur durch zwei Dinge wachsen: durch Verkehr mit den Großen und durch Erfahrung."

„Ich wüßte nicht, was es heute noch für einen Standesunterschied geben sollte, wenn nicht den zwischen dem Adelsstand der Seele und dem Stand des Gemeinen, zwischen dem deutschen Stand und dem undeutschen Stand."

Dr Paul Bülow

*

Ein norwegisches Goethebuch

dürfte besonders auch in den Kreisen der Türmerleser Anklang finden. Friedrich Lienhard hat diesem ins Deutsche übersetzten „Goethe" von Fredrik Paasche (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) folgendes Vorwort mitgegeben:

„Dieses Buch werte man als den freundlichen Gruß eines neutralen Ausländers an den deutschen Genius, der sich in Goethe verkörpert hat! Es ist ein Gruß aus einem Lande, das uns während des Weltkriegs nicht günstig gesinnt war. Um so schwerer wiegt die Tatsache, daß ein selbständiger Kopf wie Prof. Fredrik Paasche von der Universität Christiania in bewußtem Gegensatz zu jener Zeitstimmung dieses edle Bekenntnis zu Goethe an die Öffentlichkeit gibt.

Als ich die ersten Seiten gelesen hatte, war ich erfreut über den ebenso anmutigen wie aussichtsreichen Gesichtspunkt, von dem der Verfasser ausgeht. Es ist Goethes ‚guter Blick', der ihn vor allem fesselt. Und damit hat er in der Tat die wesentliche Grundkraft unseres ganz auf das Auge eingestellten Dichters bezeichnet. Und zwar so, daß er nachweist, wie diese Schaukraft von wachsender Seelenreife und Charakterbildung begleitet ist.

Dem Goethe-Philologen könnte bei flüchtigem Lesen vielleicht der Eindruck erstehen, daß dieser norwegische Verehrer unseres Meisters nichts wesentlich Neues zu offenbaren habe. In Wahrheit wird aber auch der deutsche Goethefreund zwischen den bekannten Tatsachen oft eine eigenartige Betrachtungsweise feststellen können. Man fühlt sich von diesen vier Kapiteln wahrhaft belebt und bereichert. Mir persönlich, und ich denke, mit mir allen ernsten Zeitgenossen, ist auch der Aufbau dieses Werkchens, das im Religiösen und Kosmischen gipfelt, noch ganz besonders wohltuend.

So begreift es sich, daß eine schwedische Verehrerin Goethes, Frau Generalin Munck von Fulkila, auf das Buch aufmerksam wurde und den Entschluß faßte, mit Hilfe einer deutschen Freundin, Baronin Loë, die feingestimmte Arbeit aus dem Norwegischen in Goethes Sprache zu übersetzen.

Ich habe meinerseits absichtlich vermieden, gelegentlich abweichende Auffassungen oder sprachliche Kleinigkeiten etwa durch Anmerkungen festzustellen. Man lasse das Ganze unbefangen und möglichst in einem Zuge auf sich wirken! Und man wird von dieser liebevollen Betrachtung eines norwegischen Freundes deutscher Kultur Gewinn haben."

*

Seelenmord

Man schreibt uns aus Köln:

„... Ich arbeite hier an der Universität; da habe ich Gelegenheit, alle möglichen Zeitungen zu lesen, und oft faßt mich eine heiße Empörung über all diese Gemeinheit der Presse. Ich habe immer, mit Überwindung zwar, aber des Interesses halber, das hiesige kommunistische Blatt gelesen; aber dann überwältigte mich doch der Ekel, und ich bringe es nicht mehr über mich, es noch anzurühren. Wissen Sie, wie hier zu den Lesern gesprochen wird und wie das Wort ‚deutsch' die gemeinste Wut auslöst? Armes Volk! Es wird seelisch vernichtet. Es wird gefüttert geistig mit Worten wie ‚Rechtskloake', ‚Arbeiterschlächter', ‚mordlüsterne Reaktion', ‚Mordbande', ‚nationalistisches Geschmeiß' — und immer wird zum Massenmord der Bourgeoisie aufgerufen. Mit Wutgeheul wird deutsches Wort und Tun überschrien, werden deutsche Männer begeifert. Das ist Mord am Volk, das ist Seelenmord. Ein Volk, das so bearbeitet wird, so zugerichtet — wird sich nie mehr erheben. Lese man nur einmal, wie sie die Ereignisse in Deutsch-

land ihren Lesern zurechtmachen! Erblaßt bin ich oft vor Empörung und Entsetzen über das, was in Deutschland jetzt von solchen Zeitungsschreibern gedruckt wird. Das arme Volk! Es wird nur auf Haß, Blut und Gewalt dressiert — alles Edlere wird gewaltsam erstickt. Müssen wir es dulden, daß man so die schlechten Instinkte züchtet?!" ...

Hier ist die Empfindung aller edleren Deutschen ausgesprochen. Die Arbeiter möchten genesen, und in ruhiger Arbeit genesen — aber die Hetzer dulden es nicht. Es ist genau derselbe Terror, der Rußland tödlich beherrscht.

*

Kriegsschuld oder Tragik?

Der Anthroposoph Rudolf Steiner, über den sich ja jetzt wahre Papierfluten ergießen, hat neulich durch seine im „Matin" veröffentlichte Unterredung mit Jules Sauerwein noch besonderes Aufsehen erregt. Dr Steiner war von Frau von Moltke, der Witwe des verstorbenen Generalstabschefs, beauftragt worden, dessen Aufzeichnungen über Kriegsbeginn und erste Kriegszeit zu veröffentlichen. Aber man hat diese Veröffentlichung verhindert. Nun sprach Steiner darüber mit dem genannten Journalisten. Man kann den ganzen Bericht, den die meisten wohl nur aus Bruchstücken kennen, wörtlich lesen in der Stuttgarter Wochenschrift „Dreigliederung des sozialen Organismus" (Nr. 15). Eine wesentliche Stelle aus Steiners Worten lautet:

„Warum diese Befürchtungen? Diese Memoiren sind durchaus nicht eine Anklage gegen die kaiserliche Regierung. Es geht aber aus ihnen hervor, was vielleicht schlimmer ist, daß sich die Reichsregierung im Zustande vollkommener Verwirrung und unter einer unbegreiflich leichtsinnigen und ignoranten Führung befand" ... Zuletzt lastete die Wucht der entscheidenden Entschließungen auf einem einzigen Mann, dem Generalstabschef, welcher sich dadurch gezwungen sah, seine militärische Pflicht zu tun, weil die Politik auf dem Nullpunkt angekommen war."

Was dem Leser bei diesen Steinerschen Mitteilungen vor allem noch auffällt, ist: die hanebüchene Täuschung der damaligen Leiter über die Haltung Englands. Anders gesagt: die abgründige Dummheit unsres Gesandten Lichnowsky. Wahrlich, unsere Politik war in der Tat auf dem Nullpunkt angekommen. Insofern wirken diese „Enthüllungen" über die kritischen Tage trotz alledem „entlastend", wenn man so will, da von boshaftem und tückischem Kriegswillen bei uns nicht die Rede sein konnte.

„Es ist nun einmal meine Ansicht," schließt Steiner, „daß sich die Erörterungen über die ‚Schuld' am Kriege in einer ganz falschen Bahn bewegen. Man kann so gar nicht von ‚Schuld' sprechen, wie man es tut. Tragik liegt vor. Und durch eine tragische Situation ist der Krieg entstanden."

Man hat Einzelheiten in Steiners Mitteilungen widersprochen (z. B. in der „Deutsch. Allg. Ztg." und in den „Münchner N. Nachr."). Vermutlich mit Recht. Aber die Verschiebung von dem Gesichtspunkt der „Schuld" in das höhere Gebiet der „Tragik" dürfte richtig sein — selbst wenn diese Dinge im üblen Hetzblatt „Matin" stehen.

In einer weiteren Nummer derselben Wochenschrift nimmt übrigens Steiner selbst das Wort und beharrt auf seinem Standpunkt, daß seine bzw. v. Moltkes Mitteilungen entlastend wirken.

Wir wundern uns, daß man Moltkes Aufzeichnungen noch nicht veröffentlicht hat.

*

Die schwarze Schmach im Roman

Da ist ein Buch erschienen, das geschrieben werden mußte. Es heißt „Die schwarze Schmach. Der Roman des geschändeten Deutschland". Von Guido Kreutzer (Leipziger Graphische Werke, 1921; Preis broschiert 20 ℳ, geb. 25 ℳ). Daß und wie uns dieses Buch jene Qualen deutscher Menschen der westlichen Gaue berichtet, darin liegt für die unmittelbare Gegenwart sein Wert beschlossen. Graf Reventlow schrieb dem Werk eine aufrüttelnde Einleitung; sie möchte jenes nationale Feuer und Verantwortungs-

bewußtsein in der Brust jedes einzelnen entzünden, das gegenwärtig bei uns nur in armselig verzagten Funken glimmt. Die entsetzlichen Folgen der schwarzen Schmach werden uns eindringlich und wahrheitsgetreu klar gemacht; wir dürfen dieser gen Himmel schreienden völkischen und rassischen Schändung nicht mehr gleichgültig gegenüberstehen, sondern „allen, die sich jetzt gegen die schwarze Schmach entflammt haben, muß dieser Roman eines ihrer Werkzeuge werden, um die Schande und Greuel in den besetzten Gebieten in voller empörender Anschaulichkeit durch das deutsche Volk hin zu verbreiten". Das Buch ist ein Weckruf nicht nur an alle, die noch deutsch zu fühlen vermögen, sondern an die ganze übrige weiße Rasse, soweit sie die sadistische, gegen uralte deutsche Kulturwerte gerichtete Zerstörungswut gallischen Größenwahnsinns, die Beschmutzung und Verhöhnung deutscher Volksgesundheit, das Niederknüppeln jeder freiheitlichen Regung durch schwarzes Gesindel als eigene Schmach empfindet. Kreutzers Werk läßt nirgends seine Tendenz aufdringlich oder unkünstlerisch hervortreten; in wuchtiger Größe erleben wir die erschütternden Leiden einer besetzten rheinischen Universitätsstadt; in wenigen grell aufleuchtenden Bildern wird uns die Schändung deutscher Frauen- und Mannesehre durch Schwarze vor Augen geführt, ohne — das sei ausdrücklich hervorgehoben — daß der Verfasser verzerrend übertreibt oder den heiklen Stoff abstoßend gestaltet. Man nehme also diesen Roman nicht mit einem Vorurteil zur Hand; es ist kein wertloser Kitsch, sondern durch seine Seiten glüht ehrliche Überzeugungskraft, und es ergeht von hier der Mahnruf an alle Deutschen, „daß Schmach nur durch Stolz und Willen überwunden werden kann. Die Deutschen haben Ungeheures verloren, aber sie werden alles, sei es in welcher Form auch immer, wiedergewinnen, wenn sie sich selbst wiedergefunden haben. Das wird man erst sagen können, wenn sie ein Volk geworden sind."

Dr Paul Bülow

Expressionismus und Wohnungskunst

Als seinerzeit die Jugendstilbewegung abflaute und einen schmalen Bodensatz zurückließ, da machte man rückschauend die Bemerkung, daß ja eigentlich daraus nichts hatte werden können, weil jene Bewegung „vom Sofakissen" ausgegangen sei. In dieses Schlagwort faßte man später die ganze Richtung zusammen. Bei der jetzigen expressionistischen Welle könnte man mit demselben Recht sagen: sie geht von der Plakatsäule aus, die, inmitten des hastenden Lebens stehend, jedem harmlos Vorüberg'henden in blitzähnlicher Schnelle alle möglichen Anpreisungen ins Gehirn spritzen möchte. Die Reklame hat jedenfalls die für sie erforderliche Eigenart des Expressionismus brillant erfaßt und sie in weitestem Sinne für ihre Zwecke ausgebaut. Wenn aber nun die handwerkliche Welt sich die Plakatsäule zum Muster nimmt und versucht, die bizarren Gebilde, die den Plakatmaler zu seiner Angriffstechnik auf das menschliche Gehirn berechtigen, in die harmlosen Gefilde der Wohnung zu übertragen, dann muß man energisch sagen: Hände weg!

Leider stehen wir wieder vor einer Welle solcher mißverstandener Zieraten und, was noch schlimmer ist, vor bizarren Möbelformen. Berechtigung haben alle die aufgeregten Formen, Farben und ornamentalen Kompositionen nur, wenn es sich darum handelt, einer vorüberg'hend besuchten Stätte, einem Kabarett, Likörstube, Kaffee und Tingeltangel usw. ein besonderes Gepräge zu geben. Alle diese Sachen werden dort gewissermaßen in kleinen Dosen genossen; wer sie in größeren Dosen genießt, muß es mit sich selbst ausmachen. Handelt es sich aber darum, einer Weihestätte, einem festlichen Saal in einem Rathaus oder einem bürgerlichen Heim ein vornehmes Gepräge zu geben, so müssen diese Plakatmätzchen ausgeschaltet bl.iben.

Man sollte angesichts mancher Leistungen des Expressionismus wirklich nicht glauben, daß seit Vergehen des Jugendstils erst eine kurze Spanne Zeit vergangen sei, als jeder

halbwegs flügge Maler sich zum Innenarchitekten berufen fühlte und in den gewagtesten Linien versuchte, dem gesunden Menschenverstande und den tüchtigsten Handwerkern „über" zu sein. (Überbrettl, Übermodern, Übermensch!) Was uns damals in wogenden Linien über alle Gegenstände des täglichen Lebens kroch, das soll sich jetzt in widerhakenspritzendes Ornament verwandeln und sich in unsere Wohnung einnesteln. Jeder kleinste Möbelzeichner fühlt sich berufen, in dieser Art seine „Originalität" zu beweisen. Jede Irrsinnslinie wird in der heutigen Zeit bestaunt; und doch ist die ganze Richtung meiner Ansicht nach nichts anderes als ein Symptom unseres durch und durch kranken Zeitalters. Unausgeglichen, nervenzerrend statt anregend, ein Gestammel statt eines schönen Satzes: so stehen diese Erzeugnisse vor uns als Zeichen einer nervenaufpeitschenden Zeit.

Das größte Übel an der Überschätzung derartiger „Kunstprodukte" ist aber nicht der Künstler, sondern der Kunstkritiker. Hier in Leipzig ist es z. B. ergötzlich zu lesen, mit welchen Gedankenverrenkungen und geistigen Eiertänzen der Kritiker den allerneuesten Auswüchsen nahe zu kommen sucht. Man hat das Empfinden, daß er fürchtet, in seinem Ruf zu leiden, wenn er nicht aller und jeder Narrheit „Verständnis" entgegenbringt. Verständnis bringe ich als Mensch und Mitbruder auch dem Unglücklichen in der Irrenanstalt entgegen. Ich würde mich aber hüten, seine Wesensart als „zukunftverheißend" anzusehen.

Alle diese Einwirkungen sind es letzten Endes, die dazu beitragen, bei nicht gefestigten Naturen die Überzeugung zu wecken, es handle sich bei den jetzigen Formen dieser Kunst um eine bleibende Sache. Der Expressionismus hat seine Berechtigung im Plakatwesen. Alle Dinge, die mit Reklame zusammenhängen, sind sein lautes Gebiet; und es wäre zu begrüßen, wenn seine Jünger auch wirklich diese Grenzen erkennen würden. Das soll keine Degradierung ihrer Kunst sein, nur eine reinliche Scheidung.

Ich erhebe nicht den Anspruch, mit meinen Ausführungen geistreiche Theorien auszusprechen; denn ich bin kein Mann der Feder, sondern bin aus der Praxis des Ateliers und der Werkstatt. Und das ist wohl auch etwas wert. August Nolden

*

Die Berliner Theaterwirtschaft

ist längst keine Angelegenheit mehr, die mit dem Wieder-Aufstieg deutscher Kultur auch nur das mindeste zu tun hat. Die Berichte darüber gehören in den lokalen Teil dortiger Zeitungen. Es ist ein veralteter Irrtum der großen Berliner Blätter, wenn sie meinen, daß uns im Reiche diese ausgedehnten Aufsätze über jede belanglose dortige Aufführung interessieren. Es finden jetzt an vielen Orten im Reich ebenso wertvolle Darbietungen statt wie im zerfahrenen Berlin. Der ausgezeichnete Bühnenkritiker Friedrich Düsel, der bekannte Herausgeber von Westermanns Monatsheften, hat unsren vollen Beifall, wenn er im „Kunstwart" (Oktober) diese Wirtschaft brandmarkt:

„Was einem aber bange machen kann, dies Jahr mehr als früher, das ist die Zersplitterung der Kräfte, die Zerfaserung des Wollens. Spezialitäten über Spezialitäten — wo aber bleibt der Charakter? Einstmals gab es ein Königliches Schauspielhaus: das war rückständig in seinem Spielplan, aber würdig in seiner Auslese des Erprobten und sauber in der Form seiner Darbietungen. Oder ein Deutsches Theater: das klebte länger, als der Zeitwille und Zeitgeschmack es duldete, an seinem, dem naturalistischen Stil der neunziger Jahre, aber es hatte Stil und Charakter, im Was und im Wie. Oder ein Lessingtheater: das nannte sich das ‚Theater der Lebenden', und wenn die Witzbolde auch Recht behielten, die das letzte Wort dieses billigen Aushängeschildes aussprachen, als stünde da ‚Kurzlebigen', so blieb es sich doch immer seiner übernommenen Verpflichtung gegen die zeitgenössische Dramatik bewußt, mochte die sein, wie sie wollte. Heute wuselt das und noch vieles andre bunt und wirr durcheinander. Jeder glaubt die Klassiker, jeder, der den Autoren oder ihren Erben nur einen Vertrag abzulisten versteht,

glaubt Hauptmann, Strindberg oder Wedekind spielen zu können, jeder greift wieder auf, was einmal hier oder dort halben oder vierten Erfolg hatte, in der kindischen Hoffnung, ihm werde es ganz damit glücken. Nur vor der jungen, mit uns geborenen, unerprobten Dramatik drücken sie sich alle nach Möglichkeit, weil dazu Blick und Wagemut gehört und kein Stern am Theaterhimmel so hell leuchtet wie das ‚dauernde Klassenstück'. Früher, wenn man sonst schon kein künstlerisches Zielbewußtsein hatte, richtete sich der Spielplan einer Bühne wenigstens nach ihren Darstellungsmitteln und dem Ensemble ihrer Spieler; heute, wo sich die elendigste Dürftigkeit auf den Expressionismus berufen darf, wo der zum Prinzip erhobene ständige Austausch der Darsteller jede Zucht des Zusammenspiels zerstört hat, heute will jeder jedes können, und der Dramatiker überliefert sich dem, der ihm die zugkräftigsten Schauspieler, die lauteste Reklame und die zahlreichsten Aufführungen verbürgt. Die ‚Rotterbühnen', die mit Beginn dieser Spielzeit allein in Berlin fünf Theater beherrschen und sich schon bis nach Hannover ausdehnen, sind von dem Allerwelts-Warenhaus-Großbetrieb à la Tietz nicht mehr weit entfernt." . .

Dazu kommen stete Neugründungen, jetzt sogar ein „Jüdisches Künstlertheater", wo nicht etwa mehr — wie Düsel bemerkt — „im berlinisch-jüdischen Jargon leichte Schwänke oder derbe Grotesken, sondern in einer fremden Sprache, im Jiddisch des Ostjudentums höchst ernsthafte, streng künstlerisch gemeinte Stücke aus dem jüdischen Volks- und Empfindungsleben gespielt werden, mit Darstellern aus Warschau und Wilna und solchen, die noch östlicher wohnen".

Seinen vollberechtigten Unwillen aber widmet dieser Kritiker der nichtswürdigen Franzosen-Einfuhr:

„Was uns vollends die Masseninvasion der Franzosen jetzt frommen soll, auf die wir uns nach den Eröffnungsvorstellungen des Kleinen, des Königgrätzer Theaters und andrer Bühnen gefaßt machen müssen, mag ein andrer erforschen als ich, dessen simpelstes Anstands- und Schamgefühl sich bis zum Ekel dagegen empört. Von ‚Nationalismus' braucht dabei gar keine Rede zu sein. Denn was diese Herren Gavault und Charvey, Hennequin, Bilhoud und Feydeau zu Markte bringen, sind meistens dieselben alten muffigen, dirnenhaft parfümierten Kleider, die bereits vor zehn oder fünfzehn Jahren bis auf die Dessous gelüpft wurden. Als nach 1870 die Lindau und Konsorten den Import der Pariser Boulevard- und Cochonnerie-Dramatik betrieben, konnten sie sich zum Schein wenigstens mit dem Feigenblatt der Siegergroßmut schmücken; heute, wo — von allem andern zu schweigen — die Franzosen sich und unsern rheinischen Brüdern die unauslöschliche Schmach der schwarzen Besatzung antun, sollte der Speichel eines deutschen Mundes zu schade sein für das Geschmeiß ihrer auf die erotischen Instinkte spekulierenden Theaterfabrikanten — gleichviel ob sie sich anbieten oder ob sie geladen werden. ‚Kulturversöhnung' lautet ja wohl das Schlagwort für solche Anbiederung, und Berlin tut sich, scheint es, noch etwas darauf zugute, hierin voranzugehen. Laßt es allein in seinem Dreck sitzen, ihr andern Theaterstädte im Reich, beschmutzt euch nicht auch Hand und Seele daran!"

*

Der Auslanddeutsche

Der „Deutsche Bund" in Batavia, der zurzeit mehr als 1000 Mitglieder umfaßt, gibt über sein 6. Vereinsjahr einen Bericht, aus dem „Der Auslanddeutsche" (das Organ des Ausland-Instituts Stuttgart) folgende beachtenswerte Stelle der Heimat weitervermittelt: „Man hat in Deutschland heute den Wert des Auslanddeutschen und die Chancen, die das Ausland bietet, besser erkannt als früher. Aber man übertreibt, man versteigt sich zu einem Kultus des Auslanddeutschen, den wir nicht anerkennen können. Wir sind nicht besser und schlechter als unsere Brüder daheim. Wohl möchten wir, daß, was früher nicht der Fall war, unsere Stimme gehört wird, denn auch die Kenntnisse und Erfahrungen, die wir uns im Laufe der Jahre

vorben haben, sind von Wert für die Hei-
it. Auch den andern Versuch, den man
ncherorts in Deutschland macht, um die
slanddeutschen als die einzig wahren Pa-
oten darzustellen und sie zu bestimmten
litischen Parteien herüberzuziehen, weisen
r zurück. Der Wert der Deutschen im
sland liegt gerade darin, daß sie — als
gige Deutsche vielleicht — außerhalb des
rteihaders stehen, daß sie die Verhält-
se in ihrem Vaterland vorurteilsfreier
rachten als jene, die der politische Wirbel
n schon jahrelang im Kreise dreht. Die gute
aft des Auslanddeutschtums würde man
nichten, wenn man es politisch zersetzen
rde. Wir müssen so stark bleiben, daß wir
es, was politisch vorgeht, sachlich be-
chten und erörtern können, immer getragen
m treuen vaterländischen Geist. Zum Auf-
u unseres Vaterlandes können auch wir bei-
gen, wenn auch nur einen bescheidenen
il. Der Teil besteht darin, daß wir nach
äften, ideell und materiell, für unser Vater-
d arbeiten, daß wir Deutschland in der
elt würdig vertreten und daß wir in
utschland selbst aufklärend über außer-
utsche Verhältnisse und Anschauungen wir-
, diesen kleinen Teil wollen wir, die wir
ring an Zahl sind, leisten, aber man mache
s nicht zu den Helden und Gewaltigen, die
r nicht sind und überschätze auch nicht den
nfluß, den wir in der Welt haben."

Das sind Worte, mannhaft und verständig
Inhalt, würdig im Ton. Möchten sie daheim
e draußen gebührend beherzigt werden!

*

trafabbau?

Kürzlich ist ein Gesetzentwurf angenommen
worden, der dem Gericht Gelegenheit
t, in all den Fällen von der Freiheitsstrafe
zusehen, in denen nicht mehr als ein Monat
eiheitsstrafe verwirkt ist und der Straf-
eck durch eine Geldstrafe erreicht werden
n.

Es ist nur zu begrüßen, wenn auch das
ragraphenstarre Antlitz Klios menschliche
ge weist. Aber die Frage erscheint doch
gebracht, ob in einem Krisenzustand sitt-
licher Verwilderung, wie wir ihn jetzt haben, der Zeitpunkt, überquellende Milde walten zu lassen, richtig gewählt ist. Wenn man daraufhin manche in letzter Zeit ergangene Urteile ansieht, packt einen doch gelindes Grauen. Wo bleibt schließlich die erzieherische Wirkung der Abschreckungstheorie, wenn einer Verfehlung kaum noch eine bemerkenswerte Strafe droht? Es herrscht leider nicht genügend Klarheit darüber, daß hinter vielen der sogenannten Humanitätsbestrebungen sich Einflüsse verbergen, die darauf aus sind, aus rein politischen Gründen die Autorität des Gesetzes zu unterhöhlen. Der Strafvollzug hat sich ja bereits in einer Weise gelockert, daß der „Verbrecher auf Urlaub" eine alltägliche Erscheinung ist. Einen Menschen so lange wie möglich vor dem Gefängnis bewahrt zu sehen, liegt gewiß auch im allgemeinen Interesse. Aber dazu haben wir ja Strafaufschub und Bewährungsfrist. Der sinkenden Moral geradezu goldene Brücken zu bauen, wäre — inhuman gegen die andern.

*

Niggertänze

Warum wehren sich unsre Tanzlehrer nicht energischer gegen diese üblen Tänze? In der Zeitschrift „Die Tanz-Schule" (Einbeck) wird diese verruchte Mode gegeißelt:

„‚Der Tanz eines Volkes zeigt dessen Charakter.' Wie lebhaft wird man doch an diese Worte erinnert, wenn man heute einen Blick in die Ballsäle wirft! Überall wo man hinsieht, stößt man auf ausländische Tänze. So stehen Shimmy, Tango, Jazz, Maxice, Schottisch Espagnole, aber auch Tiertänze, wie Shlingan (Schlangentänze), Cat-step (Katzentanz), Fox-trott (Fuchstanz) usw. ständig auf der Tagesordnung. Alles was sich spekulative Tanzmeister des Auslandes an neuen Tänzen ausgetüftelt hatten, mußte der deutsche Michel ja unbedingt auch in Deutschland einführen. Unsere Jugend will sich an amerikanischen Niggermelodien und in andalusischen Kaschemmen gestampften Tänzen ergötzen. Einer Generation, die in weiten Schichten in einer völligen Vergröberung aller Lebensansprüche alle Wünsche

auf das Grobsinnliche richtet, genügte nicht mehr die Harmlosigkeit der deutschen Volks- und Reigentänze. Und so bezog man, wie so vieles andere, auch den Tanz aus dem Auslande: von den wilden Negerstämmen. Die meisten neuen Tänze sind ‚Volkstänze', mit all den grotesken Bewegungen, mit all den wilden Attitüden dieses rassigen Argentiniens, dieser braunen Gauchos und verwegenen Cowboys. Und nur das Volk tanzte sie in üblen Plätzen, gefährlichen Verbrecherkneipen, und nicht selten geschah es, daß diese weiche, sinnliche, sich schlängelnde Musik die erhitzten Gemüter derart erregte, daß der Boden, der soeben noch von den katzenartigen Bewegungen der Frauen gestreichelt, plötzlich von Blut triefte, daß Dolch und Revolver die Gitarren und Geigen ablösten (Tango!)." . .

Das sind Deutschlands Tänze! Die edlere Jugend hat recht, wenn sie sich schroff gegen diesen Unfug wendet.

*

Eidher

Eine Ballade von der Kunsthistorie

Frei nach Rückert

Eidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Da saß ein Mann vor der Staffelei
Und zeichnete eifrig mit Kohle und Blei.
Ich fragte: Seit wann die Kartonzeichnerei?
Er sprach und strichelte emsig fort:
„So malte man immer an diesem Ort
Und wird so malen fort und fort, —
Denn des Malens Kern ist die Zeichnerei!"
Und abermals, nach fünfzig Jahren,
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur von Blei;
Ein Maler, mit schäumendem Farbentopf,
Strich rot, grün, blau, immer Tropf an Tropf.
Ich fragte: Seit wann diese Farbrauscherei?
Er lachte und pinselte lustig fort:
„So malte man immer an diesem Ort
Und wird so malen fort und fort, —
Denn Malen ist Farbenphantasei!"
Und abermals, nach — dreißig Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da malte ein Mann einen — Stiefelschaf
Scharfäugend, bedächtig, mit Ernst und Kra
Und Falte um Falte in Andacht scheu.
„Seit wann diese kleinliche Schuhmalerei?
Er knurrte und schusterte brummend fort:
„Was klein, was groß? Ganz einerlei!
Die Hauptsache ist: naturgetreu!
So malt' man drum immer an diesem Ort
Und wird so malen fort und fort!"
Und abermals, nach — zwanzig Jahre
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da saß ein Maler in tiefem Traum,
Und auf der Leinwand, unheimlich, ein Schau
Von Geistern und Schemen, ein mystischer Bre
Ich fragte: Seit wann die Symbolerei?
Er sprach und träumte versonnen fort:
„So malte man immer an diesem Ort
Und wird so malen fort und fort, —
Denn Malen ist Geistes Traumdeuterei!"
Und abermals, nach — sieben Jahren,
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich gar keine Spur von Natur;
Verschwunden, der letzte Rest vorbei
Von Geister- und Tier- und Menschenfigur;
Quadrate und Tuben und Kuben nur
In wildem, chaotischem Einerlei.
Ich fragte: Seit wann die Kubisterei?
Wo blieb die Farbe, wo blieb das Blei?
Und Wahrheit und Klarheit und Träumerei
Er brüllte und zirkelte schnaubend fort:
„Was schiert die Natur mich, die äußere Norm
Und menschliches Sehen und Fühlen dabei?
Wir suchen die — Formel, die Form der Form
Die suchte man immer an diesem Ort
Und wird sie suchen fort und fort!"

Und abermals, nach — zwei, drei Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Richard Müller

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirt
schaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. **Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers
Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69.** Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

THE LIBRARY
OF THE

Winter

Robert Haa

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. Januar 1922 Heft 4

Brauchen wir eine neue Religion?

Von Bô Yin Râ

Unter den Lesern dieser Zeitschrift sind meines Wissens nicht wenige, denen mein Autorenname bereits durch meine Bücher bekannt geworden ist.

Wenn mir nun der verdienstvolle Herausgeber die Möglichkeit bietet, auch von dieser Stelle her an der Erneuerung und Vertiefung seelischen Lebens mitzuwirken, so bedeutet das für mich eine nicht geringe Freude.

Schon lange war es meine Absicht, vor einem religiös ernst gestimmten und verstehenden Kreise, wie ich ihn gerade unter den Lesern dieser Blätter zu finden glaube, die Frage zu erörtern, die ich dieser kleinen Abhandlung als Überschrift gab; und ihre Erörterung dürfte auch denen nicht ganz unwichtig sein, für die eine solche Frage, aus tiefstem inneren Fühlen heraus, von vornherein beantwortet ist.

Ich sehe Bestrebungen in dieser Zeit am Werke, die zwar von den edelsten Motiven her geleitet sein mögen, deren Auswirkung mir aber gerade für das deutsche Volk verhängnisvoll zu sein scheint; und es wird mir die Pflicht, von meiner durch keinerlei konfessionelle Bindung bedingten seelischen Einschau her vor einer Gefahr zu warnen, die viele bedroht.

Die Welle geistiger Erneuerung, die schon lange vor dem Kriege einzelne Schichten des deutschen Volkes ergriffen hatte, wächst zusehends zu einer mächtigen Woge an, von der sich nun auch gar manche tragen lassen, die vorher in den stagnierenden Wassern religiöser Gleichgültigkeit ihr Behagen fanden.

Die aufrüttelnden Erlebnisse des Krieges, das unsägliche Leid und die äußere Not der Kriegsjahre, die ja im Grunde trotz aller „Friedens"-Verträge noch nicht beendet sind, mögen immerhin das Ihrige dazu beigetragen haben, daß die Seelen sich mehr und mehr auf Inneres und Allerinnerstes besinnen; aber es wäre doch eine arge Täuschung, wollte man alles Streben nach religiöser Vertiefung lediglich aus diesen Momenten heraus erklärbar finden und somit allem Suchen nach geistigen Gütern in dieser Zeit eine nur vorübergehende Bedeutung zuerkennen.

Ich sehe weitaus Tieferes hier am Werke, und es dürfte weit eher erlaubt sein, das schwere Erleben, das der Krieg so vielen brachte, als ein zwar schmerzendes, aber letztlich doch zur Gesundung führendes Heilverfahren ewiger, leitender Mächte anzusehen . . .

Vielleicht war man doch, bevor diese harten Tage kamen, oft allzusehr geneigt, zu übersehen, daß die weltgeschichtliche Aufgabe eines Volkes nur dann zu lösen ist, wenn jeder einzelne, der ein Glied dieses Volkes bildet, durch eigene seelische Vertiefung so gefestigt wurde, daß der ganze Volkskörper aus seinen tiefsten Wurzeln heraus jene überschüssige Gesundheit erlangen kann, an der tatsächlich einst die Welt zu „genesen" vermöchte.

Ich glaube mit allem Verantwortungsbewußtsein sagen zu dürfen, daß das deutsche Volk noch *vor* der Lösung seiner eigentlichen Aufgabe steht, aber daß es nicht eher diese ihm ureigene Aufgabe unter den Völkern der Erde lösen wird, ehe nicht jeder einzelne, der sich noch seines seelischen Lebens bewußt ist, zu einer Verwurzelung im tiefsten geistigen Quellgrund kam, die ihn auch schwersten äußeren Stürmen gefahrlos widerstehen läßt.

Das dunkle innere Ahnen, daß dem so sei, läßt heute die neue Sehnsucht nach religiöser Vertiefung in vielen keimen und wachsen.

Wird diese Sehnsucht *zur Tat* und tritt sie gestaltend *ins Leben des Alltags* ein, nicht nur für Sonn- und Feiertage reserviert, — so kann sie wahrhaftig das deutsche Volk zu jenem Aufstieg führen, den seine erleuchtetsten Geister ihm wieder und wieder prophetisch zeigen zu müssen glaubten, und nach dem es heute mehr als je verlangt.

Es wird dann einem Aufstieg entgegengehen, den *keine* Erniedrigung mehr bedroht. —

Noch aber besteht die Gefahr, daß diese Sehnsucht sich verwirren läßt und auf irre Wege führt.

Man fühlt die Notwendigkeit neuer, vertiefter *Religiosität* und läßt sich nun gar vielfach verleiten, statt dessen nach einer neuen *Religion* zu suchen.

Selbst bis in tiefgläubige Kreise der mit dem deutschen Wesen so innig verwachsenen und deutscher Seeleneigenart so wundervoll angepaßten christlichen Frömmigkeit hinein trägt moderne Zweifelsucht ihre Unheilsaat und möchte die Seelen beirren in ihrem Vertrauen an die ewige Lebenskraft dessen, dem gerade deutsche Art ihr Bestes dankt.

Historische und philologische Kritik wurden, als die ungeeignetsten Instrumente, angesetzt, um einen Boden zu unterwühlen, der nur mit den subtilen, seismographisch empfindsamen Organen der *Seele* untersucht werden darf, will

nan seine überzeitlichen Quelladern finden, die wahrlich tiefer liegen als die lose Krume, die oft gutgläubiger wissenschaftlicher Forschungseifer zu untersuchen vermag.

Nun steht man verwirrt auf dem an mancher Stelle arg verwüsteten Lande, das einst der Seele blühender Garten war, und wagt es fast nicht mehr, daran zu glauben, daß neues Leben ihm entsprießen könne.

Zugleich aber finden sich eilfertig gar manche Karrenführer ein, die Erdreich aus fremden Zonen bringen mit der oft durchaus ehrlich gemeinten Versicherung, daß erst diese fremde Erde den Garten der Seele wieder zum Gedeihen fördere.

Sie ahnen ja selbst nicht, daß ihre Erdkrume, die sie von fernher holten, an ihrem Ursprungsort nur deshalb fruchtbar war, weil sie aus den gleichen tiefen Quelladern ihre Kraft empfing, aus der auch die Blumen der Seele ihre Nahrung zogen, die aus dem Boden sproßten, den sie jetzt verschütten möchten.

Diese allem seelischen Leben gemeinsamen Quelladern gilt es aufzusuchen, wenn man wahrhaft zu einer Verwurzelung mit dem ewigen Seinsgrund gelangen will, und sie sind dort aufzusuchen, wo sie seit Jahrhunderten sich für die deutsche Seele wirksam zeigten, die deutsche Seele, deren schönstes Vorrecht ihrer Eigenart darin besteht, daß sie nichts eigentlich „Fremdes" auf dieser Erde kennt, daß sie zu jeder anderen seelischen Eigenart Zugänge findet, die aber nur allzu leicht bereit ist, völlig zu vergessen, daß sie alles fremde Saatgut nur auf eigenem Boden zu eigener Ernte heranreifen sehen kann.

Mit anderen Worten: Es bedarf durchaus keiner anderen Religion, um den tiefsten Quellgrund alles Seins der Seele zu erschließen, sondern es braucht nur die glühende Inbrunst der Seele selbst, und sie wird von der Stelle aus, an der sie eingewurzelt ist, ihre Wurzelfasern immer tiefer in das ewige Herz alles Seins zu versenken vermögen, weit sicherer, als wenn sie sich selbst erst in anderen Boden verpflanzen wollte, mag dieser Boden ihr auch erfüllter erscheinen von geheimer Kraft, als der, aus dem sie selbst ihres einstigen Keimens Nahrung sog.

Der deutschen Seeleneigenart ward das Christentum zum eigenen Blütenarten, und christliche Glaubensglut ward zu deutscher Frömmigkeit.

Noch haben zu allen Zeiten nur einzelne im deutschen Volke den Mut gefunden, bis zu den innersten Mysterien vorzudringen, die sich in dieser deutschen Frömmigkeit, diesem deutschen Christusglauben, dieser deutschen Christusliebe bergen. Es ist hier mehr Mysterium verborgen, als die meisten ahnen mögen!

Kein echter Mysterienkult der alten Zeiten, so ehrwürdig er auch sein mag, reicht völlig an dieses Mysterium deutscher Frömmigkeit heran, und selbst die weiseste Erkenntnis alten indischen Denkens führt kaum zu den Vorhallen dieses Heiligtums, da das meiste all solcher erdachter Weisheit schuf nur Wolkenträumen phantastische Brücken aus luftigem Gespinst, Brücken, die niemals in Wirklichkeit eines Menschen Fuß betreten könnte.

Alle letzte Erkenntnis aber gilt einer Wirklichkeit, vor der alles Denken und Träumen jeglichen Wert verliert und ihn nur wiedergewinnen kann, nachdem es diese Wirklichkeit zu seinem Ausgangspunkt zu machen vermag.

Das Mysterium deutscher Frömmigkeit ist nichts anderes, als die für di deutsche Seeleneigenart deutbarste Darstellung dieser kosmischen Wirklichkeit a unserer Erde, und in der Sage vom heiligen Gral ist sie am deutsamsten geworde

Kein Symbol, sondern ein Abbild irdisch verankerter geistiger Wirklichke ist hier gegeben.

„Suchet, und ihr werdet finden!" Suchet, und ihr werdet gefunden werden

Aber suchet nicht etwa in alten und neuen fremden Kulten, sondern laßt euc alles, was ihr in anderer Zeiten und Völker heiliger Lehre findet, nur zur Erhellun des eigenen Weges dienen!

Euer deutscher Christenglaube ist das gegebene Feld des Suchens und Finden für euch!

Euer deutscher Christenglaube ist kein Ideengebilde und kein Märchenwahn

Euer deutscher Christenglaube entspricht einer Wirklichkeit, die man woh auch mit anderen Namen nennen kann, als die euch vertraut geworden sind, z der ihr aber am ehesten ohne Irrweg hinfinden werdet, wenn ihr auch alles, wa andere Darstellung dieser gleichen Wirklichkeit zu sagen hat, in die euch vertraut Sprache übersetzen lernt.

Wehe denen, die den Glauben an diese Wirklichkeit als „Wahn" verlachen

Wenn sie euch aber sagen: „Das Christentum hat heute aufgehört, eine wahr Lebensmacht zu sein; wir müssen nach anderer Offenbarung Ausschau halten!" dann findet den Mut zu einer Antwort, die da lauten möge:

„Nicht das Christentum ist tot, sondern wir, die wir uns Christen nenne standen nicht genug in seinem Leben!"

Wahrlich, das Christentum ist noch gar jung, und viele Jahrhunderte möge noch vergehen, ehe es seine volle Entfaltung dereinst erreicht!

Ich glaube, daß deutscher Frömmigkeit bei seiner allmählichen Entfaltun eine Weltaufgabe winkt.

Ich glaube, daß „deutsches Wesen" wirklich einst der Welt „Genesung" gebe kann, aber dann wird es das Wesen des Christentums in seiner seelisch geheimnis vollsten Darstellung sein, dann wird es deutsche Frömmigkeit sein, die „deut schem Wesen" sein kosmisches Gepräge gibt, die alles Tun des deutschen Mensche durchdringen und veredeln muß, genährt aus Tiefen, die kein Forscherauge j erspäht, die nur der Inbrunst der Seele sich eröffnen und ihr die Kräfte ewige Lebens spenden.

Die Arbeit des Alltags wird dann zum Gottesdienst werden, und den Hie archien der Ewigkeit wird ein wahrhaft würdiges Ebenbild in der Gliederun menschlicher Weltaufgaben erstehen.

Weder müde Weltflucht, noch raffgieriges Wühlen nach den Schätzen, di Rost und Motten verzehren, wird der Menschheit Gedeihen bringen.

Nicht mit Mordmaschinen wird die Freiheit der Völker jemals zu sichern sein

Nur aus der Wiedergeburt der Seele kann ihnen Heil erwachsen, un hier wird einst deutsche Seeleneigenart allen Völkern der Erde noch zu Segen werden!

Landrichter Krack

Erzählung von Anna Schieber

Es war jedesmal wieder aufs neue so. Die Meinungen gingen auseinander, ob Landrichter Krack nicht besser getan hätte, einen anderen Beruf zu ergreifen als den des Juristen. Ob er nicht hätte etwa Pfarrer werden sollen oder — kurz irgend etwas anderes als Richter. Denn er hatte ja gar kein Gerechtigkeitsgefühl, er konnte sich so schwer entschließen, einen Menschen zu verurteilen, selbst wenn seine Schuld ganz klar am Tage war.

Das geschehe eben gerade aus Gerechtigkeitsgefühl, sagte er dann selbst mit einem kleinen, verlorenen Lächeln. Denn wenn man es recht betrachte, so seien die Menschen doch allzusamt arme Teufel, die nicht viel anders sein könnten, als sie seien. Und schließlich, wen müßte man dann nicht verurteilen? Wenn man genau nachsehe — —, ja, und dann kam er wieder mit dem alten Sokrates, der alle Verbrecheranlagen in sich spürte. So gehe es ihm auch, sagte er ganz ernsthaft; es sei nicht sein Verdienst, daß er das alles, was er verurteile, nicht selbst auch begangen habe. Das war ja natürlich ein Unsinn, denn darum handelte es sich doch nicht; es handelte sich doch darum, daß die menschliche Gesellschaft durch gewisse Ordnungen geschützt war vor Willkür und böser List. Und wer sich gegen diese Ordnungen verging, der hatte es zu büßen. Das sollte man eigentlich einem Richter nicht sagen müssen.

Eigentlich mußte man übrigens zugeben, daß er noch nie versucht hatte, das Recht zu beugen. Er litt nur selbst darunter, daß er Strafen verhängen mußte. Und andererseits brachte er viel leichter als andere die Gefangenen dazu, offen zu gestehen, was sie verbrochen hatten; es war, als wisse er alle Schlupfwinkel der Menschenseele und taste sich auf verborgenen Pfaden bis dorthin, wo der Punkt war, von dem die Verirrung — so sagte er — ausgegangen sei.

Die Angeklagten waren meistens ganz verblüfft, wenn er fragte, ob es etwa so und so zugegangen sei. Ja, gab mehr als einer zu, so sei es gewesen, geradeso; es hatte gar keinen Wert, zu leugnen, denn dieser Mann wußte offenbar ganz gut Bescheid mit der Sache. Und was das merkwürdigste war, man kam sich gar nicht so abscheulich vor unter seinen Augen; er schien ganz gut zu verstehen, wie es kommen konnte, daß man auf den und jenen Abweg geriet. Freilich, mancher fluchte nachträglich und spie Gift und Galle, daß er sich habe fangen lassen von diesem geriebenen Fuchs, der den Menschenfreund zu spielen verstehe, bis man in der Falle sei. Denn nachher konnte einem die gute Meinung des Landrichters doch nichts helfen.

Doch traf das auch nicht überall zu. Davon konnte Frau Krack einiges berichten. Denn ihr Mann hatte den Sparren — so nannten es die Leute, nicht sie, aber manchmal war sie fast geneigt, es ihnen nachzusagen —, er hatte den Sparren, immer Leute in seinem Hause anzustellen, die vorher eine Strafzeit verbüßt hatten. Das war keineswegs angenehm, obgleich sie der Wahrheit zulieb

zugeben mußte, daß ihr Haus im allgemeinen gut versorgt und bedient sei, viel leicht besser als manches andere.

Man konnte es auch als Sparren betrachten, und manche taten es: er stellt den Grundsatz auf, daß ein Mensch, dessen moralische Mängel bloßgelegt seien zuverlässiger sei als einer, bei dem sie unter der Decke geblieben seien.

Eigentlich konnte man sich dafür bedanken, denn das kam ja fast darau hinaus, daß man wünschen sollte, selber sündig zu werden, oder doch wenigsten Diebe und Mörder unter sein Dach zu nehmen und ihnen sich selbst und sein Ha und Gut anzuvertrauen.

So schlimm war es übrigens bei Kracks nicht, obgleich sie allerdings für de Garten und die Kleintierzucht ein Mädchen hatten, das sein neugeborenes Kin umgebracht hatte, und obgleich in der Küche eine geschiedene Ehefrau waltete deren Mann sich von ihr losgesagt hatte, als sie wegen eines falschen Eides ver urteilt wurde.

Aber nun kam ein Fall, bei dem sich Frau Krack empört und hilfesuchend an ihres Mannes besten Freund wendete: es kam ein Brandstifter frei, dem de Landrichter versprochen hatte, daß er ihn als Faktotum für den Stall, die paa Äcker, den Obstgarten und auch überall da, wo im Hause eine männliche Kraf nötig sei, anstellen wolle. „Denn ich selber bin leider rettungslos unpraktisch" hatte er vor den entsetzten Ohren seiner Frau zu dem entlassenen Sträfling gesagt

Und nun — sie hatte ja anstandshalber geschwiegen, so lange der Brand stifter in ihres Mannes Zimmer stand, und sie hatte auch nicht ohne Bewegung gesehen, daß sein bleiches Gesicht anfing, sich wunderlich zu verziehen, als ob e mit aller Macht verhindern wolle, daß er in Tränen ausbreche, und daß er, anstat zu sprechen, nur hilflos mit den Lippen zitterte —, aber nachher kam es doch mit Gewalt über sie, daß sie nie mehr einen ruhigen Augenblick haben würde wenn der Brandstifter unter ihrem Dache weilte.

Lieber Gott, er konnte ja doch jederzeit, wenn ihm jemand zuwider war oder wenn es ihn sonst ankam, ein Schwefelholz an einen Bund Stroh halten er hatte ja doch Übung darin. Und außerdem wollte sie auch nicht gerade ein Sammlung von Verbrechern in ihrem Hause anlegen, so eine Art von Museum

Ihr Gatte ließ sie ganz ausreden; das tat er immer, wenn sie erregt war Eigentlich war sie weithin mit ihm einig; er wußte auch, daß er ihr ziemlich vie zumutete; nachher ging sie doch mit ihm, wenn sie ruhig geworden war, das wußte er schon.

Sein Freund, der pensionierte General Butz aber war diesmal ganz und gar auf der Seite der Frau.

„Man kann auch zu weit gehen in seinen Humanitätsbestrebungen", sagte er; „ich will nicht mit dir über Land fahren, wenn dieser Mensch kutschiert, und will auch nicht, daß er mir an deinem Geburtstag die Schüsseln reicht, denn du wirst ihn ja bei Tisch bedienen lassen wollen mit seinen Händen, die ein Haus in Brand gesteckt haben."

„Er sagt, er habe es angezündet, weil es seine Heimat gewesen sei, die ihm ein betrügerischer Geschäftsmann abgeschwindelt habe. Er habe nicht sehen können

daß dieser darin wohne." Die Frau fing ersichtlich schon an, sich zu ihrem Mann zu schlagen, wenn auch noch ein wenig zweifelnd und unsicher. Sie rückte ihm ein Stück näher und erwartete, daß er ihr wie gewöhnlich die Hand hinstrecken werde; aber er besah mit ernstem Gesicht seine beiden Hände, innen und außen, und steckte sie dann in die Taschen.

„Ach was!" Der General gab nicht so leicht nach. „Irgend einen Grund gibt jeder an, und jeder will nachträglich recht haben. Ich lasse mich nicht konfus machen; ein Brandstifter ist ein Brandstifter, und man muß sich vor ihm in acht nehmen."

Der Landrichter war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Er hatte gegen alle sonstige Gewohnheit die Hände in den Taschen vergraben und pfiff leise vor sich hin. Dann blieb er mit einem Ruck vor den beiden stehen, die ihm etwas verwundert zugesehen hatten, und sagte: „Dann nehmt euch nur vor mir auch in acht. Ich, wie ich hier stehe, ich bin nicht schuldig, daß ich nicht auch —". Aber er kam nicht weiter, denn sein Freund fing an zu lachen und sich aufs Knie zu schlagen: „Das konnte man sich denken. Du bist so schuldig wie der alte Sokrates; es ist immer das gleiche." Doch fiel ihm das Lachen angesichts des ernst bleibenden Freundes nicht so ganz leicht; auch fuhr der Landrichter, ohne Notiz davon zu nehmen, in seiner Rede fort: „Also, daß ich nicht auch mit diesen meinen Händen ein Haus angezündet habe. Im Herzen tat ich's tausendmal, nur daß mir ein anderer das Zündholz aus der Hand nahm."

Das war so wenig spaßhaft gesagt und wollte so für voll genommen sein, daß sowohl die Frau als der Freund betroffen schwiegen und in Erwartung einer näheren Erklärung zusahen, wie etwas in seinen Zügen arbeitete, bis auf einmal rascher Entschluß sich darin ausprägte, und er sagte wie einer, der sich den Rückweg selbst verbauen will: „Es muß jetzt einmal sein, daß ich euch da hineinsehen lasse; es ist schließlich nicht mehr als ein Stück schaffendes Schicksal, das mich so haben wollte, wie ich geworden bin. Oder man kann es auch anders ausdrücken; und kurzum, ihr sollt es nun einmal hören."

Aber es dauerte immerhin noch eine Weile, bis er, dem die Frau leise einen Korbstuhl neben den ihrigen geschoben hatte, sein Auf- und Abgehen unterbrach und vor sich hin, doch wie in eine Ferne blickend, zu erzählen anfing:

„Ich habe früher alle Leute bedauert, die nicht im Krackenhaus wohnen durften. Es ist schade, ihr habt es nicht mehr gekannt; aber ich war darin geboren und an den Tag hin erwacht. Es schien mir der Mittelpunkt der Welt zu sein, und ich konnte nie begreifen, wie man so weit fort ziehen konnte: irgendwohin, wo man das Heim nicht mehr sah. Man sagte mir wohl, daß dort draußen auch wieder Städte und Berge seien, Wälder und Flüsse und Menschen; und da mußte ich es ja glauben; aber wie froh war ich, daß ich nicht dort zu sein brauchte: in einer fremden Gegend, weit weg vom Herzen der Dinge.

Das Krackenhaus stand auf einer Anhöhe über der Stadt, oder eigentlich auf einer Bergnase, die sich keck in die Stadt hinein vorschob. Eine gewundene Fahrstraße kroch zu uns herauf und dann weiter den Berg hinauf; droben stand ein alter, trotziger Turm, der die ganze Gegend bewachte, an dem ging die Fahrstraße vorbei, immer weiter in die Höhe, und dann irgendwo in die Ferne. Der

Turm gehörte nicht uns; ich glaubte es zwar nicht ganz, daß es so sei, und rechnete ihn im stillen mit dazu; aber ich mußte es stillschweigend geschehen lassen, daß ihn auch andere Leute benützten. Sie besahen sich die Aussicht von dort droben herunter, sangen Lieder und sahen in unsern Hof und Garten hinein. Es war eine Äolsharfe droben angebracht, die ich innig bedauerte, wenn viele Menschen auf einmal laute Lieder sangen, denn sie konnte dann mit ihrer dünnen Stimme gar nicht mehr durchkommen; sie mußte warten, bis alles wieder still geworden war, und das mußte ich auch tun; es war am schönsten, wenn gar keine fremden Menschen um den Weg waren.

Mein Großvater sagte zwar, daß das keine richtige Denkweise sei. Wir seien nicht für uns allein auf der Welt; die andern Menschen seien nah mit uns verbunden und hätten die gleichen Bedürfnisse wie wir. Aber das war mir unangenehm zu hören; besonders das mit dem Verbundensein quälte mich. Ich sah einmal in den Straßen der Stadt eine große Anzahl Kinder an einem Seil gehen, das sie paarweise angefaßt hielten. Es war wie ein langer Wurm mit Kopf und Schwanz, der Kopf war eine Frau mit einer weißen Haube und blauen Schürze, die kräftig sang und befehlerisch nickte, daß die Kinder alle mitsingen sollten. Sie taten es auch, aber mir schien, als täten sie es nicht so gern. Manche ließen von Zeit zu Zeit nach, und gleich wendete sich der Kopf wieder nach ihnen hin und nickte heftig. Hinten, am Schwanz, war dasselbe noch einmal und sang auch. Ich sah wohl, es sei da kein Entrinnen. An dieses Bild mußte ich denken, wenn man mir sagte, daß die Menschen verbunden seien. Ich versteckte mich davor: in unserem Garten gab es tiefe, dunkle Gründe, verwildertes Buschwerk, Gräben, die ganz mit Moos ausgepolstert waren, eine verwitterte Staffel, die auf einer kleinen Terrasse endigte; oben war ein rundes Tempelchen. Von dort aus mußte man einmal eine weite Aussicht gehabt haben, aber nun war alles zugewachsen. Das war gerade recht, so ahnten die andern Leute gar nicht, daß es da sei, und man war hier nicht verbunden. Das Singen freilich, das drang auch hierher." Der Landrichter sah lächelnd auf: „Es ist da so viel; wenn man nur einen Spalt aufmacht, so wimmelt es von Dingen, die man eigentlich gar nicht wollte, und alle betteln ums Lebendürfen.

Hier in diese versteckte Welt brachte ich selten eins der Kinder, die kamen, um mit mir zu spielen. Es gab vorne am Haus eine große, sonnige Terrasse; sie hatte einen Marmorboden und ein marmornes Geländer, und sie war ganz von Rosen umgeben. An der Giebelwand, die auf die Terrasse herabsah, war eine Sonnenuhr angemalt; der uralte wilde Rosenbusch, der an der Wand heraufkletterte, wurde immer so weit beschnitten, daß er das Zifferblatt frei lassen mußte. Oben im Giebel war ein Taubenschlag, dort nisteten Hunderte der schönen Vögel; mein Großvater fütterte sie jeden Morgen. Da kamen sie angeschwirrt wie eine leichte, schimmernde Wolke, weiß, silbergrau, stahlblau und hellbraun. Sie saßen ihm auf Kopf und Schultern, nie einem andern, immer nur ihm. Ich hatte das heftige Begehren in mir, es einmal zu erleben, daß mir das auch geschehe. Aber es geschah nie. Da dachte ich trotzig und tröstlich: Laß mich nur erst einmal hier Großvater sein, dann werden sie schon auch zu mir kommen. Darauf klopfte mir

s Herz wie in Schuldbewußtsein; denn dazu mußte ja der jetzige Großvater rben; es war mir, als hätte ich seinen Tod gewünscht. Das war schändlich von ir; niemand durfte es wissen; aber als ich es ungedacht machen wollte, da sagte gleich noch einmal in mir: Doch, das soll doch einmal so sein. Da sammelte dieses Wunsch zu den andern Dingen in mir, die niemand wissen durfte und n denen man mit keiner Seele reden konnte.

Eines davon hing mit der Familienbuche zusammen, die in dem kleinen ehölz rechts neben der Terrasse stand. In ihre Rinde waren unzählig viele Namen, ihrzahlen, Herzen und Kreuze eingegraben, und eines Tages kam mein Onkel eter, nach dem ich genannt war, Peter Krack, mit seiner schönen jungen Braut im. Er führte sie überall herum und zeigte ihr alles, und führte sie auch an die milienbuche. Da schnitt er ein P und ein M hinein und umgab beides mit nem Stern. Es war im Frühling. Der Saft quoll aus den Schnittlinien und ß an dem Stamm hinunter. Ich stand dabei und fragte: Warum ein Stern d nicht ein Herz? Und warum nicht ein K? Es muß doch Krack heißen?

‚Oho, du kleiner Stumper,‘ sagte mein Onkel Peter und sah mich blitzend . ‚Ein Stern muß es sein, weil wir beide vom gleichen Stern her sind, Margarete d ich; und P M muß es heißen, weil Peter der Margarete und Margarete dem ter vor allen Kracken kommt. Lang vor allen Kracken‘, schloß er und ging mit ner Braut den Weg gegen den alten Turm hinauf.

Darüber mußte ich viel nachdenken. Ich hatte in Bad Orb, das mein Vater seiner letzten Krankheit aufgesucht hatte, ein kleines Mädchen kennen gelernt d mit ihm gespielt, und zwar nach der Anordnung der Kleinen Braut und äutigam. Sie war schwarzhaarig, hatte einen feinen gelblichen Schimmer über er Haut und einen winzig kleinen, sehr roten Mund. Sie gefiel mir sehr gut; dachte jetzt noch hie und da an sie und hatte beschlossen, daß sie einmal meine au werden müsse. Sie hieß Magelone, aber ich wußte sonst nichts von ihr; hatte ihr im geheimen die schöne Magnolie geschenkt, die im Vorgarten stand. wußte niemand darum als ich; nicht einmal sie selbst wußte es, denn sie war fern, irgendwo auf der Welt draußen. Ob sie wohl auch vom gleichen Stern war wie ich? Ich beschloß, es anzunehmen; es war mir aber innerlich gar ht sicher. Dennoch faßte ich den Mut, ein P und ein M in den Stamm der gnolie zu schneiden, und ich wollte auch eine Sternlinie darum ziehen, aber mißriet mir, und ich gab es mißmutig auf. Die Magnolie aber ging in jenem mmer ein, wahrscheinlich von meiner Zerschneiderei, und nun hatte ich ein uldgefühl gegen sie, und aber auch gegen die meisten Leute, deren Namen der Familienbuche standen. Denn ich hatte getan, als ob auch mir Magelone g vor allen Kracken komme, was, wenn ich ehrlich sein wollte, gar nicht der ll war. Denn das mit Magelone war eigentlich Spielerei; aber das mit den acken war wurzelecht.

Nun muß ich von den Kracken erzählen. Nicht von den lebenden, sondern n denen, deren Bilder die Wände im Saal bedeckten. Der Saal war der große um, dessen Flügeltüren auf die Terrasse hinaus führten. Der riesige Schreibtisch ines Großvaters stand an einem Fenster nach der Gartenseite hin; außerdem

waren da ein paar Bücherschränke und der große alte Flügel. Es gab auch n einen neuen, aber der war in einem andern Raum. Der Saal ist das erste, w ich vom Leben weiß. Man stellte an vielen heißen Nachmittagen meinen Kor wagen dort hinein; denn es war kühl und dämmerig da. Wenn ich die Aug aufschlug, so sahen sie in Menschengesichter hinein, alte sowohl als junge, Männe und Frauengesichter. Einige von ihnen traten aus den Rahmen und kamen a mich zu, beugten sich über mich, summten ein paar Töne, einschläfernde, weich oder ließen ein goldenes Ding vor meinen Augen tanzen. Das Ding hing an ein Kette, die eines der Bilder um den Hals trug. Manche der Bilder hatte ich se gern, vor manchen aber fürchtete ich mich. Das blieb auch noch später so, als i mich auf eigenen Füßen an den Wänden entlang tastete, oder eigentlich noch vi länger, man kann fast sagen, immer.

Als ich aber groß und entwickelt genug war, um von meinen Erlebnissen z erzählen, was ich auch ganz harmlos tat, wurde ich einerseits ausgelacht, andererseit gescholten. Ausgelacht wurde ich von meinem Vater und dem Großvater, gescholte aber von meiner Mutter. Die schöne blonde Frau, die sich immer über mich g beugt habe, sei sie selbst gewesen; ich sei eine undankbare Kreatur wie alle kleine Kinder. Sie sei es auch gewesen, die mich immer wieder eingesummt habe, wen ich zu früh erwacht sei. Und was mein Erschrecken vor den Bildern betreffe, vo denen ich mich angeblich gefürchtet habe: das seien Träume gewesen, wahrscheinli vom Zahnen. Allerdings sei es nicht mehr als natürlich, und damit ging der Tad auf die beiden Männer über, die ihn gelassen über sich ergehen ließen —, daß ei Kind gespenstische Träume habe, wenn man es in eine solche Versammlung vo toten Leuten stelle. Sie selber sei nahe daran, ebenfalls Gespenster zu sehe huh! in einem solchen Museum. Sie sei in einer hübschen, hellen, kleinen Vil in Wannsee aufgewachsen, und habe Gott sei Dank ein heiteres Gemüt. Ab es sei alles umzubringen, auch das. Gottlob arten die beiden Mädchen nach ih und seien auch über das Zahnen hinaus. Der arme Bub aber werde ein richtig Krack; worauf sie plötzlich abbrach, lachte und meinen Vater küßte, der ja gleichfal ein richtiger Krack war und sie schelmisch-vorwurfsvoll ansah.

Solche Gespräche wiederholten sich öfters und — ich weiß nicht mehr siche ob es zu meines Vaters Lebzeiten war oder nachher — einmal sagte mein Gro vater in heftigem Ton zu meiner Mutter, sie solle sich nur umsehen, es seien genu Frauen dabei, die von weit her gekommen seien und hier Wurzel geschlagen hätte Sie rief nicht weniger heftig, sie wolle aber nicht einwurzeln, es sei ihr ein grausig Gedanke; sie wolle frei und beweglich bleiben, worauf sie im Nebenzimmer mein älteste Schwester anfaßte und mit ihr einen Tanz aufführte, um sich ihrer Be weglichkeit zu versichern.

Ich aber ging leise hinaus und über die Terrasse in den Garten, wo vo längerem Regen das Erdreich weich und nachgiebig war. Ich fühlte meine Füß einsinken und dachte, was das wohl sei: einwurzeln, und meinte es auch zu wissen es war, als ströme eine geheimnisvolle Kraft aus der Erdfeuchte herauf und ver webe mich mit sich. Aber ich brauchte nicht einzuwurzeln; ich war als kleine Keimlein in den Heimatboden gefallen und kannte nichts anderes.

Doch stand ich oft vor dem gemalten Stammbaum der Kracken, der groß und breit an der Wand in der Vorhalle zu sehen war, und sah mit einer ehrfürchtig dunklen Zärtlichkeit die gewaltigen Wurzeläste aus den Leibern des Stammpaares herauswachsen und sich in dem starken Stamm vereinigen, der eine weitverzweigte Krone trug, in deren letzten, höchsten Ästen auch mein Name auf einem kleinen Zweiglein geschrieben war.

Das waren alles Dinge, von denen ich nicht reden durfte oder nicht konnte, es sei denn etwa mit Frau Ottmar, der alten Haushälterin, von der die Rede ging, daß sie in einem beständigen Austauschverhältnis mit den abgeschiedenen Kracken stehe, Geister sehen könne und Vorzeichen oder Berührungen empfange, was sie alles mit einem geduldigen und aber auch geheimnisvollen Lächeln anhörte, schweigend, da ja Reden doch nichts half. Es war ihr streng verboten, mit mir über ‚solche Sachen' zu sprechen, und sie vermied es auch; aber bei gewissen Gelegenheiten zwinkerten wir einander mit den Augen zu, als ob wir sagen wollten: Man weiß dann schon, man muß aber still sein.

Zum Beispiel, als mein Vater starb und im offenen Sarg lag, wußte ich gut, daß die Verwandten in der Nacht, wenn wir alle weggegangen waren, aus ihren Bildern steigen, einen leisen, schicksalhaften Gesang anstimmen und ihn in seiner Einsamkeit tröstlich umgeben würden. Ja ich glaubte in der Nacht das ferne Lied zu hören, das eigentlich nur für ihn bestimmt war, und war halb verlegen, daß ich es hörte. Am Morgen aber, als ich an der Hand meiner Mutter den Saal betrat, war alles wieder wie zuvor, so daß ich unwillkürlich sagte: Jetzt sind sie wieder drin, was zum Glück nur Frau Ottmar verstand und traurig nickend bestätigte."

Der Landrichter tauchte einen Augenblick aus der Versenkung auf, in die er hinabgestiegen war, um den Seinigen ein lange schweigend Gehütetes heraufzuholen. Sie wußten ja manches von dem allem, aber sie fühlten, daß er noch nie so wie jetzt ihnen innere Zusammenhänge, Schicksal und Wurzelboden alles seines Seins und Werdens, Notwendigkeiten des Geschehens gegeben habe. Sie gaben ihm, der irgendwie einsam nach ihnen hinblickte, warme Zugehörigkeit zu spüren, die er dankbar wieder mit sich hinunternahm, als er neuerdings das Land der Vergangenheit betrat. Er hatte nichts gesprochen, es war auch hier ohne Worte gegangen. Sie sahen ihn nachdenklich suchen, wie er, ohne weitschweifig zu werden, ihnen das Unentbehrliche zeigen könne; sahen Bilder und Gestalten vor seinen Augen vorüberziehen, sahen ihn wählen und verwerfen. Man sagte von ihm, daß er „ein Gesicht wie ein Spiegel" habe, daß er nichts verbergen könne. Doch war sein Mund da verschlossen, wo er nicht vertrauen konnte oder wollte, oder wo Reden eine Schädigung für andere bedeutet hätte. Beides war hier nicht der Fall.

„In mir wuchs langsam ein Gefühl von Verantwortung auf," sagte er, „von einer Aufgabe, einem Auftrag, den ich noch nicht kannte, der aber kommen werde. Ich saß nicht leichtbeschwingt und singend auf meinem Zweiglein, wie meine Mutter und meine Schwestern taten, jederzeit bereit, freudig aufzufliegen, wenn die Gelegenheit käme. Ich horchte in den Grund hinunter, aus dem ich aufgestiegen war; es gingen zwei Wirklichkeiten nebeneinander her.

Die eine lag offen am Tage, war Schule, häusliches Leben, Kameradschaf mit Mitschülern, war herzklopfender Eintritt in das Laboratorium des Großvaters das bisher verschlossenes Heiligtum gewesen war. Eines Tages fragte er mich: ‚Was willst du denn werden, Peter? Du mußt dich auf eine Richtung einstellen.' Aber ich konnte mich noch auf keine Richtung einstellen, es schwieg alles; es war eins so gleichgültig und fremd wie das andere. Das durfte aber nicht so bleiben. Der Mensch mußte etwas Bestimmtes werden als Glied der Gesamtheit. Der Großvater war als Chemiker ein anerkannter Gelehrter, er machte stets neue Versuche, die er dann in Fachzeitschriften veröffentlichte, und die andern Kracken waren Künstler, Musiker, Beamte gewesen und auch Kaufleute, die weit herumgekommen waren. Einer war in einer Kinderkrankheit taubstumm geworden, und hatte ganz allein für sich das Holzschnitzen angefangen. Von ihm stammten die großen Lehnstühle im Saal und das geschnitzte Gesims an der Holzgalerie des Hauses, nach der Hofseite zu. Merkwürdig, mit ihm fühlte ich mich besonders nah verwandt, obgleich es mich nicht zur Holzschnitzerei zog.

‚Nun, es wird sich ja finden', sagte der Großvater. ‚Ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen. Du bist ja noch sehr jung.' Er sah mich prüfend an, dann fügte er hinzu: ‚Es ist alles recht, was man von Grund aus ist, von Natur und Art aus. Die Kracken waren immer darauf eingestellt, für die Gesamtheit da zu sein; sie dachten nicht zuerst an sich. Oder wenigstens' — er seufzte ein wenig — ‚tat das nur hie und da einer, und es ist dann nicht gut gewesen.' Ich merkte, daß er nahe daran war, mir etwas zu erzählen, was ihm obenauf lag, und obgleich mir das Wort Gesamtheit sonderbar widerlich war, sah ich ihn doch willig und erwartungsvoll an. Aber er sagte nur: ‚Eins mußt du dir merken, davon ist nicht abzugehen; ich weiß nicht, wie es bei andern Leuten ist, aber die Kracken dürfen nichts tun, das in erster Linie um des Geldes willen geschieht. Es bekommt ihnen schlecht, es ist ein Gift für sie.'

An diese Unterredung dachte ich oft. Sie war mir wie eine Einweihung in einen Geheimbund, dem ich angehören mußte. Es war da noch vieles, ich mußte mich nur bereit halten. Aber der Großvater fing nicht mehr davon an. Er war oft müde. Wenn Musik gemacht wurde, schlief er öfters ein.

Frau Ottmar sagte, er habe Sorgen. Die hatte sie auch. Es kam hie und da eine hervorbrechende Vertraulichkeit aus ihr, dann teilte sie mir mit, daß das Haus leide. Es sollte vom Kopf bis zu den Füßen, sagte sie, neu instandgesetzt werden. Besonders die Ölfarbe der Läden und der Fenstergesimse sei abgeblättert, und neulich, nach dem großen Platzregen, wo man den Dachdecker habe auf den kleinen Giebel des Erkers schicken müssen, weil es da hereinregnete, da habe der gesagt, nicht nur dieses kleine Stück, das ganze große Dach müßte vollständig umgedeckt werden. Aber der Herr Doktor, als sie es ihm gesagt habe, habe lachend seine Taschen umgedreht zum Zeichen, daß sie leer seien. Es sei ihm nicht ums Lachen, aber er sei viel zu vornehm, als daß er seine Sorgen zeigen möchte.

Ich war erschüttert. Vom Kopf bis zu den Füßen, hatte Frau Ottmar gesagt, leide das Haus. Das war recht gesagt; es war ein Lebendiges, es hatte eine Seele, oder vielmehr, es war ein Leib, in dem die Seele derer wohnte, die

hier gelebt hatten. Ich hätte es nicht sagen können, ich empfand es dunkel. Und es hing mit mir zusammen; ich war dafür da, ich mußte sorgen, daß ihm nichts geschehe. Es war mir, als ob alle die Männer und Frauen mir mit den Augen winkten: du darfst hier nicht hereinregnen lassen. Du mußt dich darauf einstellen, daß hier alles in Ordnung bleibt. In Nächten sangen sie halblaut ein Lied, das mich traurig machte. Das war nun auch eine Wirklichkeit, die neben allem andern herging. Aber ehe ich wußte, was sie von mir wolle, machte das sichtbare äußere Leben große Schritte mit uns allen, wie eine energische, willensstarke Mutter in Spiele und Träume ihrer Kinder hinein mit festen Händen greift, um sie dahin zu stellen, wo sie sie haben will. Es ging aber bei mir nicht ohne Sträuben, Entsetzen und nicht ohne Versuche zur Unbotmäßigkeit ab; doch war das alles auch Schule und Wegweisung, wie es alles sein will, was uns begegnet.

Zuerst kam der älteste Sohn meines Großvaters, mein Onkel Lorenz, aus dem Ausland zurück. Ich hatte kaum etwas von ihm gewußt; es war sonderbar, man hatte kaum je von ihm gesprochen. Er kam unangemeldet. Er hatte sogar einen Hausschlüssel. Damit schloß er eines Abends das Tor auf, ging mit langen, ruhigen Schritten durch die Vorhalle, hängte Hut und Mantel an einen Haken neben der Eßzimmertür, und da war er. Er war groß, schmal und bartlos und hatte ein Zucken am linken Auge, das sich manchmal an der Nase fortsetzte. Das fiel mir vor allem an ihm auf. Er ging auf seinen Vater zu, küßte ihn auf die Wange und sagte ruhig und mit gedämpfter Stimme: ‚Tag, Papa! Wie geht es dir?‘ Als ob er vorgestern abgereist wäre. Es gab ein Begrüßen und Vorstellen, denn er kannte weder meine Schwestern noch mich; er aber blieb kühl-höflich, als ob er mit jeder Miene sagen wollte: Ist das so wichtig? So daß ich ihn immerfort ansehen mußte, besonders auch, weil er mich an jemanden erinnerte, den ich irgendwo gesehen hatte. Ich wußte aber nicht, wer es sei, nur daß es niemand sei, mit dem ich befreundet war, im Gegenteil.

Da war nun ein ganz neues Element unter uns, das auf die verschiedenen Hausbewohner ganz verschieden wirkte. Meine Mutter und die Schwestern kamen bald in ein fast freundschaftliches Verhältnis zu dem Heimgekehrten, von dem sie allerdings nicht wußten, zu welchem Zweck er gekommen sei und ob er da zu bleiben gedenke, da er alle Gespräche, die dahin zielten, wie mit einer leichten Handbewegung vom Tische der Unterhaltung wischte. Aber er war galant, höflich, konnte gut und viel erzählen, da er die Welt gesehen hatte, und teilte ihre Abneigung gegen das alte Haus, was alle drei tief beglückte.

Der Großvater aber war still, müde und gedrückt, strich mir hie und da traurig und verloren über das Haar und zog sich viel in sein Laboratorium zurück, wo er aber nicht arbeitete, sondern nur zerstreut ein Glas, eine Röhre oder sonst einen Gegenstand in die Hand nahm, sie eine Weile ansah und dann wieder weglegte, wobei zu sehen war, daß er währenddem an ganz andere Dinge gedacht hatte, und ich fühlte, daß sie mit dem Sohn zusammenhingen; er sagte aber nie etwas davon. Ich wußte damals nicht, was ich später erfuhr, daß Lorenz in jungen Jahren sich einer niederen Handlung schuldig gemacht hatte, die ihn seinem Vater entfremdete, weil sie nicht aus überströmender Leidenschaft, sondern aus Berechnung

und Habgier geschehen war, und weil ein anderer Mensch zu leiden hatte, während er sich davonmachte. Das wußte ich nicht, aber ich sah wohl mit meinen jungen und unerfahrenen Augen, daß etwas zwischen den beiden Männern stand, das sie weit entfernt hielt. Doch merkte ich oder meinte es wenigstens, daß mein Onkel in guten Vermögensverhältnissen zurückgekommen sei, so daß ich heimlich hoffte, er werde trotz seiner Abneigung das Krackenhaus neu herrichten lassen, wie man ja auch ein Familienglied versorgt, selbst wenn man es nicht liebt. Aber eigentlich glaubte ich es doch nicht und wünschte es auch nicht einmal, sondern ich glaubte immer sicherer, daß ich von den Vorfahren den Auftrag bekommen habe, für ihre und meine Heimat zu sorgen, und ich besann mich angestrengt, wie ich es wohl machen könne, daß ich möglichst bald selbständig werde. Manchmal dachte ich einfach ein Bauhandwerker zu werden, der alles mit eigenen Händen machen könne und der daneben das große Obstgut, das bis an den Fluß hinunter sich erstreckte, pflegen, den uns gehörigen Weinberg bauen und die Tauben füttern werde, wobei mir einst plötzlich einfiel, daß ich ja noch kein Großvater sei, wie ich mir einst ausgedacht habe. Da ließ ich alles liegen und stehen, was ich gerade vorhatte, und lief in das Laboratorium; denn es hatte mich eine dunkle, weiche Zärtlichkeit für meinen Großvater überfallen, der noch lange leben sollte, wenn es auf mein Wünschen ankam.

Ich fand den Onkel Lorenz bei ihm, der mit dem Rücken am Fenster lehnte und mit einem Federhalter spielte, wobei das Zucken heftiger als je über sein Gesicht ging. Er preßte die Lippen zusammen, daß sie wie ein schmaler roter Strich in seinem Gesicht standen, und in dem Augenblick wußte ich, an wen er mich erinnert habe: es war die Frau Andreas Krack geborene Leipherr, deren Bildnis im Saal hing und von der Frau Ottmar mir einmal seufzend gesagt hatte, daß sie am Geiz gestorben sei, was niemand zu wissen brauche, da das nicht krackisch sei. Sie hatte aber, soviel man nun sah, etwas von sich hinterlassen, einen Tropfen Blut, der in einem Nachkommen spukte und ihm zu schaffen machte, und hatte ihm sogar ihr Gesicht oder wenigstens einen oder zwei Züge vererbt.

Das sage ich alles jetzt, denn damals lebte es nur unklar in mir, aber trotzdem nicht ohne eine dunkle Sicherheit.

Mein Großvater sprach erregt, was er nur selten tat, und mit etwas erhobener Stimme. Als ich die Tür öffnete, sagte er gerade: ‚Da siehst du, was es mit unrechtem Gut auf sich hat. Es verflüchtigt sich, nachdem es den, der sich damit befleckte, verdorben hat.‘ Da sah er auf mich, der ich an der Türe stand und gerne wieder draußen gewesen wäre, und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder gehen solle.

Drüben im Saal übten meine Schwestern ein Duett ein, das sie abends in einer kleinen Gesellschaft singen wollten, und meine Mutter begleitete sie. Ich ging in den Garten; es war mir unheimlich zumute, obgleich ich nicht recht wußte, warum; und als ich durch das Haustor trat, kam mir Frau Ottmar entgegen, die kummervoll mit leiser Stimme sagte, es komme etwas, was uns alle angehe, und das nichts Gutes. Sie habe nun schon dreimal die geborene Leipherr mit ihrem Schlüsselbund, den sie am Gürtel hängend trug, am Haustor hantieren

d dazu boshaft lachen sehen; das sei nichts Gutes, sie habe es aber auch in dieser it nicht erwartet.

Damit zeigte sie mir zum erstenmal, was ich ihr übrigens schon lange ange-rkt hatte, daß ihr die Anwesenheit meines Onkels schwer auflag und sie sich end einer trüben Schicksalswende davon versah. Doch dachte sie wohl selber ht, daß diese so nahe sei, ja daß in diesem Augenblick schon dunkle Flügel über n Hause rauschten, indem am gleichen Abend noch mein Großvater tot in seinem boratorium aufgefunden wurde. Er saß mit auf die Brust gesunkenem Haupt seinem Schreibtisch, von einem Herzschlag getroffen, wie der Arzt sagte, den m herbeirief. Ich weiß noch, daß ich den Gedanken nicht los wurde, es habe ı tatsächlich jemand aufs Herz geschlagen, und daß ich meinen Onkel, der mit durchdringlich ruhigem Gesicht alle Anordnungen traf, die zur Beerdigung ge-rten, immer wieder daraufhin ansah, bis mir meine Mutter, die ich nach einem chen Hergang fragte, sagte, das Herz sei wohl müde gewesen, oder das Uhrwerk gelaufen, so daß es stehen geblieben sei; ich solle nur nicht alles so bildhaft wirklich hmen, ein Wort sei immer nur ein Versuch, eine Sache auszudrücken, und den oßvater habe niemand geschlagen. Sie war betrübt über den Tod ihres Schwie-rvaters, der immer gut und väterlich gegen sie gewesen war; aber ihre heitere, enskräftige Art ließ sie nicht lange niedergedrückt sein, da sie ja selber noch jung d voller Kräfte war. Doch merkte ich, daß sie sich um die Zukunft Gedanken chte; welcher Art, wußte ich nicht. Die Verwandten kamen, es gab allerlei sprechungen, zu denen ich nicht zugezogen wurde, da ich noch zu jung dazu r. Onkel Lorenz verreiste mehrere Male für kürzer oder länger. Ich ging ver-üßt und verloren umher, denn ich vermißte den Großvater, mit dem ich wesens-rwandt gewesen war; es war mir, als ob ich jetzt erst den Vater verloren hätte, ssen ich mich nur noch wenig entsinnen konnte. Aber mehr noch fühlte ich irgend ıe Unsicherheit, und ich zog mich mehr als je in mich selbst zurück, wo ich eine nkle und mächtige Liebe empfand, die ich nicht recht benennen konnte, die aber utlich den Ort und die Menschen meiner Herkunft in sich schloß. Es war durch n Tod an meinen Wurzeln gezerrt und gerüttelt worden, nun mußte sich das es wieder schließen und beruhigen, und fing auch an, es zu tun, da ich ja eine imat hatte, die fest an ihrem Platze stand, auch wenn ein lieber Mensch davonging.

Da geschah es eines Abends, als ich zum erstenmal wieder selbstvergessen eifend von einer Turnstunde nach Hause kam, daß mir auf der Staffel, die schmal d steil den Fahrweg abschnitt, von oben her in raschem Lauf mein Onkel Lorenz gegnete mit seinem lautlosen Tritt, der ihn mir immer ein wenig gespenstisch chte. Ich hatte gar nicht gewußt, daß er da sei, und er war auch nur auf einen rzen Besuch da gewesen, um eine Mitteilung zu machen, die mir, als er sie nun ch mir leise lachend zuwarf, den Herzschlag stocken ließ: er hatte das Haus verkauft.

Ich weiß, daß wir uns in diesem Augenblick ansahen wie zwei Feinde, die r im Grunde auch waren; wenigstens ich empfand neben dem wahnsinnigen chrecken über die Nachricht nur noch eines: einen glühend aufflammenden Haß, n dem ich wie in einer plötzlichen Beleuchtung sah, daß er schon lang in mir legen und jetzt erst, aber völlig ausgewachsen, aufgestiegen sei."

Der Landrichter fühlte, ohne recht zu wissen was es sei, sich etwas Weich Warmes mit schüchternem Druck in seine Hand schieben und war einen Augenbl von weit her kommend, überrascht, daß es die Hand seiner Frau sei, die nicht g vermochte, jetzt ohne ein Zeichen des innigsten Dazugehörens neben ihm zu sitz Er besah sie ein paar Sekunden, streichelte sie verloren, und legte sie dann n etwas Zartes, das man im heftigen Affekt nicht brauchen kann, auf die Armleh seines Stuhles, wo sie als etwas, das damals noch gar nicht geboren gewesen w liegen blieb, bis ihre Zeit wieder kam ...

(Fortsetzung folgt)

Sonnenuhr und Turmuhr

Von B. Faißt

Still ging eine Sonnenuhr vom Aufgang der Sonne bis zu ihre Niedergang und zeigte den Flug der Stunden auf ihrem Zifferbl an. Wenn die Sonne untergegangen war, überließ sie es den Sterne den Menschen die Vergänglichkeit der Zeit zu künden. Jeden T verrichtete sie den stillen Dienst, und die Menschen schauten nach ihr.

Da kam in den Ort eine Turmuhr, die mit lautem Schlag jede Viertelstun ins Tal hinausrief. Sie ging nicht besser als die Sonnenuhr, aber sie mach mehr Wesens aus sich.

In einer sternhellen Nacht fragte die Sonnenuhr die Turmuhr: „Waru tust du deine Arbeit mit so viel Lärm? Jetzt schläft doch Mensch und Tier; n du unterbrichst die Stille der Nacht mit deinem lauten Schlag. Schweige doch

„Ach," sprach die Turmuhr, „du hast gut reden; ich kann nicht schweige Das Räderwerk, das Menschenhand in mich gelegt, treibt mich Tag und Nac und ich folge den Gesetzen dieses Werks. Ich bin nicht frei! Wenn die Nacht st über die Berge kommt, dann möchte auch ich mit ihr stille sein, aber die Räd gehen, gehen ohne Aufenthalt."

Die Sonnenuhr schwieg. Auch sie folgte großen kosmischen Gesetzen u war nicht frei; aber mit Dank fühlte sie es, daß sie ihren schönen Dienst im Auftr der Meisterin Sonne lautlos tun durfte.

Sie schalt die Turmuhr nicht mehr wegen ihres lauten Schlags. Das tat nur die Menschen, die mit jedem Schlag in schlaflosen Nächten an die Flucht d Zeit erinnert wurden ...

Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Villa Ithaka

Der letzte Hohenzollerndichter Ernst von Wildenbruch ist in Berlin gestorben, doch in Weimar bestattet. Die Stadt Weimar hat ihm ein Ehrengrab gespendet. Es liegt sinnigerweise am Eingang zum hohen Ehrenfriedhof und gleicht weniger einem Tempelchen als einer kleinen Gartehalle; Geister der Walhall-Fahrer mag der Dichter dort an sich vorbeiparadieren lassen, eine Ansprache haltend über das Wort an seines Grabmals berem Rande: „Sterben ist nur eines Tages Enden, Tod nur Schlaf der niemals ach Gewes'nen, Nie entschläft, wer einmal wach gelebt" ...

Ich brauche meinen Lesern kaum zu sagen, daß ich auf den Dramatiker und berhaupt auf den Künstler Wildenbruch nicht recht eingestellt bin. Er ist zu laut, wo seelisch begründen müßte; er verdirbt sich durch hitzige Theatralik beste dramatische nsätze und großgeschaute geschichtliche Situationen. Doch dieser deutsche Vollmensch, ie er sich immer wieder vom Herzen aus für sein Volk einsetzt — ja, der ist prachtoll echt. Und seine Herzenshöflichkeit, seine ritterliche Wärme, seines Wesens Goldarheit — auch darüber besteht kein Zweifel. Diesem Mann und Menschen legen ir gern einen vergoldeten Lorbeerzweig auf seines Grabes dichten Efeu. Denn Wildenbruch ist ein edler Ausklang einer unwiderbringlich verklungenen Zeit ...

Wir sind oft bei Frau Maria von Wildenbruch zu Gast gewesen. Hatte man ch an die zunächst etwas herb wirkende, unter den Verhältnissen der Zeit in ihrem arken Deutschtum tief leidende Frau gewöhnt, so empfand man ihre freimütige nterhaltung als natürlich und angenehm. Einmal, an einem sonnigen Wintertage, hen wir die Witwe vor ihres Gatten Grabmal lange hin und her wandern, wieder ille stehen und wieder wandern. Wir machten einen Umweg, um sie in ihrer etrachtung nicht zu stören. Als wir bei späterem Zusammensein leise daran ermerten, versetzte sie schlicht: „Ach ja, ich hab' ihm doch sagen müssen, daß ich am ächsten Tag nach Dresden fahre zur Uraufführung seines ‚Ermanarich', und hab' inen Segen mitgenommen." Dabei pflegte sie wehmütig vor sich hinzunicken, rach auch meist mit etwas müdem Tonfall und eigentlich ohne rechte innere euchtkraft: ohne rechtes Nachleuchten aus Tagen des gemeinsamen Glückes, ohne orleuchten in der Freude auf ein baldiges Wiedersehen. Dies hat mich oft verundert und erschüttert. Am besten konnte man noch belebend auf die Einsame irken, wenn man, wie es zuletzt geschah, in ihrem einzig noch heizbaren Schlafmmer mit der müden Greisin allein saß und seine Seelenkraft darauf richtete, zart und taktvoll freudiger zu stimmen. Man hatte angesichts der gebeugt sitzenden, cht groß, doch schwer wirkenden, schwer verarbeitenden Dame das Gefühl: Hier rklingt etwas, das seine Zeit gehabt hat, verklingt für immer und ist auch im rieg nicht wieder zur Einwirkung auf die Nation gekommen: — die jugendlichute, stürmische Wildenbruch-Stimmung, die gern mit dem Schwert Knoten zerhaut.

Fühlte das Frau Maria unbewußt? Dankbar sprach sie noch von der „Rabe steinerin“: „Sie war uns eine gute Tochter,“ sagte sie, auf diesen letzten groß Erfolg anspielend; „ihr haben wir dieses Haus zu verdanken.“

Das Haus war da; doch es ging kein schöpferischer Hauch mehr von Vil Ithaka in die deutsche Welt aus . . .

Oben am Horn, fernab von Nietzsches Silberblick, steht Villa Ithaka. D klangschöne, poesiegesättigte Wort weht vom Ufer der homerischen Sage herübe Es ist heimatliche Landung darin, später Fund und Frieden, heimgekehrtes Köni tum. In Gold glüht der Name über dem halbrunden Mittelbau des gelblich Hauses. Der Garten ist reich an Rosen und Obstbäumen und zieht sich bis z Straße herunter, die jenes Villenviertel von Goethes altberühmtem Gartenhau trennt.

Man muß aus den Empfangsräumen des ersten Stockwerks der verglühend Sonne nachschauen, um die ganze freie Schönheit dieser Lage recht zu würdige Es fehlt wahrlich nicht an Licht und Luft, doch auch nicht an vollbrausendem We sturm, der beinahe die Scheiben des leichtgebauten, nicht einmal durch Doppe fenster geschützten Sommerhauses eindrückt.

Heimelig ist dieses Ithaka nicht, das da Schultze-Naumburg dem heimve langenden Berliner Dichter errichtet hat, so anmutig auch seine umsponnene Fro wirkt. Auch hat der Poet nur die zwei letzten Sommer darin verbracht (1907 u 1908), worauf ihn Meister Tod aus seiner Berliner Wohnung (15. Januar 190 abgeholt hat.

So spät hat er Weimar gefunden — oder wenigstens nach Weimar g hascht.

Ich habe seinen unveröffentlichten Briefwechsel mit seinem Freunde, de Weimarer Oberhofprediger Kirchenrat D. Spinner gelesen: was für ein Ringe und Werben des im Berliner Zeitgeist vereinsamenden Dichters just um Weima „Bin ich denn auch willkommen? Will man mich denn auch haben?“ So fragt e fast zärtlich, manchmal schmollend, immer wieder von Spinners zartem Verständni beruhigt.

Was eigentlich hat er ahnungsvoll gesucht? Wir können es kurz sagen: An schluß an die ruhige Würde großer Überlieferung; und im tieferen Sinne: Anschlu an die deutsche Seele.

So flog er unruhig: wie gen Abend ein Vogel von Ast zu Ast der Sonn nachfliegt, immer höher, immer tiefer in den Wipfel, um dann, wenn das groß Gestirn ganz gesunken ist, einen festen Punkt zu haben, wo er ruhig den Schnabe unter die Flügel bergen und den neuen Tag erwarten kann . . .

Sein Richtspruch für „Villa Ithaka“ (1906) lautet:

„Gott lasse dieses Haus bestehn
Und lass' es Fried' und Freude sehn,
So lange Deutschland steht und hält.
Wenn Deutschland aber sinkt und fällt,
Am selben Tag, zur selben Stund'
Schlag' Gott dies Haus in Grab und Grund!“

Der ganze deutsche Mensch Ernst von Wildenbruch steckt in diesen ernsten Worten. Sein persönliches Hausglück war ihm aufs allerengste verbunden mit dem äußeren Bestand des Bismarckschen Reiches. Wir haben inzwischen (die Schillerstiftung als Erbin) sein Haus zwar nicht zerschlagen sehen, doch verkaufen müssen; und wie es mit dem Reichshause steht, weiß man: es hat gleichfalls, stark mit Hypotheken belastet, andre Hausherren ...

Am 1. April 1890 hatte der Dichter dem entlassenen Reichsgründer das Wort zugerufen:

Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.

Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt —
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt.

Solche knappen Wildenbruch-Worte sind in ihrer Art schlechthin klassische Prägungen.

„Gott sei's anheimgestellt" ... Gott hat inzwischen gesprochen.

Gerade diesem warmherzigen Menschen und echten Deutschen, der keineswegs nur Hohenzollern-Hausdichter war, mußte nun das Mißgeschick widerfahren, daß er sich in jenen letzten, heimverlangenden Lebensjahren durch einen Zusammenstoß mit dem Großherzog belastete. Die Welt weiß wenig von den Einzelheiten; uns nähere Zuschauer aber haben sie damals erregt. Der Dichter richtete an den jungen Großherzog (1903) eine offene Schrift: der Fürst möge, seiner Väter Erbe getreu, nicht weiterhin der Goethegesellschaft fern bleiben. Zunächst schien sich — durch taktvolle Diplomatie — alles in Harmonie zu wenden; der Großherzog telegraphierte von Wien aus zustimmend; hernach aber, bei einer Einzel-Audienz, brach des jungen Fürsten Jähzorn heftig durch, er sagte dem reifen Manne harte Dinge, die dieser nicht unwidersprochen hinnahm. Und als später die Einweihung des neuen Hoftheaters festliche Gestalt wurde, erhielt nicht Wildenbruch, sondern Richard Voß den Auftrag zu einem Weihespiel, obschon Wildenbruchs Stück bereits im Druck vorlag.

Die Kunst hat an beiden Werkchen nicht viel verloren. Aber es hat den um Neu-Weimar edel und ehrlich werbenden kampfmüden Berliner Dichter bitter gekränkt.

Aus jener Schrift, worin sich Ernst von Wildenbruch zum Sprecher der Goethegesellschaft machte („Ein Wort über Weimar", Berlin 1903, Grote), verdienen heute noch einige Sätze offene Ohren zu finden:

„Der Goethetag ist nicht etwa eine leere akademische Gepflogenheit; die Tätigkeit der Goethegesellschaft bedeutet für unsre heutige deutsche Literatur etwas ganz Bestimmtes, Wertvolles, ja Notwendiges; in unsrer heutigen Literatur, in welcher Richtungen und Strömungen nicht nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, sondern mit unheimlicher Hast beinahe schon von Jahr zu Jahr wechseln, bedeutet sie den großen ruhenden Punkt, das Schwergewicht, ohne welches unsre Literatur zu wirbiger Spreu zerstieben würde. Es ist eine Lebensbedingung für die Literatur eines jeden Kulturvolks, daß sie über einen gesicherten Besitzstand verfügt, der ... unverlierbar ist, weil er im Bewußtsein der Nation begründet ruht, der keiner

Verminderung oder Verkleinerung unterworfen ist, weil er nicht mehr der Kritik, sondern nur noch der Betrachtung gehört. Das ist die klassische Literatur eines Volkes" (S. 13).

Und übrigens war auch er der Meinung: „Ich bleibe dabei, daß die Tätigkeit der Goethegesellschaft nur dann zu einem lebendigen Faktor im deutschen Geistesleben werden kann, wenn sie die Werke aller unsrer Klassiker zum Gegenstande ihrer Betrachtungsweise macht. Zu unsren Klassikern gehören neben Goethe auch andre, in erster Linie Schiller" (S. 22).

Dieser Gesichtspunkt — daß Weimar und insbesondere die Goethegesellschaft „den großen ruhenden Punkt, das Schwergewicht" bilden müsse, damit die lebendig bewegliche Literatur nicht bloß „farbige Spreu" sei: dies war das Höchste, wozu sich Wildenbruchs Weimarflug aufschwang. Es war nicht seine Sache, die außerordentlichen Gedanken in Goethes und Schillers reicher Welt fortzubilden.

Wir kannten uns nicht persönlich (von einer flüchtigen Berührung in meiner Studentenzeit abgesehen). Doch mit lebhafter Teilnahme las der Dichter meine „Wege nach Weimar" (1905—1908). Und da war es, wo mir Wildenbruch — gerade in den oben angedeuteten Kampfjahren, als er von andrer Seite her um ein äußeres Weimar rang — gleichsam aus dem Handgelenk folgenden Brief schrieb (1. 9. 1906):

„Lieber Herr Lienhard, es drängt mich, Ihnen auszusprechen, wie außerordentlich Ihre Gedanken über Jesus im Septemberheft der ‚Wege nach Weimar' mich berührt haben. Das sind divinatorische Worte, hervorquellend aus einer Seele, die ich um ihre tiefgründige Sammlungsfähigkeit wahrhaft beneide. Ihnen Gutes wünschen, heißt unserem Volke Gutes wünschen. Auf die Gefahr hin, daß der Brief einen Umweg macht, schreibe ich, weil ich Ihren augenblicklichen Wohnort nicht kenne, nach Straßburg.

Herzlichst ergeben Ihr
Ernst von Wildenbruch."

Es kann von platter Gesinnung mißdeutet werden, wenn man derlei abdruckt; aber es steckt doch wohl tiefere Symbolik in diesem Gruß eines in Berlin Vereinsamten an einen damals noch viel mehr Abseitsstehenden auf der Grenzwacht Straßburg — wobei sich beide Schaffende fanden im Schnittpunkt Weimar und im Hinblick auf die Jesusgestalt.

Ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß im Jahre darauf ich meinerseits dem Dichter einen Glückwunsch zurief; und da kam folgende Antwort (16. 4. 1907):

„Mein lieber, verehrter Herr Lienhard, gleich nach Empfang Ihres guten Worts muß ich Ihnen dankend sagen, wie sehr Sie mich dadurch erfreut haben. ‚Das ist für uns alle eine außerordentliche Freude' — ja, zu Ihnen allen rechne ich mich, im Gegensatz zu den Allen, die unser Deutschland heute bewohnen, von ihm zehren und materiell und geistig leben, und ihm dafür danken, indem sie seine fromme Seele undeutsch machen, sein geduldiges Antlitz vor der Welt anspeien. Und daß auch Sie den Kreis der Ihrigen nicht schließen, ohne zu sagen ‚da gehört auch Wildenbruch hinein', dafür, Sie lieber, ernster, deutscher Mensch, grüßt Sie

Ihr
Ernst von Wildenbruch."

Man spürt auch aus diesen paar Zeilen, die unmittelbar aus dem Herzen quellen, wie dankbar der Dichter war für jedes gute Wort — und vor allem: wie er die Flut der inneren und äußeren Einkreisung immer unheimlicher anschwellen sah und nun seinerseits Anschluß, Zusammenschluß suchte.

Er hatte seine Grundsorge schon im März 1889, in einem seherischen Gedicht an den Deutschen Schulverein, wundersam deutlich ausgesprochen:

Wenn ich an Deutschland denke,
Tut mir die Seele weh,
Weil ich rings her um Deutschland
Die vielen Feinde seh'.

Mir ist zur Nacht die Ruhe
Des Schlafes dann verstört,
Weil stets mein Ohr das Flüstern
Und böse Raunen hört,

Mit dem sie sich bereden
Zu Anschlag und zu Rat,
Um Deutschland zu verderben
Durch eine schwarze Tat...

Die Tränen können einem aufsteigen beim Lesen dieses herrlichen Gedichts: sie haben jetzt Deutschland durch schwarze Tat verdorben. Und wir fragen mit Wildenbruch:

Wo ist sie hingegangen,
Die große, stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andren nah gebracht?

— und antworten mit ihm:

Die Welt, die große, reiche,
Ward öde, arm und leer,
Die Welt hat keine Seele,
Sie hat kein Deutschland mehr!

Es ist buchstäblich unser heutiger stiller Arbeitsplan, was dort schon dieser Preuße geprägt hat — unser stilles Programm in der Seelenregion, noch nicht im Bewußtsein der Menge:

Du, buhle nicht um Freundschaft
Und schmeichle nicht dem Neid,
Bleib' du getreu dir selber
Und warte deiner Zeit!

Und warte, bis die Menschheit
Die heut' am Alter krankt,
Zurück zu ihrer Seele,
Zu dir zurückverlangt!

Das wird nach langen Jahren
Voll still ertragner Pein
Deutschlands Vergeltungsstunde
An seinen Feinden sein.

Wir deuten es in unsrer Art, daß dieser Dichter auf seinem Todesbett ausgerufen hat: „Lieber Gott, laß mich noch nicht sterben!" Wir verstehen es ebensowohl wie jene Mitteilung, daß Bismarcks Tochter den sterbenden Vater in seinen letzten Nächten beten hörte für Deutschland ...

Wie heißt es in Wildenbruchs tiefbeseeltem, wenn auch ungriechischem Drama „Lieder des Euripides" von den Gefangenen auf Sizilien? „Horcht, sie denken an

ihre Heimat! Horcht, sie klagen um Attika!" So ging und geht es in den stillen deutschen Nächten schon lange durch die Herzen unsrer Besten: Horcht, sie ängsten sich um ihre Heimat! Horcht, sie beten für Deutschland! Denn lange zuvor spüren es die Wasser, wenn es sie näher und näher zum donnernden Niagara reißt ...

In jener von Botho Sigwart ebenbürtig vertonten Dichtung bricht an einer Stelle Wildenbruchs tiefste Sehnsucht durch. Dem Dichter Euripides gelten dort Worte ergreifenden Dankes, den ihm ein verwundeter Krieger bringt; denn da sie vor den Feinden seine Lieder sangen, wurden die Letzten gerettet. „Sieh, ich bin von deinem Volke nur ein Geringster! Einmal aber, als deinem ganzen Volke du gehörtest, Großer, hast du auch mir gehört! All die Verschmachtenden, die du getröstet, so wie du mich getröstet, alle die Toten geben mir Auftrag: Dichter der Deinen, wir lieben dich!"

Das ist das Letzte, was sich auch der männliche und doch zarte Ernst von Wildenbruch zutiefst ersehnt hat: seines ganzen großen Volkes ganze große Liebe. Ein einziges Mal von diesem Gefühl durchbraust zu sein: Ich habe meines Volkes Herz, ich bin in meines Volkes Liebe daheim — ja, dies war das Ithaka, um das er gerungen hat.

(Fortsetzung folgt)

Wintertag

Von Eva v. Collani

Wintertag, wie bist du unendlich still und rein,
Zart und licht, wie aus dem Märchen die Fee!
Wintertag, welch ein selig leuchtender Schein
Liegt — unwirklich strahlend — auf deinem Kleide von Schnee!

Deine Stimme ist wie ein Hauch, so flüsternd und leis,
Deine Sonne weiß nichts von grausam versengender Glut!
Fühlst du es, wie unter der Silberdecke von Eis
Still und geborgen die atmende Erde ruht?

Fühlst du es, wie das schlummernde Leben träumt?
Wie unter dem Schnee sich regt die keimende Saat — —?
Wintertag, wie leuchtend dein Glanz verschäumt,
Wenn die Nacht mit ihren funkelnden Sternen naht!

Mannes-Reinheit

Von Hans Schoenfeld

Der deutsche Hader geht weiter. Und worum?

Nicht weniger wichtig als politische und wirtschaftliche Hauptfragen ist die Regelung der großen geistigen Lebensfragen sittlicher Art.

Ein sittlich krankes Volk ist nicht Träger großer Zukunft und gesammelter Kraft.

Bringt erst einmal das Verhältnis zwischen Mannes- und Weibestum in Ordnung! Reinigt die geschlechtlichen Volksanschauungen, ihr Herren von heute! Dann wird Ruhe, Ordnung und fester Wille zum einmütigen Zusammengehen um so eher in allen Kreisen einkehren.

Nostra culpa! Maxima mea culpa! Mit brennender Scham entsinne ich mich der allzuvielen (man sagt „belanglosen") kleinen Berichte und Geschichtchen in Kasino-Winkeln, auf der „Junggesellenbude". Mit jenem faunischen Lächeln, das Männergesichter so abstoßend macht und gewissen tierischen Physiognomien annähert, erzählt man sich da halblaut oder ganz ungeniert Liebeserlebnisse, Zötchen, dickere Dinge oder hundsgemeine Ludereien ... und brüllt dazu vor Lachen. Einer kann's immer besser als der andere. Hauptkerl ist, wer am Stammtisch, in der Bar, auf dem Tanzboden am dicksten auftrumpft.

Hand aufs Herz: War's und ist's nicht so heute noch? Im Hörsaal, im Bureau, in der Amtsstube, der Fabrik — kurzum, wo immer Männer zusammenstehen?

Und wer ist zumeist der leidtragende Teil? Das andere Geschlecht, das wehrlose, ahnungslose. Wenn es wüßte, das arme, betörte Mädel, das sein übervolles Herz einem schenkte, in dem es was Besonderes sah — daß grade dieser herrlichste von allen mit Behagen unter gespannter Anteilnahme der Kumpane sein neuestes Liebesabenteuer zum besten gibt! Und ist's ein Wunder, daß so ein Schürzenjäger, der aus zartestem Erleben einen spaßigen Körper-Sport macht, hernach in die Ehe ohne Ideale tritt, da er geistige Erlebnisse nicht sucht und körperliche schon kennt? Woher kommt die Not so vieler Ehen? Woher die ungesehenen Tränen bitter enttäuschter Frauen?

Ist es aber nicht die Familie, auf der wir den Staat aufbauen müssen? Sollen wir nicht die Kinder, die künftigen Geschlechter und Träger deutscher Geschicke, im Elternhause mit dem unverlierbaren Schatz von idealen Grundsätzen über Selbstachtung, Ehrfurcht vor dem anderen Geschlecht und der geltenden Volksanschauung (als der einer sittlichen Weltordnung) fürs Leben ausstatten? Dazu gehört vor allem: deutsche männliche Jugend unbefangen, rein und weibsverständig zu machen.

Heutiger Mannes-Zynismus, eine im Grunde erbärmlich feige und freche Sicherheit vor dem Nichtwissen des weiblichen Teiles, ging und geht so weit, daß in Gesellschaften oder wo sonst Jugend und reife Menschen beiderlei Geschlechts beisammen sind, ungestraft von einzelnen besonders Schamlosen zweideutig ge-

witzelt wird. Erst neulich mußte ich eines solchen Vorgangs Zeuge werden. Dr adelige Balten saßen mit einem jungen Mädchen — der Schwester des einen – im Weinhause, lachten und plauderten. Es kam zu einem kleinen geschwinde Wortgefecht zwischen der Baroneß und dem Freund ihres Bruders; eine harmlo Bemerkung des Mädchens, die von schmutziger Phantasie doppelsinnig ausgeleg werden konnte und ward, gab Anlaß zu einer Äußerung, die den Herren schallende Gelächter entlockte, während die Sprecherin erst erstaunt, dann betroffen, ahnen und in ihrer weiblichen Würde gekränkt um sich und beiseite schaute. Und de eigene Bruder lachte schallend mit — derselbe, der sich nach Jahr und Tag vo sittlicher Entrüstung als „Ältester und Verantwortlicher der Familie" vielleich nicht zu lassen wüßte über seine Schwester, die etwa eben infolge solch minder wertiger moralischer Auffassung der Gegenseite und infolge des ständigen Umgang mit Männern vom Schlage des Bruders in bitterer, schwacher Stunde alle Ideal hinwarf und die äußerlichen Folgerungen aus ihrer gewandelten Gesinnung zog

Eben diese baltischen Herren klagten kurz zuvor beweglich über ihr vater ländisches und wirtschaftliches Unglück. Ich mußte denken: Verdient ihr noc einen Funken Mitleid im weiteren Deutschland, wenn euer tragisches Geschick euc nicht sittlich geadelt hat?

Nostra culpa! Hand aufs Herz, alte Feldgraue: Wie viele von euch habe in der Soldatenzeit ungestraft Weiblichkeit kränken und ihr ein Leids antun dürfen Wo stand im Militär-Strafgesetzbuch ein Paragraph, der Unehrenhaftigkeit gege ein unbescholtenes Frauenzimmer oder gar deren Verführung, deren körperlich Versuchung ahndete — ganz gleich, ob Offizier oder einfacher Soldat?

Da war die Offizier-Ehrengerichtsordnung. Härteste Strafen waren vor gesehen für Versehen oft rein äußerer Art. Gesellschaftlicher Ächtung und wirtschaft licher Not gab sie ein Mannesleben für einen Gesinnungsmakel preis, der mi sittlicher Notwendigkeit wenig zu schaffen haben konnte. Über die Strafe fü verschwiegen ehrlose Tat eines Mitglieds der Ehrengemeinschaft, begangen a einem armen Ding, einer törichten Frau, stand in diesem Kodex nichts zu lesen Mitwisser fanden es nicht für nötig, dieserhalb ein Ehrengerichtsverfahren angängi zu machen. „Flog" ein Offizier wegen „Weibergeschichten", dann weniger de damit bekundeten unlauteren Mannesgesinnung halber, als weil der Stand dami herabgesetzt war — falls nämlich die Büberei ruchbar ward und „öffentliches Ärgernis erregte". Eher aber auch nicht.

Wie viele Missetäter am Weibtum sind ungestraft, in äußeren Ehren, di Rangstufenleiter in allen Berufen hinaufgerückt — nur, weil die Opfer schwiege oder nicht mehr reden konnten!

Ich verwahre mich dagegen, hiermit einen Stand besonders zu treffen Wenn ich ein Beispiel heranzog, so eben nur, weil ich aus eigener Erfahrung sein geistigen Fehler erkannte und teilte und mich für deren Vorhandensein nur zu sehr verbürgen kann. Dies ändert nichts an meiner Liebe und Treue zum alte Stand mit seinen vielen großartigen Lichtseiten. Ich denke aber: Wer es ganz ehrlich und treu meint, der muß auch den Mut finden können, frank und frei heraus zu sagen, was minder gut war und gebessert werden muß, falls wieder einmal des

Volkes beste Söhne dem Vaterland als Soldaten wehrpflichtig und nicht söldnerisch dienen — was wir doch alle hoffen.

Auch deshalb führe ich den Soldatenstand als Beispiel an, weil in früheren deutschen Zeiten die Volksanschauung galt, daß ein Soldat (und Offizier) Leben und Ehre verwirke, wenn er einer unbescholtenen Weibsperson Gewalt in Absicht geschlechtlichen Mißbrauchs antat. Ich empfinde noch heute den erschütternden Eindruck, den mir jene Schilderung im Roman „Die arme Margret" (der großen Enrica von Handel-Mazetti) hinterließ, wo ein adeliger Pappenheimscher Leutnant schimpflich durch Spießrutenlaufen endet, weil er eine ketzerische Wittib, die er katholisch umnötigen sollte, zu entehren versuchte. Dies begab sich im „zuchtlosen" Dreißigjährigen Kriege. Ein jeder fand dies Urteil nur recht und gut.

Ich lächle über den möglichen Einwand von Leserseite: daß eine Anschauung, wie ich sie hier vertrete, überholt sei; vor dem modernen Empfinden nicht mehr bestehen könne. Gültige Gesetze veralten nie. Sie kommen und gehen mit der Menschheit. Zu diesen Gesetzen aber gehört, solange es denkende und fühlende Menschen mit dem Willen zu Ordnung und Sitte gibt, die Forderung der makellosen Gesinnung gegenüber dem anderen Geschlecht.

Sind wir Männer rein, dann sind es die Frauen erst recht. Wir haben die Frauen, die wir verdienen.

Blicken wir auf die Epoche Schillers und ihre Frauen, so müssen wir ehrlich bekennen, daß unser Zeitalter viele von jenen Idealen eingebüßt hat. Es hieße aber heutige Strömungen verkennen oder übersehen, wenn nicht (freudig) zugegeben werden sollte, daß wieder idealere Strömungen aufkommen und das Leben der Nation sich zu vergeistigen beginnt; je stärker, je mehr die äußere Not wächst.

Die Rolle des Mahners und Bekenners ist undankbar. Dennoch — wer es ernst mit sich und seinem Volke meint, der darf nicht schweigen. Die alte deutsche Mannesreinheit (die derbes Scherzwort nicht ausschließt) zurückzugewinnen, muß das Streben deutscher Mannheit werden. Ehe soziale Formeln und starre Fraktionsprogramme den Hirnen der Masse eingehämmert werden, sollte man die Gefolgschaften zur Selbsteinkehr auf dem Gebiet der Geschlechtsmoral anhalten. Sie ist nicht nur Aufgabe der Kirche, sondern hohe Volksangelegenheit, wenn anders die großen Parteien nicht auf ihre Hauptaufgabe der Volkserziehung verzichten wollen. Völkische Gemeinschaften, Jungdeutschlandbünde, ideale Verbände vaterländischer und kultureller Art sind die gegebenen Stätten zur Verbreitung dieser Forderung (stellen sich auch wohl schon in ihren Dienst). Um die Idee als solche in die Herzen des Volkes zu tragen, dazu bedarf es freilich begnadeter Naturen wie der eines Fichte.

Schneefrid

Von Victor Rydberg

Als Ergänzung zum Tryggwason-Sang Gobineaus (vgl. Juliheft) bringen wir hier das bisher noch unübersetzte Gedicht des bekannten nordischen Dichters: auch dies eine eigenartige Verherrlichung heldischer Lebensauffassung, wobei die Huldin Schneefrid als Führerin gedacht ist. L.

Durch die finstere Nacht der Sturmwind fährt.
Er steht am Fenster und lauscht und hört
Eine Stimme, die ruft: „Gunnar,
Übers Meer hin rollen die Wogen weit,
Komm, laß mich sehn, ob Mannesmut
Dir wohnt in der Brust zu der Jugendglut,
Komm, schaukel im Boote die Huldenmaid!
Und schreckt dich nicht die stürmische Flut,
Geht die Fahrt zur Insel der Seligkeit."

Tief im Walde hat er manchmal mit Entzücken
Sie gesehn, die schönste in der Schwestern Kreis,
Blau die Augen, ihre Stirne wie der Schnee so weiß,
Von dem Haupte goldne Locken nicken.

Er eilte hinaus, er ergriff ihre Hand,
Sie gingen herab an des Meeres Strand.
Ein zärtlicher Blick, ein Händedruck.
„Schneefrid,
Wie schön du bist im Silberschmuck!"

Der Mond geht auf an des Waldes Rand,
Durch die Wolken bricht
Sein rötliches Licht
Und erhellt ein Segel, das aufgespannt
Von der Huldin Hand.
Es gleitet das Boot von des Ufers Saum
Herab in die Flut, in der Wellen Schaum.
„Nun schaukeln wir beide", so ruft er laut,
„Auf der Wellenbahn, meiner Träume Braut!"

Ihm zur Seite
Sitzend horcht sie, was die Winde sagen.
In des Mondes Angesicht sie träumend schaut,
Sie vernimmt der Meereswogen Donnerlaut,
Und sie lauscht den Stimmen, die im Sturme klagen.

Nun brandet die See gegen Bug und Kiel;
Da taucht ein Fels aus dem Wogengewühl.
„Gunnar,
Wir beschauen das Gold in mondheller Nacht,
Wir hüten es sorglich und nehmen's in acht."
So locken vom Berge
Die Stimmen der Zwerge;
Sie locken und winken mit Worten und Blick:
„Komm, Knabe, zu uns und ergreife dein Glück!
Wir machen dich reich, wir sind dir hold,
Gunnar, gib uns deine Seele und nimm unser Gold!"

Es schäumt in der See, und es heult in der Luft,
Aus dem brausenden Chor eine Stimme ruft:
„Gunnar, da kommt Utgards wilde Jagd!"
Sie kommen mit Hörnern, mit Fahnen und Schwert,
Sie huldigen brüllend der finstern Macht,
Die einst mit Flammen die Welt zerstört.
„Gunnar, gib uns deine Seele, wir können gewähren
Die Fülle des Ruhms und die Fülle der Ehren!"

Eine Bucht sich zeigt, wo der Mond ergießt
Sein Licht und die Woge ermattet fließt.
„Hierher", so lockt es, „lenke dein Floß,
Dich erwartet ein Dach in des Waldes Schoß,
Eine Treue, die nicht ihres gleichen fand!
Hier träume du süß am schilfigen Strand!
Der holdeste Arm und der zärtlichste Blick
Verheißt dir, Gunnar, ein einziges Glück."

Aber Schneefrid erhob sich
Hoch an des Schiffes Bug.
„Besser ist des Kämpfers
Edle Armut
Als des Lindwurms träge

uh' auf dem Golde;
esser ein ruhmloser
od für das Gute
ls Ruhm gewonnen
n selbstischem Streben.
esser der Gefahr
ls des Friedens Umarmung.
ählst du mich, so wählst du den Sturm.
enn so lauten
ie harten Runen
es Heldenlebens:
ampf bis aufs Blut
lit der Riesen Wut
nd der Brut der Drachen,
och Schutz den Schwachen.
reudig verzichten,
iemals klagen,
offnungslos kämpfen
nd namenlos sterben.
ieses ist des Lebens wahre Heldensage,
uche nicht nach einem andern Glück!"
prach's und schwand im Nebel seinem Blick.
ange sucht umsonst er die Vermißte,
insam trieb er in der Wasserwüste.

Gunnar, Knabe,
Viele Wege führen durch das Leben.
Wählst du dir des Kämpfers rauhe Bahn,
Führt durch Unruh', Qual und Not dein Streben,
Führt durch Zweifel oder blinden Wahn;
Wunden trägt, der einsam im Getümmel
Für die Unterdrückten, für die Schwachen stritt.
Aufwärts, aufwärts! Doch je näher er dem Himmel,
Desto schwerer seiner müden Füße Tritt.
Doch du, Knabe,
Bleibst du treu den schönsten deiner Träume,
Wird die Huldin einst dich wieder sehn,
Spielt mit dir, wie einst im Schatten grüner Bäume
Ihr gespielt bei linder Lüfte Wehn,
Singt dir Lieder, alte Runensagen,
Goldne Klänge aus der Jugend Tagen,
Öffnet dir
Wieder deiner Kindheit Gartenblüten,
Wenn du müde bist vom Weltgewühl –
Wie die Nornen auf dem Idafelde hüten
Hoher Götter goldnes Würfelspiel.

Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Kuntze

Nächte

Von Hans Sturm

Trug und Traum
bergen die Tage,
aber die Nächte
beschwören traumleise,
was wir verloren, verschollen gewähnt.

Tief sind die Nächte
wie Gletschergründe,
tief und voll unergründlichen Seins.

Nächtens werden Menschen und Dinge
schemenhaft, schattenlos
und, wie sternenweit Himmel und Erde,
eins ...

Rundschau

Eine Entlassung am Goethe-Schiller-Archiv

Ungern greife ich diesmal zur Feder. Doch es gilt in einem allzu hitzig gewordenen Streit ein Wort der Beruhigung — oder sagen wir besser: der Ernüchterung zu versuchen.

Es handelt sich um eine Entlassung am Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Die Goethe-Freunde wissen, daß der allgemein geschätzte Gelehrte Prof. Dr H. G. Gräf seit 1. Mai dieses Jahres von dort verabschiedet ist. Sein Freund Dr E. Traumann, ein Heidelberger Goethe-forscher, hat sich in einem stillen Rundschreiben um finanzielle Hilfe bemüht, an der es auch von andrer Seite nicht fehlte. Öffentlich hat er in dankenswerte Betrachtungen über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft einen Angriff auf den Großherzog einfließen lassen („Köln. Ztg.", 21. Sept.). Ihm antwortete ebendort der weimarische Schriftsteller Leonhard Schrickel (Sonntagsbeilage Nr. XLI); desgleichen traten die Goethe-Gesellschaft und die Leitung des Goethe-Schiller-Archivs (21. Nov.) seinen Beschuldigungen entgegen. Hätte nun der Heidelberger Kämpe mit maßvoller, würdiger Wendung noch einmal seinen Standpunkt betont (denn man konnte aus menschlichen und taktischen Gründen in der Tat die Entlassung mißbilligen), so hätte man die Angelegenheit als abgeschlossen betrachten können. Doch im Eifer erwiderte er beiden Gegenstimmen mit verschärften Worten. Das Kölner Blatt endete damit die Erörterung: also mit einem Mißklang.

Gesamtbild nach Traumanns Auffassung: der Großherzog von Weimar hat durch Gräfs Entlassung ein „grenzenloses Unrecht getan und ein unabsehbares Unheil angerichtet", während er gleichzeitig an einen schuldenmachenden Prinzen seines Hauses „Unsummen verschwendet hat und immer noch vergeudet" (NB. nach unserer Erkundigung ist dies nicht der Fall. L.); er hat dem Gelehrten einen „Hungerlohn" bezahlt, einen „Sklavenvertrag" mit ihm geschlossen. Gräf hat „im Laufe seiner Privattätigkeit am Archiv sein kleines Privatvermögen zugesetzt" hat, „von der gehirnmörderischen Registerarbeit zermürbt, den Rest seiner Gesundheit in einem Dienst geopfert, der nicht zuletzt auch den ruhmreichen Überlieferungen des Hauses Sachsen galt". Der jetzige Leiter des Archivs, der an Traumann einen berichtigenden Privatbrief schrieb, erfährt gleichfalls dessen Zorn: „der Ton seines Briefes war in seinem autoritativen Gebaren so anmaßend" — „so beleidigend" — „so abstoßend lieblos und hart", daß Traumann ihn keiner Antwort würdigte. Ja, in diesem Briefe (NB. ich las den Brief und finde ihn weder lieblos noch anmaßend. L.) wurde „sogar das Frühstück dem gequälten (?!) Gräf vorgehalten (?), das er täglich bequem eingenommen habe" — — und so weiter! Der Heidelberger Vorkämpfer läßt seine letzte und heftigste Entgegnung in dem Satze gipfeln: „Mein letztes Wort: die hochoffiziellen Herren in Weimar, zumal der Leiter des Archivs, der so uneigennützig das Lied des Mannes singt, dessen kärgliches Brot er ißt, und dem ich gern den guten Glauben an seine Sache zubillige, sie stehen als Paladine für ihren fürstlichen Patron und Protektor — ich für meinen lieben Freund."

So ist denn also mit diesem rhetorischen Trumpf das Ganze auf einen Gegensatz zwischen ürstendienerschaft und Freundestreue hinausgespielt. Und das macht die verfahrene Sache llends schief. Wir teilen Traumanns Mitgefühl; wir achten seine Tapferkeit. Aber sein erz und seine Phantasie sind mit ihm durchgegangen; er fabuliert uns da einen Roman zuammen. Und alles in allem: er entwirft unbewußt grade von dem, den er schützen will, ein mmännliches Zerrbild.

Zur Sache! Am Goethe-Schiller-Archiv wirken seit Jahrzehnten drei Angestellte: Direkr, Archivar, Assistent. Das ist der Grundbestand. Gleichwohl hat man im Jahre 1913 den ien Privatgelehrten Prof. Dr. Gräf als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter hinzugenommen. : war somit der jüngst angestellte Beamte, von vornherein in einem etwas losen Verhältnis m Ganzen, mit deutlicher Betonung im Vertrag (der mir vorlag), daß es sich um keine ebensstellung mit Pensionsberechtigung handle. Dies muß man sich vergegenwärtigen, enn man alles Folgende beurteilen will. Daneben und unabhängig davon hatte jedoch räf eine zweite besoldete Stelle als Generalsekretär der Goethe-Gesellschaft (Jahresgehalt den letzten Jahren 6000 ℳ, seit Sommer 1921 auf 9000 ℳ erhöht). Als Archiv-Mitarbeiter zog er anfangs einen Jahresgehalt von 3200 ℳ (später auf 3600 ℳ erhöht nebst Teurungsilagen, so daß er vom Archiv 1918 5554 ℳ, 1919 7190 ℳ einnahm). Diese festen Gehälter nnten durch Privatarbeit aus seinem Fachgebiet vermehrt werden. Denn die fünfstündige rchiv-Arbeit wurde läßlich gehandhabt, nicht fronmäßig (das wollte Prof. Dr. Wahle in seinem en gestreiften Brief zum Ausdruck bringen). Man konnte wohl auch einmal auf die Biblioek wandern, gemächlich sein Frühstück einnehmen, sonstwie unterbrechen oder die Stunden sfüllen, so daß von einem „Sich-Verzehren" in etwaigem Frondienst keine Rede sein kann. as ist Sentimentalität, Herr Doktor! Man lese Gräfs Erinnerungen an Morris: es hat an itren Entspannungen nie gefehlt. Der erste Assistent, Prof. Dr. Max Hecker, ist mit Frau id drei Kindern schon länger in diesem „Sklavenvertrag" und hat sich dennoch kernigen tutes durchgebissen. Kurzum: jeder Kenner muß sich gegen das Traumannsche Phantasield verwahren, als säßen da oben schweißtriefende Sklaven bei Hungerlohn an der zermürbenn Fronarbeit, während ein autokratischer Fürst als Herr des Archivs die Geißel schwinge.

Nun das kritische Jahr 1921! Die Beteiligten wußten schon eine gute Weile zuvor, daß räfs Stelle unter den veränderten Verhältnissen noch lockerer geworden. Auch der Direktorsten wurde nach Schlössers Tod nicht neu besetzt, sondern wird nun vom Archivar mitveraltet. Es kamen die politischen Erschütterungen; Gräfs Töchter (Malerinnen) erlebten die ilden Münchner Tage in der Nähe mit. Der sehr sensitive, zart empfindende Gelehrte hatte über schon mit gelegentlichen Nervendepressionen zu kämpfen; in dieser Übergangszeit war st recht viel zu verarbeiten; er sah alles um sich wanken und sich selbst von der allgemeinen rschütterung mitbedroht. So erfolgte aus einem Vielerlei sein bedauernswerter Zusammenuch, obwohl ihm — und das übersehe man nicht! — seine feste Stellung bei der Goethesellschaft verblieb, obwohl ihm seine Verleger sofort das volle Gehalt weiterbezahlten, das er im Archiv bezogen hatte, obwohl sich auch von andrer Seite her sofort helfende Hände regten.

Summa Summarum: Gräf war nun vom „Sklavenvertrag" erlöst und behielt dennoch eselben Summen! Soll ich Zahlen nennen, die mir außerdem bekannt sind? Traumann ird das nicht erwarten. Jedenfalls war es für ihn ein finanziell gesegnetes Jahr. Durch itige Teilnahme hat man es dem stillen Gelehrten leicht gemacht, sein Schicksal zu tragen unter vielen Lebensnöten der Gegenwart, so daß er nach menschlichem Ermessen nur Grund hatte Dank, keinen Anlaß zum Zusammenbruch.

Der Zusammenbruch hat seine Gründe in der ganzen Konstitution dieses feinnervigen eistesarbeiters. Nun ist er genesen und hat mit Freudigkeit seine Arbeit in der Goethesellschaft wieder aufgenommen. In einem Brief an diese (24. Okt. 21) betont er selbst: ... so habe ich ... keinen Augenblick daran gezweifelt, daß der Großherzog vollkommen recht

gehandelt hat. Um so schmerzlicher ist es mir, zu erfahren, daß von einigen Seiten, im Übereifer oder in Unkenntnis der wahren Sachlage, jene höchste Entschließung einer abfälligen Kritik unterzogen werden konnte."

Damit dürfte wohl die Fabel beendet sein, als ob hier das Opfer eines Tyrannen am Wege verblute. F. Lienhard

Der Kaiser

Der frühere Reichskanzler Georg Michaelis, der einmal im Herbst 1917 ein Vierteljahr lang des Reiches Geschäfte geleitet hat, tritt nun mit einem ausführlichen Erinnerungswerk an die Öffentlichkeit („Für Staat und Volk. Eine Lebensgeschichte." Berlin, Furche-Verlag 1921). Das ernste Buch spiegelt eine konservativ-christliche Denkweise wider, deren Persönliches mit den Schicksalen des Volkes und Staates eng verknüpft ist. Wir lernen in diesem Sprößling einer Kreisrichterfamilie aus dem Bezirk Frankfurt a. d. Oder einen wahrhaftigen, pflichttreuen preußischen Beamten und Christen kennen und in seiner Art schätzen. Und wenn Michaelis auf den von ihm erreichbaren Teil deutscher Jugend erzieherisch wirken will, so mag es ihm wohl mit diesem überaus achtenswerten vornehmen Bande gelingen.

Den Leser dürfte vor allem das fünfzehnte Kapitel fesseln, das sich mit dem Kaiser beschäftigt. Die Treue des ehemaligen Kanzlers bestätigt sich hier ebenso wie seine im Religiösen gegründete Wahrheitsliebe. Er schreibt:

„Aus den zahlreichen Anfragen, die an mich gerichtet sind, weiß ich, wie sehnlich man von mir auf Klärung über vieles wartet, was den Kaiser betrifft. Ernste Christen in Deutschland fragen mich, ob es irgendwie begründet sei, daß der Kaiser Schuld am Kriege habe, worin die Fehler und Unterlassungen des Kaisers in seiner Regierung beständen, auf die es zurückzuführen sei, daß oft scharfe, ihnen schmerzliche Klagen geführt und Anklagen erhoben sind; schließlich: wie es insbesondere mit dem persönlichen Christentum des Kaisers gestanden habe. Viele Ausländer, namentlich Amerikaner, mit denen ich zurzeit in lebhafter Zusammenarbeit stehe, wollen die Wahrheit über den Kaiser wissen. Wenn ich die Antwort auf diese Frage jetzt verweigerte und die Frager auf die Zeit verwiese, wo der Kaiser oder ich nicht mehr leben und ein anderer für mich meine Aufzeichnungen veröffentlichen könnte, würde der Verdacht erweckt werden, daß ich Belastendes zu verschweigen hätte, daß ich aus Schonung für den Kaiser schwiege. Andererseits muß ich über den Kaiser in voller Aufrichtigkeit das schreiben, was ich als Schwäche und Fehler in seinem Wesen und in seiner Regierung zu erkennen glaube, und das ist ihm gegenüber, der als einsamer und unglücklicher, geschlagener und verlassener Mann verbannt im Auslande lebt, unbeschreiblich schwer und traurig für mich, der ich den Kaiser liebe und ihm in unverbrüchlicher Treue anhänge. Aber gerade, weil ich dem Kaiser diene, weil ich falsche und im Auslande oft unsinnige Vorstellungen richtigstellen will und dabei ihm und dem Vaterlande nützen kann, muß ich von der Wahrheit zeugen. Ich hoffe, daß man mir, wenn ich nicht in Verschleierung von Tatsachen, sondern in voller Wahrhaftigkeit Kritik übe, wo sie geübt werden muß, auch dann glauben wird, wenn ich für den Kaiser eintrete und falsche Urteile über ihn richtigstelle.

Im August 1921 suchten mich etwa 40 Amerikaner in Saarow auf, die sich auf einer Informationsreise durch England und Deutschland befanden und deren einziger Reisezweck war, hinter die Wahrheit über Deutschland zu kommen. Sie wollten wissen, ob Deutschland wirklich so tief in der Not stecke, wie es behauptet, wer und was schuld am Kriege sei, ob der Friede von Versailles überhaupt durchführbar sei oder nicht, wie Recht und Unrecht in

Oberschlesien verteilt sei, und in letzter, aber nicht unwichtigster Linie, was ich ihnen über den Kaiser sagen könne. Auf meine Frage, ob sie wirklich glaubten, daß der Kaiser den Krieg gewollt und während seiner ganzen Regierung auf den Krieg hingearbeitet hätte, bejahten sie diese Frage, denn der Kaiser hätte seit Jahrzehnten unausgesetzt den militärischen Machtgedanken betont. Eine Armee, wie die deutsche, habe doch nur dann Berechtigung, wenn sie einen Krieg vorbereite; denn wenn dies nicht der Zweck wäre, warum pflege man nicht nur, wie die Amerikaner, den Sport und die Leibesübungen?!

Die Amerikaner müssen einsehen, daß sie die preußisch-deutsche Geschichte gar nicht kennen. Bei unserer Unterredung saßen wir im Herzen der Mark Brandenburg. Ich führte sie durch die Geschichte der Markgrafen, der Kurfürsten und Könige, in ihren ständigen Kampf gegen Heidenvölker und mißgünstige Nachbarn und zeigte ihnen, wie eine solche kriegerische Geschichte doch ein anderes Volksbewußtsein großziehe, als wenn man mit der Rodehacke, mit dem Spaten, mit Dampf und Eisenbahn, mit Geld und Maschine sein Reich erobert und baut; wie nun selbstverständlich bei uns die soldatische Ausbildung stets hoch im Werte gestanden und der Monarch als oberster Heeresführer dem Volk am verehrungswürdigsten erschienen sei. Allen, die nicht schon vor dem Kriege sich gegen die Staatsordnung und die Wehrpflicht feindlich auflehnten, erschien es einfach Pflicht, im Ernstfalle dem Kaiser Heeresfolge zu leisten . . .

Aber daß die Kriege der alleinige Zweck der Heeresausbildung gewesen, daß die Gewalt mehr gegolten als das Recht, sei ein Trugschluß. Gerade der Kaiser habe bewiesen, daß er das Heer in erster Linie und, wenn's nach seinem Willen gegangen wäre, ausschließlich als Volkserziehungsstätte und als Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens gepflegt hätte. In 26 Jahren seiner Regierung habe der Kaiser unausgesetzt und konsequent seinem Lande den Frieden erhalten, trotz schwerer Anreizungen und verlockender Situationen zum Kriege. Als bei den Marokkowirren zwischen Frankreich und Deutschland die Kriegsgefahr besonders nahe war und der Kaiser einlenkte, mußte er sich's gefallen lassen, daß man in Frankreich ihn als ‚empereur timide' bezeichnete, und jeder Mensch, der über den Kaiser als Kriegsmacher spricht, müßte doch endlich das Ergebnis des Suchomlinow-Prozesses gegen sich gelten lassen, in welchem durch gerichtlich einwandfreie Feststellung erwiesen wurde, daß unser Kaiser bis zuletzt versucht hat, den Zaren zum Frieden zu bewegen, und daß dieser, durch seine Generale belogen, in den Krieg taumelte.

Es ist oft davon gesprochen worden, daß das Volk den Kaiser nicht richtig gekannt habe; es sei eine undurchdringliche Wolke zwischen Volk und Kaiser gewesen. Das trifft bis zu einem gewissen Grade zu. Wenn der Kaiser sich auch frei vor seinem Volk bewegt hat, wenn er auch von allen erkannt durch die Straßen der Hauptstadt geritten und gefahren ist, wenn er auch bei seinen Besuchen in der Provinz sich unter das Volk mischte und gelegentlich in industriellen Betrieben mit den Arbeitern verkehrte, so war das alles doch nicht das Zeichen oder der Weg innerer Verbindung. Es ist für ein 65-Millionen-Volk überhaupt nicht möglich, eine direkte Verbindung mit einem einzelnen herzustellen; es wird sich immer nur um eine Vermittlung der Beziehungen handeln können. Aber gerade diese Vermittlung, die Art, wie mit dem Kaiser in Verbindung getreten werden konnte, war es, was die Empfindung der Unverbundenheit hervorrief. Man hatte im Volk nicht das Bewußtsein, daß diejenigen, die das Ohr des Kaisers hatten, diejenigen waren, die ihm wirklich die Kenntnis der Wünsche, der Bedürfnisse und der Anregungen seines Volkes vermittelten. Auch wir Beamten haben darüber geklagt, daß der Kaiser nicht viel mehr die Gelegenheit benutzte, auch dann nicht, wenn sie sich ihm bot, sich direkte Informationen von seinen Beamten zu holen. Ich glaube, der Kaiser ist während seiner kurzen Ausbildungszeit als Verwaltungsbeamter nicht richtig beraten gewesen. Man hat ihm den kritischen Begriff über die ‚Männer vom grünen Tisch' beigebracht, von denen nicht viel Praktisches und Förderliches zu erwarten sei. Ihn interessierten

einzelne geschickte und schneidige Landräte und Präsidenten, die den richtigen Ton mit ihm trafen. Sachliche, das Leben in seiner Wirklichkeit, mit den Existenzbedürfnissen des Volks im Alltagsleben, erfassende Vorträge liebte er nicht sonderlich. Seine glänzende Begabung, die es ihm ermöglichte, ganz fernliegende Gebiete der Wissenschaft und Technik, der Kunst und Philosophie überraschend schnell zu begreifen und bis zu einem Staunen erweckenden Grad zu beherrschen, verleitete ihn, seinen Umgang vorwiegend mit Männern zu suchen, die auf einem dieser Wissens- und Forschungsgebiete Hervorragendes leisteten, und somit ständige Höhenwege zu wandeln, so hoch, so weit und so universal, daß ihm der Abstieg zu Tal, das Eindringen und Sichbeschäftigen mit den praktischen Volksaufgaben des Alltagslebens fremd und langweilig wurde. In dieser Höhenempfindung des Lebens sah er auf die Schwierigkeiten und Hemmungen, die Nöte und Kämpfe sieghaft optimistisch herab und hielt gewissenhafte Ratgeber, die ihm einen Einblick in die dunklen Täler der Unzufriedenheit und Auflehnung geben zu müssen glaubten, für unbequem. ‚Schwarzseher dulde ich nicht in meiner Nähe . . .‘

Wer in die Nähe des Kaisers kam, trat in den Bann seiner strahlenden, liebenswürdigen Persönlichkeit. Einige Stunden in seiner Nähe zu verbringen, war für diese Bevorzugten ein erhebendes Erlebnis. Der Kreis war keineswegs auf Aristokraten von Geburt und Besitz beschränkt. Auch Menschen einfacher Herkunft und schlichter Lebenshaltung wurden zwanglos hinzugerechnet. Aber es waren immer Ausnahmemenschen, und immer solche, die sich in der Höhenluft, in der der Kaiser lebte, wohl fühlten und das Ihre dazu beitrugen, daß sie nicht verdürbe und gemein gemacht würde. Insbesondere waren es die Menschen der ständigen Umgebung, die es für ihre Aufgabe hielten, die Steine aus dem Wege zu räumen und unbequeme Mahner und Frager fernzuhalten. Hier liegt wohl der wundeste Punkt. Vertrug der Kaiser Freunde und Ratgeber in seiner Nähe, die in dem einen besonders treu waren, daß sie dem Kaiser die Wahrheit sagten? Hier stehen wir vor der wichtigsten Frage: nach der Stellung des Kaisers als Christ vor Gott. Der Abstand der Menschen vor dem ewigen Gott ist so unermeßlich weit, daß vor ihm Unterschiede zwischen einem Kaiser und einem Untertanen verschwinden, und man darf fragen: war der Kaiser in dem Sinne ein Christ und Kind Gottes, daß er sich von einem Mitchristen, namentlich seinem Seelsorger, die Wahrheit sagen, sich strafen ließ? Wer will hierüber urteilen? Ich habe einmal mit dem Kaiser ein innerliches, religiöses Gespräch geführt, das er selbst anschnitt. Wir kamen bei Nennung des Namens von Schwester Eva v. Tiele-Winckler darauf, die der Kaiser auch sehr verehrte. Ich erzählte dem Kaiser von meinem eigenen Erleben. Seitdem weiß ich, ein wie tief religiös empfindender Mann er ist . .

Die Amerikaner äußerten, wie oben erzählt, es werde schwer sein, in ihrem Vaterlande dem Kaiser Tugenden nachzurühmen. Ich habe ihnen gesagt, sie sollten es daheim als die Aussage eines wahrhaftigen Zeugen bekunden: der Kaiser ist kein Tyrann, kein Kriegsmacher gewesen. Er ist ein edler, idealistisch und tief religiös veranlagter Mann, der sein Volk im Frieden auf die Höhe des Glücks führen wollte. Er ist ein sittenreiner Mensch, von großer Enthaltsamkeit und körperlicher Selbstbeherrschung. Er ist ein treuer Gatte und ein gewissenhaftes Familienoberhaupt. Er strebte nach idealen Gütern für das Glück seines Volks und war ein wirklicher Freund des Friedens . . .“

Soweit Georg Michaelis.

Inzwischen hat Kaiser Wilhelm II. ein Buch geschrieben „Vergleichende Geschichtstabellen von 1870 bis zum Kriegsausbruch 1914“ (Leipzig, K. F. Köhler), das gerade in bezug auf das strittige Jahr 1914 in seiner nackten Sachlichkeit der aneinandergereihten Tatsachen zur Klärung mitbeitragen kann. Auch sonst noch dürften dem Fachmann manche unscheinbare kleine Feststellungen von Wert sein.

Bubenberg — Altershausen

In einer Großstadt ist es. Da fand sich ein Kreis zusammen, der in seinem Namen auch die Bezeichnung führt „Bund für Heimatliebe und Jugendpflege". Er ist nicht eigentlich gegründet worden, sondern er wuchs aus etwas anderem heraus. von vor dem Aufstieg der Wandervogelbewegung hatte ein Mann mit jugendfreundlichem zen einen Knabenkreis um sich gesammelt, um die Jungen selbstlos und unter mancherlei fern zu knabenfroher Kameradschaft und stählendem Aufenthalt in Wald und Feld zu führen. s gab den Großstadtjungen viel. Und wenn da draußen auf der Naturbühne der Tell oder Nibelungen gespielt wurden, so bewies das den frischen geistigen Ton dieser Schar.

Damit fing es an. Dann kam der Krieg, kam die furchtbare Nachkriegszeit unseres lkes. Die körperliche und seelische Bedrängnis der Jugend stieg ins Ungeheure. Sie leidet er dem wirtschaftlichen Elend der Haushaltungen, unter den verwüstenden und zersetzenden wirkungen der Öffentlichkeit, besonders schwer unter der Auflösung eines ernsten und seelisch hen Familienlebens. Und wo das Haus noch kraftvollen Wurzelboden für die Jugend et, drängen sich Strömungen vor, die sie vom Wurzelgrund der Familie loslösen wollen.

Da sucht nun dieser Bund in seiner Art stille Wege zur Bewahrung und Gesundung eres Jungvolkes.

Kleine Kreise gleichaltriger und kameradschaftlich zueinander sich neigender Knaben ießen sich in freier Wahl zusammen. Ebenso bilden sich Mädchengruppen. Den Führenden, endfreundlichen Männern, Frauen und jungen Mädchen des Bundes, schließen sich diese nen Scharen in offener und fröhlicher Freundschaft an. Die Zusammenkünfte finden im chsel in den Elternhäusern statt. Spiele und Wanderungen führen oft hinaus.

Die über das Alter dieser Knaben- und Mädchengruppen Hinauswachsenden scharen zur Jugendverbindung zusammen, die ihre eigenen Wanderungen und Arbeiten unter- mt. Später treten sie hinüber in die Bundesgruppe Altershausen, Raabe zu Ehren be- nt. Das Ganze aber lebt sein Leben für sich, schließt sich nicht etwa organisatorisch weiter- enden Verbänden an. In der Überorganisation erstarrt ja heute oft genug triebkräftiges en. Wo es um Pflege seelischer Werte geht, ist's wie auf dem Ackerfelde; jedes Keimlein muß sich wurzeln und wachsen; dann kann der Sommerwind das volle Saatfeld schwingen lassen.

Altershausen hat seine eignen Burgabende, an denen die Jugendverbindung oft teil- mt. Manchmal vereinen sich auch alle Gruppen, im Winter wohl zu einem alten Marien- l, im Sommer zu Wanderungen oder zu einem schlichten Feste im Freien, das gemeinsam den Bewohnern des gutbefreundeten Dorfes gefeiert wird.

Das alles ist ja zunächst nur Rahmen, freilich ein wertvoller. Er läßt der Jugend Be- en und Freiheit, erhält den Eltern die Freude an den Kindern, eint das alte und das junge chlecht zu gemeinsamem wertvollen und frohen Erleben. Im Namenszeichen des Bundes t aber auch das Wort Heimatliebe. Wenn wir gesunden wollen, müssen wir uns als Volk rlich wiederfinden. Was unser war an materiellen Gütern, nahm man uns und wird es men. Nur seelische Werte und ethische Volksgüter sind unentreißbar unser, wenn wir sie t selbst verdorren lassen, nicht selbst in den Sumpf der Zersetzung hineinschleudern. Was an guten und kraftvollen Gedanken, an schwingenstarkem Gefühl in uns leben soll, muß eigensten und innersten Erleben wurzeln. So ist der Boden, auf dem wahrhaftiges und haffendes Volksgefühl aufblühen kann, die Heimat. Sie kennen, lieben und ehren zu en, ist das Ziel der Bundesarbeit.

Angefüllt sind die Gemeinschaftsstunden für die Jugend zunächst mit dem, was jugend- cht ist, mit Spiel, Wanderungen, kameradschaftlichem Frohsinn, anregenden Besichtigungen, a von wertvollen Bauten oder von interessanten gewerblichen Betrieben, ferner mit gemein- em Lesen oder Gesang. Alles ist, soweit möglich, dem Heimatleben zugewendet. In der

Jugendverbindung und bei den Altershäusern sind die Wanderungen oft ganz darauf eingestellt, das Auge für die malerischen Schönheiten der Heimat zu öffnen, die in tausendfachem Wechsel und unerschöpflicher Fülle sich beim stillen Versenken darbieten. Auch der heimischen Kultur in ihren bodenständigen Formen in Hausbau und Hauseinrichtung, Werkzeug, Tracht und Schmuckformen wird nachgespürt. Der glückliche Umstand, daß ein als Kunsterzieher und Förderer der Volkskunst weithin bekannter Malprofessor den anregenden Mittelpunkt bildet, macht diese Seite der Wanderungen besonders fruchtbar. Die recht häufig stattfindenden Zusammenkünfte und Burgabende geben den mannigfaltigsten Interessen Raum. Außer den Mitgliedern haben dabei Künstler und Dichter, Gelehrte, Natur- und Heimatfreunde oft selbstlos und freundnachbarlich geholfen. Mögen einmal ein paar Dinge genannt werden. An der Modellsammlung des Museums wurde die Entwicklung des heimischen Schiffsbaues betrachtet, mit Hilfe von Lichtbildern wurde Pflanzenleben und Landschaftscharakter eines benachbarten Moores vorgeführt; man setzte unter Benutzung einer schönen Aquarellsammlung einen Abend für Wolkenstudien an. Ein Vogelkenner erzählte von seinen Beobachtungen; ein Germanist legte die Dialektbesonderheiten eines benachbarten Dorfes dar. Die reiche bäuerliche Kunst der benachbarten Gaue wurde in Bildern vorgeführt, später auch wandernd aufgesucht. Man sprach über Jugenderziehung, Heimatliteratur, Volkshumor; Dichtungen wurden vorgelesen, zuweilen von den Verfassern selbst; man führte alte Volkstänze vor; zu Weihnachten gab es ein Krippenspiel. Kenner unsrer Heimatgeschichte leuchteten in vergangene Zeiten hinein. Auf Wanderungen wurde oft dasselbe Dorf aufgesucht, scheinbar reizlos in reizloser Gegend gelegen. Dabei gab es zu verschiedensten Tages- und Jahreszeiten viel Entdecken von allerlei stillen und feinen Schönheiten. Bilder und Zeichnungen konnten später oft als Frucht solcher Tage vorgelegt werden. Mit der Jugend und den Alten dieses Dorfes versteht man sich trefflich; die nehmen gern an den kleinen kostenlosen Freuden und Feierstunden teil.

Aber warum nun erzählen von diesem ganz in der Stille lebenden Kreise? Er mag ein Beweis dafür sein, daß sich überall, wo ein Wille ist, Möglichkeiten finden lassen werden, in den Feierstunden, die von der harten Not und Arbeit unsrer Tage uns noch gelassen werden, mancherlei seelisches Gut zu pflegen und zu bewahren. Es sind dazu kein Organisationsgetriebe und keine Programmworte not, auch nicht besondere Mittel. So können auch Volkskreise, die sonst getrennt bleiben — unser altes Leid —, sich freundlich finden auf einem Boden, der jeden Zwist ausschließt, sich finden am Herzen der Heimat, die uns alle trägt. So kann der Sinn sich erschließen für edle Muße und edle Freude und abgewendet werden von der volksverseuchenden Genußgier. Die Unfähigkeit, tiefere und feine, schlichte Freuden zu erleben, ist es ja, die so manches Gemüt am Groben und Wertlosen festhalten läßt. So mögen sich Alter und Jugend miteinander freuen, statt gesonderte Wege zu gehen. So mag die herztief gewachsene Heimatliebe das Band werden, das uns bindet an unser deutsches Volkstum.

In Großstädten sind Arbeiten dieser Art doppelt not, glücklicherweise aber auch verhältnismäßig leichter zu ermöglichen. In der Kleinstadt oder auf dem Lande ist es vielleicht wohl schwieriger, die tragenden und führenden Kreise zu finden, da die, die es zunächst wohl anginge, vielfach schon überlastet sind. Oft wird aber doch schon irgend ein Rahmen vorhanden sein, ein Gemeindehaus, Jugendpflegeveranstaltungen, besondere Vereinigungen. Diejenigen, die als Volksbildner im besonderen Sinne anzusprechen sind, brauchen auch nicht die Arbeit allein zu machen. Es gibt überall Leute, die auf ihrem Gebiete sachlich viel und Schönes zu sagen wissen, ohne Gewohnheitsredner zu sein. Ich denke beispielsweise an einen hannoverschen Bauern, der der zuverlässigste und bedeutendste Forscher in der Siedelungs- und Kulturgeschichte seines Gaues ist.

Wo aber in irgend einer Art und Form kleine Kreise wie der vorhin geschilderte sich bilden und arbeiten, da ist eine Keimzelle, die still mithelfen kann an der Bewahrung und Gesundung unseres Volkstums.

Wilhelm Peper

Das Perlenrätsel

Man muß nicht prunksüchtig und eitel sein, um sich an dem herrlichen Schimmer echter Perlen, an dem Lichtgefunkel und der Farbenpracht schöner Edelsteine zu erfreuen. In ihrem ruhig vornehmen Schimmer bietet die Perle zu dem dringlicheren Lichtsprühen der Edelsteine einen eigenartigen Gegensatz. Dem Wissenden öht die geheimnisvolle Entstehung der Edelsteine und Perlen das Interesse an diesen inodien. Im Innersten der Erde unter dem mächtigen Drucke der sich pressenden Massen, angsamer Abkühlung aus gewaltiger Glut ist der Edelstein geworden. Unter absonderlichen hältnissen bildet sich noch heute auf dem Grunde des Meeres oder des stillen Weihers im nden Muschelleibe die Perle. Beiden Geheimnissen solchen Werdens ist man immer näher mmen. Im Laboratorium schaffen heute die Chemiker die künstlichen Edelsteine, die in be, Härte, Glanz, Feuer den natürlichen nicht nachstehen. Und auch wie die Perlen sich en und auf künstlichem Wege hervorgerufen werden können, ist jetzt bekannt.

In welchen Tieren können Perlen erstehen? Nur im Leibe von Weichtieren, besonders enen, die die Innenfläche ihrer Schalen von einer glänzenden Perlmutterschicht überzogen en. Obenan steht da die Seeperlmuschel des Indischen und Stillen Ozeans, welche in fen von 25—40 Metern ganze Bänke bildet, von denen sie die Taucher heraufholen. Aber unsere Flußperlmuschel, wie sie in klaren, raschfließenden, kalkarmen Bächen noch immer inden ist, bildet in ihrem Mantel schöne Perlen. Und Perlen hat man auch in anderen chtieren, der Malermuschel und Teichmuschel, der Auster, in Miesmuscheln, in Tinten- en vorgefunden. Bei fröhlichem Austernschmause kamen dem Gelehrten Albertus Magnus Perlen zwischen die Zähne.

Wenn es in den Tischgesprächen des Athenäos heißt, daß Androsthenes die Entwicklung Perle in der Muschel mit der der Finne im Schweine verglichen habe, so ist er da unbewußt Wahrheit viel näher gekommen, als so mancher der viel späteren Forscher. Reaumur, r vielseitige Pfadfinder auf verschiedenen Gebieten, war es, der nachwies, daß die Struktur Perle mit dem Baue der Muschelschale übereinstimme. Viel später hat dann F. de Philippi eckt, daß die Entstehung der Perlen durch in den Muschelleib eindringende Schmarotzer nlaßt werde. Genauer hat H. L. Jameson die näheren Beziehungen, welche zwischen narotzerwürmern, Wasservögeln und Perlmuscheln bestehen, aufgedeckt. Durch die Forngen von Hornell und Shipley wurde uns speziell die Lebensgeschichte des Bandwurmes arhynchus unionifactor bekannt, der die Perlenbildung in den Perlenmuscheln der Ceylonke veranlaßt. Der parasitische Wurm schwimmt als winzige Larve frei im Meere herum, dann durch die Meeresströmung mit der Planktonnahrung in die geöffnete Perlmuschel hrt, wandert in die Gewebe der Muschel ein, verkapselt sich hier als Finne, um dann, wenn Wirtin von einem Raubfische verzehrt wird, in diesem sich zum fertigen Bandwurme ntwickeln. Über diesen Erzeuger der Ceylonperlen haben wir dann von zwei berufenen chern, T. Southwell, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter, und J. C. Kerkham, dem Überer der Muschelzucht und Perlfischerei der Ceylon Company, noch weitere Kenntnisse erm. Für ihn kommen nur zwei Wirtstiere, ein Raubfisch, Hai oder Roche, und die Perlchel in Betracht. Bei der im Inneren der Perlmuschel auftretenden Finne entsteht dann ngeschlechtlichem Wege eine neue, kleine Finne, so daß sich auch bei unbedeutender direkter ktion die Zahl der Finnen im Inneren der Muschel erheblich vergrößern kann.

So wären denn das, was wir Perlen nennen, nichts anderes als zu Kugeln umgedelte Muschelschalen und würde diese Umwandlung bei den Seeperlmuscheln durch Para hervorgerufen. Wie aber kommt es in unserer Flußperlmuschel zur Perlenbildung? Dardanken wir u. a. A. Rubbel eingehende Untersuchungen. Die Struktur der Muschelschale vier Schichten unterscheiden, eine äußere organische Substanz, dann die aus prismen-

und kegelförmigen Kalkgebilden zusammengesetzte Prismenschicht, darauf die aus einer äußer und inneren Lage bestehende Perlmutterschicht, endlich die sogenannte helle Schicht. M kennen aus jeder dieser vier Schichten freie Perlen. Auch die Perle selbst, die ein Schliff du eine große Perle erkennen läßt, zeigt sich aus mehreren Schichten zusammengesetzt. Man ka je nach der Lage dieser freien Perlen unterscheiden: Ligamentperlen in der Mantelfalte, i sich in das Muschelschloß hineinzieht, dann kleine, kugelige, oft herrlich glänzende Perlen vo Vorderrand der Mantelplatte, weiters kleine, glashelle Perlen ohne Perlmutterglanz aus de Bereich der Mantellinie, dann Perlen vom Mantelrand, wo sich die größten Perlen befinde weiß bis dunkelbraun oder schwarz, ganz winzig bis erbsengroß, kuglig, halbkuglig oder eiförm außerdem Perlen vom Rande des hinteren Schließmuskels und Muskelperlen, meist von rauh Oberfläche und unregelmäßiger Form. Als besondere Art sind noch die Schalenperlen zu nenne die sich im Mantel der Muschel bilden, dann an die Schale verlagern und mit dieser verschmelze

Im Gegensatz zu der Perlenbildung bei den Seeperlmuscheln bilden sich also die Mante perlen der Flußperlmuschel ganz unabhängig von dem Vorhandensein eines Schmarotzertie Der Kern einer solchen Perle besteht immer aus einem gelben bis gelbbraunen Stoffe, d an die äußerste der genannten vier Schichten gemahnt. Die Bildung der Perle erfolgt unt Mithilfe eines sogenannten Perlsackes, welcher alle Schalenschichten abzuscheiden und an d Oberfläche der Perle abzulagern vermag.

In ganz jüngster Zeit ist es F. Alverdes gelungen, das Werden der Perle und die E zeugung freier Perlen im Inneren des Muschelmantels durch künstliches Eingreifen zu e forschen, wobei er für seine Versuche außer der Flußperlmuschel die bekannte Teichmuschel u Malermuschel unserer Weiher als Versuchstiere verwendete. Es ist ein Irrtum, der sich selb noch in neueren Büchern findet, die Entstehung der Perlen in den Raum zwischen Schale ur Mantel zu verlegen. Jede Perle entsteht im Mantel und steckt wenigstens anfangs in eine Perlsacke, der durch eine einfache Schicht derselben Zellen gebildet wird, wie sie die Mante oberfläche bedecken. Wir verstehen daher, daß auch die Zellen des Perlsackes genau so w die der Manteloberfläche Schalensubstanz abzusondern, also die Perlengebilde zu erzeuge vermögen. Auch die schon erwähnten Schalenperlen, welche dadurch entstehen, daß weite wachsende Perlen den Mantel sprengen, mit der Innenfläche der Schale in direkte Berührun treten, der Perlsack sich mit der Manteloberfläche zu einer einheitlichen Zellschicht vereinigt un die Perle durch einen Überzug mit Schalensubstanz an die Schale festgeheftet wird, sind ech Perlen. Mit solchen Schalenperlen sind nicht die Schalenkonkretionen zu verwechseln, welch dadurch entstehen, daß ein Parasit, ein Steinchen, ein Pflanzenrest oder sonst ein Fremdkörp zwischen Schale und Mantel gerät und nun ebenfalls von Schalensubstanz überzogen wir Das ist ja schon seit Jahrhunderten den Chinesen und Japanern bekannt, welche in großen Teic muscheln perlartige Gebilde künstlich hervorrufen, indem sie die in Körben gesammelten Muschel mit Perlmutterlöffeln behutsam öffnen, zwischen Schale und Mantel kleine Pillen oder aus Per mutter, aus Metall hergestellte Bildchen einschieben, die Muscheln dann in entsprechenden Al ständen voneinander in Kanäle oder Teiche versenken und nach einigen Monaten oder auch er nach Jahren wieder heraufholen, um die mittlerweile mit Perlmuttersubstanz überkleideten, freili nicht perlrunden, aber immerhin wertvollen, perlglänzenden Einschübe wieder herauszunehme

Bei seinen Untersuchungen ist Alverdes von solchen Perlen ausgegangen, welche i Zentrum keinen „Perlkern" zeigten, bei denen es also nicht durch einen ins Innere des Mante gelangten Fremdkörper zur Anregung der Perlbildung gekommen sein konnte, sondern d Anwesenheit der die Schalensubstanz absondernden Zellen allein genügte, die Bildung de Perle zu veranlassen. Dadurch kam er auf den Einfall, Zellen von der Manteloberfläche ab zulösen und mit einer feinen Injektionsspritze in das Mantelinnere zu verpflanzen. Oft scho nach drei Tagen begann sich im Mantelinneren ein Perlsack zu bilden, der dann sofort begann Perlensubstanz abzuscheiden.

Es ist also im Prinzip die Frage nach der künstlichen Erzeugung freier Perlen gelöst. e Anwesenheit von Parasiten oder anderen Fremdkörpern ist zur Perlbildung nicht nötig. müssen bloß Oberflächenzellen, welche Schalensubstanz abzuscheiden vermögen, vorhanden n. In der Natur geschieht dies durch bei der Eiablage oder Einwanderung eines Schmarotzers er noch gröbere Verletzungen herbeigeführte Überführung dieser Zellen in das Innere des uscheltieres. Die eingedrungenen Parasiten oder eingeschleppte Fremdkörper kommen im Verufe der Perlenwerdung in das Innere der Perle zu liegen und werden nun zum „Perlkern".

Ob sich aber künstliche Erzeugung von Perlen überhaupt lohnen kann, das ist eine andere age. Wir haben ja auch die Frage der künstlichen Erzeugung von Diamanten theoretisch löst. Aber wir vermögen vorläufig nur ganz kleine Diamante von geringem Werte künstlich zustellen. Alwerdes, dessen bezügliche Arbeiten bei Ausbruch des Krieges durch Einberufung terbrochen wurden, hat etwa 50 kleine und kleinste Perlen erhalten, von denen die größte halbes Jahr alt war und 1 mm im Durchmesser besaß. Wie bei der Perlfischerei auf Hunrte, ja Tausende Perlen erst eine wertvolle kommt, wird auch bei solcher künstlicher Erzeugnug n Perlen das prozentuale Verhältnis zwischen Perlen guter und schlechter Beschaffenheit n besseres sein. Es wird wohl viel aussichtsvoller sein, der durch unvernünftigen Raubbau d andere Ursachen niedergegangenen Perlfischerei wieder aufzuhelfen, wie dies seitens der ngländer im Orient ganz planmäßig geschieht. Und auch die Zucht der Perlmuschel unserer ßgewässer könnte stellenweise wieder zu Ehren kommen. In der Weißen Elster im sächsischen ogtlande werden noch immer schöne Perlen gefunden; hier und im bayrischen Wald war die rlengewinnung einst häufig. 1814—1857 wurden in Bayern 158880 Perlen gefunden. e böhmische Perlenfischerei aus der Moldau hat F. Löw auf 8000 bis 12000 Gulden jährlich schätzt. Vom Mai bis zum September üben in Schottland die Fischer die Perlenfischerei aus d werden da jährlich Perlen im Werte von etwa 60000 Mark gefunden. In erster Linie langt die Flußperlmuschel klares Wasser und Ruhe, müßte also ihr Wohngewässer vor Vermutzung durch Abfallwässer geschützt werden.

All diese Perlenfragen sind durch Mitteilungen, wie sie eben jetzt durch die Tagespresse gen, besonders aktuell geworden. Zwei japanische Biologen haben im Londoner Savoytel mehrere Hundert Perlen verschiedenster Feinheit zur Schau gestellt, die auf dem Wege gsamer künstlicher Züchtung erhalten worden sind. Seit etwa zwei Jahrzehnten kommen che „gezüchtete" japanische Perlen immer zahlreicher in den europäischen Handel. Bisher ndelte es sich da um die oben erwähnten Schalenkonkretionen, also nicht um freie, kuglige rlen, sondern um Perlblasen halbkugliger Form, deren Hohlraum japanische Kunst so vollmmen mit Perlmuttersubstanz auszufüllen versteht, daß keine Spur einer Naht zu sehen oder fühlen ist. Solche Perlen haben an der Oberfläche vollkommen den herrlichen Schimmer discher Perlen, auf der Unterseite aber nur den matten Schimmer der Perlmutter. Die nst des Juweliers weiß nun solche Perlen in Ringen, Boutons, Hemdknöpfen, Armbändern, awattennadeln so zu fassen, daß sie völlig als echte Perlen gelten. Vielleicht aber ist es jetzt panischer Beharrlichkeit gelungen, ganz runde, freie Perlen heranzuzüchten. Unter den vielen panischen Perlfischereien ist die in der Bai von Agu an der pazifischen Küste Zentraljapans triebene die wichtigste. Hier hat Mikimoto auf Anregung des Zoologen Mitsukuri eine Farm r Perlenzüchtung angelegt, auf welcher für die Muscheln sehr günstige Lebensbedingungen rhanden sind und die Muscheln gegen die verschiedenen Gefahren gut geschützt werden. Man lt etwa dreijährige Muscheln aus der Tiefe herauf, öffnet sie vorsichtig, versenkt Perlmuttergelchen in ihr Inneres, versenkt die Muscheln wieder ins Meer, um sie nach vier Jahren ieder heraufzuholen und, ehe man sie öffnet, vor dem Röntgenschirm auf Perlen zu unterchen. Aber diese gezüchteten Perlen kommen in Hinblick auf den erforderlichen Aufwand Zeit, Mühe und Kapital auch sehr kostspielig zu stehen, ist also die Befürchtung eines Preisrzes im Perlenhandel vorläufig unbegründet. Erst wenn solche Züchtung von Perlen im

großen Maßstabe und leichter, billiger zur Durchführung kommen könnte, wäre ein solch Preissturz wohl unausbleiblich, denn die Perle hat nicht, wie Gold, Diamant, Platin au praktische Verwendung, sondern reinen Seltenheitswert.

Dr. Friedrich Knauer

Kulturfragen der Wirtschaft

Wir stehen an einem entscheidenden Wendepunkt. Es handelt sich nicht nur u unsere staatliche und wirtschaftliche Ordnung im engeren Sinne, sondern mehr no um die Frage, ob unsere Wirtschaft uns zu neuer, namentlich innerer, geistig Kultur verhelfen oder, wie bisher, mehr Hemmnis als Förderung der Kultur bedeuten so.

Kultur ist Leben. Die Richtigkeit dieses Satzes läßt sich nicht beweisen, sondern m fühlen. Den Wert des Lebens muß jeder mit sich selbst ausmachen. Dabei kommt es nicht m auf die Quantität des Lebens, nicht auf Zahl und Dauer an, sondern ebenso auf Qualitä auf Reichtum und Tiefe des Erlebens. Aber nicht das hochgesteigerte Einzelleben kann d Ziel der Volkskultur sein, sondern nur das höchste Erzeugnis aus Quantität und Qualitä Denn unsere Kultur muß soziale Kultur sein, d. h. die Masse oder das Ganze durchdringe Auch der Wert der Masse läßt sich nicht wissenschaftlich beweisen. Ob Schiller mehr wert i als die allgemeine Volksschule, das einzelne Genie mehr als die Hebung von Millionen, i Sache sittlicher Weltanschauung. Sicher ist eines so unentbehrlich wie das andere. Und wen der Fortschritt der Menschheit stets von einzelnen ausgeht, so erfüllt dieser einzelne seinen Zwe doch nur dadurch voll, daß seine Leistung den anderen zugute kommt. Vor allem ist die sozial Kultur die unserer Zeit gemäße, die einzige, in der wir Eigenes, Bedeutendstes leisten könne

Unter diesem Gesichtspunkte hat die Wirtschaftsverfassung des letzten Jahrhunderts ein Großtat zu verzeichnen; sie hat Lebensmöglichkeit für Hunderte von Millionen geschaffen Auf deutschem Boden saßen zu Goethes Zeiten kaum 20 Millionen Menschen; als der Welt krieg ausbrach, waren es fast 70 Millionen.

Aber die Anerkennung der lebenspendenden Kulturmacht des Kapitalismus darf un nicht blind machen gegen die furchtbaren Schäden, die er im Gefolge hatte. Denn die Be reicherung der vermehrten Leben war nicht sein Zweck, und darum leistete er nicht, was e hätte leisten können, wenn er sich in den Dienst sozialer Kultur gestellt hätte. Beide sind nich der Kultur dienstbar geworden, sondern nur dem Erwerbsinteresse. Er sprengte die Band mittelalterlicher Zunftverfassung, unter der die gute Versorgung der Bürger oberster Zwe der Wirtschaft war, machte die Bahn frei für Entfaltung der Technik, des Verkehrs, der Volks wirtschaft; damit ergaben sich unbegrenzte Arbeitsmöglichkeiten und ebenso unbegrenzte Ge winnmöglichkeiten. Man hatte Verwendung für jede Stunde menschlicher Arbeitstätigkeit man konnte Gewinn ziehen aus der Beschäftigung seiner Mitmenschen, und man kam schnel dazu, alles Wirtschaftliche nur unter den Gesichtspunkt des Erwerbs zu stellen.

Zweck aller wirtschaftlichen Arbeit wurde Geldverdienen. Den meisten Fabrikanten erst recht den Händlern, war es ziemlich gleichgültig, mit welcher „Ware" sie ihr Geld ver dienten. Selbst Brotkorn war in erster Linie Erwerbsmittel; darum erschrak man, wenn Ernte zu reichlich ausfielen, und erwog ernsthaft, ob nicht ein Teil vernichtet werden sollte, dami der Rest besseren Preis erzielte.

Folge dieser Auffassung war, daß die Technik ihren Zweck verfehlte. Sie sollte das Lebe der Menschen erleichtern, indem sie Naturkräfte in ihren Dienst stellte. Statt dessen hat sie di Arbeitslast ständig vermehrt. Um den Erzeugern neue Gelegenheit zu gewinnreicher Beschäfti

ung ihrer Maschinen und Mitmenschen zu geben, hat sie den Verbrauchern immer neue „Be irfnisse" eingeredet. Unter ihrem Einfluß haben die meisten Menschen Kultur mit Zivilisation verwechselt. Unser Innenleben erstickt unter der Fülle materieller Güter.

Nicht die Arbeiterschaft leidet unter dieser Veränderung am meisten. Verhältnismäßig n stärksten betroffen sind die Schichten des Bürgertums, der Gebildeten und Besitzenden. Das den Arbeiter vor allem bedrückt, ist eine andere Folge der Technik und des Gewinnstrebens: e Arbeitsteilung. Man hat oft sich beklagt über das Drängen der Arbeiter nach Verkürzung r Arbeitszeit, hat auf Handwerker, Bauern und Hausfrauen hingewiesen, die keinen Achtundentag haben und doch mit Eifer arbeiten. Der Grund des Unterschiedes ist einfach: diese beiten mit Freude, weil sie Anteil nehmen an ihrer Tätigkeit, deren Sinn und Zweck sie nnen. Aber wer Tag für Tag an seiner Maschine steht und irgendeine der kleinen Teilverchtungen moderner Fabrikation leistet, der kann an solcher Arbeit keine Freude haben, weil keinen Sinn darin sieht. Dem Arbeiter ist gleichgültig, was er tut; er schuftet um Lohn ir einen Fremden, weiter weiß er nichts. Und Kernfrage unserer wirtschaftlichen Zukunft , ob es gelingt, durch neue Arbeitsverfassung, durch gesellschaftliche Achtung jeder ehrlichen ätigkeit, wieder neue Arbeitslust und Schaffensfreude in den Massen zu erwecken.

Allgemein ist das Menschentum durch das Wirtschaftsleben verengt zum Fachmenschenum. Wir gehen auf in unserem „Berufe" und übersehen, daß der sogenannte Beruf in neunzig on hundert Fällen nur eine Erwerbsgelegenheit ist, ohne Rücksicht darauf, wozu wir nach Ange und Neigung „berufen" sind.

Nichts ist so kennzeichnend für den heutigen Zustand der meisten Menschen, wie ihre Sehnicht nach Urlaub: damit sie einmal wieder „Menschen" sein können. Eine Fülle von Kulturütern, von geistigen Genüssen, die doch die wertvollsten sind, liegt um uns. Aber wir haben ine Zeit und keine Stimmung, sie zu genießen. Immer neue Bilder, Musik- und Bühnenerke, Bücher kommen auf den „Markt". Das Verhältnis von Kultur und Wirtschaft läßt sich ir nicht schärfer kennzeichnen als durch diesen uns geläufigen Ausdruck. Und durch den anderen, aß die Verbreitung von geistigen Werten ein Handel mit Büchern ist. Nirgends besteht eine rartige Übererzeugung wie auf geistigem Schaffensgebiete. Die Hälfte der geleisteten Arbeit t zwecklos. Denn den sozialen Wert erhält das Kunstwerk doch erst durch die Menschen, die on ihm bereichert werden an innerem Erleben. Dazu kommt, daß geistige Werte unbegrenzt ach Zeit und Raum verbraucht werden können. Noch haben wir die Schätze alter Vergangenheit ei weitem nicht ausgeschöpft.

Jetzt ist Deutschland so verarmt und verschuldet, daß es sich Überproduktion geistiger Werte icht mehr leisten kann. Es wird durch Not und Gewerkschaftsarbeit eine Verminderung der chriftsteller, Künstler usw. eintreten. Aber Gefahr besteht, daß die Auslese ganz falsch geschieht, eil für den wirtschaftlichen Erfolg geistiger Arbeit nicht Kulturwert, sondern Geschäftswert aßgebend ist.

Weil nicht Versorgung, sondern Erwerb das Ziel wirtschaftlicher Tätigkeit ist, haben wir rgessen, daß Staat und Gesellschaft nur auf Gemeinschaftsgefühl beruhen können. Das rrschte einst im Wirtschaftsleben, herrscht auch heute noch in manchen, namentlich ländlichen reisen. Aber im ganzen wird die Wirtschaft vom Kampfe beherrscht, nicht vom Wettstreite, ndern von der Konkurrenz. Und im Mitmenschen sieht man nicht das Subjekt zur Versorgung, ndern das Objekt zur Ausbeutung. Als Käufer oder als Arbeitnehmer sucht jeder seinen olksgenossen sich nutzbar zu machen und strebt nach Herrschaft, die ihm die Ausbeutung erichtert. Das Recht ist diesem Streben soweit nachgekommen, daß es alles, auch die unentehrlichsten Lebensgrundlagen, in das Privateigentum, damit in die Herrschaft einzelner geeben hat. Vor allem den deutschen Boden, ohne den niemand sein und leben kann. Wer in Stück Boden besitzt, darauf zu wohnen, zu arbeiten, davon zu essen, der muß die Erlaubnis on den Eigentümern erkaufen. Und wer kein Tauschmittel, vor allem kein Geld besitzt, hat

keine Daseinsberechtigung, wenn er sich nicht selbst in den Dienst der Besitzer stellt. Er mu seine Arbeitskraft, d. h. seine Lebenszeit hingeben für das Recht, auf „fremdem" Boden (sein Heimat!) leben, von ihren Früchten sich nähren zu dürfen. Dieser Zwang führte zur Herrscha der Besitzenden über die Besitzlosen; führte zum Raubbau an Arbeitskraft und Gesundhe der Millionen, dem wir mit Sozialpolitik zu wehren suchten; führte zum Elend der Heimarbei führte zur Arbeiterbewegung in Partei und Gewerkschaft; führte schließlich mit zu dem Zu sammenbruche von 1918 und zu den krampfhaften Versuchen neuer sozialer Ordnung.

Der Krieg war ein großer Lehrmeister. Er hat unseren Staatslenkern die Weisheit gebrach daß Zweck aller Erzeugung der Verbrauch ist. Aber die neue Erkenntnis von Versorgungs wirtschaft ist nicht folgerichtig durchgeführt worden. Deswegen trat keine allgemeine Zah pflicht neben die allgemeine Wehrpflicht; deswegen gab die Regierung selbst den Anstoß dazu daß der Krieg eine gute Geschäftskonjunktur wurde.

Was in diesem Kriege bankrott gemacht hat, ist nicht der Kapitalismus als Wirtschaftsform sondern der Geist des Kapitalismus, die schnöde Erwerbsgier, die durchaus nicht notwendig mit der Wirtschaftsordnung verbunden war.

Deswegen ist das erste, was wir für Neuordnung gebrauchen, neue Gesinnung: Ge meinsinn an Stelle des herrschenden Egoismus; Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefüh an Stelle des Strebens nach Ungebundenheit, der Sucht, sich jeder Verpflichtung zu entziehen Erst mit neuen Menschen läßt sich neue Wirtschaftsordnung aufbauen, die zwei Gedanken verwirklichen muß: Versorgung der Millionen als oberstes Ziel aller Wirtschaftsarbeit; ge rechten Ausgleich in der Verteilung des gesamten Arbeitsergebnisses.

Erst auf solchen Grundlagen kann eine geistige Kultur erwachsen, die den Wirtschafts verhältnissen entspricht. Die Aufgabe ist furchtbar erschwert durch den verlorenen Weltkrieg Aber sie ist auch um so dringender. Denn je ärmer wir an äußeren Gütern geworden sind, je schwerer wir arbeiten müssen, um die Lasten des Friedens zu tragen, desto mehr müssen wir au inneren Reichtum bedacht sein. Den können wir behalten, der ist unverlierbar und unzerstörbar

Zwei Änderungen gegen früher müssen eintreten. Unsere künftige Kultur muß billig sein Um Lebensmöglichkeit für 60 Millionen zu schaffen, müssen wir unsere Arbeitskraft auf das zum Leben Notwendige werfen, auf entbehrlichen äußeren Tand verzichten. Das schadet gar nichts, wird uns sogar nützen, weil es uns Gelegenheit und Muße gibt zu inneren, geistigen Genüssen, die trotz ihrer Wohlfeilheit wertvoller und nachhaltiger sind als materielle. Und auch dieses Geistige werden wir in billiger Weise schaffen, ohne großen Aufwand von materiellen Dingen. Wir werden auf Ausstattung verzichten, um gediegenen Inhalt zu haben, werden im Theater zu einfachen Mitteln zurückkehren, werden dem Buche, vielleicht auch der Vorlesung höhere Bedeutung als früher geben, werden durch Freude an der schönen Heimat die Auslandsreisen ersetzen.

Das zweite ist die Forderung nach rationeller Wirtschaft, die auf das gesamte Kulturleben übertragen werden muß. Wie in der Gütererzeugung der ökonomische Imperativ schon lange fordert, daß mit geringstem Aufwand möglichst hoher Erfolg erzielt wird, so muß auch im Geistesleben rationell gewirtschaftet werden. In einem Vortrage „Was heißt Volkswirtschaft?" (Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1920) habe ich vor Jahresfrist darzulegen versucht, daß der Begriff der Volkswirtschaft dreifacher Ausweitung bedarf: auf den Verbrauch aller Güter; auf alle geistigen Dinge, von der Verwaltung bis zu Kunst und Wissenschaft; und auf den Menschen selbst, der nicht nur Subjekt, sondern auch das allerwichtigste Objekt der Wirtschaft ist. Die bisherige Warenökonomie bedarf einer Ergänzung durch Menschenökonomie und Kulturökonomie, um wirkliche Volkswirtschaft zu werden.

Dr. Heinz Potthoff

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der Kampf um die Schule

Eine Erwiderung zu den Ausführungen Prof. Dr. Reins (Heft 2; November 1921)

Die Ausführungen des verdienten, lange Zeit führenden deutschen Pädagogen bedürfen der Ergänzung bzw. Berichtigung, gerade weil wir wünschen, daß in den Schulfragen Pädagogen, nicht Parteien wieder mehr zu sagen hätten. Leider ist das im neuen Staat nicht der Fall, obwohl er durch Landes- und Reichsschulkonferenzen diesen Eindruck zu erwecken suchte. Wir verstehen den Protest des wissenschaftlichen Pädagogen gegen eine Bevormundung der politischen Parteien. Allein wir müssen die Wirklichkeit nehmen wie sie ist; auch den Pädagogen bleibt keine andere Wahl; und nur dann werden sie sich Gehör schaffen.

Professor Rein ist mit seinem Schulideal, der Erziehungsschule, die die Jugend zu sittlich-religiösen Persönlichkeiten erziehen soll, völlig im Recht. Auch mit der Folgerung, daß deshalb Kern und Mittelpunkt der Jugenderziehung Religion, Volksgeschichte, Deutsch bilden müssen. Im Recht ist er eben deswegen auch mit der Zurückweisung der „Gemeinschaftsschule" mit konfessionell getrenntem Religionsunterricht. Diese Schule, augenblicklich das Ideal der deutschen Lehrerschaft in ihrer überwiegenden Mehrheit, kann „pädagogisch niemals als Ideal angesehen werden" — wir freuen uns, das wieder einmal aus berufenem Mund zu hören.

Allein das Schulideal Reins: die staatliche Schule auf religiöser, genauer christlich-deutscher Grundlage, läßt sich unter den heutigen staatlichen Verhältnissen nicht mehr durchführen. Es war möglich im alten Staat; der neue ist grundsätzlich und tatsächlich anders. Der alte Staat hatte Staatshoheit und Macht *über* den Parteien; die heutige Staatshoheit ist Parteihoheit und Parteiherrschaft. Der alte Staat war Kulturstaat; der heutige will es freilich auch noch sein; kann es aber ehrlicherweise nicht mehr sein. Welche Kultur will er vertreten? Die protestantische? katholische? sozialistische, kommunistische? Der alte Staat hatte weltliche *und* geistliche Interessen; der neue Staat ist ein rein weltliches Gebilde; für ihn ist Religion allen Ernstes Privatsache. Das wird von Rein bestritten. Er liest aus Art. 184 des RV. zu viel heraus. Mit vollem Bewußtsein ist hier nur von sittlicher, nicht von sittlich-religiöser Bildung die Rede. So sehr wir mit Rein davon überzeugt sind, daß sittliche Bildung nur auf religiöser Grundlage möglich ist, so wenig wird das allgemein zugestanden. Nicht bloß Eltern, sondern auch Lehrer wollen davon nichts wissen; sie betonen mit denkbar größtem Eifer, daß sie die Religion in keiner Form in der Schule haben wollen. Es ist sicher eine Täuschung Reins, wenn er meint: „Der kirchenfreie christliche Religionsunterricht werde auch von Kindern aus Familien, die auf materialistischem oder monistischem Boden stehen, besucht werden; er habe nur das

eine Bestreben, die religiösen Anlagen der Kindesnatur zu entwickeln und zu pflegen." Wir glauben, daß auch solcher Unterricht als „Zwang" empfunden würde. Die Religion überhaupt, besonders die christliche, nicht etwa bloß die christliche Metaphysik, wird von gewissen Kreisen des Volks perhorresziert. Jeder Religionsunterricht ist nach einem in diesen Kreisen gebräuchlichen Ausdruck „Verdummungsunterricht". Auch die Schule nach Prof. Reins Ideal würde als Zwangsschule empfunden. Der neue Staat, der allen Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen neutral gegenübersteht, darf sie nicht als die Schule einführen. Und er kann das nicht.

Oder welcher Art soll nun die Religion in diesen Schulen sein? Rein spricht von der „christlich-deutschen", also von der der christlichen Kirchen. Denn der Staat selber hat keine Religion und keine Behörde für die Pflege dieser Religion. Unsere Kultministerien sind allen Religionsfragen gegenüber inkompetent. Wenn sie, beispielsweise der gegenwärtige Minister in Thüringen, den Religionsunterricht in den staatlichen Schulen dirigieren wollten, könnte die Sache ja recht werden! Das Schulideal Reins gehört der Vergangenheit an, als wir noch keine Parteiregierungen, als wir noch einen Kulturstaat, noch einen christlichen Staat hatten.

Im neuen Staat hat die Gestaltung des Schulwesens nur zwei Möglichkeiten vor sich: Entweder man fordert die staatliche Gemeinschaftsschule mit bloß äußerlich angehängtem Religionsunterricht. Dann ist die Schule lediglich Lernschule, ohne einheitlichen, das ganze Schulwesen beherrschenden und belebenden geistigen Mittelpunkt, ohne innere Gemeinschaft zwischen Lehrern und Schülern und Schülern untereinander. Das ist die Schule, die pädagogisch niemals als Ideal angesehen werden kann. Oder aber, wenn die Schule Erziehungsschule sein soll, in deren Mittelpunkt die Religion steht, muß man die sog. Bekenntnisschule fordern, d. h. die Schule, die nicht bloß im Religionsunterricht, sondern im gesamten Unterrichts- und Schulbetrieb unter dem Einfluß einer einheitlichen religiösen Welt- und Lebensanschauung steht. Eine solche hat der Staat nicht; er verzichtet mit Bewußtsein darauf und überläßt sie den Religionsgemeinschaften. Ihren Charakter müssen demgemäß die Schulen an sich tragen. Damit brauchen sie nicht Kirchenschulen zu werden; noch weniger bedürfen sie geistlicher Schulaufsicht. Das können die Lehrer selbst besorgen; aber sie sollen derselben Religionsgemeinschaft angehören, wie die Schulen, damit die ganze Schule von einem Geist durchwaltet und beherrscht werde.

Wir hoffen, Herr Prof. Rein wird von seinem Schulideal aus unter den heutigen staatlichen Verhältnissen die einzig mögliche Konsequenz ziehen und mit seiner ganzen Autorität eintreten — nicht für die Kirchenschule; um sie handelt es sich wenigstens auf evangelischem Boden nicht —, aber für die Schule mit einheitlichem religiösem Geist, also auf evangelischem Boden für die evangelische Schule. Prof. Dr. Faut (Stuttgart)

* * *

Entgegnung

Den vorstehenden Ausführungen des Herrn Prof. Faut bin ich dankbar, weil sie mir Gelegenheit geben, noch einmal auf die grundlegenden Gedanken meines Artikels zurückzukommen und sie kurz zu beleuchten.

Die Hauptabweichung zwischen uns besteht in der Auffassung des Staates. „Der alte Staat," schreibt Herr Prof. Faut, „war Kulturstaat; der heutige will es freilich auch noch sein, kann es aber ehrlicherweise nicht mehr sein... Der neue Staat ist ein rein weltliches Gebilde, für ihn ist Religion allen Ernstes Privatsache." Das habe ich bestritten und bestreite es noch. Der neue Staat hat sich zwar der Form nach geändert, hat aber damit den Begriff und die Aufgaben des Kulturstaates nicht aufgegeben. Im Art. 149 der RV. behält er sich ausdrücklich die Oberaufsicht über den Religionsunterricht vor. Im Art. 184 der RV. wird

der Staat auf sittliche Grundlage gestellt. Wer sie aber anerkennt, der bekennt sich auch, ohne es auszusprechen, zu religiöser Fundamentierung. Denn Sittlichkeit ohne religiöse Grundlage ist ein Unding, es sei denn, daß man den Eudämonismus oder Energismus schon für sittliche Größen hält. In der sozialistischen Zeitschrift „Die Glocke" habe ich es auszuführen versucht, daß es falsch ist, den Staat für ein weltliches Gebilde zu halten und daraus die weltliche Schule abzuleiten, eine Folgerung, die nicht scharf genug abgewiesen werden kann. Die große Gedankenarbeit, die wir Deutsche geleistet haben, um über den Begriff des Rechtsstaates in die Sphäre des Kulturstaates uns zu erheben, wird durch den Wechsel der Staatsform nicht aufgehoben, sondern vielmehr in ein helleres Licht gerückt. Die Bestimmung über den Charakter der Schule fällt nicht den politischen Parteien, und nicht den aus ihnen hervorgegangenen Staatsmännern zu, sondern allein den Erziehungsberechtigten, wie es in Art. 146, 2 heißt. Damit ist dem Prinzip der Gewissensfreiheit die Bahn frei gemacht worden, wie es von mir in meiner Pädagogik (Langensalza, Beyer & Mann. 2 Bde., 2. Aufl.) seit langem gefordert worden ist. Wir geben damit allerdings die Einheitsschule nach ihrer Innenseite auf und erhalten eine Mehrheit von Erziehungsschulen von verschiedenem Charakter in bezug auf Welt- und Lebensanschauung. In ihrem Wettbewerb mag sich dann herausstellen, welche Art die größere Kraft zur Stählung unserer Jugend zu entfalten vermag. Die Erziehungsschule mit einem Religionsunterricht auf christlich-deutscher Grundlage, der im Leben und in der Lehre Jesu nach evangelischen Zeugnissen gipfelt, scheut den Wettbewerb nicht und hofft hier in Thüringen immer weitere Kreise für sich zu gewinnen, zumal die freie Volkskirche Thüringens ihrer Entwicklung mit freudiger Teilnahme folgt. W. Rein

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Deutsch als dritte Nationalsprache Belgiens

Macterlinck schrieb einmal unvorsichtigerweise: „Il n'y a pas d'âme belge" (Es gibt keine belgische Seele). Diesmal hat er recht. Klio gibt ihm recht: Belgien begeistert sich an etwas, was es geschichtlich nicht besitzt: L'âme belge.

Die Ahnenreihe der Wallonen geht auf die Kelten zurück. Sie waren die Urbewohner in den romantischen Tälern des Landes, bis das Germanenheer mit dem Rechte der siegenden Macht sie daraus verdrängte.

Das geschah im 5. Jahrhundert. Zwischen den Völkern und ihrem Sprachgebiet erhebt sich der Ardennerwald.

Nach dem spanischen Erbfolgekrieg fiel das teilweise schon an Frankreich abgebröckelte Belgien an das Haus Habsburg. Bis zur großen Revolution. Aus dem Schoße Frankreichs entfiel es dann nach den Freiheitskriegen an Holland. Unter der holländischen Herrschaft standen den über drei Millionen Belgiern, Wallonen, Flamen zwei Millionen wesentlich germanischer Holländer gegenüber.

Aus der Julirevolution 1830 ging alsdann das Staatsgebilde Belgien hervor.

Das sind die wichtigsten Meilensteine auf dem langen Wege seiner geschichtlichen Entwicklung.

Besagte Julirevolution wurde programmäßig wie ein Festival folgendermaßen angekündigt: „Montag, 23. August: Kunstfeuerwerk, Dienstag, 24. August: Illumination, Mittwoch, 25. August: Revolution."

L'âme belge, n'est-ce pas?

Ist die Seele nicht Sprache des Blutes? Jedenfalls ist der belgische Staatskörper von starker Blutmischung durchsetzt. Fünf Teilen wallonischer Bevölkerung stehen sechs Teile flämischer gegenüber. Kampfbereit. Während der deutschen Besetzung reckte sich das junge Flamentum hilfesuchend nach der mächtigen deutschen Hand empor, auf daß ihm nach dem siechen Zusammenbruch des durch die belgische Regierung unterdrückten Nationalgefühls endlich und endgültig volles Recht werde.

Haben wir aber vergessen, daß an der deutsch-belgischen Grenze in der Provinz Lüttich sich ein Landstrich von 11 Dörfern mit insgesamt 20 000 Einwohnern und im Belgisch-Luxemburgischen von 25 Dörfern mit etwa 50 000 Einwohnern hinzieht, die wir als Deutsch-Belgier anzusprechen haben? 70 000 Blutzeugen des Deutschtums in Belgien!

Zugunsten dieser Deutsch-Belgier setzte in der Vorkriegszeit die sattsam bekannte Sprachenbewegung ein, die von dem geistvollen Pol de Mont in folgenden Worten unterstützt wurde: „Die flämische Bewegung ist allein aus dem Grunde berechtigt, weil die vier Millionen Flamen in Belgien nun einmal da sind, und so ist auch die deutsche Bewegung aus dem Grunde berechtigt, weil es in Belgien 70 000 gesetzlich als Vollbürger anerkannte Deutsche gibt. Auf die größere oder geringere Zahl kommt es hiebei gar nicht an. Die Deutschen verlangen ihr Recht, und wird ihnen das nicht gewährt, so geschieht ihnen eben Unrecht, das dadurch nicht aus der Welt geschafft wird, daß sie sich Wallonen und Flamen gegenüber in der großen Minderheit befinden."

Diese damalige Sprachenbewegung, die von den schwerfälligen Deutschbelgiern wenig und von der reichsdeutschen Presse gar nicht unterstützt wurde, berief sich auf ein verbrieftes Recht in der belgischen Verfassung. Auf die verfassungsrechtliche Gleichberechtigung der Deutschen als dritte belgische Nationalsprache.

Diese verfassungsmäßige Gewährleistung ging hervor aus dem Revolutionsjahr durch Erlasse vom 16. und 27. November sowie durch Gesetz vom 19. September 1831. Die Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der flämischen wurde anerkannt und eine deutsche Übersetzung aller Regierungsakte angeordnet.

1839 erfolgte dann die Abtretung des Großherzogtums Luxemburg an die Niederlande, mit ihr ein nicht unbedeutender Bruchteil Deutschbelgier. Seitdem fühlt sich die belgische Regierung nicht mehr bemüßigt, die Übersetzung der Regierungsakte ins Deutsche beizubehalten. Schwang sich aber auch nicht dazu auf, das Gesetz vom September 1839 aufzuheben. Sie nahm diese ganze deutsche Sprachsache eben als Lappalie, als welche sie sie gefühlsmäßig immer eingeschätzt hatte.

Tatsache ist und bleibt aber, daß dies Gesetz in Belgien bis auf den heutigen Tag in unzweideutiger Rechtskraft weiterbesteht. Doch wurde dies Sprachrecht der Deutschbelgier aus dem öffentlichen und amtlichen Leben verbannt. Nur ein paar Notstunden wurden in der Volksschule zugelassen. In der Kammersitzung vom 28. Dezember 1898 tat der damalige Justizminister die deutschbelgischen Ansprüche mit dem Satze ab: „Pour moi, ce n'est pas une langue."

Wie sieht nun die Sprache aus, die überhaupt keine ist? Sie ist das, was Adolf Bartels reines Germanentum nennt: Niederdeutsch. Deutsch in fränkischer Mundart. Der Unterricht in der Volksschule wurde, wie gesagt, in deutscher und französischer Sprache erteilt. Doch brauchten die Lehrpersonen keinen Befähigungsnachweis für deutsche Sprachkenntnisse zu erbringen. Wie denn die Verwelschung des Flämischen nach und nach in Belgien vor sich geht, so auch die des Deutschbelgischen. Der Flame sagt nicht mehr: „Ik ga wandelen", sondern verwelscht: „Ik ga promeneeren." Ebenso durchsetzt sich das Niederdeutsche mit verstümmeltem Französisch.

Heute, wo der Haß hinter schwarz-gelb-roten Grenzpfählen loht, vergegenwärtige man sich, wie viel rein deutsches Blut im belgischen Staatskörper steckt. Zu den 70 000 Deutschbelgiern stoßen die viereinhalb Millionen Flamen urdeutschen Stammes, die in ihrer jungen Bewegung für eine „national gesäuberte Kultur" eintreten.

Hinzuzurechnen sind die — besonders in der Vorkriegszeit — nach Belgien ausgewanderten Deutschen. Schon in Friedenszeiten flammte es in der belgischen Presse auf von Schlagworten: „Die Überflutung Belgiens durch das Deutschtum". — „Die Eroberung Antwerpens durch 50 000 Deutsche." In den Mobilmachungstagen spitzten sich diese Warnungssignale zu Posaunenstößen der Deutschenhetze zu: „Überall setzen sich diese Deutschen in unsern Geschäften fest, reißen den Handel an sich, überschwemmen uns mit ihrem Schund . . ."

Ritterlicher dachte in diesem Falle König Leopold, der verschiedentlich offen aussprach, daß gerade die Deutschen Belgien großmachen halfen. Dieser gewiß nicht sentimentale König verhalf nur klipp und klar der geschichtlichen Wahrheit zum Wort.

Waren es nicht die deutschen Fugger, die über Brügge und Antwerpen eine nie dagewesene Glanzzeit hervorriefen? Auf dem Steinhauerwall in Antwerpen erhob sich der Palast Fuggers, das Andenken an Anton Fugger krönend, der 1560 dort starb, der Stadt mehrere hundert Millionen Grundbesitz hinterließ, darunter einige zwanzig Grafschaften, Rittergüter usw. Dazu 120 Millionen bares Geld. Und erinnern möge man sich an das Wort, das Konsul de Bary anläßlich des Besuches deutscher Bürgermeister und Handelskammerpräsidenten in Antwerpen sprach: „Es gab stets Deutsche in Antwerpen, und wenn es manchem gelungen ist, in der Metropole zu angesehener Stellung zu gelangen, so vergessen wir nicht, daß es der Stadt stets zum Besten gereichte."

Vergeßt es nicht! Es gibt etwas, das den wildesten Haß überdauert: das ist das Blut.

Nanny Lambrecht

Das Problem der Arbeiterdichter

Bei der Wertung echter Kunst gibt es keine sozialen Schranken. Es gilt noch heute, was Heinrich Hart 1885 schrieb: „Keine anderen Schranken gelten als die des Talentes gegen die Mittelmäßigkeit, der dichterischen Persönlichkeit gegen den Dilettantismus."

Wenn trotzdem die Zahl der unerkannt verblühenden Talente gerade aus den unteren Schichten beträchtlich ist, so kommt das daher, daß Talent allein den Dichter noch nicht ausmacht und manches schöne Können untergeht in der Unzulänglichkeit der Welt- und Kunstanschauung.

Ein erschütternder Schrei nach Bildung und Schulwissen klingt aus den Bekenntnissen aller Arbeiterdichter. So schrieb dem Verfasser einst der selbst aus den Arbeiterkreisen hervorgegangene Berliner Redakteur E. Preczang: „Der Nichtakademiker geht in Hinsicht auf die natürlichen Anforderungen der Kunst mehr oder weniger im Dunkeln. Die Helle theoretischer Kenntnisse, die Vergleichsmöglichkeiten des literarisch Gebildeten, dem das Wesen der künstlerischen Betätigung in zahlreichen Beispielen erklärend eingeprägt wurde, fehlen ihm. Er sucht und — folgt in Ermangelung anderer Führer nur seinen Empfindungen, die ihm keinen sicheren Maßstab geben können. Es gibt ja in der Großstadt auch für den Autodidakten mancherlei Belehrungsmöglichkeiten (freie Hochschulen, Arbeiterbildungsschulen, Bibliotheken usw.). Ich bin nicht daran vorbeigegangen. Vielleicht sind auch einige Körnlein dieser Wissenssaat in mir zu Frucht und Reife gediehen. Aber vieles ist auf dem schlecht vorbereiteten Acker taub untergegangen, weil ihm die methodische Bearbeitung und die Möglichkeit richtiger Einordnung fehlten. Das meiste ist wohl in der physischen Ermüdung und in der stets vorhanden gewesenen Sorge um das nackte Leben ertrunken. Der werktätig Schaffende hat häufig nicht so sehr mit der Sache als mit sich selber zu kämpfen, d. h. mit den natürlichen Forderungen seiner Natur, die nach abspannender Erwerbsarbeit ihre Rechte geltend macht. Mancher setzt es durch und zwingt sein Hirn zur Aufmerksamkeit. Aber er soll's auch verarbeiten. Wann? Man kann am Tage sein Brot verdienen und in der Nacht Bücher lesen, lernen oder Verse schreiben. Man kann mit Hilfe von Tee und starkem Kaffee die ruhefordernden Nerven zu neuer Anstrengung peitschen. Man kann den Schlaf für überflüssig erklären und eine Zeitlang wirklich mit kurz bemessenen Ruhepausen auskommen — aber einer solchen Periode gesteigerten Schaffens folgt unweigerlich die Reaktion auf dem Fuße."

In diesen Betrachtungen liegt viel bittere Wahrheit. Freilich gilt sie nicht nur für den aus den unteren Schichten Stammenden. Sie gilt in dem gleichen Maße auch für den bürgerlichen Autodidakten, ja für ihn wohl noch besonders, weil seine Tagesarbeit gewöhnlich schon den Geist bis zu den äußersten Grenzen angespannt hat, während der Arbeiter vielfach körperlich ermüdet, aber geistig frisch an die außerberufliche Arbeit herantritt, weil der Handwerker häufig einige Jahre Wanderschaft hinter sich hat, die ihm zu einem Quell strotzender Lebenskraft werden konnte. Anderseits ist aber der Schritt des bürgerlichen Nichtakademikers nicht halb so weit gespannt wie der, den der proletarische Nichtakademiker zu tun hat, denn das Bürgertum steht allgemein schon auf einem höheren Bildungsdurchschnitt.

Glücklicherweise hat die Arbeiterbewegung der letzten Jahrzehnte frühzeitig den Bildungshunger ihrer Kreise, die Bedeutung, die auch für sie vertieftes und umfassendes Wissen besitzt, erkannt und hat ihm durch Gewerkschaftsvorträge, durch Arbeiterbildungsvereine, durch Volkstheater und Bibliotheken gerecht zu werden versucht. Es darf nicht vertuscht werden, daß in allen diesen Einrichtungen viel, vielleicht absichtliche Einseitigkeit herrschte, dennoch ist selbst diese einseitige Schulung dem ungelenken und unbeeinflußten Selbststudium vorzuziehen. Auf welche Gebiete nämlich der Arbeiter gewöhnlich verfällt, zeigen am trefflichsten die Erhebungen Dr. Levensteins, Forschungen auf dem Gebiete der Arbeiterpsychologie. Nach ihm besteht die Lektüre des proletarischen Einzelgängers im wesentlichsten in okkultistischen und

eosophischen Schriften, zu den günstigeren Fällen zählt schon das Studium des bekannten uches von Dr. Bilz. Ganz charakteristisch für das grüblerische heiße Streben nach Erkenntnis t der Umstand, daß 37 Metallarbeiter, 16 Textilarbeiter und 2 Bergleute als ihre Lektüre ietzsche bezeichneten; und es ist ein recht schlagender Beweis für die gefährliche Systemlosigkeit, aß daneben gleich die „Nacktheit" und die „Schöne Matuschka" genannt werden.

Neben der fehlenden Schulbildung ist es die Lebensanschauung, die vielen Arbeiterchtern zur gefährlichen Klippe wird.

Wenn wir die Lebensgeschichte der einzelnen Arbeiterdichter verfolgen, finden wir ist bei jedem dasselbe erschütternde Bild: Schmale Bissen, Hunger, harte Worte, Prügel, ühzeitige Sorgen ums tägliche Brot, frühzeitig schwere körperliche Arbeit, zahlreiche Gehwister, Groschenrechnen daheim, wie oft auch widerliche häusliche Auftritte — das sind die rinnerungen an ihre Jugend. Die Schule wird vernachlässigt. Der Junge soll verdienen elfen, und häusliche Schulaufgaben sind unnötige Zeitvergeudung.

Vom Kampfe des Lebens schon zermürbt in Kindheitstagen, wird der heranreifende lann durch die Tätigkeit in der Fabrik vergiftet im Zusammensein mit den älteren Kollegen, deren Seelen der Klassenhaß schon unausrottbare Wurzeln geschlagen hat. Oder der junge eselle geht auf die Wanderschaft und blickt mit erschauernden Augen in die dunkelsten Tiefen s menschlichen Seins, fühlt den Stachel brennen in seiner Brust, weil ihm die von lichtscheuen lementen der Landstraße betrogene Gesellschaft mit Mißtrauen und Verachtung entgegenitt. „Da erzählten," so berichtet Preczang von seiner Wanderschaft, „menschliche Ruinen re Lebensgeschichte, die der Verachtung des honetten Bürger- und Bauerntums die eigene erachtung hohnlachend ins Gesicht warfen und sich für die Schuld der Gesellschaft dadurch ichten, daß sie auf alle Moralsatzungen spien und der Kultur in jeder Form den Krieg erärten. Das gilt nicht für die Masse, den Durchschnitt, aber es waren charakteristische Tiefunkte des Milieus."

Und was birgt ihr Mannesleben?

Unterernährung, Schlafmangel, Nachtarbeit, freudlose, automatische und doch schwerste rperliche Tätigkeit, nicht enden wollender Kindersegen, häusliche Zerwürfnisse, Not, Sorge, elischer Druck, Mißmut über die Abhängigkeit vom Brotherrn — tiefster, lebenverneinender essimismus.

Und doch ist es ein grundlegender Fehler, daß man im Bürgertum immer die Lösung s proletarischen Problems in wirtschaftlichen Änderungen sucht. Für den Durchschnitt mag eine Teillösung des Problems sein, für das in den Tiefen ringende Talent bedeutet die Abhme von Sorge und Not, die Beteiligung am Gewinne noch keine Befreiung von dem atemklemmenden Drucke. Auch unsere bürgerlichen Großen haben gehungert und gefroren, haben n Fluch bitterster, nackter Armut getragen, und auch das Talent aus den unteren Schichten ürde den Druck der wirtschaftlichen Not überwinden. Was es so oft zerbricht, ist der *seelische* ruck, der auf dem ganzen Proletariat ruht, der auf der verfeinerten Seele zehnfach schwer stet denn auf dem abgestumpften Arbeitsgenossen.

Es ist das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst des Berliner Arztes Dr. Levenstein, n Schleier von dem chaotischen Ringen, das sich in der Tiefe abspielt, gerissen zu haben. iese Forschungen machen manche Feindseligkeit verstehen, die uns von diesen Schichten entgegengebracht wurde.

Nicht Hunger und Armut allein sind es, die mit Zentnerlast auf der Brust des Arbeitsannes lasten, schwerer bedrückt ihn die Vergewaltigung der geistigen Persönlichkeit durch n *Mechanisierungsprozeß* der modernen Maschinenarbeit. Die größere Indienststellung r Naturkräfte, die nahezu raffiniert gewordene Benutzung technischer Hilfsmittel, die Arbeitsganisation der Großindustrie haben nicht nur die körperliche, sondern hauptsächlich die geistige etätigung des Menschen immer mehr ausgeschaltet und damit in demselben Maße die Arbeits-

freudigkeit herabgedrückt, als die systematische Arbeitsteilung an Umfang gewann. Die Menschen schaffen jahrein, jahraus nur an Teilen, ja die einzelnen Betriebe fertigen selbst nur Teilprodukte, so daß der Arbeiter nicht einmal auf dem Fabrikhofe das fertige Werk sieht, dessen Teile aus seinen Händen hervorgegangen sind. So wird in der Seele des Einzelnen das Zielbewußte der Arbeit ertötet; und damit auch die alle Mühen vergessen machende Freude am Geschaffenen.

Man muß es aus ihrem eigenen Munde hören, um sie ganz zu verstehen, wie sie die Eintönigkeit ihrer Beschäftigung niederdrückt.

Sie sinnieren bei der Arbeit, grübeln, spinnen an Problemen, deren Lösung zu finden ihnen die einfachsten Schulkenntnisse fehlen. Fühlen das selbst, murren, nähren überschwengliche Hoffnungen, gehen unerfüllbaren Träumen nach; und immer wieder kehrt der Kreis ihrer Gedanken zu dem zurück, was ihnen versagt bleibt: Besitz, Reichtum, Unabhängigkeit.

Es darf nicht verkannt werden, daß einem Bruchteil von ihnen, bescheidenen, freundlichen Naturen, gerade die Eintönigkeit ihrer Beschäftigung zur Freude wird. Bei ihnen löst die andere geistig tötende Monotonie erst ihre geistigen Kräfte aus und entführt sie dem Alltagselend. Der gleichmäßige Gang des sausenden Webstuhles und der ratternden Spindeln wirkt auf sie wie Musik. Wir kennen unzählige Gedichte, die unter dem gleichmäßigen Klingen der Maschinen entstanden sind. Immerhin dürften das nur Ausnahmeerscheinungen sein, denn das wirkliche Talent nährt in sich ewig und unauslöschlich den stürmenden Freiheitsdrang.

Woran sich die Mehrzahl von ihnen in Verzagtheit und Verzweiflung klammert, ist der Sozialismus. Er wird den gärenden Talenten zur seelischen Erschütterung, die ihre dichterische Schöpferkraft auslöst, zum Borne, aus dem sie Vergessen tranken ihrer wirtschaftlichen Not, aus dem sie Mut und Initiative zogen. Als Levenstein 1910 in Berlin seine Ausstellung dilettantischer Arbeiterkunst zusammentrug, mußte er feststellen, daß sich künstlerische Betätigung fast ausnahmslos in den Kreisen der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft fand. So muß man den Sozialismus tatsächlich als Kulturfaktor, als eine in ihren Kreisen aufbauende Bewegung werten.

* * *

Noch immer ist die Zahl derjenigen gering, die wahrhaft verstehen, wie sich das Leben in diesen unverbildeten Seelen widerspiegelt, wie es in ihnen nach Ausdruck und Erlösung ringt. Denn nur die wenigsten vermögen sich — eine Hauptforderung, wollen wir die Arbeiterdichtung recht würdigen — damit abzufinden, daß auch in den Werken durchaus sympathischer Arbeiterdichter Tendenz den Grundton mehr oder weniger bildet, zuweilen Haß aufglüht und Kampf angesagt wird. Im Arbeiterdichter, der meist mit ganzem Herzen dem Sozialismus ergeben, der vielfach seiner ganzen Lebenslage nach persönlich von allen Nöten eines Arbeiterdaseins bedrängt ist, wird mehr oder weniger immer Kritik und Kampflust, eigenes Leid und Zukunftsglaube mit dem starken Drange nach schöpferischer Wirksamkeit zu einem Strome zusammenfließen; hauptsächlich in ihrem Anfangsstadium werden ihnen nur hin und wieder rein lyrische Gedichte und Stimmungsbilder gelingen. Nur aus diesem Grunde läßt sich in der Kunst der Begriff des Arbeiterdichters aufrecht erhalten. Wir können und wollen gewiß keine Klasseneinteilung in der Kunst gelten lassen, aber wir kommen um diese Einteilung nicht herum, wollen wir die Voraussetzungen nicht aus dem Auge verlieren, die ihren Schöpfungen zugrunde liegen.

Die Zahl echter Dichter im Arbeitsgewande ist groß. Alljährlich wird eine Fülle von Gedichten gedruckt, die Leute aus dem Volke — Eisenbahner und untere Postbeamte, Bergleute, Kellner, Gärtner, Weber, Feuerwehrleute, Schlosser, Tischler, Schuhmacher und Friseure — zu Papier brachten. Von 1153 in seine Forschungen einbezogenen Textilarbeitern erhielt Levenstein 817 Gedichte; und es blutet einem das Herz, wenn man sich überlegt, was diese Leute wohl hätten schaffen können, wenn eine abgeschlossene Schulbildung ihren Ge-

ichtskreis erweitert hätte, wenn sich ihre besten Kräfte, deren Proben sich oft namhafte Größen nicht zu schämen brauchten, nicht in einem nervenzerrüttenden schweren Beruf verbrauchen müßten. Es sind sensitive Naturen, die durch die Manieren der Altersgenossen, durch die Inhaltslosigkeit ihres Lebens, die Nichtigkeit ihrer Bedürfnisse abgestoßen werden und sich bald zurückziehen. Aber ihr durch die Einsamkeit gesteigertes Innenleben ringt nach Ausdruck.

Da schreiben die einen hastend, unbeholfen nach, was sie gelesen, was ihnen der Parteihaß in den Versammlungssälen und Fabrikhöfen entgegenschrie, was aus der eigenen Not heraus Widerhall fand in ihrer Seele und Wurzel schlug — ungezügelt, leidenschaftlich, voll Haß. Da dichtet einer sogar dadaistisch, unbeholfen, aber nicht unbegabt, nur daß man das frühreife Talent spürt und mit einem leisen Bedauern erkennt, daß er ungeschult so nicht weiterkommen wird. Da zeigen andere eine erstaunliche Fähigkeit, Anregungen in sich zu verarbeiten und glücklich mit persönlichen Empfindungen zu verknüpfen. Hier und da stürmen einzelne ganz primitiv vor, völlig unbeeinflußt, sichtlich ohne jede Anregung, ohne Vorbilder, lediglich dem Drange ihrer natürlichen Veranlagung folgend — kindlich, groß. Einzelne gehen ruhig und zielsicher ihres Weges, und man hat das freudige Gefühl, daß sie sich über kurz oder lang zu vollen, künstlerisch ausgereiften Leistungen durchringen werden — das alles in kurzen Mittagspausen, den Essenskrug neben sich, auf einem Stein in dem dumpfen Fabrikhof sitzend, in dämmernden Abendstunden, umgeben von einer lärmenden Kinderschar, oder an fleißig genutzten Sonntagen zu Papier gebracht.

Wer sich mit warmer Liebe auch in ihr noch ungeklärtes, unbeholfenes Schaffen versenkt, der hört den sehnsüchtigen, glühenden Schrei nach Licht und Luft.

* * *

Es ist nicht die Absicht dieser Studie, etwa für einen oder den anderen Arbeiterdichter Stimmung machen zu wollen. Der Arbeiterdichter darf, will er sich selbst und seiner Kunst treu bleiben, von uns weiter keine Förderung verlangen als die wir dem Talent überhaupt schulden. Dagegen wäre es unrecht, ein Talent nicht zu fördern, weil es von unten kommt. Niemals darf uns die Furcht vor ihrer Konkurrenz leiten, denn die Gefahr ist dann immer groß, daß dadurch Talente verkommen und unweigerlich in die Kampfschar wider die bürgerliche Gesellschaft übergehen. Schon sozialpolitische Klugheit erheischt, jeder Begabung die Möglichkeit voller Entfaltung, die Stelle der höchsten Wirksamkeit zuzuweisen, denn wir dürfen nicht verkennen, daß gerade das Wissen und Können dieser Talente berufen ist, die Brücke zwischen den beiden Klassen zu schlagen. Ihre Stimme dringt leichter in die unteren Schichten als die des bürgerlichen Dichters, der, wendet er sich an die arbeitenden Kreise, immer auf Mißtrauen und Voreingenommenheit stößt; und das Echo, das die Werke der Arbeiterdichter finden, wird um so nachhaltiger und zwingender sein, je mehr sie sich täglich neu aufstehenden und quälend empfundenen Fragen zuwenden; jede echte Dichterstimme aber muß veredelnd und läuternd auf die breite Masse wirken.

Eine besondere Förderung der proletarischen Talente ist im übrigen schon deshalb nicht erforderlich, weil das bürgerliche Talent nur in den weitaus seltensten Fällen einen Vorsprung vor dem Arbeiterdichter hat, die fast immer in der sozialdemokratischen Presse ein Unterkommen finden, ganz abgesehen davon, daß auch das Bürgertum viel eher Interesse zeigt, wenn es sich um Talente handelt, die aus den unteren Schichten kommen. Und was für das große Publikum gilt, gilt in erhöhtem Maße für die Verleger. Es ist leicht nachzuweisen, daß das proletarische Talent recht oft bei Verlegern ankommt, an deren Pforten gleichwertige bürgerliche Talente immer wieder vergeblich klopfen.

Wohl aber birgt das Arbeiterdichtertum ein Martyrium. Sie empfinden härter als die große Masse die ihrem Stande, ihrem Können und Wissen gezogenen Grenzen; ihre empfindliche Seele leidet unter der Roheit der eigenen Klassengenossen; sie werden als Eigenbrödler und Außenseiter von der Welt, aus der sie gekommen sind, höhnisch bespöttelt und be-

lächelt. So tragen sie eine unsichtbare Dornenkrone auf dem Haupte; und nur das Aufgehen in dem eigenen dichterischen Schaffensdrang erschließt ihnen eine neue Welt, in der sie die Dornen der Krone und die blutigen Male, die sie gerissen, nicht fühlen...

Wir finden viel Anfeindung, viel Kampfansage in der Arbeiterdichtung, aber auch eine reiche Fülle von künstlerischem Verständnis und Schönheitssinn, von heißer Sehnsucht und ehrlichem Schaffensdrang. Das macht uns das Herz höher schlagen und weckt eine ehrliche Freude am deutschen Gemüt und am deutschen Geiste, dem auch Arbeitsstaub und stickige Fabrikluft, dem auch Not und Elend nicht den Sinn für die Schönheit der Natur und die tiefsten Rätsel unseres Lebens, nicht die Freude am Fluge in die stolzen Höhen des Idealen und der Kunst nehmen können.

Felix Leo Göckeritz

Die metaphysische Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart

Das geistige Leben unserer Zeit, wie es im philosophischen Denken seinen Niederschlag findet, scheint mir an einem Punkt angelangt zu sein, der ein gewaltiges Ringen zwischen überlebten Denkformen und neuen, schöpferischen Geisteskräften zum Ausdruck bringt. Wir stehen seit fast anderthalb Jahrhunderten im Zeichen Kants; unsere Kultur trägt, wenn auch nicht überall und allen deutlich sichtbar, kantische Gesichtszüge. Das philosophische Denken des gesamten 19. und angehenden 20. Jahrhunderts ist an Kant orientiert, selbst die Richtungen, die seine Bekämpfung auf ihre Fahne geschrieben haben. Lawinenartig hat sich das Werk des Königsbergers in den zahllosen neukantischen Denkrichtungen über unser geistiges Leben ergossen; wir haben innerhalb der Kantischen Philosophie eine solche Verfeinerung des Denkens, solch unendlich viele Verästelungen und Verzweigungen, solche Begriffsübergipfelungen und, man möchte fast sagen, geistige Akrobatenkunststücke erlebt, daß es den Eindruck macht, als ob weitere Steigerungen auf dem Boden dieser Denkweise in öder Unfruchtbarkeit erstarren möchten. Wir wollen damit dem Lebenswerk Kants keineswegs die ungeheure Bedeutung absprechen, die ihm auch heute noch zukommt. Wir meinen damit nur, daß es allmählich an der Zeit ist, über den toten Punkt hinauszukommen, an dem der Kantianismus angelangt ist, und daß ein frischer, lebendiger Wind von einer anderen Richtung her dem stagnierenden Denken unserer Zeit wieder neues Leben zuführen möchte.

Dem, der mit aufmerksamem Ohr nicht nur den von der Mode getragenen, sich oft allzu laut anpreisenden, sondern auch den unter der Oberfläche pulsierenden, aber deswegen nicht weniger bedeutsamen Denkrichtungen der Gegenwart lauscht, klingen die Klänge, die neues Leben künden, schon zu starken Akkorden zusammen. In äußerst verdienstvoller Weise ist zum erstenmal der Versuch einer systematischen Darstellung dieser neuen schöpferischen Geisteskräfte in einem vor Jahresfrist erschienenen Buch von Dr. Peter Wust gemacht worden: „Die Auferstehung der Metaphysik“ (Leipzig 1920, Felix Meiner). Es gehört zweifelsohne zu den bedeutsamsten Erscheinungen der philosophischen Literatur der letzten Jahre, nicht nur, weil es einen äußerst tiefen und feinsinnigen Überblick über die wichtigeren und lebenskräftigeren Richtungen der zeitgenössischen Philosophie gibt, sondern weil es, hierin symptomatisch für die Zeit, zu einem eigenen Weltbild hindrängt, das hier vorerst allerdings nur andeutungsweise entworfen wird.

Es ist von vornherein zu betonen, was vielleicht nicht immer mit voller Schärfe zur Formulierung gelangt ist, daß Wust nicht die altehrwürdige Gestalt des Königsberger Philosophen selbst, der gegen altgewordene Metaphysik und aufklärerischen Verstandesdünkel in so schwerem

ampf gestanden hat, treffen will; sein Angriff richtet sich vielmehr gegen den Kantianismus
s 19. Jahrhunderts, der seiner Zeit vor allem die rationalistische und phänomenalistische,
etaphysikfeindliche Seite zugekehrt hatte. Die Kantscholastik war es, die „wie ein Engel mit
ammendem Schwert an der Eingangspforte zur Metaphysik gestanden", die dem jedem Men-
en innewohnenden metaphysischen Trieb von vornherein die Flügel beschnitten hat. Und neben
eser erdrückenden Autorität Kants war es eine vom Historismus angekränkelte Geisteskultur,
ne allzuschwere Bepackung des historischen Schulsacks, die vor lauter Wissen um die Vergangen-
eit kein neues, schöpferisches Leben aufkommen ließ, sondern in Relativismus versandete.

Wir stehen also heute an einem Scheidewege. Wir erleben von neuem die Alternative,
e das gesamte Geistesleben des Abendlandes durchzieht und die sich durch die Schlagworte
usdrücken läßt: Formale und substantiale Philosophie, Philosophie als Wissenschaft und Philo-
phie als Weltanschauung, stolze Hybris des Denkens und glaubensvolle Hingabe an das Sein
r Dinge, Kantianismus und Platonismus, Erkenntnistheorie und Metaphysik. Die Zeit ist
kommen, daß wir uns der letzteren zuwenden; und wir müssen dies tun, sonst geraten wir
mer mehr in unfruchtbare Begriffsspielerei, in krankhaft gesteigerte Selbstschau des Geistes.
en stolzen Übermut des Denkens, der alles Sein in sich hineinbezieht und die Welt in Be-
ußtsein auflöst, müssen wir überwinden; wir müssen in demütiger, gläubiger Hingabe an
e Welt da draußen, an den großen Sinn der Natur, der Geschichte, des Gesamtseins uns
e Goethesche Geisteshaltung der Ehrfurcht zurückgewinnen; mit einem Gefühl des Ergriffen-
ins und Beschenktwerdens von höheren Mächten wollen wir uns wieder der bunten, mannig-
ltigen Welt des Seins zuwenden. Reißen wir die Scheidewand zwischen Subjekt und Objekt,
vischen Geist und Welt endlich nieder, verlegen wir das Unerkennbare des Daseins nicht in
n absolutes Jenseits, das von allem Gegebenen brückenlos geschieden ist, sondern wagen wir
ieder eine kühne Entdeckerfahrt auf den Ozean des unermeßlichen Seins der Dinge an sich,
ren Erkenntnis uns keineswegs durch die kopernikanische Tat Kants ein für allemal verbaut
. Überwinden wir den Kantianismus durch einen neuen Platonismus!

Den Hauptbestandteil des Wustschen Buches bildet, wie schon gesagt, die Darstellung der
kanntesten Systeme des gegenwärtigen Philosophierens, auf die vom Problem der Auf-
stehung der Metaphysik aus neue eigenartige Schlaglichter fallen. Allerorts sind für den
ufmerksamen Beobachter die Klänge deutlich vernehmbar, die eine neue Metaphysik einläuten,
lbst da, wo wir sie am wenigsten vermuten, in den verschiedenen Richtungen des Neukantianis-
us. So handelt der Verfasser in einem besonders gelungenen Abschnitt vom „Wiedererwachen
r schöpferischen Kräfte des Geistes in der formalen Philosophie". Er zeigt, wie sich die Sehn-
cht nach Metaphysik selbst in einer so eng an Kant angeschlossenen Philosophenschule wie der
arburger eines Cohen und Natorp regt; dort beträgt sie zwar nur ein Minimum, indem
ese Denker die Gedankenwelt Kants einer einseitigen Logisierung unterworfen haben; bei
m aus der Marburger Schule hervorgegangenen Arthur Liebert jedoch wird sie schon stärker;
i ihm kämpft die geheime Liebe für die Metaphysik und Welt- und Lebensproblematik mit
m logischen, metaphysikscheuen Monismus seiner Lehrer. Die südwestdeutsche Schule eines
indelband und Rickert hat alsdann einen weiteren bedeutsamen Schritt auf dem Wege
r Metaphysik getan, indem sie die starre Einheit der logischen Universalmethode der Mar-
rger gesprengt und in ihrer scharfen Herausarbeitung der logischen Grundlagen der Natur-
d Kulturwissenschaften einen methodologischen Dualismus eingeführt hat. Dies bedeutet eine
ifferenzierung im Bereiche des Logischen selbst nach dem Gesetze der Besonderung alles Seins.
ie Erkenntnistheorie Rickerts, die im Sollensbegriff gipfelt, ist ferner ein Verlassen des
antischen Standpunktes von der Spontaneität des den Gegenstand erzeugenden Denkens
d unterscheidet sich von der alten Abbildtheorie insofern nicht mehr allzuweit, als es sich
ihr um eine verkürzende Umformung der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit
rch das Denken handelt. Rickerts Schüler Lask ist auf diesem Wege noch weiter gegangen

und hat sich in seiner Unterscheidung einer urbildlichen und abbildlichen Sphäre schon deutli
dem echten Platonismus angenähert. Auch die Besonderung im Reich des Logischen hat er v
weiter getrieben als sein Lehrer. Die phänomenologische Philosophie Husserls endlich bedeut
eine noch größere Abkehr von Kant; soweit sie sich historisch zurückverfolgen läßt, geht sie an Ka
und dem nachkantischen Idealismus vorbei und knüpft an Aristoteles und die Scholastik an. Di
wird am Begriff der Wesensschau, d. i. dem intuitiven Erfassen der Gestalten des reinen Bewuß
seins, deutlich. Die Intuition, die im Kritizismus keine Rolle spielen konnte, wird als wisse
schaftliche Forschungsmethode in die formale Philosophie übernommen, und so bedeutet Husser
Phänomenologie eine erste Synthese zwischen Lebensmetaphysik und Transzendentalismus.

In einem weiteren Kapitel behandelt Wust „den Sturm und Drang der Philosophie
der neuen geistigen Strömung der Lebensmetaphysik". An Nietzsche, Bergson und Dilthe
wird gezeigt, wie sich das Denken dem vollen Strom des Lebens in die Arme geworfen h
und substantial geworden ist. Vor allem der französische Philosoph Bergson hat eine eigen
auf naturwissenschaftlichen Grundlagen aufgebaute ontologische Metaphysik entwickelt, u
Dilthey ist der feine Metaphysiker des geschichtlichen Lebens, der Kritiker der historisch
Vernunft, der am tiefsten das Leben der geschichtlichen Welt behandelt und mit feinster Ei
fühlung zur Darstellung gebracht hat. Nur war es diesen Männern nicht vergönnt, das rastl
fließende Leben in feste Form einzufangen. Sie haben zwar den Durchbruch zur Realit
vollzogen, doch haben sie die Bedeutung des Formprinzips unterschätzt, und so zerfließt ihr
ehrfürchtigen Hingabe und Bewunderung das mannigfach differenzierte Sein unter den Hände
Erst Ernst Troeltsch und Georg Simmel haben einer neuen Synthese zwischen den dive
gierenden Richtungen der modernen Philosophie die Bahn bereitet, die Form mit dem Inha
befruchtet und den Inhalt in die Form gebannt. Sie haben die Brücke geschlagen zwische
der formalen Philosophie und der Metaphysik des Lebens. Ihr Denken ist Weltanschauung
lehre. Ernst Troeltsch, der eine fast beängstigende Überladenheit mit historischem Wissen m
kühnster konstruktiver Kraft des Schauens der geschichtlichen Zusammenhänge verbindet, h
die Geschichtslogik Rickerts zu einer Metaphysik der Geschichte umgebildet und eine Kategorie
lehre des geschichtlichen Denkens entwickelt. In vieler Beziehung mit Dilthey verwandt, richt
sich sein Hauptinteresse im Gegensatz zu den rein logischen Untersuchungen der Freiburg
Schule auf den historischen Gegenstand; aber er setzt dem Irrationalen, dem Individuelle
der historischen Phänomene die rationale Grenze und findet die Synthese zwischen Leben u
Form. Sie hat auch das in letzte Tiefen metaphysischer Zusammenhänge hinabsteigende Denke
Simmels gesucht, vor allem in der fruchtbaren letzten Periode seines Schaffens. Von ein
Philosophie der Kultur hat er sich immer mehr in der Richtung einer Metaphysik des Leben
bewegt; aber auch er sucht das Absolute, das dem Leben die Form Gebende Er findet in einer
seiner tiefsinnigsten Aufsätze jene wundervolle Formel von der Transzendenz des Lebens, d
diesem aber nicht als ein Fremdes gegenübersteht, sondern seinem wahrsten Wesen immanent i
Das Leben überflutet logische Absolutheiten und Wahrheiten, und in tieferen Schichten met
physischer Zusammenhänge werden selbst logische Widersprüche zu sinnvollen Gebilden.

In der wundervollen plastischen Bildersprache, die fast jedem schöpferischen Metaphysik
eigen ist, hat Wust diese Zusammenhänge in der Philosophie der Gegenwart geschaut un
gedeutet. Es war für das klare Heraustreten seiner Gedanken sicher förderlich, daß er sich versa
hat, das Wiedererwachen der Metaphysik auch bei weniger bekannten Denkern oder gar etw
auf anderen Kulturgebieten aufzuweisen. Es wäre im übrigen ein Leichtes, Wusts Ausführunge
zu ergänzen; wir brauchen nur, um einige wenige Namen zu nennen, etwa an den Grafe
Hermann Keyserling, Rudolf Eucken, Johannes Volkelt, Eduard Spranger, Georg Mehli
Karl Joël, Hans Driesch, Hugo Münsterberg usw. zu erinnern, oder wir könnten die Sehnsuch
nach Metaphysik in all den vom Hauptstrom philosophischen Denkens abseits liegenden Rich
tungen erkennen, die Max Dessoir unter dem Begriff „Vom Jenseits der Seele" zusamme

ßt; oder wir könnten den immer stärker werdenden metaphysischen Trieb auf künstlerischem
id religiösem Gebiet verfolgen. Es genügt, daß Wust zum erstenmal im Zusammenhang auf
ese neuen Regungen im Denken unserer Zeit hingewiesen hat; es ist sein hohes Verdienst,
ß er die bedeutsamsten, lebenskräftigsten Stimmen gesammelt und zur Symphonie hat
sammenklingen lassen.

In all dem Chaos der ungeheuren Weltkatastrophe, in dem wir mitteninne stehen, sieht
neue ordnende und schaffende Kräfte am Werke. Für ihn bedeutet unsere Zeit trotz ihrer
ostlosen Außenseite das fruchtbare keimende Saatfeld einer neuen Epoche. Insofern ist Wusts
uch ein vortreffliches Gegengewicht gegen die Spenglersche Untergangsstimmung, die wie
ie Massenpsychose weite Kreise unseres Volkes erfaßt hat. Wust ist der Anti-Spengler unserer
eit, und es liegt an uns, auf wessen Stimme wir hören wollen. Wir können dem „Untergang
es Abendlandes" vor allem dann entgehen, wenn wir wieder an die „Auferstehung
er Metaphysik" glauben.

Ganz andere Ziele als das prächtige Buch Wusts verfolgt eine mit fast gleichlautendem
tel etwas später erschienene Schrift von Dietrich H. Kerler: „Die auferstandene Meta-
hysik" (Ulm 1921, Verlag von Heinrich Kerler). Eine Abrechnung, heißt es im Untertitel,
d zwar eine atheistische Auseinandersetzung mit dem neubelebten philosophischen Gottes-
uben, wie eine frühere Ankündigung dieses Buches deutlicher und bestimmter lautete. Mit
werem philosophischem Rüstzeug tritt Kerler an seine Aufgabe heran. Wir haben es hier
i Gegensatz zu dem schwärmerisch veranlagten Wust mit einem Denker von ganz ungewöhn-
her Schärfe in der logischen Durchdringung der Probleme zu tun, der durch die strenge Schule
r Gedankenwelt Husserls und Meinongs hindurchgegangen ist. Kerler besitzt eine geradezu
unenswerte Fähigkeit zur Entdeckung unreiner und verschwommener Denkbestandteile in den
ystemen zeitgenössischer Philosophen und beleuchtet dieselben ebenso rücksichtslos wie scharf-
nig. In dieser Weise setzt er sich mit allen irgendwie metaphysisch gerichteten Denkern der
genwart auseinander, so mit Driesch, Lasker, Keyserling, Bergson und Steiner, um nur
bekanntesten zu nennen. Ebenso wie bei Wust werden im Zusammenhang mit den kritischen
useinandersetzungen Grundgedanken einer eigenen neuen Philosophie des Seins und des
istes angedeutet, die der Verfasser ebenfalls später zu entwickeln beabsichtigt. Ob man diese
lt oder nicht, man wird nicht umhin können, neben der vorzüglichen kritischen Begabung
m Verfasser auch schöpferische Gedankenkraft zuzusprechen. Der Hauptwert liegt allerdings
den kritischen Abschnitten, die jedem, der an sauberes und klares logisches Denken gewohnt
vielfache Anregung zum Nach- und Weiterdenken geben werden, wenn auch die Kritik oft
zusehr von außen her, d. h. vom eigenen Standpunkt des Verfassers aus geübt wird und so
nchem der kritisierten Systeme nicht in vollem Maße gerecht zu werden vermag.

Die Vorzüge des Kerlerschen Buches, logische Klarheit und Schärfe der Beweisführung,
hen einem in diesem Zusammenhang ebenfalls zu nennenden Werke gänzlich ab, Lazar
n Lippas „Aufstieg von Kant zu Goethe" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921). Es
ndelt sich hier um eine im üblen Sinne des Wortes populärphilosophische Darstellung einer
eltanschauungslehre. In der Überwindung des rein wissenschaftlichen Standpunktes als un-
reichend für die Begründung eines Weltbildes stimmt Lippa mit Wust überein, und für
de sind Kant und Goethe Repräsentanten, jener für den Typ des strengen Wissenschaftlers,
ser für den des allseitig gebildeten und gerichteten Menschen, aus dessen umfassendem Streben
ein eine Weltanschauung zu gewinnen ist. So fordert auch Lippa, allerdings in ganz einseitiger
rkennung des wissenschaftlichen Menschen, den Aufstieg von Kant zu Goethe, die Über-
ndung des Intellektualismus und die Ausbreitung einer bei Lippa theistisch fundierten Meta-
ysik des Seins. Es lohnt sich nicht, näher auf die Gedanken des Verfassers einzugehen. Als
nzlich unphilosophischer Kopf dringt er nirgends in die Probleme ein; mit naiver Selbst-
ständlichkeit schiebt er dieselben vielmehr zur Seite oder huscht darüber hinweg.

In Ludwig Fischers interessanter und aufschlußreicher Studie über „Das Vollwi-liche und das Als-Ob" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921), die sich gegenüber der voltümlich-seichten Art Lippas in streng sachlichem, wissenschaftlich objektivem Fahrwasser bewe münden die Grundthesen der immer weitere Kreise in ihren Bereich einbeziehenden Fiktiontheorie Vaihingers in die eigenen, in einem früheren Werk entwickelten Gedankengänge („Wirklichkeit, Wahrheit, Wissen", 1919). Das dort entworfene, auf Grund der Erfahrung a dem allgemeinsten Begriff der Urheit gewonnene Weltbild wird hier von seiner Kehrseite a betrachtet. Der Urheit, in der alle Besonderheiten aufgehoben sind, wird in der vorliegend Schrift die Vollwirklichkeit entgegengesetzt, dem Einheitspol der Unendlichkeitspol. In der Mi zwischen diesen beiden Polen liegt die Wirklichkeit, die wir alle aus der praktischen Welt i Erfahrung kennen und die uns durch unsere Sinne vermittelt wird. Es ist die Welt des wisse schaftlich und philosophisch unvoreingenommenen Standpunktes des naiven Menschen. Daß v bei dieser höchst unvollkommenen Welt des Scheins und der Täuschungen nicht stehen bleib können, das zeigt schon die einfachste wissenschaftliche Besinnung. Mit außerordentlichem pädgogischem Geschick, an Hand vieler treffender Beispiele zeigt Fischer, wie unser Denken an all Enden und nach allen Richtungen stets über das unmittelbar Gegebene hinausgetrieben wi wie es sich im Verlauf der wissenschaftlichen und vor allem der naturwissenschaftlichen Forschu immer neue, vollkommenere Wirklichkeiten erbaut, aber nie ein Letztes, Absolutes erreic So stellt Fischer ans Ende der Reihe der bedingten Wirklichkeitsbilder der Wissenschaften d Begriff des Vollwirklichen, des in unendlicher Ferne liegenden, nie erreichbaren Ideals d menschlichen Erkenntnistätigkeit. Zwischen der unmittelbaren Wirklichkeitsfläche und dem Vo wirklichen liegt eine ganze Stufenfolge von Zwischenreichen bedingter Wirklichkeiten, Pr jektionen der Vollwirklichkeit, die eine immer größere Annäherung an das Reich des Vo wirklichen bedeuten. Von einer metaphysischen Hypostasierung eines aller Erscheinungsw zugrunde liegenden Reiches des wahren, absoluten Seins darf man bei Fischer allerdings nic reden. Denn das Vollwirkliche wird nicht als real seiend, ontologisch erfaßt, es ist nichts G gebenes, sondern stets aufgegeben, es liegt als nie erreichbares, ewig zu erstrebendes Ide allem Seienden zugrunde. Es ist also ein Produkt des Denkens. Diese Gedankengänge verlass daher keineswegs den Boden der Kantischen Lehre vom Ding an sich, dem das Vollwirkliche i manchen Punkten nahesteht.

Nicht ganz ungezwungen scheint es mir deshalb zu sein, wenn dieses Letzte, Absolut unserem Denken der Welt die Richtung und das Streben Gebende in das Gebiet der Fiktione verwiesen wird. Das Vollwirkliche ist nach Fischer eine Fiktion, und zwar die Urfiktion d Menschheit; hier knüpft der Verfasser an die Lehre Vaihingers an und gewinnt zweifell viele fruchtbare Gesichtspunkte der Erklärung. Aber er erniedrigt sein Prinzip in seiner Würd er relativiert die Absolutheit seiner Lehre, und er darf sich nicht wundern, wenn man, wie b Vaihinger, auch auf seine eigenen Untersuchungen die Fiktionentheorie noch einmal anwend und die Frage stellt: ob seine Lehre irgendwie den Anspruch auf absolute Geltung erhebt od ob sie gemäß der eigenen These nicht ebenfalls eine Fiktion, ein Als-Ob ist?

Trotz dieser kritischen Einwände liegt uns hier das reife Ergebnis einer mit den Probleme der Philosophie ernsthaft ringenden Persönlichkeit vor. Die ruhige Sachlichkeit der Erörterunge die klare, von Fremdwörtern fast ganz freie Sprache, die von vielen glücklich gewählten Be spielen angenehm unterbrochene Darstellung und viele andere Vorzüge sichern dem Verfasse der sich erst neuerdings wieder der Philosophie zugewandt hat, eine beachtenswerte Stellun unter den philosophischen Schriftstellern der Gegenwart.

Dr. Rudolf Metz

Musikalische „Wege nach Weimar“

Zu unserer Notenbeilage

Der diesmalige Ausschnitt aus der reizvollen und schier überreichen Geschichte des deutschen Liedes, den wir mit einigen kleinen Köstlichkeiten belegen, stellt uns den gewaltigen Wandel der Auffassung vor Augen, der im achtzehnten Jahrhundert zu einer neuen Humanität geführt hat. Waren auch seit Sebastian Bachs Tode die Dichter führend und die Musiker eher die Geführten, so haben sie doch das ungemeine Verdienst gehabt, zur Verbreitung neuen, edlen Dichtergeistes auf Flügeln des Gesanges Bedeutsamstes leisten zu können. Ja, gerade ihre durchaus „freihändige“ Auswahl der zu vertonenden Gedichte hat im Wesentlichen dazu beigetragen, dem leisen Zynismus und der selbstgefälligen Plattheit eines allzu aufgeklärten Rokoko den Garaus zu machen zugunsten einer neuen, echt deutschen Klassik, die uns das kurze, doch unendlich inhaltschwere Wort „Weimar“ verdeutlicht.

An erster Stelle sei eine Probe aus Gräfes Hallischer Odensammlung gegeben, die als eine der ersten der italienischen Opernarie innerhalb deutscher Hausmusik den Boden zu entziehen begonnen hat. Der Tonsetzer Karl Heinrich Grann, Friedrichs des Großen Hofkapellmeister, hat in ihrem dritten Teil (1741) sich vollauf des großen Namens würdig gezeigt, den ihm später seine Vertonung von Ramlers „Tod Jesu“, von König Friedrichs Operndichtung „Montezuma“ und von Klopstocks berühmtem Lied „Auferstehn, ja auferstehn“ schaffen sollte. An Gellerts jugendlichem Gedicht beweist er sich als edler Melodist, freilich im wesentlichen noch mit Floskeln der neapolitanischen Opernsprache; immerhin spricht aus der Gesamthaltung der Melodie bereits unverkennbar deutsche Innigkeit des Gemüts.

Johann Peter Abraham Schulz aus Lüneburg ist geradezu zum Reformator der Berliner Liederschule (Krause, Marpurg, Kirnberger) dadurch geworden, daß er mit dem von ihr richtig erkannten Ideal volkstümlicher Formenknappheit die denkbar höchsten dichterischen Ansprüche verband — Klopstock, Bürger, Claudius hat er sangbar gemacht, und trotz einer nicht allzu großen tonkünstlerischen Begabung kleine Meisterstücke der Melodik zustande gebracht, weil ihn eines mit den Weimarern verband: die lauterste, reinste Persönlichkeit. Ganz neu ist die Frische und Gesundheit, mit der er hier Bürgers anmutig-kräftiges Gedicht vertont hat.

Johann Adam Hiller, der spätere Leipziger Thomas-Kantor, ist 1766 eine gemeindeutsche Berühmtheit geworden durch die für das eben eröffnete, noch heut benutzte Alte Theater in Leipzig geschaffenen Singspiele, in denen er an Stelle der Rokoko-Aminte und Chloën deutsche Hannchen und Bärbchen mit schlichtesten Liedern auf die trauliche Szene stellte. Seine und des Librettisten Chr. Felix Weiße auf Jung Goethe ausgeübten Stileinflüsse sind äußerst wichtig gewesen. Hier stellt er den Mathias Claudiusschen Invaliden mit rührender Schlichtheit vor uns hin — spüren wir nicht Chodowieckis und Franz Krügers Bescheidenheit an unser Herz greifen, fällt nicht auf uns der kornblumenblaue Kinderblick des „alten“ Kaisers? Ich fühle bei diesem Stücklein immer: Paretz.

An vierter Stelle zeuge ein Lied von Friedrich Ludwig Seidel für die einst unseren Klassikern teure Sammlung Fritz Reichardts „Lieder geselliger Freunde“ vom Jahre 1796. Seidel ist 1765 in Treuenbrietzen geboren und 1831 in Charlottenburg gestorben, er war Kapellmeister am Berliner Hoftheater und auch in Weimar wohlbekannt. Seine geschmeidige Singweise in Höltys Mailied kann in ihrer auch ohne Klavier vollgültigen Selbständigkeit und gefälligen Rundung recht als Vertreterin des Liedbegriffs gelten, wie er einem Goethe allzeit vorgeschwebt hat.

Den Klaviersatz habe ich in allen vier Stücken etwas voller gesetzt, denn die alten Drucke geben, obwohl das Generalbaßzeitalter eben vorüber war, im wesentlichen doch nur andeutende Skizzen.

Dr. Hans Joachim Moser

Stinnes Tagebuch

Hochverrat mit und ohne Erfolg · Organisiertes Verbrechertum · Stinnes und Rathenau

Friedrich Christoph Dahlmann hat in der Frankfurter Nationalversammlung des Jahres 1848 den bedeutsamen Ausspruch getan: „Es muß im Staat ein Recht der rettenden Tat geben." In diesem Sinn und ganz zweifellos aus innerster Überzeugung haben sich die Männer als „Retter" gefühlt, über die in regentrüber Weihnachtswoche das Reichsgericht in Leipzig seinen Spruch zu fällen hatte. Und zu diesem einen sittlichen Rechtfertigungsgrund, den die kleine Verschwörerschar glaubte für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, gesellte sich ein anderer: Das Beispiel des neunten November. Mit dem „Recht vom neunten November" hat Traugott von Jagow legitimiert, was da in den kritischen Märztagen des Jahres 1920 sich zugetragen hat. Beide Male vollzog sich das gleiche, der gewaltsame Versuch nämlich, einen neuen Tatsachenboden zu schaffen. Mit dem einen Unterschiede lediglich, daß der gewaltsame Stoß gegen den Staat im November von links, im März dagegen von rechts her erfolgte. Das Übereinstimmende der Erscheinungen wird in den „Düsseldorfer Nachrichten" also verdeutlicht: „Wenn in einer mittelamerikanischen Republik ein General mit einigen hundert Bewaffneten eine Revolution macht und den Präsidenten stürzt, wird er dessen Nachfolger, bildet eine neue Regierung und läßt sich von dem Parlament als Staatsoberhaupt feierlich bestätigen, nachdem er einen ebenso feierlichen Eid auf die Verfassung abgelegt. Mißglückt aber der Versuch und mißlingt die in diesem Falle sehr zweckmäßige Flucht, so wird der General samt den Rädelsführern meist kurzerhand erschossen. Einen ähnlichen schlimmen Verlauf würde die Revolution am 9. November 1918 in Berlin für ihre Urheber genommen haben, wenn Generaloberst von Linsingen und die Regierung des Prinzen Max nicht vollkommen versagt und ihre Pflichten gröblich vernachlässigt hätten. Der Hochverratsparagraph des Reichsstrafgesetzbuches wäre dann — verschärft durch die Kriegsgesetze — auf die Führer des Umsturzversuches angewandt worden. Da der Hochverrat jedoch von Erfolg begleitet war, blieb er straflos, und aus dem Recht der Revolution bildete sich das Recht der Republik."

Das Recht? Man stockt und fühlt, wie hier an die tiefsten Staats- und strafrechtlichen Probleme gerührt wird. Die Verteidigung hat demgegenüber die Anschauung geltend gemacht, daß die Reichsverfassung vom 1. August 1919 deswegen

icht als rechtsgültiges Staatsgrundgesetz anzusehen sei, weil sie von einer National-rsammlung beschlossen war, deren Legitimation auf einer von unlegitimierten ewalthabern oktroyierten Wahlverordnung beruht. „Welche Gewalt ist im Leben r Völker legitim?“ fragt die Deutsche Allg. Ztg. „Wann wandelt sich staatsrechtlich nrecht in Recht? Horaz sagt in seinen Satiren: ‚Est modus in rebus, sunt certi enique fines‘; einmal muß unter eine Periode des Streits, der Unruhe, der ewalt ein Abschlußstrich gemacht werden; dann wird selbst das durch Gewalt, so durch Unrecht Erlangte zum Recht, und wer den früheren Zustand herstellen ill, ist seinerseits der Störer des Rechtsfriedens. Dieser Augenblick ist gegeben, bald die neuen Verhältnisse sich gefestigt haben, sobald die unrechtmäßig erlangte osition sich so konsolidiert hat, daß der neue Machthaber auf sich das Wort an-enden kann: ‚Sei im Besitze und du wohnst im Recht!‘ Staatsrechtlich gesprochen: er erfolgreich durchgeführte Hochverrat wird zu einem eine neue Rechtsgrund-ge schaffenden Staatsstreich. Wenn man die Macht der Tatsachen bestreitet, e unter Umständen das Recht im Staatsleben wie in privatrechtlichen Beziehungen erwindet, so könnte man die gesamte Weltgeschichte rückwärts wieder auflösen, nd niemand wüßte mehr, was rechtens ist. Damit haben ja die Franzosen seinerzeit eriert, als sie die Wiedererlangung Elsaß-Lothringens als Reannexion, als Be-itigung gewaltsamer Fortnahme französischen Landes charakterisierten, während ir in viel höherem Maße berechtigt waren, die Losreißung des Elsaß durch die eunionskammer Ludwigs XIV. als Gewaltakt zu kennzeichnen.“

Wie man die Dinge betrachten möge, eins steht fest: Für die Leute vom ovember 1918, die mit ihrem Putsch mehr Glück hatten als Herr Kapp und die einen, liegt wahrhaftig kein Anlaß vor, sich moralisch zu gebärden. Oder hat etwa e Republik in den damals zwei Jahren ihres Bestehens sich geheiligteres Anrecht if Herz und Sinn des deutschen Volkes erworben als Monarchie und Hohenzollern-m in langen Jahrhunderten?

* * *

Der Erfolg schafft das Recht. Deutschland hat drei Sorten von Revolutionen nossen: Die Kleinbürger-Revolution der Novemberlinge, den Prominenten-utsch derer vom alten Regime und schließlich den Aufruhr moskowitischen Ge-äges, der in Mitteldeutschland seine höchste Welle schlug. „Geistige Hohlheit, olitische Verworrenheit, absolute Gedankenlosigkeit“ — dieses unbe-eitbar treffende Kriterium, das der „Vorwärts“ auf das Kapp-Unternehmen ftet, paßt wie nach Maß bestellt auch für die andern beiden Bewegungen. Um nmal ganz nüchtern die Bilanz zu ziehen: Der Deutsche sollte das Revolutionieren issen. Es liegt ihm nicht. Ganz und gar nicht. Der Deutsche hat als Revolutionär ch immer eine leis ans Komische streifende Figur gemacht. Die Romanen ver-hen das besser. Als Frankreich sich seine Große Revolution leistete, verfolgte die elt in einer mit Grauen gemischten Teilnahme und Bewunderung die Vorgänge if der französischen politischen Bühne; auf den Zank und die Prügelei im Hause eutschland, die in dem Augenblick ausbrachen, als es nur darauf ankam, das ckte Leben zu verteidigen, quittierte das Ausland mit Kopfschütteln und Hohn-lächter.

Es läge nichts näher, als daß man sich im versteckten Herzenskämmerchen ein gestände: Wir sind allzumal Sünder — und daß man sich aus diesem Gefühl heraus zu einer Amnestie für die politischen Vergehen der letzten Jahre entschlösse. Man könnte (Schwamm drüber!) die Jagows, die Toller freigeben. Aber wie? Was fragt die proletarische Masse nach dem ihr doch fremden Intellektuellen Toller. Die „Männer der Tat", die Hölz und Konsorten, die will sie frei haben. Tagtäglich rauscht die „Rote Fahne": „Proletarier! Schlaft ihr? Eure mutigsten Vorkämpfer schmachten im Kerker. Heraus mit ihnen aus den Zuchthäusern!"

Darüber haben uns die Dokumente über den mitteldeutschen Aufstand in dankenswerter Weise aufgeklärt: Was sich heute in Deutschland unter dem Stichwort Kommunismus zusammenfindet, ist überhaupt kein politisches Gebilde im eigentlichen Sinne mehr, sondern schlechthin organisiertes Verbrechertum.

Wie auf den „dritten" Stand der „vierte" folgte und die politische Macht an sich riß, so folgt jetzt auf den vierten der fünfte und ist nahe daran, ihn aus seiner beherrschenden Stellung zu verdrängen. „Dieser fünfte Stand" — so kennzeichnet ihn der „Tag" — „ist das, was sein Vorgänger verächtlich Lumpenproletariat nannte, was der alte Cicero als die sentina, die ‚Grundsuppe' der Großstädte bezeichnete. Die Kriminalität ist in den letzten Jahren so gestiegen, daß aus den Bestraften allein ganze Heere aufzustellen sind. Sie haben sich ja auch in der Tat organisiert, Zuchthäusler und solche, die es werden wollen oder wenigstens Grund zu der Vermutung haben, daß sie es werden, wagen es, Richtertum und bürgerliche Gesellschaft in öffentlichen Kundgebungen von nicht mehr zu überbietender Schamlosigkeit zu brüskieren. Dazu kommen als Hilfstruppen die Unzahl jener Leute, deren Moral immer nur labil war und in diesen aufgeregten Zeiten ins Wanken gekommen ist. Dazu kommen, soweit sie nicht schon in die genannte Kategorie gehören, die Erwerbslosen, die natürlich am ehesten mit geneigt sind, aus ihrem Elend einen gewaltsamen Ausgang zu suchen. Doch sind derer, d. h. solcher, die an sich ehrliche, aber verzweifelte Menschen sind, wenige. Gewissenlose Führer gibt es genug, und ein politisches, nach dem Geiste des organisierten Verbrechertums zugeschnittenes Glaubensbekenntnis bietet sich von selbst da. Es ist der Kommunismus, so wie diese Banden ihn auffassen. Diese Leute, die nie etwas gelernt, nie ein ordentliches Buch gelesen, die ihre ‚Bildung' aus der Roten Fahne, aus den blutrünstigen Reden von Hetzern, aus den stumpfsinnigen Gesprächen mit ihres gleichen, auf den Rummelplätzen und in den Vorstadtkinos geholt haben, sie verurteilen das Privateigentum, soweit es sich bei anderen findet, und begehren nicht heftiger, als selbst welches zu besitzen und — zu vergeuden. So sind die Plünderungszüge leicht hervorzurufen, das politische Interesse der Führer und die dumpfen Raubtierinstinkte des Verbrechertums begegnen einander, und dieses redet sich zum Teil noch dabei ein oder tut wenigstens so, als handle es im Dienste soziale Gerechtigkeit."

„Humanität" ist augenblicklich in unserer Strafrechtspflege Trumpf. Es kann also leicht sein, daß eines schönen Tages sich die Tore öffnen werden denen, die auf Hölzens Spuren wandelten.

* * *

Wir sind human — bis zur Selbstvernichtung. Oder verbirgt sich hinter dieser schön klingenden Vokabel nicht am Ende ein tüchtiger Schuß ziviler Feigheit? Nur keine Konflikte mit der Straße. Die konservative „Tradition" schlägt sich an die Brust:

„Seien wir ehrlich: nicht nur die bodenlose Unfähigkeit der Novemberlinge und ihrer Nachfolger trägt an der Entwicklung die Schuld, sondern auch das gänzliche Versagen des Bürgertums, namentlich in seinen zur Führung berufenen Schichten. Was haben wir in dieser Hinsicht nicht alles erlebt, sowohl während des Krieges, als vor allem auch während der ‚glorreichen' Revolution! Im oberen Beamtentum, selbst in der Generalität, von den zünftigen Politikern der Parlamente gar nicht zu reden: welche Versager, sobald es sich um die Übernahme von Verantwortlichkeiten, um den Willen zur Führung und zum Handeln drehte! Niemals wären wir, trotz dem 9. November, dahin gekommen, wo wir heute stehen, wenn in den zur Führung des Volkes berufenen Kreisen und Schichten der Wille lebendig gewesen wäre, diese Pflicht mitsamt den daraus resultierenden Verantwortlichkeiten ernstlich zu übernehmen."

Immer wieder fühlt man sich versucht, in solchem Zusammenhange auf das irische Beispiel zu verweisen. Nicht als ob die Mittel, mit denen Irland jahrhundertelang um seine Freiheit gekämpft hat, für unsere sehr viel anders gearteten Verhältnisse als vorbildlich in Betracht kämen. Vorbildlich aber kann uns der zähe irische Wille sein, der sich durch keinerlei Fehlschläge von seinem Ziel, die Ketten schimpflicher Knechtschaft zu zersprengen, hat abbringen lassen. Im deutschen Volkscharakter fehlt dieser Zug, und die große Frage ist ja, ob ein so schwerwiegender Defekt durch die politische Erziehung überhaupt ausgeglichen werden kann. Nicht ohne Grund wandelt der Deutsche als schläfriger Michel mit der Zipfelmütze durch die Weltkarikatur. Man könnte schier verzweifeln, wenn man sieht, wie wenig praktischer Anschauungsunterricht da fruchtet. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur unsere sozialistische Presse über den (übrigens zur Stunde noch nicht vollzogenen) englisch-irischen Frieden zu lesen. Man ist gerührt von — der Großmut Englands, das den Iren „hochherzig" eine gewisse Selbstverwaltung geben will, obwohl es sie hätte vernichten können. Fabelhaft, was? „Daß England", heißt es in der „Münchener Ztg.", „bei der Vernichtung aber doch zu sehr an moralischem Kredit in der Welt verloren, daß es seine gerade jetzt weltpolitisch so wichtigen Beziehungen zu dem von den Iren stark und mutig beeinflußten Amerika aufs Spiel gesetzt hätte, daß es in den verflossenen Jahrzehnten keine Gewalt gescheut hat, um Irland zu beugen, daß es die irische Bevölkerung in hundert Jahren von acht Millionen auf viereinhalb Millionen vermindert hat, und daß es dieses Volk von Idealisten, von nationalen Helden und Märtyrern doch nicht hat umbringen können, davon steht in dieser Presse kein Wort. Der Grund für diese Schweigsamkeit ist allerdings durchschlagend und für jeden Auguren einleuchtend: Es geht doch nicht an, daß man das große Geheimnis des irischen Triumphes enthüllt, den unbesiegbaren, heldenhaften, opferfreudigen irischen Nationalismus. (Man könnte auch Vaterlandsliebe sagen. Aber hier soll Nationalismus gesagt werden, um der künstlichen Verächtlichmachung dieses Wortes zu trotzen.) Ohne die Unter

ordnung aller anderen politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Angelegenheiten der ganzen Insel unter diesen einen nationalen Gedanken wäre Irland längst gestorben. Wenn Irland nach den sozialdemokratischen Rezepten des Internationalismus Politik gemacht hätte, so gäbe es kein Irland mehr."

* * *

Aber wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Das Rezept, nach dem Herr Wirth seine Politik zusammenbraut, entstammt ja zum größten Teil dem sozialdemokratischen Laboratorium. Frankreich mag sich noch so imperialistisch gebärden, die illusionären Vorstellungen von der westlichen Demokratie und ihrer Weltmission sind unausrottbar. Man braucht den Stinneskult, dem Herr Stadtler und sein Kreis huldigt, nicht mitzumachen, daß aber die Stinnes-Aktion in London politisch den einzig richtigen Weg ging, steht außer Frage, und manches, was über einen großen Weltwirtschaftsplan Lloyd Georges in die Öffentlichkeit sickerte, läßt Stinnessche Einflüsse unschwer erkennen. Durch das Eingreifen des „großen" Rathenau, des gefährlichsten politischen Charlatans unserer Tage, ist diese Entwicklung durchkreuzt worden. Die Weihrauchwolken, mit denen eine gewisse Presse jeden Schritt des Mannes umhüllt, verwischen die Konturen, erwecken im breiten Publikum nebelhafte Eindrücke von Erfolgen. Treffend wird das unheilvolle Treiben Rathenaus im „Gewissen" charakterisiert. Es wird zunächst gezeigt, wie der geschäftige Reichskanzler, dem jede persönliche Initiative abgeht, kurze Zeit nachdem er Herrn Stinnes heuchlerisch umarmt hatte, ganz unter den Einfluß Rathenaus und Georg Bernhards geriet. Bernhard flüsterte ihm zu, es sei Aufgabe des deutschen Reichskanzlers, die Zügel in der Hand zu behalten. Stinnes sei nur eine Privatperson. Sogar eine gefährliche. Er apostrophierte den Reichskanzler: Selbst sei der Mann! Und forderte von ihm ‚Taten'. Ohne Stinnes! Gegen Stinnes! Rathenau setzte dem Reichskanzler von der anderen Seite zu. Der bisherige politische Kurs habe zu dem glänzenden Abkommen von Wiesbaden geführt. Dadurch sei im Verhältnis zu Frankreich eine ‚Entspannung' eingetreten. Eben wolle er, Rathenau, das Werk von Wiesbaden durch ähnliche Abkommen mit England, Italien usw. vollenden. Da fahre dieser Stinnes dazwischen und schaffe eine neue Spannung mit Frankreich. Das müsse vermieden werden.

„So ging denn Rathenau im Auftrage des Reichskanzlers, aber ungebeten, nach London. Und demonstrierte. Für sich gegen Stinnes. Vor allem für Frankreich gegen die Kombination Lloyd George-Stinnes. Schon bei seinem ersten Besuch drängte er sich Loucheur auf. Und stärkte damit dessen Position im persönlichen Ringen mit Lloyd George. Bei seinem zweiten Besuch machte er es noch dreister. Er drängte sich Briand auf, indem er sich in dasselbe Hotel begab. Aber es genügte offenbar Briand, daß Loucheur mit Rathenau verhandelte. Rathenau hatte nicht das geringste Gefühl dafür, daß die aufdringliche Art, mit der er sich tagelang in London als ‚deutsche Macht' aufspielte, das denkbar ungeeignetste Mittel war, um in der gegebenen politischen Situation für Deutschland irgend etwas zu erreichen. War er doch für die Engländer der Mann, der das Wiesbadener Abkommen verantwortete, als das Werk der unmittelbaren

Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland (unter Nichtachtung Englands!). Wenn er sich noch machtpolitisch zu seinem Werk bekannt hätte! Statt dessen biederte er sich händlerisch-verständlerisch den Engländern an, leugnete die politischen Tendenzen des Wiesbadener Abkommens, beteuerte seine guten Absichten, antichambrierte dort, wo er gar nichts zu suchen hatte, und forderte durch sein Getue Englands Verachtung geradezu heraus.

Hinter Rathenau stellt sich der deutsche Reichskanzler und damit der deutsche Staat. Mit einer lächerlichen Nervosität wird versucht, den ‚schlechten Eindruck', den die Bankerotterklärung in Frankreich hervorgerufen hat, durch überstürzte Aktionen wettzumachen. Post und Eisenbahn wurden Frankreichs wegen schnell in die Tarifschraube gespannt. Man mußte doch den ‚guten Willen' zeigen! Der Reichskanzler versuchte in seiner Haltlosigkeit die Kreditaktion der Industrie im letzten Moment zu erzwingen. Zuckte zurück. Stieß wieder vor. Er mußte doch ‚etwas tun'. Das Parteiparlament versagte erst recht — —"

Und die Folgen? Lloyd George bleibt als einziger Ausweg übrig, gegen das unzuverlässige Deutschland und auf dessen Kosten, soweit Englands Interesse es erlaubt, eine realpolitische Tagesverständigung mit Frankreich zu suchen.

Die sogenannte „englische Orientierung" braucht für uns kein Dogma zu sein. Zweifellos aber ist sie für jetzt das Gegebene. Nun schwimmen wir glücklich mit vollen Segeln im frankophilen Kurs dahin.

Auf der Warte

Im Kampf gegen die deutsche chemische Industrie

Die belgische Zeitschrift „Demain" bringt in ihrer Nummer 35 unter der Überschrift „Poisons" einen Artikel des Ehrenpräsidenten der „Belgischen Medizinischen Gesellschaft in England", Dr Clément Philippe, dessen ungeheure Anschuldigungen an Hand seines Beweismaterials im folgenden einer kritischen Prüfung unterzogen werden sollen.

Die Ausführungen über die angeblichen systematischen Arzneimittelfälschungen der deutschen pharmazeutisch-chemischen Industrie in bezug auf die Auslandslieferungen gipfeln in der Behauptung, daß „die Deutschen jetzt damit begonnen haben, systematisch und wissentlich durch gefälschte Medikamente nicht nur die verhaßten Alliierten, sondern auch die deutschfreundlichsten Neutralen zu vergiften". Philippe fährt fort: „Die deutschen Fabriken schicken uns arzneiliche Spezialartikel, die wegen Fehlens wirksamer Bestandteile oder durch gefälschten Ersatz der zu teuren Bestandteile tödlich wirken."

Als „unwiderleglichen Beweis für die Richtigkeit der Beschuldigungen gegen die deutsche Schurkerei, die ihren Landsleuten die unverfälschten pharmazeutischen Produkte vorbehält, für die Ausfuhr aber die gefälschten oder minderwertigen Medikamente zurückstellt und dadurch über den Wert der verkauften Ware Täuschungen hervorruft", wie sich Philippe weiterhin auszudrücken beliebt, führt er ein Autoreferat von H. Fühner über dessen Vortrag im „Verein für wissenschaftliche Heilkunde" in Königsberg über „Arzneimittelfälschungen" an, ferner die spanische medizinische Zeitschrift „El Esculapio" und schließlich einen Erlaß des Bayerischen Ministeriums des Innern.

Dem Gegenbeweis an Hand der Originalliteratur seien die Begründungen Philippes vorausgeschickt. Der belgische Verfasser sagt aus, daß man den Alliierten und Neutralen „doppeltkohlensaures Natron" für Salizylsäure, Bittersalz für Pyramidon und Chinintabletten ohne Chinin verkauft habe. An Stelle von Aspirin sei Borsäure abgegeben worden, und das Merckschе Kokain habe zwölf verschiedene Fälschungen durchgemacht; die Originalpackungen des letzteren seien mit Talk, Bittersalz und Schlämmkreide gefüllt gewesen. Verdorbene Novokaintabletten und verfälschtes Atropin greift Philippe noch heraus und verzichtet nach weiterer Nennung von Salvarsan und Neosalvarsan (das Feldspat und Salze der Chromsäure enthalten soll) auf weiteres Belegmaterial!

Nun unsere Gegenrechnung; die angeblichen Beweisstücke, die der belgische Autor ins Feld führt, reichen völlig aus zur Entlarvung seiner haltlosen Behauptungen gegen die schwer aber ehrlich um ihre Existenz ringende deutsche Industrie.

Über die Beschaffenheit der Salizylsäure des Pyramidons und Chinins, mit der Philippe seinen Verleumdungsfeldzug eröffnet, entnehmen wir dem zitierten Fühnerschen Referat (Deutsche Medizinische Wochenschrift, Leipzig 1920, S. 675), wie folgt: Nicht ohne Schadenfreude lasen wir in den ersten Kriegsjahren, daß unseren Truppen auf dem Balkan Arzneivorräte italienischer Herkunft in die Hände fielen, in denen angebliches Natriumsalizylat aus doppeltkohlensaurem Natron, Pyramidon aus Bittersalz bestand und von Chinintabletten, die kein Chinin enthielten, während russische Arzneimittel

eils japanischer Herkunft) beispielsweise spirin durch Borsäure ersetzt waren."

Über Kokainverfälschungen besagt die von hilippe benützte Quelle, daß fast ausschließlich kain der Firma Merck (Darmstadt) gefälscht ird, und zwar zum Teil in der Weise, daß riginalflaschen der Firma ihres echten Inltes beraubt, mit wertlosem Pulver gefüllt d wieder sorgfältig verschlossen werden. Eine r die „Verschiebung" nach Rußland bemmte Fälschung von Kokain „Merck" (ist eiter in dem zitierten Referat zu lesen) wurde Königsberg von Neubauer festgestellt; es ndelte sich um mehrere Kilogramm eines ulvers, in Flaschen mit nachgeahmtem ikett und Siegel der Firma Merck, das aus ner Mischung von Bittersalz und Soda bemd und kein Kokain enthielt. Führer fährt mn fort: Nach einer Mitteilung des Berliner ertreters der Firma Merck waren dieser bis ebruar 1920 elf verschiedene Arten der Fälung des Kokain „Merck" bekannt geworden; er eine zwölfte kann ich hier berichten, ißert sich weiterhin Führer. — So also sieht s Beweismaterial Philippes aus!...

Zu der Mitteilung von Th. Cohn über Fälle n Kollaps bei Anwendung von Novoin ist zu bemerken, daß es sich um die im andel befindlichen Novokain-Suprareninabletten zur Leitungsanästhesie handelt, die folge leichter Zersetzlichkeit des Suprareninnteils (Luftfeuchtigkeit bei ungeeigneter Aufwahrung u. dgl.) eine chemische Veränderung erlitten hatten.

Auch bezüglich der Atropinfälschung wird hilippes Beweisführung kaum mehr Glück iben! Nachdem Führer bei seiner Prüfung n Tierversuch die halbe Wirkung eines noralen Atropinsalzes festgestellt hatte, ergab e chemische Analyse E. Rupps das Vorndensein einer Beimengung von Tropin. ühner sagt hierüber: „Inwieweit es sich hier n eine absichtliche Fälschung oder um Liefeng eines unreinen Rohproduktes handelt, ist ne weiteres nicht zu entscheiden; ich (Führ) bin geneigt, das letztere anzunehmen." ierzu sei ergänzend bemerkt, daß es bekannt , daß eine Zersetzung des Atropins, unter spaltung in Tropin und Tropasäure, unter gewissen Bedingungen chemisch-physikalischer Natur vor sich gehen kann.)

Ehe nun zur Salvarsan-Besprechung geschritten wird, sei die Tatsache festgestellt, daß sich Philippe in Führer einen recht „schlechten Handlanger" verschrieben hat! Die von Philippe zitierte Zeitschrift „El Esculapio" zu beschaffen, war leider nicht möglich; diesen Beweis muß ich ihm allerdings schuldig bleiben; solche Verantwortung zu übernehmen, dürfte aber nach dem Vorausgehenden und der nachfolgenden amtlichen Bekanntmachung nicht allzu gewagt sein.

Mit dem Nachweis der Salvarsan-Verfälschungen macht es sich Philippe sehr leicht, indem er sich auf einen Erlaß des Bayerischen Ministeriums des Innern beruft (Münchener Mediz. Wochenschr. 1920, S. 1004). Dieser aber lautet: „Es mehren sich die Fälle, in denen Salvarsanpräparate im Schleichhandel vertrieben werden. Rücksichtslose Verfolgung dieses Handels ist erforderlich; dabei sind vorgefundene Salvarsanvorräte zu beschlagnahmen. Zu berücksichtigen ist, daß es sich beim Schleichhandel mit Salvarsanpräparaten vielfach um Fälschungen handelt, die in einer der echten täuschend ähnlichen Verpackung vertrieben werden." Wie der Erlaß weiter ausführt, leiden aber auch häufig bei dem Transport im Schleichhandel die Glas-Ampullen, in denen die echten Salvarsanpräparate luftdicht verschlossen sind; die Ampullen bekommen Sprünge und die durch diese eindringende Luft führt solche Zersetzungen der echten Salvarsanpräparate herbei, daß deren Anwendung bei Patienten schwere Vergiftungserscheinungen, ja den Tod zur Folge haben kann! „Im Hinblick auf diese ernste Gefahr werden sämtliche beschlagnahmten Waren an der Herstellungsstätte des Salvarsans (Höchster Farbwerke) einer Prüfung unterworfen und nur im Falle einwandfrei befundener Beschaffenheit dem Verbrauch zugeleitet." Soweit der amtliche Wortlaut! Und hiermit vergleiche man die „unwiderleglichen Beweise" Philippes!...

Es ist dem Ankläger anscheinend nicht bekannt, daß es außer in Belgien auch in Deutschland Schleichhandel und Schieber

gibt; diese letzteren (meist fremdländischen) Schädlinge am deutschen Volkskörper wollte Fühner und der Ministerialerlaß treffen! Ob dies Herrn Philippe entgangen ist?

Dr F. H. Braunwarth.

*

„Stunden mit Rabindranath Thakkur"

hat Paul Natorp erlebt und gibt nun von diesem Erlebnis in besondrer Schrift eine lesenswerte Darstellung (Jena, Eugen Diederichs, 25 S., geh. 5 M). Der Name Natorp verpflichtet. Er steht in erster Reihe der Jugendbewegung. Doch auch ihm erwidern wir, was wir im „Türmer" bereits angedeutet haben: es geht nicht an, Dinge verschiedener Ebenen gegeneinander auszuspielen. nämlich einen einzelnen hochentwickelten indischen Meister der Stille gegenüber dem gleichsam offiziell zusammengerufenen, lauten, massebildenden Deutschland. Hat der Inder das stille und starke Deutschland nun wirklich und wesenhaft kennen gelernt? Nein, selbst wenn er mit äußeren Augen die oder jene äußere Person, losgelöst aus ihrem Kreise, geschaut hätte. Oder gibt es dies stille Deutschland nicht? Doch, es gibt diese Menschen der gesammelten Kraft: aber sie wirken sich in stillem Tun und Dulden des Privatlebens aus. Verleumdet mir dieses Deutschland der Edlen und Einsamen nicht!

Natorp spricht fast zärtlich von dem edlen Inder. Es ist ihm „schier unfaßlich", daß man diesen Gast herumzeigte und anstaunte „wie ein prachtvolles exotisches Tier"; daß man eine „dumme Sensation", ja fast schon einen „Straßenskandal" aus ihm „hat machen können" ... Uns ist dies ganz und gar nicht unfaßlich. Dieselbe Presse — und das entsprechende Publikum —, die jeden Anlaß benützt, auch stille Menschen und feine Vorgänge zur Sensation zu verzerren, zu entseelen, zu entwerten, hat sich auch dieses kostbaren Materials bemächtigt. Das liegt in ihrer Aufgeregtheit; sie leben davon. Wenn morgen das Mysterium von Golgatha oder die Geburt von Bethlehem zu erwarten wäre: jene Menschengattung würde mit Sensations-Telegrammen nur so arbeiten und den vornehmen Rhythm großer Ereignisse in ein Hetztempo mit e sprechend niedrigem Zeitungsstil herabw wandeln.

Mich wundert nur etwas andres: daß wohl die Veranstalter (vom interessierten V leger seh' ich ab) als auch der indische Se selber dies nicht vorauswußten. Wenn ein König unter die Menge mischt, um si nach Natorps Ausdruck, eine „lebendige A schauung zu verschaffen von der inneren V fassung der Völker", so wandert er verkleid still und unerkannt. Hier aber hat man sich v vornherein in den Mitteln vergriffen. A manchmal will mir das harte Wort auf Zunge: ein Weiser, der in dieser Fo Deutschlands „inneres" Wesen kennen zu l nen versucht — ist nicht weise, sonde naiv.

Natorp predigt uns unvoreingenomme Menschlichkeit, die er bisher nur „bei den fe sten der Quäker" (also wieder im Ausla gefunden habe, unterschätzt also die vielen st starken Deutschen aus dem Ludwig-Richt und Hans-Thoma-Lande, die er nicht ken — und stellt damit seiner eigenen Schaukr und seines Volkes Seelentiefen keineswegs e günstig Zeugnis aus. Auch ist es wohl unnö herausfordernd, des Inders Schule — Natorp nie gesehen! — als „Leistung ga ohne Vergleich in unserer Zeit" zu loben u ähnliche Gemeinde-Gruppen bei uns als ei Folge von „Rattenfängerwirkung" herabz setzen. Ich bin kein besondrer Freund v Gruppenbildungen wie Steiner, Müller od Keyserling; aber es sucht sich doch auch da d Drang nach edler Gemeinschaftsbildung au zuwirken. Und dann das Ausspielen der „J gend", die uns das bessere Deutschland hera bringen werde — — ach Freunde! Flüch doch nicht wieder in eine neue Utopie, in d allheilende sogenannte „Jugend"! Der Gu als solcher hat immerjunge Leuchtkra er hat sie, ob er im alten Meister oder i jungen Schüler leuchte! Natorp deutet es s ber an, von Rabindranath Thakkurs Schei spiel „Frühlingskreis" sprechend (S. 10). Hi und heute leuchte der Gral, sofort, ob Seufzen nach „guter alter Zeit", aber au

ne seufzende Ausschau nach erlösender Zu-
nd! Im Reich Gottes der Weisheit und der
iebe gibt es nicht jung noch alt, sondern da
ntscheidet nur des Herzens Leuchtkraft.
Doch ich breche ab und möchte dieses wirklich
öne, warmherzige Schriftchen nicht schlecht
achen. Viel noch wäre zu sagen. Freilich:
ie schwer ist es, daß ein Theologe oder ein
ntellektueller ins Reich Gottes eingehe! L.

*

Bô Yin Râ

Deckname für einen deutschen Weisen, der
urch eine Anzahl Bücher über Grundfragen
es Lebens viele Suchende aufhorchen läßt.
r spricht gleichsam offenbarend, nicht be-
eisend; er spricht überaus einfach, klar, edel,
obei die Sprache mitunter in leisen Rhyth-
us übergeht. Man hat das Gefühl, daß jeder
atz genau durchdacht und beseelt ist. Und
ese sachliche, sichere Ruhe teilt sich auch dem
eser mit. „Das Buch vom lebendigen Gott",
Das Buch vom Jenseits", von der „König-
chen Kunst", vom „Menschen", vom „Glück",
esonders auch das „Buch der Gespräche" sind
ine sechs Hauptbüchlein (Verlag der Weißen
Bücher, München), wozu sich soeben eine Be-
achtungsreihe „Mehr Licht!" gesellte. Man
ag zunächst stutzen über die Einkleidung oder
mrahmung dieser Gedanken: daß sich nämlich
Bô Yin Râ als Abgesandter oder Bruder einer
Weißen Loge" vorstellt, zugleich aber die
eine Verbindung dieser „Mahatmas" mit der
heosophie in Frage stellt. Wir achten auch
nsrerseits die tiefen Beziehungen, die seit
ahrhunderten, ja Jahrtausenden zwischen
rient bzw. Indien und Abendland bestehen,
nd aber in bezug auf modernste Westöstlich-
eit gleichfalls behutsam. Im deutschen Geistes-
oden liegt Edelgut genug. Das hebt übrigens
uch dieser neue Künder immer wieder hervor:
ur in der tiefsten Stille unsres Innersten sind
ie Stimmen der Meister vernehmbar. Da
itt er an die Seite der germanischen Mystik,
es echten deutschen Idealismus und unsrer
igenen Betrachtungsweise, so daß ihm auch
ans Thoma ein beifälliges Wort zurief.

Wir sind Bundesgenossen in der Ablehnung
es überverwickelten Intellektualismus, im Bestreben nach Einfachheit und Unmittelbarkeit. Es ist das Wesen echter Weisheit, daß man sie nur klar und rein auszusprechen braucht, und sie überzeugt durch sich selbst jedes empfängliche Gemüt. Genau so ist es mit der Liebe, mit dem guten Blick, mit dem warmen Wort oder der hilfreichen Tat. Sie bedürfen keiner Beweise, denn sie wirken als magische Kraft durch sich selbst.

So geht eine Wirkung aus diesen Büchern auf uns über, deren Verfasser übrigens von Beruf Maler ist.

In letzterer Eigenschaft veröffentlicht er soeben Kunstbetrachtungen („Das Reich der Kunst"; München, Verlag der Weißen Bücher), die sich wieder durch die ihm eigene Klarheit und Ruhe auszeichnen und in einer liebevollen Ehrung Raffaels gipfeln. „Kunst ist letzten Endes: die Manifestation einer Weltanschauung", heißt es da. „Was auch ein wirklicher Künstler zu geben haben vermag, und sollte es, dem Motiv nach, noch so nahe dem grauen Alltag stehen, wird immer eine Botschaft aus dem Reich der Seele sein, bestände sie auch nur darin, daß er zeigt, wie auch das Häßlichste noch einen Gottesfunken in sich trägt, der nur im Kunstwerk zu erlösen ist." Es entscheiden über den wesentlichen Wert eines Kunstwerkes also „nicht die Technik, nicht die Art der Naturauffassung, nicht die gedankliche Idee, nicht die Wahl des Gegenstandes und seiner dinglichen Schönheit oder Häßlichkeit"; das sind nur Teilwerte; entscheidend ist über eines Werkes Kunsthöhe „einzig und allein das innere organische Leben", das aus dem Künstler in die Form- und Farbenwerte einströmt, sofern er selber mit dem ewigen schöpferischen Geist verbunden ist.

Dahin drängt nun alles: Zunächst einmal unsere Lebensanschauung läutern und vom Materialismus lösen — und dann daraus künstlerisch gestalten! L.

*

Die Mitschuldigen

Man liest jetzt manchen furchtbaren Prozeß in unsren mit Häßlichem überfüllten Tageszeitungen; doch zu dem Abscheulichsten gehört der Fall Ulmann in München:

ein bäuerliches Ehepaar, verroht bis in die Knochen, prügelt und foltert das blutjunge, dürftig ernährte Dienstmädchen Kagerbauer zu Tode! Die Schilderungen der Ärzte von dem vereiterten, zerschundenen Körper der Ärmsten sind grauenerregend. Man fragt sich, wie Menschen so an einem Menschen handeln können; fragt sich aber auch: Wie hat die Umwelt das dulden können?! Wo sind die Mitschuldigen?

Und das ist ein ernstes Kapitel. Der lässige Mitmensch sieht zwar das Grauenhafte, zuckt aber die Achseln und — wandert vorüber. „Was geht's mich an? Soll ich meines Bruders Hüter sein?!" Und da setzt mit Recht eine Betrachtung der „Münch. Neuest. Nachr." ein:

„Viele dieser Fälle wären nicht möglich gewesen, wenn nicht die Umgebung geschwiegen hätte aus Mangel an jeder Zivilkurage, der in Deutschland leider so häufig ist. Erschreckend deutlich zeigt uns dies der Fall Ulmann, der sich wie ein düsteres Kapitel aus dem Neuen Pitaval liest. Rechtlich saßen die beiden Angeklagten auf der Bank. Moralisch noch verschiedene andere Leute. Es wurde festgestellt, daß sich der Vater wie die Stiefmutter um das gequälte Mädchen kaum kümmerten. Das Mädchen ist seinen Peinigern entlaufen. Es wurde zurückgeholt; warum hat sich nach diesem offenkundigen Beweis, daß hier etwas nicht in Ordnung war, für das Mädchen niemand gerührt? Keinem Menschen ist es aufgefallen, daß Katharina Kagerbauer keinen Ausgang erhielt. Daß sie in einem förmlichen Hühnerstall schlafen mußte, hat doch alle Welt gewußt: warum ist niemand gegen eine solche menschenunwürdige Unterkunft aufgetreten? Eine ganze Reihe von Zeuginnen haben schwere Mißhandlungen bemerkt. Sie haben beobachtet, daß das Mädchen im Bett angebunden war, daß es Striemen am Körper hatte. Es hat lange gedauert, bis sich eine der Zeuginnen, anerkennenswerterweise, um das Kind annahm! Man hat ja versucht, den Dingen nachzugehen, aber mit der nötigen Energie ist es doch nicht geschehen. Die Ulmann hat gegenüber Zeugen brutale Äußerungen über das mißhandelte Kind getan. Es mußte sich doch alles sagen, daß man einer derartigen Person das Dienstmädchen nicht weiter anvertrauen dürfte. Auch die kleinere Schwester des mißhandelten Kindes wurde gequält. Sie hat der Gendarmerie Mitteilung gemacht. Ulmann wurde zur Rede gestellt. Was ist weiter geschehen? Es nahmen sich eines Tages hilfsbereite Leute der Kagerbauer an und verschafften ihr einen anderen Dienstplatz. Noch am gleichen Tage wurde die Kagerbauer von den Ulmanns zurückgeholt; und es wußte doch jeder Mensch, aus welchen Gründen man ihr einen anderen Platz verschafft hatte. Der Pfarrer hatte sowohl an den Katholischen Jugendfürsorgeverband wie auch an das Vormundschaftsgericht wiederholt geschrieben, die Kagerbauer müsse von dem Dienstplatz weg, sonst gebe es ein Unglück. Die Aussage des Vaters vor dem Vormundschaftsgericht, daß es dem Mädchen gut gehe, genügte, daß es in Unterföhring gelassen wurde. Warum hat das Vormundschaftsgericht das Mädchen unter den entsprechenden Sicherheiten nicht selbst vernommen? Zwei Zeugen haben gesehen, daß die Kagerbauer neben der radfahrenden Ulmann bis zur völligen Erschöpfung herlaufen mußte! Sie haben Ulmann deswegen zur Rede gestellt. Dieser wurde grob, und damit war es wiederum zu Ende.

Und zu Aussagen eines Zeugen hat die Mutter des zu Tode gequälten Kindes gelacht! Wer will bestreiten, daß außer den Angeklagten noch jemand auf der Anklagebank saß? Ganze 42 Kilo hat das verhungerte Kind zum Schlusse gewogen. Warum hat ihm niemand etwas zu essen gegeben? Sind die Eltern, die dieses Kind zu Tode martern ließen, nicht zu fassen?

Aus diesem traurigsten aller Kriminalfälle der letzten Jahre ist allerlei zu lernen. Jeder habe den Mut, gegen Roheit, gegen Quälerei an Tier und Mensch aufzutreten, auch wenn er etwa als Gutgekleideter den ganzen Straßenpöbel gegen sich hat, und der Rohling, gegen den er auftritt, ein ungewaschenes Maul. Jeder hat die Pflicht, vor jedes Kind sich schützend zu stellen, dem es nicht gut geht. Kann man denn überhaupt noch ruhig schlafen, wenn zu dem Gedanken, daß Kinder nicht

nügend ernährt und gekleidet werden kön-
n, noch die furchtbare Sorge kommt, es ist
unseren Tagen in einem Vororte Mün-
ens unter immerhin zivilisierten Menschen
öglich, daß so ein armes Ding zu Tode ge-
tert wird?!"...

*

berhard König und Gerhart Hauptmann

Wir lesen in der „Deutschen Zeitung" folgende bemerkenswerte Gegenüber-
llung:

Als sich im vergangenen Jahre einer der
nterzeichner des Aufrufes zur Sammlung
ner Ehrenspende zum fünfzigsten Geburts-
ge des schlesischen Dichters Eberhard Kö-
g an den Schlesischen Landeshauptmann
it der Bitte um Unterstützung wandte, er-
elt er einen höflich ablehnenden Bescheid mit
r Begründung, bei der traurigen finan-
ellen Lage der Provinz ständen leider
ittel für solche kulturelle Zwecke nicht zur
erfügung. Inzwischen müssen sich aber die
nanziellen Verhältnisse der Provinz erheblich
bessert haben (!!), denn jetzt bewilligt der-
lbe Provinzialausschuß für die Gerhart
auptmannspiele 1922, die man zu Ehren
s sechzigsten Geburtstages des Dichters der
Weber" veranstaltet, die Summe von
00 000 Mark, und auch der Reichspräsident
t 100 000 Mark aus dem ihm zur Verfügung
henden kulturellen Fonds zugesagt. Man hat
n Eindruck, daß man hier zweierlei Maß
alten läßt: daß man für den Dichter der
Weber" reichliche Mittel übrig hat, während
an dem Dichter eines „Wielant", „Dietrich
n Bern" und „Stein" keinen Pfennig
ben mag. Wir können es dem Urteil der
achwelt überlassen, welcher von beiden schle-
chen Dramatikern wertvollere Steine zum
ufbau unseres zerrütteten Vaterlandes bei-
tragen hat. Dr. Tr.

*

ofbericht?

Gestern abend ist X. in Berlin angekommen. Er befindet sich auf der Reise nach St., o er... Der Zug, mit dem X. in Berlin ankam, der ... Expreßzug, hatte eine fast dreistündige Verspätung. Am Bahnhof hatten sich Vertreter der ... Botschaft eingefunden, die X. im Namen der Botschaft begrüßten. X. reist in Begleitung seiner Frau und ihres dreizehnjährigen Sohnes aus erster Ehe. Ferner begleitet ihn ... Die Abgesandten der Botschaft begleiteten X. und seine Familie nach dem Hotel Adlon, wo für ihn Zimmer reserviert waren. Am Abend war X. mit seiner Gattin und seiner Begleitung Gast der Gattin des ... Botschafters, bei der ein Diner im kleinen Kreise stattfand. Heute vormittag wird X. weiterreisen. Er benutzt den Schnellzug, um über ... nach St. zu fahren."

Es ist nicht etwa der Hofbericht alter Zeiten, der hier seine Wiederauferstehung feiert, es handelt sich um kein gekröntes Haupt, sondern um den französischen Dichter Anatole France, dem der Nobelpreis zuerkannt worden ist und dessen Ankunft in Berlin eine weitverbreitete demokratische Tageszeitung auf diese Art dem deutschen Volke kundtut!

*

Ein bekehrter Elsässer

Anläßlich des „Türmer"-Verbots in Elsaß-Lothringen erhalten wir von dort, aus altelsässischen Geschäftskreisen (persönlich uns völlig unbekannt), folgendes Bekenntnis:

„Wie ich höre, ist Ihre Zeitschrift ‚Der Türmer' hier verboten worden. Das nennen die Franzosen Liberté! Wir nennen es hier aber ganz anders. Am liebsten möchten sie uns unter eine Glasglocke stellen, damit wir ja nicht mit unsern Stammesgenossen in Berührung kämen. Damit erreichen sie aber das gerade Gegenteil. Ich behaupte fest, daß meine Heimat, unser liebes Elsaß, noch nie so deutsch war als seit der Annexion durch unsere Bedrücker, welche sich zudem noch als unsere Befreier aufspielen. Der reine Hohn!

„Die Franzosen sind und bleiben für uns ein Fremdvolk. Das hat allmählich hier jeder eingesehen, selbst solche, die anfangs begeistert waren und die Franzosen als Befreier empfingen, wozu auch ich leider gehörte." [Das Wort „leider" ist vom Briefschreiber unter-

strichen. D. T.] „Ich sehe es auch als eine regelrechte Strafe Gottes an, die über uns gekommen ist, weil wir so ungerecht sein konnten gegen Menschen, die's gut mit uns meinten und zu denen wir unserer Abstammung nach viel eher gehörten als zu unsern heutigen Usurpatoren. Aber nur Geduld! Es gibt noch eine Gerechtigkeit, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, meine Heimat von der so verhaßten Fremdherrschaft befreit zu sehen" ...

Deutlich! Nicht wahr?

Der Briefschreiber fügt hinzu: „Ich versichere Sie, wenn wir heute eine Abstimmung haben könnten, so wären wir morgen wieder deutsch — und zu unsrem großen Glück; denn unter dem jetzigen régime sterben wir ab, das ist todsicher. Das Elsaß geht zugrunde unter der französischen Mißwirtschaft; sie verstehen uns nicht — und wir sie nicht. Unter deutscher Herrschaft waren wir in voller Blüte — unter französischer Lotterwirtschaft sind wir dem Tode geweiht."

Schluß des Briefes: „Es lebe Deutschland!"

*

Aus Westpolen

Man schreibt uns aus dem neuen, früher deutschen Polengebiet:

„Als Leser Ihrer Zeitschrift finde ich zwar öfter Nachrichten über andre besetzte Gebiete, selten aber etwas über unser unglückliches Land." [Daß eine in Stuttgart erscheinende Zeitschrift mehr den Westen und Süden berücksichtigt, mag sich von selbst verstehen; doch halten wir auch nach andren Seiten die Augen offen. D. T.] „Sie können aus der mitgesandten Zeitung ersehen, wie bei uns verbriefte Rechte gehandhabt werden, wie planmäßig das Deutschtum bedrängt und hinausgeekelt wird. Es ist auch hier derselbe Sprachenkampf gegen das Deutsche wie im Elsaß. Das Ministerium des Teilgebiets hat eine Verordnung für kommunale Gemeinde- und Landtagswahlen herausgegeben; hierin heißt es, daß Wähler nur der ist, der der polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig ist! Diese Verordnung bedeutet eine Beschränkung des passiven Wahlrechts für Hunderttausende von Staatsbürgern. Im Art. 7 des Minoritätenschutzvertrages heißt es: „Alle polnischen Staatsangehörigen sind gleich vor dem Gesetz und genießen die gleichen bürgerlichen und polnischen Rechte ohne Unterschied der Rasse, der Sprache und der Religion." Zu den politischen Rechten gehört unzweifelhaft das aktive und passive Wahlrecht. Diese Verordnung bietet also wieder einmal allen chauvinistischen Elementen Gelegenheit, Persönlichkeiten von der Betätigung in öffentlichen Ämtern auszuschließen, die energisch für die Forderungen der deutschen Minderheit eintreten. Viele werden einfach wegen mangelhafter Beherrschung der polnischen Sprache ausgeschlossen. In Graudenz soll sich bereits eine Prüfungskommission gebildet haben, die die Kandidaten auf die Kenntnis der Sprache prüfen soll!

Ein andres Kapitel wäre die Verwilderung der Sitten. Tagtäglich Einbrüche und Diebstähle, allgemeine Unsicherheit — und daneben eine Beamtenschaft, die nur dazu da scheint, auf Kosten der Allgemeinheit sich zu bereichern. Nur selten hört man, daß Strolche gefaßt werden. Als es beides noch besser war, stand das Schieben in Blüte, wobei aber die Gendarmen beteiligt waren. Jetzt ist bei uns das meiste sehr teuer. Seitdem der Getreidehandel freigegeben ist, gehen die Preise wahnsinnig in die Höhe. Im April kostete der Zentner Roggen 300 Mark, am 1. Oktober 4000, jetzt kostet er schon über 5000 — der Zentner Weizen gar 10 000! Natürlich werden wieder Streiks einsetzen, und im Frühjahr werden wir Mangel haben, da außer dem Roggen alles schlecht geraten ist. Der Zentner Kohlen kostet 1200 Mark und Koks über 2000. Die Holzvorräte ringsum sind verbraucht. Wir gehen mit furchtbarer Schnelligkeit russischen Zuständen entgegen" ...

*

Nebenbörse ...

Ein zeitgemäßes Stimmungsbildchen aus Berlin finden wir im „Hann. Courier":

„Seit längerer Zeit war es den Behörden bekannt, daß sich in der Gegend der Grenadierstraße der Hauptherd für Devisenhandel und Valutaspekulation befindet, der sich

der Steuerpflicht entzieht. Die Besucher dieser Nebenbörse', meist Ausländer aus dem Osten, feiern am Sonnabend und haben ihren Hauptbörsentag am Sonntag. Deshalb nahm die Polizei am gestrigen Sonntag eine Razzia vor. In der Pension von Süd-Appel wurden nicht weniger als 21 Personen, die als lästige Ausländer ausgewiesen waren, festgestellt. Es wurde verhältnismäßig wenig Geld bei den einzelnen Personen gefunden, dagegen befanden sich in den Ecken der Zimmer sowie hinter und unter den Möbeln im Kohlenkasten und in einem Eisschrank Bündel von deutschen und ausländischen Geldscheinen, die im ganzen den Betrag von über drei Millionen Mark überschritten. Die Anwesenden bekannten sich nicht zu diesem Gelde, so daß es als ‚herrenloses Gut' beschlagnahmt wurde. 30 Personen wurden vorläufig in Haft behalten."

Gleichzeitig schreibt die „Kreuzzeitung":

„Der Zuzug bolschewistischer Elemente nach Deutschland, besonders nach Berlin, ist in den letzten Wochen ganz auffallend gestiegen. Wer durch die westlichen Vororte Berlins wandert, ist erstaunt, wie vielen Russisch sprechenden Leuten er begegnet. Es bestehen bereits russische Restaurants, in denen jene Elemente aus und ein gehen. An Geld scheint es den Bolschewisten immer noch nicht zu fehlen. Jedenfalls scheint der Rubel in der radikalen deutschen Arbeiterschaft nach wie vor seine Zugkraft zu betätigen" ...

Dazu vergleiche man die skandalösen Berliner Plünderungen und die Lärmszenen in den Parlamenten! Das wühlt von innen und — von Osten ...

*

Die „Reigen"-Schande

Es gibt Dinge, die man aus angeborenem Schamgefühl sofort und selbstverständlich ablehnt, Dinge, über die es eine Erörterung gar nicht geben kann. Infolgedessen ist für uns eine „Debatte" oder „Diskussion" über den Schnitzlerschen „Reigen" völlig ausgeschlossen. Ein Mensch, der elfmaligen Geschlechtsverkehr mit Dialogen umrankt und „dezent" aufführen läßt, ist für jedes vornehme Empfinden abgetan. Hat uns der Krieg noch immer nicht genug niedergeknüppelt? Mit elementarer Wucht müßte die deutsche Öffentlichkeit fähig sein, solche Steigerung der allgemeinen Schamlosigkeit abzuwehren. Kommt es freilich erst zu Skandalen, zu Prozessen, zu Gutachten, zur Freisprechung — so ist die Sache bereits verloren. Ein Vorkämpfer der Anständigen wie Professor Brunner spielt in solcher Situation unter allen Umständen eine ungünstige Figur: denn jetzt geht's um Worte, Worte, Worte — und im behenden, schnöden Wortemachen sind ihm die Unbedenklichen über.

Wir bedauern, daß sich auch Männer wie die Professoren Köster und Witkowsky in dieser unreinlichen Sache zur Verfügung stellten und das hundertmal gespielte Kassenstück als „Kunstwerk" verteidigten. Deutschland ist zu elend, zu verwildert, zu zerrissen, um sich solche „Kunstwerke" leisten zu dürfen. Die ganze Welt wartet auf uns, meist in Haß und Verachtung, wartet, was wir nun zu sagen und zu leisten wissen — — und das nachrevolutionäre Deutschland tanzt solche „Reigen"!

*

Würdelosigkeit

Die Beobachtung des Berliner Theatertreibens gemahnt uns an ein hartes Wort, das Richard Wagner nach der Zeit des großen Krieges in seiner Schrift „Über die Bestimmung der Oper" ausspricht: „Wenn wir dasjenige bezeichnen wollen, was auf deutschem Boden als das des Ruhmes der großen Siege unserer Tage Unwürdigste sich bezeigt und fortgesetzt bewährt, so müssen wir auf dieses Theater weisen, dessen Tendenz sich laut und kühn als den Verräter deutscher Ehre bekennt." Dieses Wort möchten wir mit einer Übersicht belegen, die Berlin jetzt geradeswegs zu einer Pariser Theaterfiliale stempelt. Der Berliner Theaterspielplan weist folgende Stücke auf: Deutsches Theater: „Kean" nach Alexandre Dumas; Kammerspiele des Deutschen Theaters: „Der Hühnerhof" von Tristan Bernard; Theater in der Königgrätzer Straße: „Die Fahrt ins Blaue" von Gaston de Caillavet, Robert de Flers und

Etienne Rey; Kleines Theater: „Mademoiselle Josette ma femme“ von Paul Gavault und Robert Charvey; Residenztheater: „Der König in Paris“ (Le roi) von Gaston de Caillavet, Robert de Flers und Emanuel Arène; Kleines Schauspielhaus: „Kiki“ von André Picart; Intimes Theater: „Die Spelunke“ von Charles Méré und: „Lauf' doch nicht immer nackt herum“ von Georges Feydeau.

Und so etwas ist möglich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches! Ausverkaufte Häuser lassen sich diese Schmutzigkeiten vorführen in Tagen, da weite Kreise der deutschen Volksgemeinschaft unter der Frongeißel eines erbarmungslosen und raubgierigen Feindes zu verbluten drohen! Dr Paul Bülow

*

„Ehret eure deutschen Meister!“

Ja, wir ehrten früher deutsche Meister und brachten Gedenktafeln an den Häusern an, wo sie geboren waren oder gelebt hatten. Auch Berlin ehrte das Andenken Eichendorffs, indem die Stadt das Haus Budapester Straße Ecke Bellevuestraße, wo Eichendorff einige Jahre gewohnt hatte, mit einer Bronzetafel zierte. Jetzt hat diese Tafel soeben eine seltsame Nachbarschaft bekommen: über der Tafel steht in großen Buchstaben die Inschrift „Likörstube“, und unter ihr, die Tafel zum Teil verdeckend, weist ein dicker gelber Pfeil auf den Eingang. Natürlich, Likörstuben sind wichtiger als ein deutscher Dichter von Anno dazumal!

Und in Tübingen soll der „Turm“, der 36 Jahre lang (1807—1843) die Schutzstätte des Dichters vom „Hyperion“ und „Empedokles“ war, in ein Kaffeehaus verwandelt werden, nachdem dieses Dichterasyl erst kürzlich der Gefahr entrann, als Waschanstalt zu dienen. Zur Verhinderung dieses Frevels will ein Arbeitsausschuß nach bestem Vermögen zu der Aufbringung der Kaufsumme von 65 000 Mark beitragen. Eile und Eifer für diese Sammlung ist geboten! Zahlungen erbeten unter „Hölderlinturm“ an Oberamtssparkasse Tübingen, Postscheckkonto Stuttgart 2457.

Dr P. B.

*

Die deutsche Sprache in französischer Beleuchtung

Für Goethe haben die Franzosen nur ein geringes, für Shakespeare gar kein Verständnis. Und doch wäre die Weltliteratur lückenhaft ohne Goethe und Shakespeare, nicht aber ohne Racine und Molière. Gleichwohl halten die Franzosen ihre Sprache, von der einer ihrer großen Geister gesagt hat, daß sie da ist, um die Gedanken zu verbergen, für die reichste und bildsamste.

Diese französischen Selbstverständlichkeiten erhärtete — in einem Vortrag über die französische Sprache und den Krieg — der Verfasser heiterer Schwänke und deutschfeindlicher Kriegsberichte, Marquis Robert de Flers, dessen Stücke von undeutschen Theaterdirektoren vor dem Kriege bevorzugt wurden und seit kurzem wieder auf unsrem Spielplan erscheinen — zum Behagen der Kriegsgewinnler und ihrer Gefolgschaft. In seinem Vortrag behauptete dieser Pariser, daß die Deutschen „in trunkenem Stolz den abscheulichen Plan“ hatten, die Welt unter ihre Herrschaft zu bringen und die deutsche Sprache zur Sprache der Diplomatie, des Handels und sogar der Literatur zu machen. Während des Krieges hätten sich deutsche Professoren und Philologen versammelt, um die deutsche Sprache zu vereinfachen und zu verbessern, was aber nicht gelungen sei. (Von solcher Versammlung weiß man in Deutschland nichts.) Der Marquis de Flers liebt wie alle Franzosen das deutsche Geld, verachtet aber die Deutschen, bestreitet der deutschen Sprache den Platz in der Weltliteratur, weiß offenbar nichts von dem Einfluß Goethes und deutscher Klassiker auf die französische Literatur des 19. Jahrhunderts und macht sich über uns lustig. Nur in einem Punkt will der Herr Marquis eine Ausnahme zulassen: um die Aufführung seiner Schwänke in Deutschland und seine Einnahmen daraus zu erhöhen, befürwortet er die Schaffung einer internationalen Kunstgemeinschaft, zu der auch Deutschland als zahlender Abnehmer zugelassen werden soll! Nun, es fehlte nur noch, daß auf französische Anregung in einem Zusatz zu den Versailler Friedensbedingungen die

eutschen Theater verpflichtet würden, mindestens die Hälfte ihres Spielplans mit Pariser Schwänken und dergleichen auszufüllen. Verpflichtet? Ein Blick auf den Berner Spielplan zeigt, wie dieser Unfug auch hnedies wieder blüht. P. D.

*

Fremdenlegionäre

Wie es scheint, hat man in England Soldaten für die spanische Fremdenegion zu werben gesucht. Und die Werber üssen Erfolg gehabt haben, denn die englische egierung — glücklich in ihrer Bewegungsreiheit zum Besten ihrer Untertanen — hat ie Werbung verboten. Der „Manchester uardian" knüpft daran einige nachdenkliche emerkungen, die gleichen, die auch uns eutschen einfallen, wenn wir die zahlreichen erichte über erfolgreiche Einreihungen deutcher Landsleute in die französische Fremenlegion lesen: Wie kommt ein junger Mensch uf den Gedanken, sich für diese Truppe anerben zu lassen? Das Blatt ist der Ansicht, aß diese jungen Leute keine Ahnung von em Klima Marokkos haben, daß sie dazu noch ie ausgezeichnete Verpflegung, Ausrüstung, rankenfürsorge, kurz die ganz erstklassige Beandlung erwarten, die England seinem Heer ngedeihen ließ im Weltkrieg. Statt dessen, einf das Blatt sehr richtig, erwartet sie eine orm von „Zuchthausleben in einer ohlgeheizten Hölle". Alles dieses könnte ch auch der deutsche Legionskandidat zu erzen nehmen, denn Algier ist nicht weit enug von Marokko entfernt für auch nur die eringste Änderung in den klimatischen sowie den übrigen Verhältnissen.

Ein Punkt fällt noch außerdem der Zeitung uf. „Wenn Mitte August", sagt sie, „Tauende von kräftigen Leuten, die den Krieg llzu gut kennen gelernt haben, sich um die elegenheit reißen, schlechtbezahlte Soldatenrbeit für ein fremdes Land in einem unglückchen Feldzug unter afrikanischer Sonne zu isten: wie wird es dann um die Mitte des Winters herum in London aussehen, falls kein Wunder geschieht, um Arbeit herbeizuzaubern?"

Auch diese nachdenkliche Bemerkung verdient Beachtung in mehr Ländern als England. L. M. S.

*

Der alte Dessauer als Nothelfer

In der Zeitschrift „Die Räder", die für den weiteren Ausbau der so wichtigen Technischen Nothilfe kräftig wirkt, finden wir ein fast vergessenes Geschichtchen vom Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem „alten Dessauer". Männer von solch zupackender Kraft, im Gegensatz zum Geschwätz, brauchten wir heute.

Einst, als in Berlin ein Großfeuer wütete, das nach stundenlanger Arbeit der Feuerwehren noch nicht gelöscht war, erschien der alte Dessauer auf der Brandstelle, warf kurz entschlossen einige hindernde Uniformstücke zur Seite und beteiligte sich mit Wort und Tat an der Löschhilfe.

Als die Berliner sahen, daß der volkstümliche Dessauer mit an der Spritze stand, aus Leibeskräften pumpte und müßige, umherstehende Gaffer an die Arbeit schickte, verdoppelten sie ihre Kraft; und alsbald war die gröbste Feuersgefahr abgewendet. Da ging stolzen Hauptes, Blicke befriedigter Neugierde auf die Brandstelle werfend, der Berliner Kollegienrat Färber vorbei. Vor dem im Schweiße seines Angesichts pumpenden Fürsten blieb der Herr Kollegienrat stehen.

„Hört Er auch mit zur Bürgerfeuerwehr?" fragte verwundert Färber, der den alten Dessauer nicht erkannte.

„Rede Er hier kein Blech! Sondern tu Er lieber ein gescheiteres Werk, als Maulaffen feilhalten: helfe Er mit pumpen!" rief grimmig der Fürst.

„Was fällt Ihm ein, Er naseweiser, anzüglicher Patron! Ich soll mitpumpen? Ich? Weiß Er vielleicht nicht, wer ich bin? Wenn Er's noch nicht an diesem Orden sieht, so mag Er's hören: ich bin der Kollegienrat ... der Herr Kollegienrat Färber! — Er dreimal naseweiser Mensch Er!"

Da ließ der alte Dessauer wutentbrannt den Pumpenschwengel fahren, ergriff einen Löscheimer mit nicht gerade klar aussehendem

Wasser und goß es dem gepuderten und gewichsten Kollegienrat mit den Worten über den Kopf:

„Nun, damit Er es sogleich erfährt, wer Ihn getauft hat: es war Fürst Leopold von Dessau, der sich nicht geschämt hat, hier die Not mit lindern zu helfen!“

*

Die „Jugendlichen“

In dem freigewerkschaftlichen, sozialistischen „Korrespondenten für Deutschlands Buchdrucker“ ruft ein Gehilfe seine Kollegen zur Selbstbesinnung auf gegen den zerstörenden Geist der Unordnung und Widersetzlichkeit, der sich zum Schaden der gesamten Arbeiterschaft bemerkbar mache.

„Als ich vor 33 Jahren in die Lehre trat, da war es anders als heute. Der Junge, der Schriftsetzer lernen wollte, mußte einen bestimmten Bildungsgrad nachweisen, er mußte gute Schulzeugnisse besitzen und zum mindesten die erste Klasse einer Bürger- oder Volksschule erreicht haben. Die jungen Burschen befleißigten sich eines anständigen Betragens gegenüber den Gehilfen, sie waren freundlich und jederzeit gefällig. Stets war der Unterschied zwischen Lehrling und Gehilfen erkennbar. Die Gehilfen hielten selbst darauf, daß die Jungen nicht aus der Art schlugen. Aus diesen Jungen wurden dann später anständige Menschen und tüchtige Gehilfen — — —.“ Und heute: „Vor einigen Wochen wurde ich zur Aushilfe in einen großen Berliner Zeitungsbetrieb eingestellt. Ich bin weit in der Welt herumgekommen, habe da und dort gearbeitet, was ich aber hier täglich sehe, das sah ich noch nie. Während die Gehilfen ihrer Arbeit stillschweigend nachgehen, treten die Laufburschen überlaut und dreist auf. Bei Gesprächen stecken sie ihre Nase mit hinein, erlauben sich Dreistigkeit. Jungen von 14 bis 16 Jahren sind Herren der Situation! Ältere Kollegen, die schon lange bei der Firma tätig sind, klagten mir entrüstet ihr Leid über diese Zustände. Als ich einen Kollegen auf das freche Betragen eines Laufburschen hinwies, sagte mir der erstere: ‚Wenn Sie dem Junge eine runterhauen, kommt Ihnen der Betriebsrat auf den Hals.‘“

Kann man sich wundern über solche Zustände in einer Zeit, wo man die Sechs- und Achtjährigen zu politischen Straßenumzügen anhält und die Halbwüchsigen, denen darob der Kamm gewaltig schwillt, als Stoßtrupps zu politischen Zwecken mißbraucht? Es gibt viele Arbeiter, die ebenso denken wie jener Gehilfe. Der sieht auch, weswegen es so gekommen ist und hat den Mut, es seinen Kollegen ins Gesicht zu sagen: „Nicht die Jungen, ob Lehrling oder Laufbursche, nicht die Hilfsarbeiter haben daran schuld, sondern ihr allein seid die Schuldigen! Gegen unbeliebte Metteure, Faktoren, Abteilungsvorsteher, Geschäftsleitungen habt ihr gewettert. Von denen wolltet ihr euch nicht alles gefallen lassen. Heute duckt ihr euch vor den Jungen und vor den Hilfsarbeitern. Ihr seid weit genug gekommen. Wenn es so weiter geht, dann kommt ihr dahin, daß euch die Jungen auf der Nase herumtanzen und ihr die Hilfsarbeiter bedient.“

*

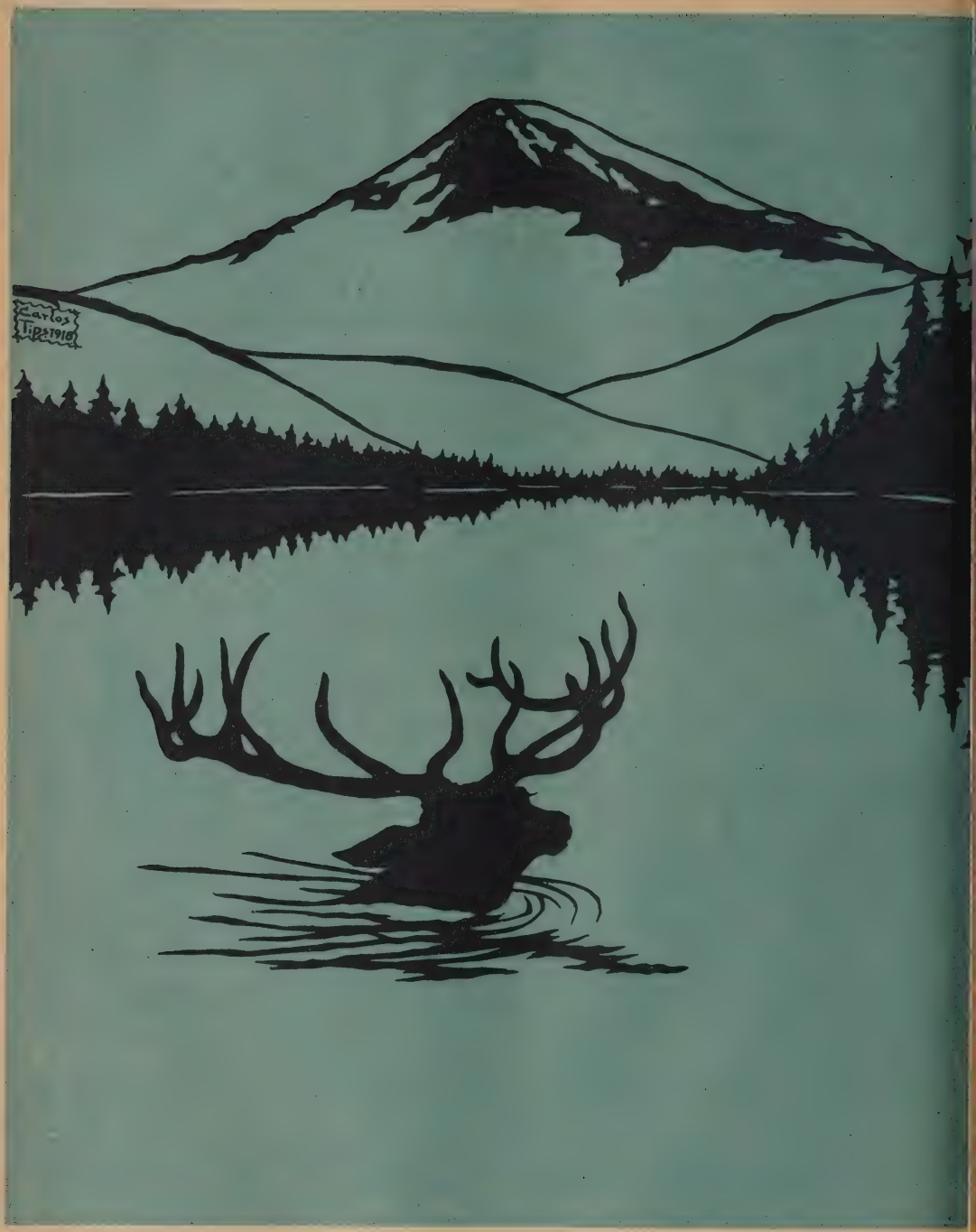
„Um die Schule ...“

Die „Internationale Zeitung für Arbeiterkinder“ verzeichnet zur Nacheiferung folgende Szenen aus dem Kampf des Proletariats um die Schule: „Der Gesanglehrer tritt in die Klasse. Wir wollen heute ein neues Lied lernen, und zwar: Rauschet, ihr Eichen, brauset, ihr Lieder. Arno Hausmann (13 Jahre alt) erklärt: Herr Lehrer, ich singe ein so patriotisches Lied nicht mit. — Grünschnabel, wo steht hier was Patriotisches?! — Arno setzt sich und faulenzt.

Szenenwechsel. Wieder Gesangstunde. Otto Haase (11 Jahre alt) soll singen: Wem Gott will rechte Gunst erweisen. Er weigert sich; schließlich gehorcht er widerwillig. Aber seine Eltern stellen den Lehrer zur Rede und verbitten sich energisch solche Lieder.“

So wird Heldentum herangezüchtet: Maul- und Parteiheldentum!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. **Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69.** Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Schwimmender Hirsch

Carlos Tips

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. Februar 1922 Heft 5

Bayreuth und Weimar

Eine Innenwanderung neudeutschen Menschentums

Von Dr. Paul Bülow

Bayreuth will wieder seine Pforten öffnen. Trotz aller Not! Wir freuen uns dessen und denken an Uhlands Ausspruch: „Der Wert des Vaterländischen steigt, wenn das Vaterland Unbill erfährt, und das Insichgehen hat sich wirksam auch zur Tat erwiesen!“ Wir, die wir dies empfinden und zur Tat reifen lassen wollen, besinnen uns auf die Edelnächte, die uns unverlierbar im furchtbaren Erleben der Gegenwart geblieben sind. Die von den Edelstätten Weimar und Bayreuth ausströmende Kraft wird sich bei uns in neuschöpferischen Eigenbesitz verwandeln, der zunächst unser Sein in bestimmte Bahnen und Ziele lenkt, dann aber auch unsere Umwelt beeinflussen wird.

Das Wort Wagners in seiner Weiherede zur Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses: „Dies ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut: der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel seiner Ehre baut“ — soll uns voranleuchten auf unserer Wanderung, die wir jetzt als stillstarke Pilger, erlöst vom Unfrieden und Mißmut der Zeit, nach den beiden bedeutsamsten Edelstätten deutschen Geisteslebens antreten wollen.

Nach einem bemerkenswerten Ausspruch Wagners ist in Deutschland wahrhaftig nur der „Winkel“, nicht aber die große Hauptstadt produktiv gewesen. So findet er selbst das Heim der Meisterruhe in der lieblichen Einsamkeit von Bayreuth,

„fern von dem Qualm und dem Industriegeruche unserer städtischen Zivilisation", nachdem er Jahre vorher auch den deutschen Winkel „Weimar" als Festspielort ins Auge gefaßt hatte.

So krönt der Name „Bayreuth" Wagners Lebenswerk. In der denkwürdigen Stunde der Grundsteinlegung des Festspielhauses am 22. Mai 1872 rief der Meister den anwesenden Freunden diesen Spruch entgegen:

„Hier schließ' ich ein Geheimnis ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr':
So lange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar."

Dieses Bayreuther „Geheimnis" ist von symbolischer Bedeutsamkeit. Auf dieses gilt es sich zu besinnen zu einer Zeit, da eine mutige Schar von Männern aus dem engeren Bayreuther Kreise trotz der wirren und hemmenden Verhältnisse in unsern Landen es gewagt hat, mit einem Aufruf zur Erwerbung der Patronatschaft für die Wiedererweckung des Bayreuther Festspiels an die Öffentlichkeit zu treten, um dort auf dem Hügel von Bayreuth das deutsche Volk im Jahre 1925 zu weihevoller Versammlung zusammenzurufen.

Das Festspielhaus ist die Verkörperung seelenvoller deutscher Weltanschauung und einer weithin durchdringenden künstlerischen und sittlichen Kraft. Es ist ein Bollwerk gegen die übermächtig anstürmenden Dämonen der modernen Zivilisation, die jener in titanischer Willenskraft sich fest behauptenden Stätte deutschen Meistertums selbst heute noch oft so arg verkennend oder bewußt feindselig gegenübersteht. Paul Bekker hat dafür vor einiger Zeit in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" ein beschämendes Beispiel geliefert. Wir verzichten, diesem schnöden Angriff auf ein Heiligtum deutscher Kunst eine Entgegnung zu liefern. Von je hat Bayreuth im Kampf gegen Feindschaft und Mißgunst gestanden. Aber gerade aus einem tollen Weltwirrwesen erhob Wagner dieses Werk in die edlere Sphäre reiner, selbstloser Kunst und weltüberwindenden Opfernuts, wenn er bekennt: „Es war gerade das Innewerden der beispiellosen Verwirrung und Verwahrlosung seines öffentlichen Kunstwesens, welches meinen Blick von neuem für das ihm tief zugrunde liegende Geheimnis schärfte." Dieses „Geheimnis" der Sendung Bayreuths ist von der modernen Welt verschüttet worden. Wir werden es aus viel Schutt und Trümmern wieder auszugraben haben.

Bayreuth ist Symbol für den Geist des deutschen Idealismus, den wir Gralsgeist heißen. Bayreuth ist Wahlspruch für den heiligen Gralskampf um höchste Güter unseres Volkes. Gralsgeist und Gralskampf im Verein gegen die seelenstumpfe Trägheit und Verelendung bei uns: dies bedeutet das im Sonnenglanz des Festspiels erstrahlende Bayreuth. Es war das deutsche Olympia; seine Segenskräfte haben mitgewirkt an der Erziehung des Volkes, das die Tage des August 1914 an sich erlebte. Der Kern von Bayreuths Sendung betrifft eben jenes vom Schöpfer selber dorthin versenkte „Geheimnis" seines reinen künstlerischen und ethischen Wesens.

Den ethischen Gedanken des geistigen Bayreuth haben wir in der Gegenwart vor allem zu weithin ausstrahlender Wirkung zu bringen. Denn der Regene-

ionsgedanke war es doch, der Richard Wagner beseelte, der „unser Heil einzig einem Erwachen des Menschen zu seiner einfach-heiligen Würde suchte". Die lle, allen geschäftlich-spekulativen Sonderinteressen aus dem Wege gehende, stverleugnende, gemeinsame, wahrhaft allbeglückende Hingabe an die Verwirkung des großen Zieles der „Wiedergeburt": sie bedeutet recht eigentlich die iehungsaufgabe des „geistigen Bayreuth". Darüber vergleiche man Chamberis „Lebenswege meines Denkens" (München, Bruckmann), die wohl die bisher gründigste Würdigung Bayreuths — gerade nach seiner kulturellen und ethischen Deutung hin — enthalten. Zu dem Wenigen an deutschem Edelgut, was uns h verblieben, gehört auch das Werk von Bayreuth: „Retten wir es, erhalten es lebendig und rein wie ein Heiligtum, daß es uns leuchte und stärke in trüber ten Lauf, wie einst die siechen, kampfmüden Ritter von Monsalvat des Grales ndertätiger Segen."

Doch es liegt Bayreuth in so hehrer Bedeutung nicht einsam in deutschen nden. Den lieblichen Hügel von Bayreuth grüßt die Schwesterstätte im Herzen utschlands. Bayreuth und Weimar stehen in innerlich verwandter Gemeinschaft arter Zeiten Wende als geistige Gipfelpunkte deutschen Kulturlebens zusammen. n beiden ist „der Dienst der deutschen Seele in hoher Tempelburg deutscher ist" heilige Herzenssache. Beide erstreben das gleiche Ziel: die zentrale Betung der Kunst „als eine von innen her den Organismus durchdringende ensmacht" in den Mittelpunkt des Kulturlebens zu stellen.

Der Goethepark von Weimar, der schattentiefe Garten von Wahnfried — Edelten, da zweier deutscher Meister Wähnen Frieden fand, stille Orte der Sammg und Ehrfurcht. Werden Neudeutschlands Menschen dorthin die Gralsfahrt reten und an geweihtem Ort dem geheimnisvollen Ruf aus den Gefilden hoher nen lauschen? Wird hier neue Seelenkraft ausströmen?

Weimar — ein festlicher Klang umtönt dieses Wort. Landschaftliche Anmut und chichtliche Erinnerung des reizvollen Städtchens an der Ilm umfangen den nderer mit immer neuem Zauber — wie es traulich liegt zwischen Parkbäumen sanft ansteigenden Feldhügeln, von den Sonnenuntergängen des thüringischen irges angeglüht. Der in allen Jahreszeiten so stimmungsvolle Goethepark raunt alter Zeiten geiststrahlender Schöne: „Hier wirkten zwischen bedeutenden nnern und Frauen unsere größten dichterischen Denker der Neuzeit: Goethe, iller, Herder. Von hier aus hat sich eine vornehme Geistesgemeinde gesammelt, cher der Name Weimar ein Symbol geworden für feinere Kunst und Kultur." wenn wir auf der freien Höhe über der stillen alten deutschen Dichterstadt en, bekennen wir mit dem Dichter: „Diese milde, anmutige Ruhe wirkt wie lige Genesung auf das Herz, das aus Erregungen hieherkommt und im Aufblick den Meistern dieses heiligen Hains das innere Gleichgewicht sucht — Weimar ie Seele der deutschen Welt!" Der Name Weimar wird der Sammelbegriff enigen Geister, die dem Deutschtum endlich wieder einen seelisch bedeutenden halt verleihen möchten. Dieser kommt bei ihnen nicht anders zustande als ch „ein Verzichten auf Behaglichkeiten der Welt um einer großen Idee willen — n dies Tun und diese Kraft nennen wir Idealismus."

Wir haben viel Zivilisation und Technik, aber wenig Kultur. Denn im Mit
punkte wahrer Kultur steht als ihr edelstes Erzeugnis die Persönlichkeit. S
gilt für Weimar und für Bayreuth. Es ist von innen heraus ein Herrwerden ü
den Dunst und die Niederungen der Materie: „Das ist das Köstlichste, was u
Deutschen, die Landsleute Kants und Goethes, immer wieder der Welt verkünd
können." Deutsche Lebensmeisterschaft hat den Namen „Weimar" zum Sym
erhoben: „Wenn Winckelmann, auf die Edelbilder der griechischen Kunst schaue
‚edle Einfalt und stille Größe' suchte; wenn Schiller, Anmut und Würde vereinige
den Begriff der ‚schönen Seele' vertiefte; wenn Wagner vom ‚starken und schön
Menschen' sprach: — so suchen sie alle ein Idealbild des Menschentums, i
tatsächlich in ihnen selber nach Ausdruck rang. Nur dann verwandelt sich fernh
suchende Romantik in reifen und nahen Klassizismus, wenn wir mit Goethe sag
und tun: ‚Die goldene Zeit ist wohl vorbei, allein die Guten bringen sie zurück
(Ich benutze in alledem Prägungen Lienhards.)

Die Sehnsucht nach einem kraftgebenden deutschen Olympia empfindet d
Gemüt der besten Deutschen — ganz im Sinne der Worte Hans von Wolzoge

„Kehrst du bei deinen Meistern ein,
Sei's, um dir Kraft zu holen,
Wahrhaftig wieder deutsch zu sein
Vom Scheitel bis zur Sohle."

So bekennt Ernst von Wildenbruch: „Nicht das äußere Gewand nur, ein Tiefer
ein innerlicher Beweggrund ist es, der mich immer wieder nach Weimar zie
die Erfahrung, daß man daselbst etwas lernen kann." Hier an der kunstgeweihtest
Stätte, wo das klare Weltauge des Größten von Weimar in strahlender Helle üb
der Stadt leuchtet, wo der Feueratem Schillers die empfängliche Seele umwe
möchten wir den seelischen Gesundbrunnen für unser Volk suchen. „Mehr Liebe
ruft ein neudeutscher Dichter seinem Volke entgegen und findet mit diesem R
Widerhall. Ist es doch der Hunger nach Seele, die Sehnsucht nach den Meiste
der Weisheit, nach den Engeln der Güte, was in dem uns gegenwärtig umflutend
Zeitgeist ungestillt bleiben muß.

Welche hingebungsvolle Arbeit aber wird nötig sein, ein in Rassenhaß v
hadertes, durch fremdländische Wahnideen berauschtes, wirtschaftlich darbendes u
verarmtes Volk zu diesen geistigen Gipfelpunkten zu führen! Und doch können w
unsern Volksgenossen keinen edleren Weg zur Gesundung und zum Aufbau al
verlorenen Werte weisen als solche Verinnerlichung. Das eben ist das Endziel u
das höhere Bewußtsein eines idealen Menschentums im Dienste Weimars, wie
Lienhard in seinen „Jugendjahren" bekennt: „Das Weimar oder die Gralsbu
die ich meine, sind nicht hier oder dort. Der Gral erglüht zuletzt in uns selbe
Und wesentlich ist auch ein anderer Ausspruch dieses Dichters: „Das landschaftli
und das historische Weimar sind mit all ihrer Schönheit doch nur Sammlungspun
und Beispiel. Es ist mir nicht um den Ort und nicht um das Wort zu tun. D
eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung. Das Wort Weim
erhält erst Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeu
wie sie dort lebendig gewesen."

Ein Neu-Bayreuth und Neu-Weimar — beide aus der Not der Zeit heraus neu
rleben — wünschen wir also dem schweren, dumpfen Zeitalter, in dem wir leben.
s erstere haben sich die verschiedenen Wagner-Verbände unter Führung der Zentral-
ung des A.R.W.V. zum Panier erkoren. Und wer das Werk des jetzigen Heraus-
ers dieser Zeitschrift kennt, der weiß, was wir unter „Neu-Weimar" verstehen. Nicht
uige sind es, die sich zu diesem Edelziel mit ihm vereint wissen. Die Eindeutschung
Verinnerlichung der Höhenkultur Weimars unserm Volke zu gewinnen, hat Lien-
d sich als Lebensaufgabe gestellt. Dies geschieht nicht in der Art einer epigonen-
en Nachahmung, sondern in einem durchaus neuschöpferischen, aus dem Herzschlag
Gegenwart heraus geborenen dichterischen Streben und Schaffen. So hallt uns
n aus seinem „Thüringer Tagebuch" (1903) dieser Mahnruf entgegen: „Habt
t und übt euch an den Großen von Weimar, die mehr waren als Dichter, weil
zugleich Seher und Weise waren: habt den größeren Mut und setzt euch das
ne Ziel, ein neues Weimar zu errichten, in das nicht nur das Idyll des Thü-
ger Waldes lieblich herüberrauscht, an das vielmehr des Ozeans Brandung don-
nd anschlägt und euch erzieht zu heroischer Lebensauffassung!"
Man verwechsle also dieses Weimar nicht mit irgendeinem Idyll! Wir wollen
ere besten Kräfte nicht in Rückschau auf einen traumverlorenen, weichlichen
ealismus vergeuden, sondern wollen uns getragen wissen von freudiger, herz-
wingender Wirklichkeitsstimmung. Wir wollen handeln nach der echt deut-
n Lehre, wie sie aus dem kerngesunden, geläuterten Mannestum Wilhelm
abes strömt: „Blick' auf zu den Sternen, hab' acht auf die Gassen!" So seien
u-Weimar und Neu-Bayreuth zwar die idealen Ausgangspunkte: aber Neu-
tschlands Seele, Erstarkung, Einheit sei unser Ziel.
Anläßlich der vorletzten Tagung der Goethe-Gesellschaft stellte Lienhard das
turprogramm einer „Deutschen Akademie" in Weimar auf. Der Verwirklichung
es Planes soll unsere Arbeit gelten. Über ganz Deutschland würden sich Segens-
te neuer Innerlichkeit und Ehrfurcht ergießen, wenn sich ein Neu-Weimar bauen
e, wie es der Dichter erhofft. Hören wir darüber seine eigenen Worte: „Zweimal
Weimar in den letzten Jahrhunderten geistig geblüht. Die erste Blütezeit, ge-
nzeichnet durch Karl August, war ein Aufleuchten der Dichtung. Das nach-
sische Zeitalter, gekennzeichnet durch Karl Alexander, war berühmt durch seine
usik. Beide Künste waren hier und dort umrahmt von einer nicht unedlen
lerei. Und durch den Wiederaufbau der Wartburg wurde innerhalb des letzteren
talters eine Perle gewonnen, deren Wert und Wirkung auf das deutsche Ge-
tsleben einem Schöpferwerk gleichkommt. Die Künste haben geblüht. Aber die
ligion? Ist in entsprechendem Maße von Weimar aus eine religiöse Ge-
tskraft weckend und wirkend in die deutschen Gaue ausgestrahlt? Wenn nun
r einmal unserm Weimar eine dritte Blütezeit beschieden sein sollte: geht sie
leicht vom religiös beschwingten Herzen aus? Wird Deutschland in seiner
ischen Not vielleicht aus unsrer deutschen Mitte heraus gestärkt und neubelebt
den? Wenn sich hier eine Flamme entfachte, eine neue Lebens- und Liebes-
wingung, ein Gelübde vieler deutscher Menschen, nicht mehr dem zersplitternd
nlichen Parteihaß, sondern der großzügig einigenden Liebe zu leben!"...

Licht, Liebe, Leben — diese drei Grundkräfte deutscher Seele, wie sie H
Herder im Zeitalter des deutsch-klassischen Idealismus vertreten werden, nun wie
in künstlerischen Formen ausströmen zu lassen: das ist es, was Lienhard von Weim
Zukunft erhofft. Wir stimmen ihm bei, wenn er in der heutigen Verwilderu
viel stärker das Sittlich-Religiöse ermutigt wissen will. In solchem Sinne wü
sich Neu-Weimar in schöner Gemeinsamkeit mit Neu-Bayreuths Ziel zusamm
finden; und beider Arbeit würde gipfeln in dem Worte Wagners: „Unser E
suchen wir einzig in einem Erwachen des Menschen zu seiner einfach-heilig
Würde!"

Kann man dem Menschen unserer Tage Besseres wünschen als solches
wachen?

Und noch eins! Wird auch ein Hauch vom Lebensodem Weimars und Bayreu
in unserer Schulerziehung Eingang finden? Wird ein wärmerer und freie
Schulunterricht schon früh die Jugend mit diesen Trägern wahrer Bildung u
Gesittung vertraut machen? Hören wir nicht täglich und stündlich den qualvoll
Aufschrei, spüren wir nicht das notvolle Sehnen bei den Besten unseres Vol
angesichts der erschütternden und tiefschmerzlichen Tatsache, daß Deutschlan
Schichten und Stände zerrissen sind vom Haß? Spürt man nicht, welche Sehnsu
in dem Wort „Jugendbewegung" mitschwingt?

Wahrlich, es ist auch uns, auch unsrem Bayreuth, dem wir neues Aufblühen wi
schen, nicht um Ort und Wort zu tun, sondern um die Wirkung. Drum gilt
nun mutigen und treuen Zusammenschluß aller gleichgestimmten Edlen, die
der Wiedergesundung ihres Volkes mitzuarbeiten willens sind. Halten wir u
dafür an Schumanns beherzigenswerte Mahnung: „Es waltet in jeder Zeit
geheimes Bündnis verwandter Geister. Schließt, die ihr zusammengehö
den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freu
und Segen verbreitend!"

Herzwunder

Von Albert Sergel

Wie ward er still, der wilde, stolze Knab',
da sich ihr Herz ihm ganz zu eigen gab.

Er hob es sacht und tat's in zieren Schrein
und schmückt' ihn zart mit Blum' und edlem Stein,

kniet fromm davor: ein Scheinen geht daraus
und füllt mit Kirchenglanz sein armes Haus.

Landrichter Krack

Erzählung von Anna Schieber

(Fortsetzung)

Der Erzähler sammelte sich und fuhr fort:

„Es dauerte vielleicht eine Minute, vielleicht auch weniger oder mehr, daß wir uns gegenüberstanden. Er, die Katze oder Schlange oder der Räuber, wie ich ihn nun immer in mir hieß (und wie ich ihn meinem Gefühl nach schon seit Ewigkeiten geheißen hatte), brauchte sich ja nicht um die hilflose Angst und Wut und um das Zerschmettertsein eines sechzehnjährigen Buben zu kümmern, und er tat es auch nicht, obgleich ich sicher weiß, daß er an mir erschrak. Er war der Älteste der Familie, und er konnte das Haus verkaufen; es stand nichts Gesetzliches dagegen. Er mußte den Geschwistern eine gewisse Summe, einen väterlichen Vermögensanteil, den sie darauf stehen hatten, auszahlen, und das konnte er leicht, da er einen Liebhaber als Käufer gefunden hatte, dem an dem schönen alten und vornehmen Bau gelegen war, und der ihn mehr als gut bezahlte. Wir wußten nicht, wer es sei, und es war auch einerlei, wenigstens im ersten Augenblick. Meine Mutter und meine Schwestern waren froh und glücklich und machten Pläne betreffs einer neuen Wohnung; sie brauchten sich nicht sehr einzuschränken, denn der Onkel hatte ihnen freiwillig noch einen Brocken von seinem Gewinn abgegeben. Sie konnten neue Möbel und Vorhänge und Teppiche anschaffen und eine hübsche, helle Etage oder auch eine kleine Villa mieten, wenn sie nicht etwa in eine ganz andere Stadt ziehen wollten, was ihnen auch offen stand.

Sie waren schon mitten im eifrigen Gespräch, als ich mich blaß und zitternd zur Türe hereinschob. Vor mir war ein Blitz niedergefahren; das Fundament, auf dem ich stand, hatte sich in seinen Grundfesten bewegt; es war mir, als habe ein Teufel mit leisem, spöttischem Hohnlachen seine langen, gelben Finger aus einem plötzlich entstandenen Erdriß herausgestreckt und nach meiner Heimat gegriffen, um sie im Spiel einem andern zuzuwerfen, dem sie doch nie das sein konnte, was mir.

Den Meinen aber hätte gar nichts Lieberes begegnen können als dieser Wechsel; ich fühlte mich ihnen fremd und fern wie noch nie und setzte mich stumm auf einen Stuhl neben der Tür, was sie nicht gleich beachteten. Sie fuhren wie drei große Kinder, die sie auch in manchem Betracht waren, fort, sich wie mit einem neuen Spielzeug mit dem Ausmalen der neuen Verhältnisse zu beschäftigen, und redeten freudig davon, daß es eigentlich gar keinen Umzug vorzubereiten gelte, da das Haus ‚wie es gehe und stehe', mit all den schweren alten Möbeln, mit Geräten und Bildern, mit allem verkauft sei.

Als ich das hörte, muß mir ein dumpfer Schreckenslaut entfahren sein, denn meine jüngste Schwester kam aus der breiten Erkernische, in der sie alle drei beisammen waren, heraus und rief: ‚Ach, der Peter!'

Und sie kamen zu mir und wollten mich trösten und aufheitern, und meine Mutter sagte: ‚Ach, großer Bub, du mußt das nicht so schwer nehmen. Für dich

ist es auch gut, ja besonders gut, daß du aus dem alten Bau herauskommst und in die Welt hinaus, die ganz andere Dinge zu vergeben hat, als dieser Winkel.' Sie strich mir mit der Hand über das Haar und sagte liebreiche, ernsthafte und neckische Dinge durcheinander, wie man ein Kind zu beruhigen versucht. Aber nach einer Weile, als ich mit ausbrechenden Tränen fragte: ‚Wie kann hier jemand anderes drin sein?' verdunkelte sich ihr Blick, und sie sagte mit zitternden Lippen: ‚Ach, hätt' ich mich doch nie mit euch Kracken eingelassen!', denn ich erinnerte sie an meinen Vater, der nirgends anders als in der alten Heimat hatte sterben wollen, und ihr leichtbewegliches Herz zog sich in einer Mischung von Wehmut und Ärger zusammen; denn sie liebte uns ja doch, wie wir waren. Aber meinen Schwestern kam ihr klagender Ausruf so komisch vor, da sie mich ja doch selber geboren hatte, daß sie zuerst leise und dann immer lauter anfingen zu lachen und die Mutter damit ansteckten, die ihre nassen Augen trocknete und ergeben ins Lachen hinein sagte: ‚In Gottes Namen, man muß eben sein wie man ist; es hat keinen Wert, sich anders zu wünschen.'

Ich aber ging leise aus der Tür und trat in den Saal, durch dessen Fenster das Licht der Laterne fiel, die im Hofe brannte. In der ungewissen dämmerigen Beleuchtung sahen die Bilder der Vorfahren wie drohend auf mich herunter, der ich sie in fremden Händen lassen und in die Welt hinausgehen wollte.

‚Haben wir dich nicht bewacht, als du ein kleines Kind warest?' sagten sie zu mir. ‚Haben wir dir nicht Lieder gesungen und Geschichten erzählt, eh' es ein anderer Mensch getan hat? Und sind nicht unsere Kinderfüße, wie einst die deinen, durch das Haus getrippelt? Sind nicht unsere Särge hier in diesem Raum gestanden? Haben wir nicht unsere Namen und Herzen in die Familienbuche geschnitten? Sind wir nicht wie du mit dem alten Stamm verwurzelt und verwachsen? Willst du es dulden, daß man uns um Geld verkauft?'

In meinem Denken mischten sich wieder einmal die lebenden Personen, die sie einst gewesen waren, mit den Bildern, wie mir das ja schon als ganz kleines Kind geschehen war. Und in der Trauer, die ich über den bevorstehenden Abschied vom Krackenhause empfand, wuchs ein immer stärker werdender Befehl auf, den mein Inneres mir gab, nämlich die Bilder nicht in fremde Hände kommen zu lassen.

Aber ich hatte ja keine Möglichkeit, sie mitzunehmen. Ich hatte keinen Platz für sie, und außerdem waren sie, wie ich erfuhr, für eine beträchtliche Summe an den neuen Besitzer verkauft, dessen Reichtum und Stammbaum beide von ganz jungem Datum waren, und der mit einem Teil seines Geldes sich selber und andern den Schein einer alten Kulturzugehörigkeit hatte erwerben wollen. Meine Schwestern lachten darüber, besonders als die Familie einmal ins Haus kam, nachdem zuvor ein Diener in ihrem Auftrag höflich um die Erlaubnis dazu angefragt hatte. Ich sah die Leute nicht, da ich um diese Zeit im Gymnasium war, aber ich hörte aus den Schilderungen meiner Schwestern, es sei ein dunkelhaariges, etwas fettes Ehepaar gewesen, das einander ganz auffallend gleichgesehen habe, mit gelblicher Haut und brennenden dunklen Augen, und das in einer fremdartigen Redeweise sich des Deutschen bedient habe. Meine älteste Schwester, die ein ausgesprochenes schauspielerisches Talent besaß, konnte sich nicht genug darin tun, die Aussprüche und Bewegungen der Leute nachzuahmen, und deutete mit dem Stiel einer imagi-

ren Lorgnette nach dem Bilde eines in jungen Jahren verstorbenen Kracken
t feurigen Augen und dunklen Locken, indem sie, mit der Zunge anstoßend, zu
nand, der nicht da war, sagte: ‚Ist das nicht mein Bruder Gideon, wie er leibt
d lebt?' so daß ich in die allgemeine Heiterkeit, die dabei entstand, einen Augen-
k einstimmen mußte. Freilich schämte ich mich nachher um so bitterlicher, daß
r solchen Leuten unsere Ahnen auslieferten.

Der Wechsel vollzog sich ziemlich schnell, wenigstens insoweit, daß wir vorläufig
ie hübsche, völlig eingerichtete Wohnung auf der neuen, modernen Stadtseite,
: zurzeit unbewohnt stand, beziehen konnten, während dagegen die Gideonsleute,
e meine Schwestern sie sofort getauft hatten, in unser Väterhaus einzogen. Sie
achten auch gleich ein Heer von Handwerksleuten mit, die den schönen alten Fach-
:rkbau von Grund auf wieder herstellen sollten, doch ohne irgend etwas daran zu
:ändern oder ihn in seiner geschlossenen Einheit von außen und innen zu stören.
Freilich, die größte Störung waren sie selbst, doch das empfanden sie nicht.
ir dagegen war es, seit ich sie dort drinnen wußte, wo sie sich in unsere alten
hnstühle setzen, mit ihren kurzen, fetten Fingern den Flügel aufschlagen und
s unseren Fenstern über die Stadt hinuntersehen konnten, unerträglich zumute.
war mir, als ob die Väter in den Nächten, wenn alles schliefe, aus ihren Bildern
:gen und nach denen suchten, die hierher gehörten, als ob das Stammpaar auf
: Wand in der Vorhalle sich ohnmächtig schüttelte, um die Wurzeln loszuwerden,
: aus seinem Leibe wuchsen, damit es davongehen könne, aber umsonst. Und
nn ich von weitem durch den Dunst und Rauch der Stadt das geliebte Haus
, dessen Fenster in der Sonne aufglänzten und dessen Giebel mir wie ein ehr-
irdiges Haupt zuwinkte, das ein schweres Schicksal zu tragen hat, so riß etwas
mir, und eine dunkle Stimme, die nicht nur Heimweh war, sprach Worte, die,
öfter ich sie hörte, um so deutlicher wurden.

Meine Mutter war in dieser Zeit besonders liebreich und zärtlich gegen mich,
sie zwar meine Not nicht recht verstand, aber sie doch sah und fühlte. ‚Warum
ist du denn immer wieder dort hinaus?' fragte sie mit liebkosender Stimme;
würde dir doch leichter werden, wenn du gerade aus vor dich hin sähest auf
nen neuen Weg, wie wir es auch tun. Sei es um eine kurze Zeit, so ziehen wir
1 dieser Stadt ganz weg, und du hast offene Meere und Bahnen vor dir. Wer
:d immer zurücksehen wollen auf etwas, das doch vergangen ist?'

Das sagte sie, weil ich immer wieder, unwiderstehlich angezogen, den alten Weg
schlug und an dem Krackenhaus vorbei zu dem alten Turm hinaufstieg, der ja
ht mitverkauft war, da er nicht zu unserem Grundstück gehörte, was mir jetzt
große Wohltat erschien, nachdem ich es früher nie hatte gelten lassen wollen.
n der Plattform des Turmes aus konnte ich auf die Terrasse und in den Hof
Krackenhauses sehen; das schuf mir schneidende Schmerzen, ich tat es aber
tzdem mit selbstquälerischer Aufmerksamkeit. Da sah ich nun, wie die Handwerker
den Fensteröffnungen und auf dem Dach hantierten, wie ein Gärtner mit seinen
hilfen mein dichtverwachsenes Kindheitsreich durchforstete, Buschwerk herausriß,
äben auffüllte, Wege ebnete und das kleine runde Tempelchen, das ich immer
mir gehörig betrachtet hatte, in den grausam nüchternen Tag stellte, wo es
: nicht mehr hinpaßte.

‚Man sollte es anzünden, damit es nicht so nackt dastehen muß‘, dachte ich u fühlte eine jähe Glut in mir emporlodern, als ich mir bewußt wurde, daß ich di selben Worte schon oft hatte dunkel rufen hören, und zwar in bezug auf das Ha ohne daß ich hätte sagen können, wer sie mir zugeraunt hätte. Es war ein so heftig Schreck, den ich da empfand, daß ich, ohne mich noch einen Augenblick umzuseh den Turm verließ und den ganzen Weg den Berg hinunter bis zu der Stadt vollem Lauf zurücklegte. Aber der erwachte Gedanke hielt mit mir Schritt u ließ sich durch nichts mehr verjagen. Ich schüttelte mich wie vor einem zudringlich und lästigen Insekt, das einem unaufhörlich um die Ohren summt im immer gleich Ton. Denn es war ja ein Unsinn; man konnte und durfte es nicht tun; es w ungeheuerlich, es auch nur zu denken. Aber es ließ nicht nach.

‚Es ist auch ungeheuerlich, daß unsere Heimat um schmutziges Geld verschach ist‘, redete es in mir. ‚Bettler und Heimatlose sind wir geworden und müss irgendwo unterkriechen, in irgend einem Fach eines Steinbaukastens. Nie m können wir irgendwo Wurzel schlagen; wir müssen leben wie abgeschnittene Blum in einem Glase Wasser.

Aber das ist nicht alles; sondern das schlimmste ist, daß die Heimat noch da während wir keinen Anteil mehr an ihr haben. Daß Fremde mit ganz ander Blut und Wesen darin sich einnisten wie Würmer in einem toten Körper, u tun, als ob sie ihn mit sich beleben könnten.

Der Stammbaum in der Vorhalle und die Bilder im Saal sind noch da u müssen es dulden, daß diese widerwärtigen Schmarotzer sich bei ihnen heimi machen wie Misteltriebe auf faulen Bäumen.‘

Wenn meine Gedanken hundertmal durch die verlassenen und von Fremd bewohnten Räume gegangen waren, dann war es mir immer wieder aufs neu als ob es zwar erträglich sei, die Heimat zu verlieren, wenn es sein müsse, n aber, sie in andern Händen zu wissen, die weder Blut noch Seele, weder H kommen noch liebevolle Arbeit mit ihr verband, nichts als das Geld, das mir eine geringe, unsaubere und im Grunde belanglose Gegenwertung erschien, u das in keinem Verhältnis zu den eigentlichen Lebenswerten stand, die im Krack hause steckten.

In meiner Klasse im Gymnasium war nun auch der Sohn der Gideonsle namens Jokus, eingetreten. Er kam von einem auswärtigen Gymnasium her u trat auf wie einer, der von vornherein sicher ist, daß er die erste Geige zu spiel hat, da seines Vaters Geldbeutel groß und voll an seinem Himmel hing wie Vollmond. Er redete viel von dem neuen Erwerb seines Vaters, mit dem er g waltig prunkte, obgleich er danebenher nicht lassen konnte, immer wieder dav anzufangen, daß der alte Kasten verlottert genug sei und Unsummen koste, bis im richtigen Stand sei, indessen komme es nicht darauf an, da sein alter Herr sich nun einmal in den Kopf gesetzt habe, darin zu wohnen, was ihm, dem Jok ja gleich sein könne; er baue sich später doch etwas anderes.

Ich hätte ihn erschlagen können, und ich lauerte ihm auch einmal auf, um i mit einem Stock durchzuprügeln; aber es ekelte mir vor ihm, und ich warf d Stock wieder weg und ließ ihn laufen; es half doch alles nichts.

Meine Kameraden sagten ihm dann, er solle doch sein dummes Prahlen lasse

ich sei ein Krack, und das Haus, das er in einem Atem schmähe und rühme, sei meine Heimat gewesen. Sie sahen wohl, daß ich litt, und hatten Teilnahme für mich. Und der Jokus, der ebenso stark beim Sprechen anstieß wie seine Mutter, kam erschrocken zu mir und entschuldigte sich. Das war fast noch übler als das vorige. Er suchte nun meine Freundschaft und lud mich ein, doch in das Krackenhaus, wie es auch weiterhin hieß, und in den Garten zu kommen, so oft ich Lust habe; es werde ihm eine Ehre sein, wenn ich ihn besuche.

Aber eher wäre ich in einen offenen Höllenrachen oder in einen gähnenden Abgrund gesprungen, so unaufhörlich mich auch mein Herz dahin zurückzog, wo alle meine Wurzeln ihren Lebenssaft gesogen hatten. Ich sah dem Jokus kalt und feindselig in die Augen, so daß er die seinigen verlegen und erschrocken niederschlug und mich für eine Zeitlang in Ruhe ließ. Eines Tages sagte er in der Schule, daß er nun etwa eine Woche nicht kommen werde, da er mit seinen Eltern eine Reise zu einem großen Familienfest mache, das verschiedene Tage dauere. Er malte denen, die es hören wollten, die Pracht und Herrlichkeit, die ihn erwartete, aus, wie er es nicht anders konnte: täppisch und protzig.

Ich hörte kaum danach hin. Aber als er einen Tag lang ausgeblieben und also sicher abgereist war, konnte ich doch der Versuchung nicht widerstehen, wieder einmal auf den alten Turm zu steigen, wobei ich unterwegs zögernd, und begierig die Heimatluft schnuppernd, eine kleine Weile an unserem Hofeingang verweilte. Es war ja niemand von den Gehaßten um den Weg. Ich hätte leicht über die Terrasse in den Saal kommen können, dessen Glastüren offen standen und in dem ich die Wächter meiner Kindheit wußte, die sicher schon lange traurig und ohne zu begreifen wo ich bleibe, nach mir aussahen. Es kam eine Ruhe über mich, als ob für eine kleine Weile alles zurückgekehrt sei, was einmal schön war; und mir fiel ein, wie ich mir seinerzeit in einem fortlaufenden Spiel ausgedacht hatte, daß ich später einmal ganz allein im Krackenhaus wohnen wolle und alles selber pflegen, den Garten und die Tauben und alles; und daß ich dann, weil es mir doch auf die Dauer zu einsam schien, die kleine Magelone mit dabei sein ließ, die doch meine Frau werden sollte.

Aber es war nur einen Augenblick so. Denn das konnte nun nie kommen, es war alles aus, und es kroch ein Gefühl von abgründiger Einsamkeit über mich. Ich war noch so jung, und das ganze Leben lag noch vor mir; aber ich hatte schon eine Vergangenheit, die war beladen mit allem Lieben und Schönsten, und lag unausdenklich fern. Ich stieg auf den Turm. Es war ein Wind aufgekommen, in dessen Wehen die Äolsharfe ihr Lied sang; sonst war alles still ringsum. Es kam mich an mit ihr zu singen, aber es war kein Lied mit gereimten Versen und einer geordneten Melodie, sondern es brach mir aus der Brust in einem wilden freien Rhythmus und ungefähr in Worten wie:

He, holla, wachet auf! Kommet zu mir, Väter und Mütter und alle Söhne von uns! Wolken und Wind und verzehrendes Feuer, tanzet und brauset, daß alles nicht mehr da sei; flieget und stürmet über die Welt hinweg!

Das alles sang und schrie ich in den Wind hinein, daß Worte und Töne davonwirbelten wie Vögel, die der Sturm verbläst und die irgendwo niederfallen, ohne zu wissen wo. Es wurde mir leicht und frei dabei, und plötzlich sah ich an einem

offenen Fenster des Krackenhauses eine weiße Mädchengestalt stehen, die aufmerksam horchend nach dem Turm herauf sah. Ich konnte deutlich ihre feinen, schmalen Schultern sehen und den dunkelhaarigen Kopf mit dem hellen Gesicht, an dem links und rechts lange schwarze Zöpfe niederhingen, und ich verstummte in Schreck und Staunen, denn ich dachte nicht anders, als daß das Mädchen meinen Beschwörungsgesang, der er unwillkürlich geworden war, gehört und verstanden habe, und außerdem wußte ich auch nicht, wer sie sei, denn der Jokus hatte immer damit geprahlt, daß er der einzige Sprößling seiner Eltern sei, dem einmal alles gehöre.

Als ich von dem Turme niederstieg, stand das Mädchen unter dem Hoftor und sah neugierig-furchtsam zu mir herüber, denn mein wilder Gesang war ihr allerdings aufgefallen. Sie mochte ungefähr vierzehnjährig sein und sah in nichts als etwa in den Farben den Gideonsleuten gleich, da auch ihre Haut einen ganz leichten gelblichen Schimmer hatte, nur viel zarter und feiner.

Ich wollte stracks an ihr vorübergehen, aber es kam eine alte Frau, offenbar eine Dienerin, aus dem Hause und sagte: ‚Aber Maggi, du sollst doch nicht im Wind da außen stehen!“ Ich glaubte, als ich den Namen hörte, in einem Märchen oder in einem Traum zu sein, in dem die seltsamsten Dinge plötzlich wahr werden, ohne daß man frägt, wie sie zugehen. Denn gerade so hatte seinerzeit immer die alte Kindsmagd in Bad Orb zu Magelone gesagt. Ich sah und hörte sie wieder, und es war mir, als müsse das Mädchen nun heftig und eigenwillig sagen: ‚Ach, immer soll ich alles nicht!‘ Denn das gehörte als Antwort darauf; das hatte dann Magelone immer erwidert, und mir war, als müsse sie es sein. Aber sie sagte sanft und mit einer merkwürdig leisen Stimme: ‚Ich komme gleich, Agathe; es ist nur, ich wäre so gerne einmal auf den alten Turm gestiegen, höre nur, wie die Äolsharfe wieder singt.‘

Das war nicht dasselbe Mädchen, dem ich einst in Gedanken die blühende Magnolie geschenkt hatte und mit dem ich gern vom gleichen Stern her gewesen wäre; wie sollte es auf einmal hierher kommen? Und doch rührte mich etwas an ihr vertraut und altbekannt an. Ich faßte mir ein Herz und sagte: ‚Das ist keine große Sache, da hinaufzusteigen, in fünf Minuten laufen es junge Füße.‘

Aber sie sah mich nur traurig an mit ihren großen, ernsthaften Augen, und die Alte sagte: ‚Unsere Maggi kann das nicht, ihr Herz erlaubt's nicht; es ist krank. Sehr krank‘, setzte sie noch einmal hinzu und schüttelte den Kopf. Auch sie hatte wie die Gideonsleute eine andere Aussprache des Deutschen als wir und ein fremdartiges Gesicht. Sie ging dem Mädchen voraus dem Hause zu und winkte noch einmal zum Mitkommen. Maggi aber, die ich im stillen Magelone nannte, fragte mich, ehe sie ihr folgte, was das für ein Lied gewesen sei, das ich dort oben gesungen habe, und ich sagte: ‚Ach, ein altes Schicksalslied‘, und sie sah mich verwundert an, denn sie wußte nichts mit diesem Wort anzufangen. Ich aber dachte: Wie gut, daß sie nicht weiß, was ich eigentlich gesungen habe, sie müßte mich ja fürchten und hassen.

Als sie ins Haus zurückging mit sonderbar vorsichtigen Schritten, war es mir, als ob es doch Magelone sei. Ich nahm mir vor, sie einmal zu fragen, ob sie sich an Bad Orb erinnere und an unsere Kinderspiele; und wenn das der Fall war, so mußte ich sie im Krackenhaus wohnen lassen. Ich mußte die Väter und Mütter

um Verzeihung bitten, wenn ich nicht tat, was sie eigentlich von mir wollten. Vielleicht konnten sie sich mit ihr anfreunden. Sie war unsäglich zart und fein; ihr schmaler roter Mund war das einzige Durchblutete in ihrem blassen Gesicht. Ich konnte es aushalten, sie in den vertrauten Räumen zu wissen; mehr noch, ich fühlte mich irgendwie damit verbunden durch ihr Dabeisein. Schließlich kam ich so weit, sie gar nicht zu fragen. Denn wenn sie es nicht war, so mußte ich es dennoch tun. Was tun? Daran wollte ich jetzt nicht denken. Ich konnte mir zum erstenmal wieder vorstellen, daß ich irgendwo, in einer andern Stadt etwa, wohne und das Haus hier zurücklasse. Es war, als ob nun die Vorfahren jemanden hätten, der irgendwie zu ihnen gehöre und zugleich zu mir. Jedenfalls konnte man die Entscheidung noch eine Weile aufschieben. Aber Jokus? Und die Gideonsleute? meldete sich die andere Stimme, der ich erregt antwortete, daß ich doch die kranke Magelone nicht ihrer Zuflucht berauben könne. Es war freilich übel, daß ich um ihretwillen den andern zugestehen mußte, im Haus zu bleiben. Aber es war vorläufig nicht zu ändern. Magelone mußte auch unter ihnen sein, zu denen sie so gar nicht paßte. Es gab so manches, das nicht war, wie es sein sollte, das sah ich auf einmal ein.

Ich sah sie einige Male, ohne mit ihr zu sprechen. Einmal, als ich wieder auf den Turm gestiegen war, stand sie auf der Terrasse und fütterte die Tauben. Die beiden Gideonsleute waren zuerst da, er in Hemdsärmeln, sie in einem prachtvollen seidenen Kleid, das starrend um sie her stand. Sie stießen lockende und gurrende Laute aus und reckten die Hände aus mit einladender Gebärde; die vielen Ringe an ihren Fingern blitzten. Aber keine der Tauben kam ihnen ganz nahe; sie pickten die Körner auf, die sie ihnen hinwarfen, doch keine tat ihnen die Ehre an, sich auf ihre Hand oder Schulter zu setzen, was mich tief befriedigte. Als aber Magelone aus der offenen Saaltür herauskam und das Körbchen mit dem Futter ergriff, um auch ein paar Händevoll auszustreuen, da flog ein silbergraues, schönes Tier zuerst aufflatternd auf das Körbchen und dann auf ihre ausgebreitete Hand, und ich fühlte, das müsse so sein. Es war mir wie eine Botschaft von der Seele des Hauses, die mit Magelone in einem geheimen Einverständnis war.

Es war nicht nötig, daß ich mit ihr zusammentraf oder daß wir miteinander redeten; im Gegenteil, es war besser so. Ich wußte alles dennoch; durch Reden wurde es nur verdorben, denn dann war es vielleicht gar nicht Magelone, und dann konnte ihr niemand helfen und mir auch nicht. Einmal sah ich sie außerhalb des Gartens. Sie war ein kleines Stück weit bergaufwärts gegen den Turm hin gegangen; sie wollte wohl versuchen, ob sie es nicht dennoch fertig brächte, hinaufzukommen. Aber nun stand sie mit dem Rücken an die Stützmauer gelehnt, die die Bergwand von der Straße trennte, und ihre schmale Brust hob und senkte sich schnell, so daß die schwarzen Zöpfe auf dem weißen Kleide tanzten. Ihr Atem ging stoßweise aus und ein, und das Gesicht war jammervoll entfärbt, auch der Mund. Sie hielt sich links und rechts mit den Armen an der Mauer, und ich sah, daß langsam große Tränen aus ihren dunklen Augen flossen. Mich hatte sie noch nicht erblickt, und sie sollte mich auch nicht sehen, ich schämte mich fast, daß ich ihre hilflose Unkraft belauscht hatte. Ich hielt mich still zurück, bis sie wieder Atem gesammelt und den Rückweg eingeschlagen hatte. Es wurde mir heiß von Mitleid

und Zärtlichkeit, und als sich das Tor meines alten Vaterhauses hinter ihr schloß, war es mir, als ob nun alle die Alten sich lind und liebend um das blasse Mädchen annehmen müßten, das ganz allein und verlassen sei.

Sie war es freilich nicht, wenn man annahm, daß sie den Gideonsleuten gehörte und auch noch die alte Agathe hatte; aber sie hatte doch ausgesehen, als ob sie ganz einsam in sich selber mit einem harten Schicksal ringe. Das war auch der Fall, denn sie mußte alles sehnliche Jugend- und Lebensverlangen in sich niederhalten, indes der Jokus um sie herum prahlte mit allen Reichtümern und Möglichkeiten; und sie mußte spüren, wie nach und nach das Öl in ihrer Lampe ausging.

Es dauerte auch nicht lange, so begann der eigentliche Kampf, zu dem sie kaum noch Kräfte mitbrachte. Ich hatte sie eine Zeitlang nicht gesehen, denn ich war nun seltener zu dem alten Turm hinaufgestiegen. Mein Gemüt hatte sich ein wenig beruhigt; es war mir, als sei die liebe Heimat einstweilen gut aufgehoben und unverloren, so lange Magelone darin wohnte. Ich war mehr zu Hause unter den Meinigen und sah, daß sie sich darüber freuten. Ich musizierte mit meiner Mutter und zog mich nicht immer zurück, wenn Gäste kamen. Eines Tages waren ein paar Damen bei uns, frühere Nachbarinnen vom Krackenhaus her, Mutter und Tochter. Sie wußten eine Reihe von Geschehnissen zu erzählen, die sie, da ihr Garten an das Krackenhaus anstieß, dort beobachtet hatten. Eine löste immer die andere ab im Erzählen oder ergänzte sie. Meine Mutter hörte sie höflich gelassen an, obgleich diese Dinge sie eigentlich gar nicht interessierten; es war ja fast Klatsch, was sie vorbrachten. Meine Schwestern machten sich in einer Fensternische mit drollig spitzbübischen Gebärden darüber lustig, froh, daß sie das in meiner Gegenwart tun konnten, ohne daß ich die Laune verlor. Da ließ mich plötzlich ein Name aufhorchen. Sie sprachen ihn langgedehnt aus. Maggi sagten sie, die Tochter des neuen Besitzers, ‚nein, die Pflegetochter', verbesserte die Mutter, sei schwerkrank, todkrank, könne man sagen. Sie wüßten es ganz bestimmt, und zwar von der alten Kindsmagd des Mädchens, es sei galoppierende Schwindsucht, und da sei gar nichts zu machen. Gar nichts, setzten sie noch einmal abschließend hinzu, und gingen dann bald, denn das war ihre letzte Neuigkeit gewesen, nachdem sie noch unter der Tür als etwas, das sie vergessen hatten, berichteten, das Mädchen wäre ohnehin nicht alt geworden, auch ohne diese letzte Erkrankung, sie sei von Geburt an herzkrank gewesen.

Ich stand still und aufgerührt am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Niemand wußte, wie mir ums Herz war, denn ich hatte Magelones Erscheinung nie mit einer Silbe erwähnt. Man ließ mich in Ruhe, und nach einer Weile entfernte ich mich und ging, unwiderstehlich angezogen, durch die Stadt nach jener Seite hin, wo Magelone lag und um ihr Leben kämpfte. Oder vielmehr, sie kämpfte nicht, sondern sie floh vor einem Reiter, der hinter ihr drein galoppierte auf schnaubendem Pferde, dessen Mähne wild im Winde flatterte. Sie ging mit keuchender Lunge und stolpernden Schritten den Berg hinauf, aber hinter ihr dröhnten die Hufschläge des Verfolgers, ganz nahe. Wenn er sie erreicht hatte, dann war es aus mit ihr.

Sie wußte nichts von mir, denn wir hatten nie mehr miteinander geredet seit jener einen kurzen Begegnung; sie wußte nicht, daß ich ihr allein das Recht gegeben

tte, in dem Hause zu wohnen, und daß ich allein um ihretwillen mit einer ge-ssen Ruhe an die Alten denken konnte, die dort zurückgeblieben waren. Ich glaubte jetzt irgendeine Botschaft senden zu müssen, aber ich wußte keinen Menschen, dafür in Betracht kam; Jokus einmal schon gar nicht, aber auch nicht die alte athe. Eigentlich gab es für dies alles keine Worte. Ich stieg auf den alten Turm d sah auf das Fenster, in dessen Öffnung ich sie zum erstenmal gesehen hatte. war verhangen, aber ein Flügel war geöffnet, und ich dachte daran, ihr etwas zurufen, das nur sie allein verstand. Doch blieb ich still, es schloß mir etwas den und, und nach einer Weile ging plötzlich der Vorhang in die Höhe und das Fenster sich weit auf. Eine Frau mit einer weißen Flügelhaube sah heraus mit ernstem sicht; sie wandte sich wieder ab und ließ das Fenster offen, und ich glaubte zu ssen, daß Magelone gestorben sei. Da ging ich still und mit zitternden Knien n Berg hinunter, mit Schicksal beladen, das sich auf mich senkte und mir den em nahm."

Der Landrichter hörte auf zu reden. Er saß eine Weile ganz still und wie in versunken da; es war, als habe er vergessen, daß er Zuhörer habe. Seine Frau chte: So habe ich ihn noch kaum je gesehen; er ist unabsehbar weit von mir fort, sich drin oder eigentlich aus sich ausgezogen. Der General hatte dafür keine ifassung. Er sah verwundert auf und räusperte sich ein wenig. „Na und? War denn nun wirklich tot?" sagte er, nur um etwas zu sagen.

Sein Freund nickte nur, es geschah wie mechanisch. Er sagte nach einer stummen eile: „Ich wußte wohl, daß es sich schwer erzählen läßt. Ich habe es seitdem oft ebt bei andern. Es gibt nicht recht Worte für Schicksalsdinge, die man erlebt. Man iß sie, sie sind einem selber ganz klar, aber man kann sie nicht den andern sagen.

(Schluß folgt)

Die Möve

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Schwere, graue Tropfen schlagen mir ins Gesicht,
Ich wandre in Sturm und Regen — und achte es nicht . . .

Ab und zu ein Leuchten vom fernen weißen Turm,
Eine arme kleine Möve kämpft gegen den Sturm.

Das ist meine Seele, Liebster! Dringt nicht ihr Schrei an dein Ohr?
Ich bin die einsame Möve, die ihre Richtung verlor.

Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Die bisher mitgeteilten Proben waren dem ersten Teil entnomm
der vom verlornen Elsaß ausgeht und auf Rückschau und Einsamkeit
stimmt ist. Mit dem folgenden Blatt beginnt der zweite Teil.

Aufschwung

Sturm hat eingesetzt, Sturm braust Wehmut und Rückschau hinwe
Der Herbststurm dieses Jahres 1921 ist von unerhörter Kraft. D
Wände biegen sich unter der dröhnenden Wucht. Der Goethepark
ein einziger Donnerton, eine einzige tosende Brandung.

Oh, daß ein geistiger Sturm solcher Art durch deutsche Herzen brausen möcht
Wahrlich, wir würden jauchzen vor Glück.

Es ist etwas Befreiendes um den Sturm. Er reißt aus der Enge empor,
macht die Brust weit, die Gedanken kühn und groß. Man möchte mit ihm reite
singen, auf den jagenden Wolken jauchzen — fesselos! . . .

Horch, der Sturm singt!

Heil allen, die das Leid zu lesen wissen: denn sie haben die Zeichensprac
der Gottheit erkannt!

Heil ihnen, denn sie wissen auch das Glück zu lesen und werden Erlesen
weitersagen den düstren Seelen, denen das Buch ewigen Lebens noch verschlossen is

Denn sie schauten und schufen nur, um zu schenken: sie sammeln die Sonne
strahlen des Guten, Schönen, Großen, um sie aus ihrer Seele Brennpunkt weite
zuschwingen in die Menschheit.

Solches Schenken macht den Beschenkenden reich wie den Beschenkten:
erglühen beide im gleichen Glück.

Heil dem, der schenken darf! Heil dem Beschenkten! Sie sind Brüder im Geist
sie sind verschwisterte Seelen: nicht das gleiche Blut rollt in ihren Adern, do
die gleiche göttliche Lichtflut . . .

So singt der Sturm.

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitte
sollten." Goethe sagt es. Doch damit wir große Gedanken beherbergen könne
muß unser Herz blank sein. Sturm ist Reinfegung, Sturm ist Abstoßung. Weh
dem Weichling, der nicht mehr aufbrausen kann! Wehe, wenn du mit laulich
Liebe lösen wolltest, was nur der Wucht des Windes weicht!

Wohl sprach ich oft von Frömmigkeit und Liebe als von wünschenswerteste
Kräften: doch sei die Liebe nicht süßlich! Frömmigkeit ist keine Duckmäuserei. W
meinen schöpferische Liebe, die zugleich Weisheit und Willenskraft bedeute
Dumme Liebe, die nur Trieb, kraftlose Liebe, die nur Gutmütigkeit ist, gehö
ins tierische Reich, nicht in das freie Reich des Geistes. Denn Geist ist Kraft un
Weisheit.

Wohl kann Liebe wunderbar zart sein, weiblich-reine Hingabe, wie sich ein lumenkelch für Tau und Licht offen hält; sie kann aber auch, in gesunder Leibistigkeit, brausen und abstoßen, wenn sich Dumpfes ballt. Eins nur kennt sie cht: Gift. Eben um kein Gift aufkommen zu lassen, muß sie zu Zeiten, durch e männliche Hälfte, kräftig gereinigte Luft schaffen.

Ein rechter Vollmensch ist stark und zart zugleich. Männlicher Willen und weibes Gefühl, geführt von klarem Geiste, sind in ihm zur Einheit ausgeglichen. Wie wird in der Erziehung gesündigt durch falsche, feige Affenliebe! Wie gereizt d jetzt die Nerven in der Enge der Wohnungs- oder Besoldungsnöte! Wäre ht ununterbrochene Selbsterziehung an der Arbeit: das Beste, besonders der auenwelt, ginge in dieser kleinlichen Reizbarkeit unter. Aufgepaßt, Deutscher! ist deine Gefahr, dich in verbitterndem Kleinkampf zu entkräften!

Und wieviel dumpf-gehässiges Eheleben vergiftet das moderne Nervensystem! an sollte Mut und Macht genug aufbringen, mit magischem Stoß und Schlag seinanderzureißen, was nicht zusammengehört, weil der Bund nur Gift gebiert. eilich kann auch Dulden heldenhaft sein, doch nur, sofern dabei Edelstes nicht rüttet wird.

Das Wort, daß man seine Feinde „lieben" soll, hat schon manche Bedenken eckt. Lieben kann man freilich das Großzügige, die Kraft, die Leidenschaft auch Feinde. Man kann segnen, wo der Feind flucht, segnen, damit sich seine Kraft) Begabung auf Gutes und Gerechtes umstelle. Man kann auch die fördernden rkungen einer üblen Erfahrung segnen. Feinde jedoch, die verkörperte Kleinkeit, Bosheit, Tücke sind — weg damit! Abgeschüttelt! Abgewaschen den Unrat! Herr im Himmel, hätten wir an entscheidender Stelle Deutschlands einen Mann abt, der in entscheidender Stunde ein wuchtiges „Nein" durch ganz Europa onnert hätte! Ein „Nein", das auch dem bittersten Feinde durch Mark und n schnitt! Hätte derselbe Mann das ganze deutsche Volk hineingerissen in diese chtige Nein-Kraft! Solcher Mut zu tragischer Größe wäre wahrlich erlösender esen für unser Lebensschicksal als dieses dumpfe Hinsumpfen, Hinsiechen, Hineln, aus dem wir uns jetzt langsam wieder emporzutasten suchen! Freilich setzt r Mut Genialität voraus . . .

Ein Hufeisen bringt Glück, sagt alte Volkskunde. Fand man eins, so heftete n den Fund an Tor oder Scheune. Guter Geist zog damit ein. Wieso? Ein Roß or diesen Hufbeschlag; das Roß war Wodan heilig. Der Huf ist des Pferdes nderste Kraft; er deutet auf sturmschnelle Bewegung. So ist das Hufeisen nbild schöpferischer Lebensbewegung überhaupt.

Schauen, schaffen, schenken, nur nicht rosten! Das galt unsren Ahnen als oberste zend.

Der köstliche Tondichter Karl Löwe hat im Schmied von Helgoland diesen Ton htig herausgearbeitet. „Heraus, Schmied, beschlage mein Roß!" ruft es dort Mitternacht. Und er kommt und beschlägt — und das Roß wächst und wächst rhebt sich schnaubend in die Luft, dehnt sich über Wasser und Land — und der er jagt dahin, riesenhaft, von Raben umflogen — — „Schmied, du hast Wodans beschlagen!"

Denn Wodan oder Odin ist Sturmgott, schöpferischer Odem, wirbelnde Leben bewegung. Und wie ihm das rasche, sehnige Roß heilig ist, so auch das Rad, d sich dreht: nicht nur das kleine Wagenrad im Haushalt, sondern das Sonnenra versinnbildlicht im Hakenkreuz.

In der Unendlichkeit solcher Lebensbewegung selber unsterblich mitwirken dürfen, schaffend mit dem Schaffenden, eingereiht in die mächtige Kette der Meiste ja, das ist Seligkeit.

Gral, Hakenkreuz, Rosenkreuz

Da tritt uns eine Frage in den Weg: „Du nanntest soeben das Hakenkreu Wie verträgt es sich mit deinem Rosenkreuz?"

Darauf die Antwort: Kein Freier wird sich in Symbolik verstricken oder Dogmatik verbeißen. Dies sind nur Hilfsmittel. Jene sucht durch Anschaulichkei diese durch Begrifflichkeit Ewiges faßbar zu machen. Auf das Ewige kommt es a

Gral, Hakenkreuz, Rosenkreuz — alle drei sind Sinnbilder ewigen Lebens. Den auch das Hakenkreuz meint die geistige, nicht nur die sinnliche Sonne. Die geistig Sonne muß in uns selber schwingen; der Gral muß in uns selber glühen; in un selber müssen Rosen aus dem Holz des Leides leuchten — wie in uns selber d Krippe von Bethlehem von stillem Licht umglänzt ist. Überall Symbolik für Ewiges

Zarathustra mag mit dem Hammer philosophieren, Parsifal mag mit dem Spe heilen — beide wollen ewiges Leben. Wenn man behauptet, der letztere sei „a Kreuz zusammengebrochen" wie vor einem außer ihm stehenden Fetisch, so ist d ein irrtümlicher Blick. Kreuz oder Kreuzung ist schon in jedes Menschen Bau un Schicksal. Wir sind selber Kreuz, mit wagerechten Armen im Sturm der Erd kämpfend oder zum Licht emporbetend. Aus dem steilen Strahl der eindringende Senkrechte und aus der wagerechten Duldungskraft des Erleidens, aus Mann un Weib, aus positiven und negativen Wechselwirkungen entzünden sich Leben un Schicksal. Kreuz und Kreuzung geht durch das ganze kosmische Geschehen. W müssen hindurch, wir alle, die wir eingebannt sind in die Hemmungen der Materi Das Mysterium von Golgatha hat kosmische Größe. Nur aus Kreuzung und Kreu zigung erblüht Auferstehung. Kein „Werde" ohne das unerbittlich vorangegangen „Stirb!" . . .

Doch da nähern wir uns schon den Gestaden, zu denen dieses Buch geleite möchte, aus dem persönlichen Erlebnis emporführend ins Allgemein-Menschliche Wir müssen weiter ausholen.

(Fortsetzung folgt)

Nationalbewußtsein und Gerechtigkeit

Von Prof. Dr. Benno Imendörffer

Ganz alte Leute in Österreich erinnern sich noch der Zeiten, da es dem Durchschnittstschechen selbstverständlich war, daß er erst durch Aneignung der deutschen Sprache den Anspruch auf Bildung erwerben könne, und wo man es stillschweigend hinnahm, daß sich alles höhere ulwesen des Deutschen als Unterrichtssprache bediente. Der Wandel ist dann t erstaunlicher Raschheit vor sich gegangen. Heute hat man in der Tschechovakei längst den Spieß umgedreht, und an die Stelle einer in ihrem Verfahren r milden und in ihren Absichten naiven und harmlosen Germanisierung ist ußte und in ihrem Vorgehen rücksichtslos gewaltsame Tschechisierung getreten. ist nun nicht die Absicht dieser Zeilen, diesen merkwürdigen und für uns Deutsche hängnisvollen Entwicklungsgang geschichtlich zu verfolgen. Er wurde nur erhnt als ein besonders greifbares Beispiel dafür, wie rasch ein Volk vergißt, s es anderen Völkern auf dem Felde des Kulturfortschrittes verdankt und wie ndlich es alles Empfinden für Gerechtigkeit und Billigkeit zu verabschieden ß. Italiener, Südslawen, Polen, Madjaren könnten mit demselben Rechte angezogen werden. Worauf es ankommt, ist, zu zeigen, daß bei den meisten ltern Nationalbewußtsein etwas absolut Subjektives ist und daß dieses rein jektive Empfinden nur dadurch erträglicher wird, daß es zumeist mit einer nso absoluten Naivetät verbunden ist.

Der Deutsche kann sich freilich davon im Kreise seiner Stammesgenossen nicht t überzeugen, denn unser deutsches Nationalbewußtsein unterscheidet sich von r fast aller anderen Völker — aller wenigstens, die ich kennen zu lernen Genheit hatte — darin, daß es jener Naivetät, die in der durch keinerlei sittliche nmung behinderten Betätigung seiner selbst zum Ausdrucke kommt, vollndig entbehrt. Während dem Italiener jener sacro egoismo, der ihn zum alle von seinen Bundesgenossen trieb, da sich dieser Abfall als vorteilhaft erwies, erlei Gewissensbeschwerden verursachte, grübelt der Deutsche noch heute darr, ob nicht doch die letzte Schuld an dem, was ihm nun von feindlicher Seite erlegt wird, in ihm selbst gelegen sei. Man muß in Ländern gelebt haben, wo nationale Kampf zwischen Deutschen einer- und fremdsprachigen Völkern ererseits seit Jahrzehnten in das Leben jedes einzelnen sozusagen jeden Tag egriffen hat, um ganz zu verstehen, was dies bedeutet. Ich habe es in Ungarn bt, wo uns jungen Gymnasiasten bei jedem Anlasse mit allem Nachdrucke eschärft wurde, welch schweres Verbrechen die kaiserliche Regierung am madschen Volke begangen habe, als sie durch Jahrzehnte deutsche Beamte und tsche Lehrer in Ungarn verwendete und eine — in Wahrheit doch nur sehr eflächliche und sanfte — Germanisierung durchgeführt habe. Aber dieselben djaren übten und üben heute noch eine mit allen Mitteln des schärfsten Zwanges eitende Madjarisierungstätigkeit aus, ohne sich im geringsten eines Unrechtes

dabei bewußt zu sein. In völliger Harmlosigkeit wird der Grundsatz, daß d Zweck die Mittel heilige, in Anwendung gebracht. Ein anderes Beispiel biete die Italiener, die jahrhundertelang im Kampfe standen um die Einigung ihr Volkes, sich aber keinen Augenblick besannen, einen trennenden Grenzstrich mitte durch deutsches Land zu ziehen, als ihr Interesse es zu fordern schien. Vom po nischen Volke soll gar nicht erst die Rede sein, das, nachdem es alle Grade d Fremdherrschaft durchgekostet hat, nun in unerhörter Brutalität anderen Völker sein hartes Joch auferlegen will. Doch genug der Beispiele. Geschähe dies all nun im vollen Bewußtsein, anderen Unrecht zu tun, im Bewußtsein, planmäßi die primitivsten Menschenrechte mit Füßen treten zu wollen, es wäre für d sittliche Empfinden unerträglich und müßte dazu führen, im Nationalbewußtsei an sich Barbarei und sittliche Entartung zu erblicken. Aber, wird man einwende die hier genannten Völker sind, mit Ausnahme vielleicht der Italiener, nicht z den Kulturvölkern der Erde zu zählen, und das, was uns hier abstößt, ist do wohl nur ein Zeichen kultureller Rückständigkeit. Es genügt aber, darauf hinzu weisen, daß Franzosen, Engländer, Amerikaner und Dänen in ihrem Vorgehe gegen ihnen unterworfene Fremdvölker kein anderes Verhalten an den Tag lege Ihnen allen gemeinsam ist es auch, daß sie gegen Einwände, die allenfalls gan ausnahmsweise aus ihrer eigenen Mitte gegen die rücksichtslose Verknechtung d Fremdstämmigen erhoben werden, als Gesamtheit unzugänglich bleiben.

Wer erinnerte sich dagegen nicht der gewaltigen Kämpfe, die die verschiedene Polendebatten seinerzeit im deutschen Reichstage und im preußischen Landtag heraufbeschworen haben? Wie haben damals Männer fast aller Parteien gege jede Maßregel, die die von Bismarck geleitete preußische Regierung in weise Voraussicht und aus tiefster völkerpsychologischer Erkenntnis gegen das keineswe jemals ernsthaft bedrückte, aber stets widerhaarige Polentum in Anwendung bringe wollte, im Namen der Humanität, der Gerechtigkeit und eines „richtig verstandenen" deutschen Nationalbewußtseins flammenden Protest eingelegt! Sachlichkeit auc in nationalen Fragen, unbedingte Objektivität, die keine Unterschiede in der Be handlung aller Staatsbürger kennt, gleichviel ob sie sich staatstreu gebärden ode nicht, war stets der oberste Leitgedanke für die meisten deutschen Politiker. Heut können wir die Ergebnisse dieser Politik mit Händen greifen un haben Gelegenheit, zu vergleichen, was wir und was die anderen erreicht haben Wer aber wollte heute behaupten, daß sich unser höherer sittlicher Standpunk in der Nationalitätenfrage bewährt habe, daß nationaler Dünkel und national Unduldsamkeit zu Fall gekommen seien? Schon höre ich die Stimmen jener viele allzu vielen, die mir laut entgegenrufen, unser Fall sei ja eben die Wirkung unsere nationalen Überhebung und Unduldsamkeit, und das, was wir auf der Gegenseit heute sähen und was sich dort auf unsere Kosten auswirke, sei ja nur die Reaktio gegen unser früheres Vorgehen. Wer aber, wie ich, durch Jahrzehnte in gemischt sprachigen Landen, unter Madjaren, dann unter Tschechen, gelebt hat, der weiß wie grundfalsch diese Auffassung ist. In Ungarn wagten es schon vor Jahrzehnte die Deutschen nicht, auch nur die allerbescheidensten Forderungen nach nationale Selbständigkeit zu erheben. Schon im madjarischen Kindergarten wurden di

einen Kinder künstlich dem eigenen Volkstume entfremdet und mit madjarischem eiste erfüllt. In Böhmen, Mähren und Schlesien wurden seit Jahrzehnten die chechen auf Kosten der Deutschen amtlich bevorzugt und gehätschelt, in Südtirol sgleichen die Italiener, und über die deutsche Versöhnungspolitik im Elsaß genüber den Französlingen brauche ich kein Wort zu verlieren. Hat dies alles, ige ich, irgend etwas mit Unterdrückung Fremdstämmiger durch Deutsche zu tun? at es vermocht, die Abneigung all der fremden Völker auch nur abzuschwächen, schweige denn zu beseitigen? Hat es diejenigen von ihnen, die heute die Herren zähliger unglücklicher Deutscher sind, nun, da sie selbst doch keinerlei nationale eschränkung mehr leiden, veranlaßt, den Deutschen wenigstens mit Billigkeit, enn schon nicht mit peinlicher Gerechtigkeit entgegenzukommen? Im deutschen eichstage und im preußischen Landtage saßen allezeit die aus völlig unbeeinflußter ahl hervorgegangenen Vertreter der Dänen, Polen und der elsässischen Protestler; österreichischen Reichsrate durften die Vertreter des rücksichtslosesten tschechischen, slawischen und welschen Nationalismus jederzeit die weiteste Redefreiheit geßen, und ihre Zeitungen schrieben so unflätig über alles Deutsche, wie sie nur llten. Wie sieht es dagegen heute in den neuen Staaten aus, wo Deutsche ie Minderheit bilden? In Jugoslawien durften die Deutschen nicht einmal an n Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung teilnehmen, und doch d sie eine Million Köpfe stark und bilden einen weit größeren Hundertsatz der esamtbevölkerung, als voreinst alle Nichtdeutschen im Deutschen Reiche. Und rd jemals ein deutscher Volksvertreter — deutsch im Sinne deutscher Gesinnung — französischen Parlamente zu Worte kommen können?

Zieht man aus dieser kurzen Betrachtung die Folgerungen, die sie aufdrängt, sehen wir, daß Nationalbewußtsein und Gerechtigkeit miteinander nichts zu tun ben, insoferne als die wenigsten Völker geneigt sind, aus der Tatsache, daß sie bst Nationalbewußtsein besitzen und daß sie dieses als etwas Selbstverständliches, türliches und letzten Endes sittlich Wertvolles betrachten, die Erkenntnis zu öpfen, daß sie daher auch das Nationalbewußtsein der anderen Völker zu achten tten. Dies geschieht gemeinhin nur dann und nur dort, wo es sich um ein fremdes olk handelt, das räumlich von dem eigenen völlig getrennt ist und keine unttelbaren Berührungspunkte mit diesem besitzt. Wo aber fremdes Nationalfühl mit dem eigenen in Berührung tritt, ergibt sich stets sofort Reibung, denn wird automatisch als unbequem, als Belästigung und Hemmung der eigenen eiheit empfunden. Man sucht es daher wo und wie man kann, auszumerzen, sichersten durch Entnationalisierung fremder Volksteile. Darum bleibt ja auch s Schöne und Gute, das die verschiedenen Friedensschlüsse, die dem Weltringen Ende gemacht haben, bezüglich des Schutzes der nationalen Minderheiten vorreiben, lediglich Papier, und das Selbstbestimmungsrecht der Völker kommt nur rt zur Geltung, wo ein Volk die Macht dazu hat, anderen Völkern ihr Geschick rzuschreiben. Dies alles ist wie ein Naturgesetz und gilt daher nahezu ausnahms. Wie ein Naturgesetz! Dennoch aber ist es keines, denn sonst müßte es ja ht nur nahezu, sondern buchstäblich und ausnahmslos gelten. Eine einzige erütternde Ausnahme aber läßt uns erkennen, daß es sich nur um eine, allerdings

weithin geltende, Regel handelt: das deutsche Volk. Ja, wir müssen es uns ge stehen, jenes naive Nationalbewußtsein, das, jenseits von gut und böse, mit sicheren Instinkte nur den Vorteil des eigenen Volkes sucht und stets findet: uns, uns allein ist es nicht gegeben. Unsere deutsche Art des Abwägens und Erwägens auch dort, wo nur die frische, rasche, ich möchte sagen die besinnungslos instinktive Tat zum Ziele führen kann, hat unser Nationalgefühl aller Schlagkraft beraubt. So ist es meine felsenfeste Überzeugung: Hätte das Deutsche Reich hätte Preußen, das dazu mehr als ein Jahrhundert Zeit gehabt hat, seine Polen so behandelt, wie die Deutschen in den letzten vierzig Jahren in Ungarn behandelt worden sind und jetzt in Polen behandelt werden, es hätte auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker keinen Fußbreit ehemals polnischen Gebietes abzutreten gehabt. Man wird einwenden, daß eben die Madjarisierungspolitik in Ungarn völlig Bankrott gemacht habe und die Hauptschuld daran trage, daß die nichtmadjarischen Völker mit fliegenden Fahnen zu den Nachbarstaaten übergingen. Dies ist richtig, aber der Vergleich mit dem Deutschen Reiche und mit Preußen ist falsch. Denn während in Ungarn eine madjarische Minderheit, deren Kleinheit erst der Zusammenbruch aller Welt offenbar gemacht hat, eine Mehrheit verschiedener Völker, der dazu die Minderheit kulturell keineswegs überlegen war, entnationalisieren wollte, stand in Preußen-Deutschland einer winzigen, kulturell minderwertigen polnischen Minderheit eine ungeheuere und kulturell weit überlegene deutsche Mehrheit gegenüber. Hier waren also alle Bürgschaften für sicheren Erfolg gegeben, nur hätten sie ausgenützt werden müssen. Dazu kommt, daß die Eindeutschung der polnischen Bevölkerung Preußens diese sittlich und kulturell gehoben hätte, wovon in Ungarn keine Rede sein konnte, wenn alle Nichtmadjaren madjarisiert worden wären. Zu Beginn der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts hat der sehr verdiente damalige Juristenpräfekt an der Theresianischen Akademie in Wien, Dr. Ratkowsky, ein gebürtiger Tscheche, der aber durch Erziehung und Schicksal ganz zum Deutschen geworden war, in einem Büchlein den Gedanken verfochten, daß alle nichtdeutschen Völker Österreichs sich mit Freuden dem Deutschtume zuwenden sollten, weil sie damit einen mächtigen Schritt aufwärts tun könnten und mit einem Schlage an einer Kultur von höchstem Werte Anteil erhielten. Der gutgemeinte Vorschlag ist begreiflicherweise unbeachtet geblieben, ja Ratkowsky fand die schärfste Abweisung bei seinen eigenen Stammesbrüdern. Auch hier siegte — selbstverständlich — der nationale Subjektivismus. Dennoch aber ist Ratkowskys Gedanke nicht zu verwerfen. Man darf nur nicht verlangen, daß ihn die Völker anerkennen sollen, die ihm zuliebe ihre Eigenart aufgeben müßten. Wohl aber kann sich ein Volk wie das deutsche mit Recht sagen, daß es andere Völker, denen es an Kultur weit überlegen ist, eindeutschen dürfe, ohne damit sittlichen Fehl zu begehen, ja daß es damit sogar deren Wohltäter werden könnte, wenngleich diese es nicht erkennen. Bekanntlich haben wir, richtiger unsere Ahnen, auch durch Jahrhunderte so gehandelt, und die Früchte kommen uns heute noch zugute. Und wahrlich, es ist auch keine Überhebung, wenn wir andererseits sagen, daß jedes Entnationalisieren deutscher Menschen gleichbedeutend ist mit einem Herabsteigen.

Die Unfähigkeit des Deutschen, sich politisch den jeweiligen Verhältnissen zupassen, gepaart mit der Sucht, dies überstürzt zu tun, führt eben immer eder zu Mißerfolgen und muß notwendig dazu führen. Während wir fremdes ispiel meist ohne Not nachahmen und darüber der eigenen Art vergessen, haben : das eine den anderen Völkern nicht abgesehen, das stets tatbereite, rück-)tslose Nationalbewußtsein. Während das kleinste und zurückgebliebenste lk heute in Orgien der Selbstbeweihräucherung schwelgt, haben wir nicht einmal vagt, wenn wir schon des naiven nationalen Instinktes entbehren, in bewußter d planmäßiger Weise unser Nationalgefühl zu organisieren und zu betätigen. sind wir ins Hintertreffen gekommen und werden unfehlbar auf der schiefen ene immer weiter abwärts gleiten, je später wir zur Einsicht kommen, daß erhitzter Nationalismus immer noch besser ist als ewig zögerndes Abwägen und e Gerechtigkeit gegen andere Völker, von der schon Klopstock gesagt hat:

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!
Sei nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehn, wie schön dein Fehler ist.

Meine Heimat

Von Werner Matthey

Ich bin ein Gast auf Erden —
Sie kann mir niemals Heimat werden —
Meine Heimat ist weit:

Meine Heimat ist bei den Winden,
Die niemals Ruhe finden,
Bei Sehnsucht und Leid . . .

Meine Heimat ist nicht in den Tagen
Mit ihren bangen schweren Fragen —
Meine Heimat ist über der Zeit . . .

Meine Heimat ist wie der Wolken Ziehen —
Die lauschen stillen Melodien
Der Ewigkeit.

Rundschau

Graf Keyserlings Botschaft für die Frauen

Nach seinem „Reisetagebuch eines Philosophen"

Also lautet — zusammengefaßt — Graf Keyserlings Botschaft für die Frauen: „Frauen, besinnt euch auf euch selbst! Euer Leben gleicht dem der Pflanze; wi in dieser, so tritt auch in euch die Modalität des Lebens zutage, die von vornherei am Ziele ist. Nach ihr sehnt sich des Mannes rastlose Seele; darum haben wir Männer, so lang wir zu bestimmen hatten, das Vegetative bei euch akzentuiert. Des aktiven, energisch tätige Weibes bedürfen wir nicht. Ihr verkörpert das erhaltende, ausgestaltende Prinzip, ihr ver körpert den Grund. Je mehr ihr danach strebt, euch der männlichen Lebenslinie zu nähern je selbständiger ihr werdet, um so mehr verliert ihr an Ausgeprägtheit. Eurer Natur fällt e noch schwerer als der des Mannes, die Vollendung in und durch euch selbst zu finden. Bekenn euch daher stolz zu dem Typus, dem ihr angehört und sucht in diesem eure Vollendung. Selte werdet ihr eure Individualität zu starker Verwirklichung führen mit Hilfe des meist nur un deutlich erschauten und selten mit genügender Konsequenz verfolgten Ideals. Wieviel niedrige stehen die meisten von euch modernen Frauen, als die einer noch nicht fernen Vergangenheit Den höchsten Typus des heutigen Europa verkörpert die hochgeborene Französin. Sie allei wird noch so erzogen, daß sie darstellen soll, bis daß sie ist. Im Orient ist es die Japanerin die eines der vollendetsten, eines der wenigen ganz vollkommenen Produkte dieser Schöpfun verkörpert. Die Atmosphäre japanischer Weiblichkeit ist mir dermaßen sympathisch, daß ic ihrer Nachteile kaum gewahr geworden bin. Wißt ihr, worin jener unendliche Reiz liegt, de die ‚Grande dame' sowohl als auch die Geisha auf den Mann ausübt? In der hingebende Liebesfähigkeit, die sich in anmutiger, durchaus kultivierter Form mitteilt. In Japan schein sogar den niedrigsten Dirnen Gemeinheit fremd. Anmut ist ihnen Selbstzweck. Das Weib sieh nichts Entehrendes darin, sich für Geld einem fremden Manne hinzugeben und der Mann nichts Beschämendes darin, Freudenhäuser zu besuchen; daher herrscht in ihnen eine Atmosphär harmloser Heiterkeit, wie bei uns etwa bei Kindern unter dem Weihnachtsbaum (!). Da di Mädchen sich nicht ehrlos vorkommen, die den Beruf wahlloser Nächstenliebe (für Geld! D. V. ausüben, so haftet ihnen selbst nichts Unreines an; der Gast nimmt einen Abglanz ihrer Reinhei aus dem Bordelle mit nach Haus. In Japan steht nichts dem entgegen, daß eine Dirne rei an Seele bleibe. Der Kurtisanenstand wird dort geachtet wie jeder andere. Mehr denn ei Bordell scheint sich in Japan die ideale Aufgabe gestellt zu haben, das Höchste zu pflegen, wa an Stil und Bildung überhaupt existiert. Unter den Bewohnerinnen eines japanischen Freuden hauses herrscht die exquisiteste Etikette. Nirgends sind die Damen feiner erzogen, tragen si geschmackvollere Gewänder, reden sie eine gewähltere Sprache. Wieviel niedriger steht dagege ihr europäische Frauen! Nichts gibt es an euch, vom durchbrochenen Strumpf bis zur Reinhei und Unschuld, die ihr zur Schau tragt, das nicht aufs raffinierteste darauf berechnet wäre das Begehren des Mannes zu reizen. Jedes Kleidungsstück mehr, das ihr anlegt, wirkt al eine Aufforderung mehr, es euch abzuzwingen. Die feinstgebildeten Damen unter euch sin

aggressiver im Verkehr mit Männern, als eine Dirne des Ostens es jemals wagen würde. Ihr seid die Ursache davon, daß unsere ganze heutige Kultur sich immer mehr auf das Erotische hin zuspitzt. Diese Tatsache ist nicht etwa die Folge einer freieren Auffassung in Sachen der Liebe, sondern bedeutet nur das normale stürmische Vorstadium zur sachlich-freien Auffassung der Zukunft. Ohne Zweifel wird der Ehestand weniger und weniger als conditio sine qua non zum Kinderhaben gelten. Weniger und weniger wird die Tatsache der Virginität über Unehr' und Ehr' des Mädchens entscheiden; immer freier wird das Weib, gleich dem Mann, seinem persönlichen Gesetze folgen können. (Vgl. dazu frühere Äußerungen! O. B.) Die alten sozialen Gestaltungen werden deshalb nicht aussterben, sie werden fortbestehen wie nur je zuvor, sogar quantitativ kaum eine Einbuße erleiden."

Soweit Keyserling.

Unsere Erwiderung lautet folgendermaßen:

Graf Keyserling! Sie wagen es, ein sehr scharfes Urteil über die europäische Frau zu fällen, obwohl Sie einen wesentlichen Bestandteil der europäischen Frauenwelt von vornherein außer acht lassen; ob absichtlich oder aus gefühlsmäßiger Abneigung, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist es ein grober Irrtum, wenn Sie die „Dame" der eleganten Welt und deren Nachbeterinnen aus dem einfachen Bürgerstande als die Vertreterin der europäischen Frau betrachten. Aus der Feststellung dieses grundsätzlichen Irrtums ergibt sich nun ohne weiteres die Unzulänglichkeit der daraus gewonnenen allgemeinen Kennzeichnung der modernen europäischen Frau, wie sie Ihnen erscheint. Wir wollen aber trotzdem Ihre weiteren Mitteilungen und Betrachtungen hierüber untersuchen, um daraus Schlüsse zu ziehen auf Ihren Bewertungsmaßstab für das Wesen und die Bedeutung der Frau überhaupt. Zunächst möchten wir Sie fragen, Graf Keyserling, aus welchen Gründen Ihnen die moderne europäische Frau oder einstgebildete Dame, wie Sie sie auch nennen, mißfällt. Sie lehnen ihr herausfordernd erotisches Wesen ab. Aber warum? Aus ethischen Gründen doch wohl nicht, sonst könnten Sie nicht das Dirnenhafte der Hetäre des Ostens und der Grande dame des Westens anerkennen. Es bleiben also nur ästhetische Gründe übrig. Ist es nicht so, daß Sie das Wesen der Hetäre lieben, sobald es sich mit Anmut und Demut äußert? Wie könnten Sie die Schönheit und Reinheit des japanischen Freudenhauses preisen und gleichzeitig das Prostitutionswesen in Europa tadeln, wenn Sie nicht einen ästhetischen Wertmaßstab anlegten? Ja, wie wenig Ihnen in dieser Frage ein absolutes ethisches Ideal bedeutet, geht noch deutlicher daraus hervor, daß Sie für den objektiven Übelstand der Prostitution, der ja doch niemals abzustellen sein wird", eine positive, neue Sinngebung fordern. Sie gehen also von der Meinung aus, daß die Form den Sinn oder Inhalt schaffe, statt umgekehrt. Sie meinen, wenn die Form ästhetisch befriedigend sei, wenn der Stil gepflegt sei, so werde auch der „neue, bessere Tatbestand sich von selbst erzeugen". Glauben Sie dies wirklich, Graf Keyserling? Glauben Sie nicht vielmehr, daß letzten Endes doch immer der Sinn oder Inhalt, kurz das geistige Moment die Form oder den Tatbestand schafft? Welche Kraft, wenn nicht eben die geistige, könnte denn der Form die Fähigkeit verleihen, vergeistigend und veredelnd zu wirken? Graf Keyserling! Ihr Reisetagebuch ist von Anfang bis zu Ende getragen von der überlegenen Kraft des Geistigen. Sie erkennen diese Kraft auch an, wenn Sie von der Sehnsucht nach Selbstvervollkommnung sprechen, aber Sie erheben diese Sehnsucht nicht zum Postulat für jedes Menschenleben schlechthin. Ja, noch gefährlicher: Sie verkennen den Drang nach Höherentwicklung und nennen das Streben nach Selbstverwirklichung und Überwindung des Allzumenschlichen töricht, naturwidrig oder zum mindesten überflüssig. Wie anders wollen Sie Ihre Lobpreisung der vegetativen Lebensform für das weibliche Geschlecht rechtfertigen? Wir vermuten, Graf Keyserling, daß es wiederum ein ästhetischer Trieb ist, der Sie zu solch irrtümlicher Anschauung der Entwicklung der Frauennatur verführte. Die ästhetisch unerfreulichen Übergangserscheinungen, wie sie mit jeder Fortentwicklung verbunden sind, lösten in Ihnen ein Gefühl des Unbehagens aus, und dieses Gefühl

bestimmte Ihre Meinung hinsichtlich solcher Entwicklungen. Denn daß die Entwicklung an sich naturwidrig sei, können Sie doch unmöglich glauben. Woher sollte sie die Kraft nehmen, sich durchzusetzen, wenn nicht aus sich selbst, d. h. aus ihrem natürlichen Drang heraus? Wenn daher die Frau sich danach sehnt, die vegetative Form ihres Daseins zu sprengen, so ist dieses Sehnen bereits Beweis und Rechtfertigung: Beweis für die Naturnotwendigkeit der Weiterentwicklung, und Rechtfertigung für das Streben nach Entfaltung. Sollte es nun der Frau tatsächlich schwerer fallen als dem Manne, die Vollendung durch sich selbst zu finden, so muß sie noch mehr ermutigt werden, sich „strebend zu bemühen", nicht aber entmutigt mit dem Hinweis auf die Unerreichbarkeit ihres Ziels. Denn: Ganz abgesehen von dem rein ideellen Wert solchen Strebens, offenbart sich seine positive Wirkung in der ganzen Gestaltung dessen, der sich ihm hingibt. Damit möchten wir auch den Widerspruch aufheben, der für Sie, Graf Keyserling, zwischen Entwicklung und ästhetischer Befriedigung zu liegen scheint, obwohl von unserem Standpunkt aus ein solcher Widerspruch immer als unwesentlich betrachtet würde, falls er tatsächlich vorhanden wäre. Zweifellos ist jedenfalls, daß eine unharmonische, halbfertige Gestaltung weit häufiger die Folge gehemmten oder irregeleiteten Entwicklungsdranges ist, als das Ergebnis gesund verlaufender, heißlebendiger Entwicklung. Wir wollen daher lieber nicht „darstellen, bis daß wir sind", und damit weder andere noch uns selbst mit schönem Schein betrügen. Unser Ziel ist weder die Japanerin noch die hochgeborene Französin, sondern nicht mehr und nicht weniger als der in sich und im Kosmos ruhende und wirkende reife Vollmensch. Anmut kann uns nur Selbstzweck sein in jenem höchsten Sinne edelsten Menschentums, das auch das Liebesleben in seinem starken und gesunden Sinne in sich begreift; ästhetisch verwässerte Erotik dagegen lehnen wir als zersetzend ab. Daß wir jene Hingabe, die mit Geld zu erwerben ist, nicht Liebe nennen können, versteht sich von selbst. Das Dirnenwesen bleibt für uns etwas Niedriges und Erniedrigendes, gleichviel ob es sich in schöner oder häßlicher Form darbietet. Wir glauben an ein absolut Ethisches und sehen den Sinn unseres Lebens in dessen höchstmöglicher Verwirklichung. Wir halten nur jene Gestaltungen für daseinsberechtigt, die uns unserem Ziele näher bringen. Kurz: Uns ist entscheidend nicht das Ästhetische für die Bildung unserer Weltanschauung und für die Erkenntnis unserer Lebensaufgabe; uns ist wesentlich entscheidend das Ethische, und wir glauben, daß sich daraus alle übrigen Werte von selbst ergeben.—

Dies sei unsere Antwort auf die Botschaft des Grafen Keyserling.

Dr. Amanda Eisinger

Die Volkshochschule

Zwölf Leitsätze

1. Erst das Ziel und dann der Weg. Was will die Volkshochschule?

Aus der Not der Zeit geboren, will sie keine bloße Unterrichtsanstalt sein, keine Vermittlerin von Kenntnissen und Fertigkeiten, die nützlich zum Fortkommen sind, sondern sie will etwas weit Höheres. Sie will eine Freistätte der Seele schaffen, wo der Streit der Konfessionen und der politischen Parteien verstummt, wo der Unterschied der Berufsstände zurücktritt und der Mensch dem Menschen begegnet. Dies geschieht, wenn das Leben der Volkshochschule von echter Bruderliebe getragen ist, da es keine stärkere Vereinigungskraft gibt als die Liebe, die dem Gemeinsinn Dauer verleiht.

Die Volkshochschule soll sich in den Dienst der Erneuerung und Wiederaufrichtung unseres Volkes stellen. Neben der wirtschaftlichen Umformung will sie den Ausbau des geistigen

Lebens und eine warme Teilnahme aller Glieder an dem großen gemeinsamen Besitz unserer geistigen Güter fördern und damit echte Bildung herbeiführen.

Es gilt trotz der Not des Tages Herz und Kopf offen halten für die unvergänglichen Schöpfungen unseres Volkes in Wissenschaft und Kunst, um an ihnen die eigene Welt- und Lebensauffassung zu festigen und zu vertiefen. Damit geht Hand in Hand Erziehung zu geistiger Selbsttätigkeit und Selbständigkeit, zu tiefer Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit, zu echter Freude an den Dingen dieser Welt.

2. Volksgemeinschaft soll durch die Volkshochschule geschaffen werden. Als Volkshochschule arbeitet sie im Geiste freier Wissenschaft ohne parteipolitische Stellungnahme. Als Volkshochschule wendet sie sich an alle Kreise und sucht ihre Helfer in allen Schichten. Wie sie keine Berechtigungen verleiht, so fordert sie auch kein Schulzeugnis. Jeder, der das 18. Lebensjahr hinter sich hat und lernen und mitarbeiten will, ist ihr willkommen.

3. Die Volkshochschule kann in folgenden vier Formen eingerichtet werden:

a) Die städtische Volkshochschule in den größeren, mittleren und kleineren Städten. Sie bietet

aa) Vortragsreihen und bb) Arbeitsgemeinschaften.

Erstere sollen nicht nur in der alten Form des Vortrags vor sich gehen, sondern können auch durch Frage und Antwort im Wechselgespräch zur Hebung der Selbsttätigkeit belebt werden. Die Arbeitsgemeinschaften sind kleinere Gruppen, bis zu 30 Personen umfassend, die in gemeinsamer Lektüre und Besprechung mannigfache Übungen unter persönlicher Anleitung vornehmen. Sie bilden den Schwerpunkt in der Arbeit der Volkshochschule.

b) Die ländliche Volkshochschule für Stadt- und Landbewohner. Sie hat die Gestalt des Schulheims als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Es ist die wirksamste Form, welche die tiefgehendste Beeinflussung der Glieder unter der rechten Führung ermöglicht. Vorbild sind die dänischen Volkshochschulen.

c) Wo sich Schulheime nicht erreichen lassen, bleibt die Möglichkeit von Halbtagsschulen auf dem Lande, wie sie der württembergische Pfarrer Stürner in Weissach geschaffen hat. Innerhalb einer Dörfergruppe wird ein Mittelpunkt gewählt, an dem ein Halbtagsunterricht stattfindet. Wo diese bodenständige Einrichtung sich nicht durchsetzen läßt, kann durch Wanderkurse ein Ersatz geschaffen werden.

d) Die ländliche Volkshochschule für Industriearbeiter. Hier sollen städtische Arbeiter einige Monate auf dem Lande neben körperlicher Erholung ihre geistige Weiterbildung finden. Arbeiten in Garten und Feld wechseln mit Besprechungen und anziehender geistiger Beschäftigung ab. Die Erholungsheime werden somit eine Art von Volkshochschule.

4. Um das Gemeinschaftsleben in der Volkshochschule zu wecken und zu entfalten, genügen weder die Vortragsreihen noch die Arbeitsgemeinschaften noch die Diskussionsabende der Hörer, die sie untereinander veranstalten, sondern zur Pflege der Gemütsbildung müssen besondere Veranstaltungen getroffen werden. Dazu gehören die geselligen Abende, in denen Poesie und Musik in mancherlei Formen die Herzen aneinander binden; ferner die Hochschulwochen, welche Teilnehmer aus verschiedenen Städten und Dörfern an einem historisch und landschaftlich bedeutsamen Orte zusammenführen. So fanden sich die Thüringer z. B. in einer Wartburgwoche oberhalb Eisenachs, in einer Lauschawoche im Thüringerwald, in einer Weimarwoche im Tiefurter Park zu köstlichen, erinnerungsreichen Tagen zusammen, bei denen vor allem die künstlerischen Eindrücke tief in die Seele eindrangen, sie über die Nöte des Alltags weit hinaushoben und gegenseitig zusammenschlossen zu einem starken menschlichen Gemeinschaftsgefühl.

5. Die einzelnen Volkshochschulen mögen sich aus praktischen Bedürfnissen zu einem Verband zusammenschließen, wie dies z. B. in Thüringen geschehen ist, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben. Diesem Verband dienen Wanderbuchhandlungen, Wander-

bühnen, musikalische Wandertrupps, Bildersammlungen, die von der Zentrale aus besorgt werden.

6. Die Volkshochschule verlangt keine staatliche Regelung. Sie verwaltet sich selbst, wählt aus ihrer Mitte den Ausschuß und besorgt alles Nötige von sich aus. Die örtlichen Kräfte sollen sich überall selbst entwickeln und zu voller Geltung bringen. Staat und Gemeinde mögen dieser Arbeit finanziell zu Hilfe kommen, schon deshalb, weil die Volkshochschule, rein wirtschaftlich angesehen, eine Kraftquelle des Volkes ist, die jede seiner Leistungen steigert.

7. Das Programm für die Vortragsreihen muß sich nach den zur Verfügung stehenden Lehrern und nach den örtlichen Bedürfnissen richten. Die Aufstellung des Programms ist eine Aufgabe des Ausschusses im Verein mit dem Hörerrat. Die Programmreihen der Thüringer Volkshochschulen können dafür ein Beispiel liefern. (Vgl. die Blätter, welche die Volkshochschule Thüringen herausgibt. [Bureau der Volkshochschule Thüringen, Jena, Karl-Zeiß-Platz 3.] Ferner die Sammlung von Heften im „Pädagog. Magazin" über die Volkshochschule, herausgegeben von W. Rein. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne [Beyer & Mann]. Bisher sind 32 Hefte erschienen.)

8. Die Volkshochschule, arbeite sie auf dem Lande oder in der Stadt, soll eine Heimatschule sein. Tief im Volkstum verankert, soll sie in die Geschichte, in die Art und das Wesen unseres Volkes einführen und die Liebe zu Volk und Vaterland, zu Muttersprache, heimischer Kunst und Literatur stärken. Nur der kann wahrhaft der Menschheit dienen, der zuvor sein Volk begriffen und sich ihm gewidmet hat.

9. An den Volkshochschullehrer werden dem hohen Ziele entsprechend auch hohe Anforderungen gestellt. Wissenschaftlich gebildet, muß er eine starke Persönlichkeit sein voll inneren Lebens, getragen von warmer Liebe zu seinem Land und Volk. Nur von solchen Persönlichkeiten können Ströme starker Anziehungskraft ausgehen, die über Partei und Konfession hinaus die Seelen gewinnen für eine Erneuerung unseres Volkes von innen her und dabei den Teilnehmer fest an sein Deutschtum binden.

10. Die Volkshochschule leitet somit einen Kreuzzug des deutschen Geistes ein zur Eroberung der deutschen Seelen, wo sie sich finden, um sie tief einzutauchen in die vier großen Lebensgebiete des Wahren, Schönen, Guten und Heiligen. Wem die Not unseres Volkes zu Herzen geht, wer an die tausend Wunden denkt, aus denen es blutet, soll mithelfen an der Gesundung und Erstarkung unseres Volkslebens und sich als Mitarbeiter in den Dienst der Volkshochschule stellen. Die Not ist der große Lehrmeister der Menschen. Unter ihrem Druck entfalten sich die Seelen. Laßt uns die Entfaltung in die rechten Bahnen lenken!

11. Laßt uns auch nicht irre machen durch die Zweifler und Kritiker, die an jeder neuen Bewegung sofort ihren nörgelnden Scharfsinn erproben wollen. Wenn sie einen Satz aus den „Wanderjahren" herausgreifen: „Narrenpossen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu" und ihn auf die Volkshochschule anwenden, so beweisen sie damit nur, daß sie den Sinn der Volkshochschule nicht ergriffen haben.

12. Aller Anfang ist schwer. Jede neue Arbeit muß sich durch mancherlei Hindernisse hindurchwinden. Auch die Volkshochschularbeit muß ihre Erfahrungen machen, frohe und trübe. Manche Volkshochschule ist wieder eingegangen, weil sie den Mut verlor, weil sie noch nicht begriffen hatte, daß es nicht auf die Masse der Teilnehmer ankommt, sondern auf die Sammlung von Auserlesenen, die suchende Menschen sind, um ihrem und dem Leben ihres Volkes einen tieferen Sinn und einen wertvollen Inhalt zu verleihen.

Prof. Dr. W. Rein (Jena)

Ein Weltvagant

Da zieht ein junger Schweizer in die nordamerikanische Ferne, geladen mit Problemen der Gegenwart; Werner Zimmermann heißt er und ist Lebensreformer, Vegetarier, Anhänger der Wirtschaftslehren von Silvio Gesell. Er hält seine „Erlebnisse und Gedanken" in einem Buche fest, das auch 23 Lichtbilder nach Aufnahmen des Verfassers bringt (138 Seiten, Steiger-Verlag, Erfurt), und kehrt dann nach Europa zurück, um mit aufbauen zu helfen. Das Buch ist literarisch zwar nicht geschlossen genug, nicht einheitlich durchgearbeitet: aber der suchende junge Mensch dahinter fesselt. Er ist ein Geistesverwandter des andren oberdeutschen Weltbummlers Kurt Faber (Bücher im Verlag Robert Lutz, Stuttgart); doch ihm ist es nicht, wie anscheinend jenem Ruhelosen, um das Vagantentum an sich zu tun, sondern um Klärung. Er philosophiert; er bleibt rein dem Weib und Alkohol gegenüber; er bleibt seiner besonderen Natur überhaupt trotzig treu — wie sich auch in dem folgenden sehr ernsten Abschnitt zeigt, wo er fern in Amerika einen verbummelnden Landsmann trifft und — leider vergeblich — auf ihn einzuwirken sucht — — —

Fritz

Er war auch ein Schweizer, und ich stieß auf ihn in der Weizenernte im westlichen Kansas. An einem Sonntagvormittag nahm ich die Arbeit an einer Dreschmaschine an. Der junge Meister nahm mich gleich im Auto mit auf die Farm hinaus. In seidenem Hemd und tadellos gebügelten Hosen war er gleich von der feinen Kameradschaftlichkeit, die man zwischen Herr und Knecht wohl nur in Amerika findet. Er fragte mich, woher ich komme und wie es mir im Lande gefalle, während er die große Rennmaschine durch die staubige Landstraße flitzen ließ.

Die Farm lag zwei Meilen vom Städtchen. Bald fuhren wir in die Yard ein. Der Meister hielt vor einer Holzbaracke und rief hinein:

„Say, Fritz, here is an other Swaizer!"

Ihrer vier saßen auf einer Matratze und spielten „poker". Jeder hatte Banknoten und Geldhäufchen vor sich. Nun hob ein breitschultriger Bursche den Kopf:

„Salü! Wo zum Herrgottdonner chunsch jetz du här! Stell dys Züg afen ab, mir sy sofort fertig!"

Das war unverfälschte Bernersprache. Bald wandte er sich mir zu. Er hatte sich die beste Matratze gesichert und trat mir bereitwillig eine Hälfte davon ab.

Am Nachmittag nahm er den alten „Ford" und fuhr mich ins Städtchen. Er hielt vor dem besten „drugstore" (eigentlich Apotheke, doch mehr Wirtschaft) und entschuldigte sich:

„Schau, zu saufen gibt es hier halt nichts. Das ist ein verfluchtes Land für meinen Magen! Ich bin nur hier, um Geld zu machen. Nächstes Jahr gehe ich nach Frankreich oder Südamerika, wo es noch billigen Wein gibt. Komm, hier haben sie noch Bier. Es ist zwar verflucht schlecht, nur gefärbtes Wasser, keine Kraft mehr drin. — Was, du saufst überhaupt nichts? Frissest ice-cream?"

Bald brachte das Mädchen zwei Schalen Eisrahm mit Erdbeersaft. Mein Kamerad faßte das winzige Silberlöffelchen mit seinen klobigen Fingern und begann mit grimmiger Miene zu schlecken.

„Hätte mir in der Schweiz jemand gesagt, ich würde je solches Zeug fressen, ich hätte ihn zum Grind getroffen. Jetzt muß ich's doch tun, da es nichts anderes gibt. Da siehst, wie weit man herunterkommt in diesem Lande! Ich habe einfach keine Kraft und keine Freude mehr, seit es trocken ist. [Alkoholverbot! D. T.] Ich habe schon die längste Zeit nicht mehr gerauft. Was war ich früher für ein Kerl!" —

Von da an hielten wir zusammen. Wir zogen mit der Dreschmaschine hinaus auf die Felder und schliefen bei den Strohstöcken. Fritz kaufte zwei Wolldecken. Nach getanem Tagewerk legten

wir uns nebeneinander nieder, plauderten zusammen und staunten in die Sterne, bis wir einschliefen und goldner Morgenschein unsere Lider wieder hob.

Wir gewannen uns mehr und mehr lieb. Die Arbeit war sehr schwer, da wir meist Stöcke zu dreschen hatten. Im westlichen Kansas mäht man den schön stehenden Weizen nur oben ab und führt dieses schwere Stroh an zwanzig Meter lange, sechs Meter hohe und breite Haufen. Je zwei liegen gleichlaufend nebeneinander. Die Maschine fährt an die Spitze und streckt den Ladekänel zwischen hinein. Nun heißt es das Stroh hineingabeln. Auf jeder Seite sind drei „pitcher", und keiner darf mit seinem Drittel zurückbleiben. In anderthalb Stunden jagt man zwei Stöcke durch, worauf man sofort aufprotzt und zu den nächsten fährt. Die Nikotinsklaven ergattern knapp Zeit, eine Zigarette zu rollen und in hastigen Zügen herunterzuziehen. Dann rattert die Maschine schon wieder.

Wir hatten fürchterliches Wetter. Während eines Monats sahen wir kein Wölklein am Himmel. Die Hitze lag brütend auf uns. Erhob sich ein Lüftchen, so war es glühend, daß wir uns nach Windstille sehnten. Wir arbeiteten elf bis zwölf Stunden, waren bezahlt nach der Körnermenge, die wir ausschieden, und machten im Tag neben dem Essen über acht Dollars. Jede Woche gaben drei, vier langjährige Arbeiter auf.

Nach einer Woche meinte Fritz eines Abends:

„Du bist doch der zäheste Hagel, den ich je angetroffen habe. Das hätte ich nie geglaubt, daß einer ohne Fleisch so schwere Arbeit leisten könnte. Und zu Morgen frissest überhaupt nichts als einige Aprikosenschnitze. Warum nimmst kein Fleisch? Das gibt doch Kraft!"

„Das Gegenteil ist wahr! Du weißt, ich komme von Stubenarbeit her. Würde ich Fleisch oder überhaupt zu viel essen, ich wäre längst zusammengebrochen. Ich will dir erklären, warum: Durch die Arbeit braucht sich unser Körper ab. Um die abgenützten Muskeln und Gewebe wieder aufzubauen, haben wir Eiweiß nötig. Dazu genügt aber, wenn ein Zehntel der Nährstoffe aus Eiweiß besteht. Dieses Zehntel erhalten wir bei jeder Art Pflanzennahrung, sogar in bloßen Kartoffeln. In Fleisch, Eiern, Käse besteht dagegen mehr als die Hälfte des Nährwertes in Eiweiß. Dieser unsinnige Überschuß muß nun auch im Körper verbrannt werden, wie Fett und Stärke. Dabei entstehen Gifte, wie die Harnsäure. Diese muß der Körper wieder ausscheiden, damit er nicht zusammenbricht. In Fluten Wasser sucht er sie durch Nieren und Haut wegzuschwemmen. Verstehst du jetzt, warum ihr Fleischesser stets so viel mehr Durst habt und schwitzt als ich? Warum man am stärksten ist, wenn man dem Körper nur gerade die Nahrung gut gekaut gibt, die er unbedingt nötig hat, statt daß er seine Kraft brauchen muß, um den Nahrungsüberschuß und die Gifte fortzuschaffen?"

„Du magst recht haben. Doch ohne Fleisch und tüchtiges Frühstück könnte ich einfach nicht arbeiten. Ich bin halt so gewöhnt."

Ich arbeitete immer ohne Hut und ohne Hemd. Nach den ersten Tagen verstummten die wohlgemeinten Warnungen sowohl als die spöttische Schadenfreude. Ich tat meine Arbeit mit der zähen Verbissenheit, mit der ich früher meinen Weg auf einen Eisgipfel hackte, unermüdlich, heiter, ohne Brummen. Je schwerer die Arbeit, desto besser die körperliche Ausbildung. Ich faßte sie immer als Sport auf. Ich war prächtig kupferrot. Wer mich nicht kannte, fragte oft, ob ich ein Vollblutindianer sei. Wie lachten doch meine Kameraden, als ich ihnen erzählte, in der Schweiz hätten mich die Wirte und Alkoholsklaven „Sirupindianer" getauft!

An einem Sonntagvormittag ging ich mit Fritz über Feld. Die Gegend fesselte mich ungemein. Hier konnte ich mich zum erstenmal ins alte Indianerleben hineinphantasieren. In weiten, flachen Wellen zog das Land nach Süd und Nord, die Höhen in leuchtendem Weizengold, die Tiefen in mattem Steppengrau. Die kleinen Seitenmulden waren früher der Zufluchtsort der Büffel und Indianer, wenn des Winters Stürme tobten.

Fritz war in düsterer Stimmung, wie immer, wenn er nichts zu tun hatte. Ich versuchte, ihn aufzuheitern.

„Die Stille hier tut mir so wohl. Sieh, wie über jenen Höhen die Hitze flimmert, wie alles so friedlich ist, so ganz sonntäglich!"

Er schwieg, stierte vor sich hin.

„Was fehlt dir? Kannst dich denn gar nicht freuen?"

Nun fluchte er fürchterlich:

„Das ist doch kein Leben hier! Nichts zu saufen und keine Weiber! Und das ist doch das einzige, was man hat auf der Welt. So halte ich's nicht mehr aus! Nächste Woche gehe ich nach Kansas City."

„Die große Leere gähnt wieder in dir. Versuche sie doch einmal auszufüllen, nicht immer nur zu betäuben!"

„Es ist zu spät. Ich kann mich nicht mehr ändern."

„Dummes Zeug! Du stehst in voller Manneskraft. Du bist fein ausgestattet, hast gute Kleider, eine goldene Uhr und vierhundert Dollars. Da läßt sich vieles machen."

„Ja, und hätte ich dich zwei Monate früher getroffen, so wäre ich noch um zweihundert Dollars reicher. Ich ging nach Cheyenne und half es trocken saufen. Dort gingen sie drauf."

„Die hast du in weniger als einem Monat wieder. Dann rentest du eine Farm, damit du irgendwo daheim bist und an etwas Freude hast. Ich komme und helfe dir. Willst?"

„Da sollte ich ein gutes Fraueli haben."

„Hast mir nicht vom Lisi geredet? Warum nicht nochmals gehen und es fragen?"

„Nein, ich kann nicht mehr. Vier Jahre wartete es auf mich. Es wollte den Beweis, daß ich ein Mann sei und sechshundert Dollars sparen könne. Dreimal hatte ich das Geld, dreimal wollte ich gehen und dreimal blieb ich in der Stadt hängen. Jetzt ist es Krankenschwester."

„Diesen Schritt tat es aus Verzweiflung. Ich will zu ihm gehen und für dich reden. Soll ich?"

„Das nützt nichts. Auch will ich überhaupt nicht heiraten. Die Weiber sind alle falsch und treulos. Jede kannst verführen, jede. Ich habe es tausendmal ausprobiert. Und käme ich meiner Frau dahinter, ich würde sie erwürgen!"

„Da siehst du wieder, wie du bist. Du führst ein solches Lumpenleben. Hast du daher ein Recht, eine Frau zu verurteilen, die durch die Lieblosigkeit ihres Mannes einem andern in die Arme getrieben wird? Wagst du es, ein Mädchen zu verachten, das von euch Schuften in schwachem Augenblick verführt wurde? Vergiß auch nicht, daß du wahre Frauen gar nicht kennst. Die Mädchen sind im Durchschnitt viel edler als die Männer. Doch müssen sie sich anlehnen können. Das ist Frauennatur. Was können sie nun dafür, wenn viele zu dem werden, was das Scheusal von Mann von ihnen verlangt!"

„Ich weiß schon, daß ich ein ganz Verworfener bin."

„Nein! Das bist du gar nicht! Du hast nie etwas gestohlen, meinst es gut mit allen Menschen, nur mit dir selber nicht. Ein so riesenstarker Bursche wie du kann sich doch sicher zusammennehmen und sich aus dem Sumpf herausreißen!"

„Du hast gut reden! Weißt, was für eine Vergangenheit ich nachzuschleppen habe? Daß meine Großmutter mir schon als kleinem Knaben Schnaps gab? Daß mir nie jemand ein gutes Wort schenkte? Daß ich weiß, daß mein ganzes Leben verpfuscht ist und ich nur im Saufen das Elend vergessen kann? Du kannst schon sagen!"

„Was hinter dir liegt, ist vorbei. Laß es liegen! Jeder Mensch hat einen guten Kern. Du brauchst nur für dein Inneres Partei zu ergreifen, dann fallen die schlimmen Anhängsel von selber ab. Ich weiß wohl, daß du viel schwerer hast als andere. Doch dafür bist du auch stärker und kannst dich des Sieges um so mehr freuen. Schau', nach jeder Betäubung kommt ein Erwachen, und dieses ist jedesmal schlimmer. Sogar die Arbeit bedeutet nur Betäubung für dich. Was willst du im Alter tun, wenn du nichts sparst?"

„Ho, meinst, ich werde alt? Ich mache mich vorher kaput!" — —

An einem der heißesten Nachmittage, als die Arbeit zur verhaßten Qual wurde, wollte uns die Meistersfrau eine Freude machen und uns durch ein gutes „z'Vieri" aufmuntern.

Sie schickte Kaffee, lange, feine Würste und Brot zu uns heraus. Mit lautem Halloh stürzten sich meine Kameraden darauf, legten sich grinsend in den Schatten des Lokomobils. Ich setzte mich ruhig auf dem Strohstock nieder und schaute ihnen lächelnd zu. Sie winkten mir:

„Komm doch auch! Schau', welch feine Wurst!"

Ich schüttelte dankend den Kopf und rief ihnen zu:

„Ihr werdet büßen müssen und nach einer halben Stunde an mich denken!"

Sie lachten ungläubig und schlangen weiter. Wenn es doch nichts kostete! — Es ist ein Unsinn, einem übermüdeten, überhitzten Körper Nahrung zuzuführen, seine Arbeitskraft noch mehr zu überlasten. Doppelt unsinnig ist es aber, ihm Gifte, wie Kaffee und Tierleichenbrei einzugeben! Es verging denn auch keine halbe Stunde, so lagen drei der Burschen keuchend neben den Stöcken und gaben die Arbeit auf. Sie verschafften uns einen frühen Feierabend.

Nach einer Woche hielt Fritz es nicht mehr aus, und ich fuhr mit ihm nach Kansas City. In fiebernder Ungeduld glänzten seine Augen. Als wir aus der großen Bahnhofhalle traten, meinte er:

„Was glaubst, wohin gehen wir zuerst? — In die deutsche Kirche. — Gelt, das hättest auch nicht geglaubt, daß ich so fromm wäre!"

Verwundert folgte ich ihm. Richtig, da hielten wir vor einem Gotteshaus, einem roten Backsteinbau mit hohen, bemalten Kirchenfenstern. Fritz stieg die Treppe hinauf und öffnete die schwere Eichentüre. Wir traten in einen Vorraum. Da saß ein Mann mittleren Alters, mit Schnurrbart und verschlagenem Gesicht, auf einem Stuhl. Er fragte Fritz brummig, in deutscher Sprache:

„Was willst du hier?"

„Nun, hinab! Ich bin Schweizer und hier gut bekannt. Ist noch immer der Seppel ‚bartender' (Schenkwirt)?"

Der Mann musterte uns mißtrauisch. Dann gab er uns den Weg frei. Wir stiegen eine schmale Treppe hinab und gelangten in einen raucherfüllten Saal. Hier tranken Männer und Frauen Bier und spielten Karten: ein deutscher Klub!

An der „bar" wurde Fritz mit Augenzwinkern begrüßt:

„Wo kommst her? Hast brav Geld gemacht in der ‚harvest' (Ernte)?"

Geschmeichelt begann Fritz zu erzählen, obschon kaum jemand zuhörte. Dazu schüttete er ein Bier ums andere hinunter. Widerwillig trank ich eine Limonade und las einige Zeitungen. Vergebens versuchte ich immer wieder, ihn zum Fortkommen zu bewegen. Schließlich sagte ich, ich wolle gehen, um Zimmer zu besorgen, die Stadt anzusehen, und werde neun Uhr abends wieder kommen, um ihn abzuholen. Ich halte einfach diese Stinkluft nicht mehr aus.

Als ich zur festgesetzten Stunde wieder eintrat, spielte Fritz um Geld. Seine Augen waren glasig. Hie und da stand er auf und schritt wuchtig und aufrecht in ein versteckes Gemach, das Allerheiligste, wo Schnaps ausgeschenkt wurde.

Dreimal forderte ich ihn auf, zu kommen. Seine Partner lächelten spöttisch und wollten mir Bier zahlen. Um elf Uhr erklärte Fritz zu mir:

„So, jetzt spielst noch Klavier! Da drüben ist ein gutes. Dann gehen wir."

Zu den andern meinte er stolz:

„Der kann nämlich spielen! Er ist auch ein Schweizer! War Lehrer draußen! Ist der smarteste Kerl, den ich je getroffen! Säuft nichts und frißt kein Fleisch und tut doch alle schwere Arbeit!"

Nun bestürmten mich auch die andern. Ekler Bierdunst schlug mir ins Gesicht. Wie sie mich anwiderten, diese gemästeten Philister mit ihren schnodderigen Redensarten! Fritz' wegen willfahrte ich ihrem Wunsche.

Kosend glitt ich über die Tasten. Eins ums andere meiner Lieblingsmotive ließ ich wieder erstehen aus langem Winterschlaf. Meine Brust wogte reich und voll. Ich wußte nicht mehr, wo ich war. Eine rauhe Stimme forderte:

„Spiel' die Wacht am Rhein!"

In trotziger Kraft füllten die mannhaften Klänge den Saal. Bierheisere Stimmen fielen
Die ganze Schar stand auf. Vergessen waren Bier und Schnaps und Kartenspiel. Aus
ter Versenkung stieg die Heimat auf, so lieb, so vertraut wie ein glückseliger Traum — Mutter
Vater — der Dorfbach — das Feierabendläuten — —
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ —
Und es lag doch in Schande und Elend! Und sie hatten es verraten, verleugnet, des Mam-
s, des Schwelgerlebens wegen!
Heimat! — Das Lied war verklungen. Und noch immer standen die Männer. Einige Augen
nmerten feucht. Ich wagte kaum zu atmen. Die weihevolle Stille war ein Gebet.
„Spiel' einen Tanz!“
Ihr Armen, gibt's nur noch Betäubung für euch! Ich gehorchte. Dann lenkte ich über zu
art und Haydn. Deren edle Fröhlichkeit tat ihnen gut.
Sie boten mir die besten Zigarren, den feinsten Schnaps an. Ich schüttelte den Kopf und
ute sie traurig an. Sie senkten den Blick.
Einer mittleren Alters, mit leidenden Augen, in abgetragener Kleidung trat zu mir:
‚Begleite mich!“
Mit weicher, geschulter Tenorstimme sang er drei, vier Lieder. Tiefe Empfindung zitterte
n. Sang er wohl einst vor auserwähltem Kreise?
Morgens halb ein Uhr folgte mir Fritz endlich.
Am nächsten Nachmittag weigerte ich mich, wieder in die „Kirche“ zu gehen. Fritz war
ergeschlagen. Ich sah, wie die Leere ihm bis in den Hals heraufstieg. Er brummte:
‚Was soll man denn mit dir anfangen! Du hast ja an nichts Freude! Wollen wir zwei
chen auftreiben? Ich weiß wo!“
‚Nein. Ich frage dem nichts nach. Ich spare meine Kräfte, um einst feine, gesunde Kinder
die Welt zu stellen. Ich kann in ein ‚picture-show‘ (Cinema) gehen.“
‚Gut!“
Er stürzte davon, floh vor mir wie in Verzweiflung. Wie sollte ich ihm helfen!
Lisis Adresse wollte er mir nicht geben. Wie hätte ich auch einem edlen Mädchen zumuten
en, sein Leben für einen versoffenen Schwächling zu opfern, ohne sichere Aussicht auf
lichtere Zukunft!
Eines Tages führte mich Fritz zu einem alten Schweizermütterchen, dem er Brot und Eier
Mehl und Butter brachte. Den Dank lehnte er rauh ab.
Dann führte er mich zu einer Familie aufs Land, zu lieben Leuten, die Fritz jederzeit ein
n boten. Doch auf meine Hoffnungsäußerung, er könne sich am Ende doch noch bessern
telten sie leise den Kopf. Sie kannten ihn zu lange ...

Kriegführung und Politik

Unter diesem Titel hat General Ludendorff seinen „Kriegserinnerungen“ und „Dokumenten“ ein drittes Werk (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1921, geb. 60 ℳ) folgen lassen, das an Bedeutung die erstgenannten zweifellos noch übertrifft. ach Ludendorffs eigenen Worten soll dieses Werk „zur Klärung beitragen und uns die sche Bildung gewinnen helfen, die die anderen Völker in ihren breiten Schichten besitzen. dies nicht geschehen ist, wird viele vaterländische Arbeit sich als vergeblich herausstellen, en die das Beste für das deutsche Volk erstrebenden Führer keinen Widerhall bei den en finden, auf die sie um so mehr angewiesen sind, je weniger tatsächliche Macht sie selbst

in Händen haben". Wir stehen am Ende eines Abschnittes deutscher Geschichte und am Anfa eines neuen. „Dafür ist ein klarer Blick über die jüngste Vergangenheit von Nutzen, nicht zu hadern, sondern um für die Zukunft zu lernen." Diesen Zweck erfüllt das Buch in hera ragendem Maße.

Seitdem ist eine Hochflut von Kriegsliteratur und Pressеerörterungen erschienen, wo Ludendorff von seinen Anhängern in den Himmel erhoben, von seinen Gegnern mit Schmutz worfen worden ist. Die Stellungnahme war vielfach vom Parteistandpunkt beeinflußt. Aber a sachliche Kritik haben Kriegführung und Maßnahmen Ludendorffs in reichem Maße erfahr Es ist von hohem Reiz, den General sich mit seinen Gegnern auseinandersetzen zu sehen. geschieht in vornehmer und sachlicher Weise. Schonungsloser Drang nach historischer Wahrh durchzieht das ganze Werk. Kein gegen Ludendorff vorgebrachter Einwand bleibt unberücksicht Die Darstellung ist klar und überzeugend. Die bisher vielfach noch nicht genügend erkann Gründe und inneren Zusammenhänge werden aufgehellt, manches neue interessante Mate beigebracht, viele Einwände widerlegt, aber auch das eigene Tun und Lassen kritischer Prüfu unterworfen, begangene Fehler und Unterlassungen ungeschminkt zugegeben. Glühende Va landsliebe und das heiße Streben, die Wahrheit zu ergründen, durchziehen das Buch. S gleichwohl die Behandlung des gewaltigen Stoffes den subjektiven Standpunkt nicht verleugn ist selbstverständlich. Der Wert des Werkes wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Der unlösbare Zusammenhang zwischen Politik und Kriegführung und die F stellung des wahren Wesens des Krieges, das bis zum bitteren Ende bei uns vom V und von den Staatsmännern verkannt worden ist, sind die beiden Leitgedanken, die das W durchziehen. Daneben nehmen die Abhandlungen, in denen der General die gegen seine Kri führung erhobenen Vorwürfe zu entkräften sucht, naturgemäß einen breiten Raum ein. A die Kriegführung der ersten und zweiten Obersten Heeresleitung, deren Kritik Ludend bisher vermieden hatte, wird einer kurzen Würdigung unterzogen. Diese Abschnitte sind den Militär natürlich von besonderem Interesse, aber auch für den Laien verständlich u fesselnd geschrieben. Bei der Fülle des Stoffes kann der überreiche Inhalt der 342 Sei hier nur angedeutet werden.

Vortrefflich sind die Gedanken, die Ludendorff im engen Anschluß an den klassischen S meister Clausewitz, dessen Lehren unserem Generalstab als Grundlage gedient haben, ü Politik und Kriegführung entwickelt. Die noch heute gültigen Lehren Clausewitz' erfah hiedurch eine den heutigen modernen Zeitverhältnissen angepaßte wertvolle Erweiteru Kriegführung und Politik, wobei die Kriegführung bewußt vorangestellt wird, gehören untrennbar zusammen, daß sie schließlich eins sind. Dieselbe Frage hat übrigens bereits Ludendorff der österreichische General Alfred Krauß in seinem Werk „Die Ursachen unse Niederlage" (Verlag Lehmann, München) behandelt. Dieses in jeder Hinsicht ausgezeichn Werk, das jenes Problem mehr vom österreichischen Standpunkte aus betrachtet, kann wertvolle Ergänzung zu Ludendorff warm empfohlen werden. Wenn Clausewitz den Kr „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" nannte, so dachte er hiebei, den damali Zeitverhältnissen entsprechend, nur an die äußere Politik, deren Vorrang vor der Kriegführu anzuerkennen ist. Daneben gibt es aber auch noch eine innere Politik und eine Wirtscha politik. Diese beiden müssen sich bei dem heutigen Charakter des Krieges, der ein Daseinska der Völker geworden ist, jedoch unbedingt der Kriegführung unterordnen. Der Satz Clausew muß daher heute lauten: „Der Krieg ist die äußere Politik mit anderen Mitteln", und m ergänzt werden durch den Satz: „Im übrigen hat die Gesamtpolitik dem Krieg dienen." An dieser mangelnden Übereinstimmung zwischen Politik und Kriegführung s wir letzten Endes im Weltkrieg gescheitert. Das von Ludendorff hiefür beigebrachte wuchti unwiderlegliche Beweismaterial wirkt geradezu erschütternd. Die Politik hat während d Krieges die Kriegführung nicht nur nicht unterstützt, sondern in zahlreichen Fällen behind

ıd sogar erschwert. Ludendorf wirft daher die Frage auf, ob bei der heute ja wohl allgemein kannten und anerkannten trostlosen Unfähigkeit der damaligen leitenden politischen Staatsänner die O.H.L. nicht im Interesse des Staatswohles die Diktatur hätte ergreifen sollen, ıd bejaht diese Frage. 1916 wäre dies nach Übernahme der O.H.L. durch Hindenburg noch ıschwer möglich gewesen. Doch damals war von der O.H.L. die Unfähigkeit des Reichskanzlers ch nicht in vollem Umfange erkannt worden. 1918 aber hatten sich, gefördert von der polichen Reichsleitung, die Verhältnisse im Innern bereits so unerfreulich entwickelt, daß es ohne were Erschütterungen und Reibungen wohl kaum mehr möglich gewesen wäre. „Trotzdem", reibt Ludendorff, „hätte die O.H.L. mit Zustimmung der Krone an Stelle der unfähigen egierungsgewalt die Diktatur ergreifen müssen, auch wenn ich daran zerschellt wäre." Staat ıd Monarchie wären dann vielleicht noch zu retten gewesen.

Die Versäumnisse der politischen Leitung des Reichs reichen weit in die Zeit vor dem Kriege rück. Unsere Wehrkraft ist nicht genügend ausgenützt worden, obwohl der Generalstab dies ehrfach beantragt hatte. Es ist beschämend, daß wir uns von einem Feinde (General Buat, e deutsche Armee im Weltkriege, Wieland-Verlag, München 1921) dies vorrechnen und hnisch vorhalten lassen müssen. Hienach hätten wir mit 900 000 Mann mehr in den Krieg ıtreten können. Wir hätten dann die Marneschlacht und damit voraussichtlich auch den Krieg wonnen. Auf die Mängel und Sünden der äußeren Politik vor dem Kriege sei nicht weiter ıgegangen. Sie sind zur Genüge bekannt. Noch nicht bekannt war dagegen die Feststellung ıdendorffs, daß der Reichskanzler um den Plan des Durchmarsches durch Belgien gewußt t. Gleichwohl ist für die unendlich wichtige diplomatische Vorbereitung und spätere Beändung dieses schwerwiegenden Schrittes nichts geschehen. Ebensowenig ist die wirtschaftliche obilmachung vorbereitet worden, obwohl dies bereits 1906 vom Generalstab angeregt war. e Gleichgültigkeit der deutschen Politik gegen die innere Entwicklung Österreichs war gleichls ein schwerer Fehler, der sich im Kriege bitter gerächt hat.

Wie dann während des Krieges von der dazu berufenen Reichsregierung nichts geschah, ı den Volksgeist zu heben und den Siegeswillen im Volke zu stärken, ist noch in frischer Erıerung. Daß dieser Krieg ein Kampf ums Dasein der Völker war, in dem es nur Sieg oder ederlage, aber keine „Verständigung" geben konnte, ist sowohl von der Reichsleitung wie n Volke verkannt worden. Nach der Marneschlacht war es geboten, das Volk über den Ernst : Lage aufzuklären. Die Kraftäußerung des Heeres ist vom Volksgeist in der Heimat abıgig. Denn aus der Heimat schöpft das Heer nicht nur Ersatz, Verpflegung, Munition, Kohlen, en usw., sondern auch die geistige Kraft, die es zur Überwindung des Feindes braucht. Der egeswille im Volke, den unsere Gegner in richtiger Erkenntnis des wahren Wesens dieses ieges so meisterhaft zu stärken wußten, war daher von entscheidender Bedeutung. Seine bung war Sache der inneren Politik. Hierin ist aber so gut wie nichts geschehen. Ludendorffs ıch ist in dieser Hinsicht eine fortgesetzte schwere Anklage, die durch das beigebrachte überıgende Beweismaterial leider nur allzu berechtigt erscheint. Unter stillschweigender wohllender Duldung der Reichsregierung ist durch defaitistische und linksgerichtete Kreise nebst er zersetzenden Presse, ferner durch die ungehemmte feindliche Propaganda, endlich durch landesverräterische Wühlarbeit der U.S.P. der Volksgeist planmäßig derart vergiftet worden, ß dem auch schließlich das Heer erlegen ist. Insofern behält das Wort vom „Dolchstoß in den cken des Heeres" nach wie vor Geltung. Mit tiefem Schmerz muß Ludendorff den Rückgang : Güte des Heeres feststellen, das 1918 kein absolut zuverlässiges Instrument mehr in der nd des Feldherrn gewesen ist.

Bei Beurteilung der Führungsmaßnahmen muß dies in Rechnung gestellt werden. Nach erst Bauer (Der große Krieg in Feld und Heimat, Tübingen 1921, Osiandersche Buchhandıg) betrug die Zahl der Drückeberger und Fahnenflüchtigen im August 1918 bereits etwa e Million! 200 000 Mann mehr aber hätten genügt, uns den Endsieg zu verbürgen. Luden-

dorff beklagt es denn auch mit Recht, daß sogar die militärische Rechtsprechung ganz unter dem Einfluß des unklaren Denkens der Heimat stand, die fortwährend auf Straferlaß drang und die Militärstrafgesetze milderte. Sie konnte sich nicht zu schweren Strafen, geschweige denn zur Verhängung der Todesstrafe entschließen. Zum Vergleich seien hier die nach einem Bericht der Humanité vom 22. 9. 21 durch Kriegs- und Militärgerichte in Frankreich verhängten Strafen angeführt. Es erfolgten während des Krieges in Frankreich allein 67 387 Verurteilungen zu über 300 000 Jahren Gefängnis, darunter 1627 Todesurteile.

Die ständige Betonung unserer Friedensbereitschaft verurteilt Ludendorff. Sie ist uns vom Feinde mit Recht als Schwäche ausgelegt worden und hat seinen Willen zum Sieg gestärkt, unserer Kriegführung daher indirekt geschadet. Man kann Ludendorff den Vorwurf nicht ersparen, daß die O.H.L. sowohl das Friedensangebot vom 12. 12. 16 als auch die Friedensresolution vom 19. 7. 17 mit allen zu Gebote stehenden Mitteln hätte verhindern sollen.

Die Frage der Selbständigkeitserklärung Polens rückt in neue Beleuchtung. Der Gedanke stammt von der Politik. „Es ist eine geschichtliche Unwahrheit, wenn die dritte O.H.L. mit dem Gedanken der Selbständigkeitserklärung Polens belastet wird." Die Reichsleitung ist von der O.H.L. von der Ausnutzung irgendwelcher Friedensmöglichkeiten mit Rußland nicht abgehalten worden. Die O.H.L. ist auch später niemals ein Hindernis für die Anbahnung oder Ausnutzung von Friedensmöglichkeiten gewesen. Der Beweis hiefür wird unwiderleglich erbracht und insbesondere dem törichten Gerede von den annexionistischen Kriegszielen der O.H.L. ein Ende gemacht. Der Reichskanzler dagegen hat es vielfach nicht für der Mühe wert gehalten, die O.H.L. von allen unternommenen Friedensschritten zu unterrichten. Auch hierin äußert sich wieder ein bedauerlicher Mangel an Übereinstimmung der beiden auf engstes Zusammenwirken angewiesenen Stellen. Unter Hertling war es in dieser Beziehung noch schlimmer geworden als unter Bethmann. Die vielfach verschlungenen und dunklen Pfade der zahlreichen Friedensfühler sind noch nicht völlig aufgeklärt. Ludendorff bringt hierüber zahlreiches neues Material.

Die Verbringung Lenins nach Schweden ist nicht durch die O.H.L., sondern auf Veranlassung der Sozialdemokraten durch die Reichsregierung erfolgt. Die O.H.L. hat sich dem nicht widersetzt, da ihr vom Standpunkt der Kriegführung aus schließlich jedes Mittel recht sein konnte, durch das Rußland bezwungen und der Feind im Osten erledigt wurde. Dagegen kann man der O.H.L. vorwerfen, daß sie aus unangebrachter Rücksicht auf innerpolitische Widerstände es unterlassen hat, im Frühjahr 1918 den Stoß ins innere Rußland fortzusetzen und der Bolschewistenherrschaft in Petersburg und Moskau ein Ende zu bereiten. Es wäre dies damals mit geringen Kräften möglich gewesen. Unendliches Unheil wäre dadurch für Rußland und Deutschland erspart worden. Ludendorff selbst gibt zu, daß diese Unterlassung ein Fehler war. Die bolschewistenfreundliche Politik unseres auswärtigen Amtes erfährt hiebei eine eigenartige Beleuchtung.

Die berühmte Denkschrift des Grafen Czernin wird als Bluff und Einschüchterungsversuch gegenüber der O.H.L. charakterisiert.

Einen breiten Raum des Buches nehmen naturgemäß die militärischen Betrachtungen ein. Mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum muß ich mir leider versagen, näher darauf einzugehen, manches ist anfechtbar. Überrascht ist man, daß die Verwässerung des genialen Schlieffenschen Operationsplanes, die von Sachverständigen allseitig und mit vollem Recht verurteilt wird, bei Ludendorff Gnade findet. Erklärlich wird dies dadurch, daß Ludendorff selbst hieran nicht ganz unbeteiligt gewesen sein dürfte. Die Akten über die Marneschlacht können nunmehr als geschlossen gelten. Die Marneschlacht ist durch Verschulden der obersten Führung verloren worden.

Das Urteil Ludendorffs über die Strategie Falkenhayns ist, bei aller Zurückhaltung im Ton, doch durchaus ablehnend. Dem kann man rückhaltlos zustimmen. Mit besonderem Bedauern wird man über die versäumten Gelegenheiten lesen, 1914 und 1915 im Osten einen wirklich

entscheidenden Erfolg zu erreichen. Bei dem Widerstreit Falkenhayn-Ludendorff stehe ich unbedingt auf Ludendorffs Seite. Ludendorff faßt gleich dem großen Moltke die Strategie als „System der Aushilfen" auf und ist im Gegensatz zur „Ermattungs- oder Zermürbungsstrategie" Vertreter der „Vernichtungsstrategie". Letzteres war unbedingt richtig, besonders unter den Verhältnissen des Weltkrieges, wo die Zeit gegen uns war. Ludendorff vertritt daher auch die Meinung, daß dem Angriff auf Serbien die Auseinandersetzung mit Rumänien und dieser wieder ein Angriff auf Rußland folgen mußte, um fortzusetzen, was 1915 begonnen war und im Osten reinen Tisch zu machen, bevor man sich dem Westen zuwandte. Dem kann man nur beistimmen. Der Angriff gegen Italien 1917 konnte aus Mangel an Kräften zu keiner großen entscheidenden Kriegshandlung gestaltet werden.

Daß der letzte große Angriff, der die Kriegsentscheidung bringen sollte, im Westen angesetzt wurde, war richtig. Darüber ist sich die militärische Kritik nunmehr so ziemlich einig. Vielfach wird Ludendorff vorgeworfen, daß er die Kräfte zu sehr verzettelt und nicht alle verfügbaren Kräfte zur Entscheidung herangebracht habe. Ludendorff vermag diesen Vorwurf wirksam zu entkräften. Dagegen halte ich nach wie vor sowohl die gewählte Angriffsrichtung als auch insbesondere die Durchführung der großen Märzoffensive 1918 für verfehlt. (Vgl. meinen Aufsatz im „Türmer" 1921, Heft 12, S. 390.) Die Begründung dieser Meinung würde einen eigenen Aufsatz erfordern. Wer sich hiefür interessiert, findet Näheres in der auf unanfechtbare, amtliche Dokumente gestützten ausgezeichneten kleinen Schrift „Die Märzoffensive 1918 an der Westfront" von Major und Archivrat Otto Fehr (Verlag K. F. Köhler, Leipzig 1921, 48 S. Preis 10 *M*). Das Dunkel, das bisher auf dieser für den Ausgang des Krieges entscheidend gewordenen Kriegshandlung gelegen war, wird hiedurch nunmehr gelichtet. Ludendorff hat in diesen für das Schicksal des deutschen Volkes entscheidenden Tagen als Feldherr nicht das geleistet, was man nach seinen früheren Leistungen von ihm zu erwarten berechtigt war. Man wird daher bezweifeln dürfen, ob die Geschichte Ludendorff künftig in einem Atem mit den größten Feldherrn aller Zeiten nennen wird. Ich stimme in allem den ebenso geistvollen wie gründlichen Ausführungen des Majors Fehr rückhaltlos zu. Es liegt eine eigene Tragik darin, daß während des Krieges nicht nur die politische Führung, sondern gerade in den beiden entscheidenden Höhe- und Wendepunkten — Marneschlacht und Märzoffensive 1918 — auch die militärische oberste Führung versagt hat. Wenn Ludendorff trotz dieses Mißerfolges seinen starken Glauben an den Sieg nicht verloren und mit zäher Energie noch weiter um den Sieg gerungen hat, so kann ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden. Es wäre im Gegenteil nur wünschenswert gewesen, wenn er diesen starken Siegeswillen auf das ganze Volk hätte übertragen können. Manches wäre dann anders und nicht so schlimm gekommen. Doch das Volk war über den Vernichtungswillen unserer Feinde nicht aufgeklärt, kein Staatsmann hatte seinen Geist gestählt und zum äußersten Widerstand aufgerüttelt. So mußte denn kommen, was kam. Die Revolution tat noch ein übriges.

Wer aber etwa auf Grund obiger Ausführungen höhnisch ausrufen wollte: „Seht, Ludendorff und die oberste militärische Führung allein sind an unserem Zusammenbruch, an unserem Unglück schuld", der irrt. Denn die Hauptschuld trifft das Volk. Trotz unzweifelhafter Mängel der Führung hätte im März 1918 immer noch der Endsieg errungen werden können, wenn nicht auch die Armee, vergiftet vom Geiste der Heimat und angefressen von den Vorboten der Revolution, teilweise versagt hätte. Sie hat trotz bewunderungswürdiger Einzeltaten, die dafür in um so hellerem Lichte erstrahlen, nicht mehr in vollem Umfange das geleistet, was die Führung billigerweise von ihr verlangen konnte und durfte. Dies feststellen zu müssen, ist Ludendorff wohl am schwersten gefallen. Wenn heute noch mit Recht das hohe Lied des Heeres, das Unvergleichliches geleistet hat, gesungen wird, so bezieht sich dies in erster Linie auf die Frontkämpfer 1914, 1915 und 1916. Von 1917 ab begann die Infektion der Heimat auch auf das Heer überzugreifen, und 1918 war es nicht mehr in allen Teilen über jedes Lob erhaben.

Wenn Ludendorff im März 1918 den Endsieg errungen hätte, so würden seine Fehler lautlos in der Versenkung verschwinden und würde er den größten Feldherrn aller Zeiten an die Seite gestellt werden. Weil er aber nicht mit dem Lorbeer des Siegers heimgekehrt ist, glaubt man ihn schmähen zu dürfen. Auch Hannibal, Friedrich der Große, Napoleon und der ältere Moltke haben Fehler gemacht. Ihrer Größe tut dies keinen Eintrag. Wenn ich mich trotz guten Willens nicht zu der Überzeugung durchringen kann, in Ludendorff einen Strategen ersten Ranges zu erblicken, so müssen wir doch billigerweise in ihm einen Mann verehren, der sein Bestes zum Wohle des Vaterlandes eingesetzt, der bei Lüttich hohen persönlichen Mut und Tapferkeit an den Tag gelegt, der mit schier übermenschlicher Arbeitskraft vier schwere Kriegsjahre hindurch vielfach Bewunderungswürdiges geleistet hat und dessen militärische Leistungen größtenteils uneingeschränkte Anerkennung verdienen. Sein Hauptfehler war, daß er sein Volk zu hoch eingeschätzt hat. Sein Buch bezweckt, das Volk zu lehren, was ihm nottut. Denn nur wenn es zu dieser Einsicht kommt, ist ein Wiederaufstieg möglich.

Franz Frhr. v. Berchem

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Wahn und Wissenschaft

(Zu Joh. Schlafs Artikel „Der Wahrheit die Ehre", Dezemberheft)

Wenn zu mir als Herausgeber von Monatsschriften ein Forscher käme, der sich in seiner wissenschaftlichen Ehre angegriffen fühlt, ohne sich in der Presse darüber aussprechen zu können, so würde ich ihm als Fachgenossen nach Kräften beistehen. Aus einem ähnlichen Motiv heraus erkläre ich mir auch die Stellungnahme des Herausgebers des „Türmer" dem Einsender der Mitteilung „Der Wahrheit die Ehre!" gegenüber ... Dieser Einsender hat sich schon früher einmal in der anscheinend eingegangenen Zeitschrift „Janus" über eine Kritik von mir mit Ausdrücken Luft gemacht, die eben nur Blätter wie das [Janus] ihren Lesern zu bieten wagen. Aus diesem Grunde hätte ich es beinahe unterlassen, [mich] auf diese neuen Seiten hier zu reagieren. Der „Türmer" ist jedoch nicht der „Janus" und diese Leser hier werden vielleicht eine Aufklärung erwarten.

Zum Tatsächlichen ist festzustellen, daß das Wesentliche des Vortrages „Die Erde, nicht die Sonne" der geozentrische Gedanke war. Das Sonnenfleckenphänomen, dessen Tatsächlichkeit hinsichtlich der statistischen Verteilung der Flecke in der Fachpresse behandelt wurde, [hat] mit der Beweisbarkeit der Idee, daß unsere Erde den Mittelpunkt des Planetensystems [bilde] der Sonne bilde, gar nichts zu tun. Insofern hatte also der Vortrag seinen wesentlichen Zweck — die geozentrische Propaganda — durchaus verfehlt.

Die „Zugeständnisse", die der Einsender konstruiert, bezweifeln in keiner Weise die Richtigkeit des kopernikanischen Systems. Es würde sich empfehlen, vor den astronomisch kritischen Lesern hier der Wahrheit die Ehre zu geben.

Das „Mißverständnis Epsteins" besteht auch nur in der Konstruktion des Einsenders, der [kein] Sonnenforscher meines Wissens nie hat überzeugen können.

Die „ungeheure kritische Wichtigkeit" hat der ganze Gegenstand nur vom Einsender aus. [Kein] Sonnenforscher hätten, wenn hier etwas zu holen gewesen wäre, sich der Sache bestimmt [unbe]nächtigt. Daher erzählt der Einsender seinen Freunden tief betrübt, daß er wissenschaftlich [nicht] durchdringen könne. Von diesen Freunden rührt auch die Bestätigung meiner Auffassung [von] dem Ursprung seiner Theorie her. Ich habe das System als „monoman" gekennzeichnet, [wie] es das tatsächlich ist..

Der Leser, der das Ganze überschaut, der den pfundweise zusammengekommenen Papierballast des letzten Jahrzehnts über dieses Thema durchstudierte, wird sich sagen, daß diese beiden Veröffentlichungen im „Türmer" die Druckerschwärze nicht wert waren, wenn man an die wissenschaftliche Bedeutung der Frage denkt.

Nur der Dichter Johannes Schlaf mochte wohl die Veröffentlichung rechtfertigen. Mit [seinen] Leistungen auf diesem Gebiet habe ich mich als Astronom jedoch nicht zu befassen.

H. H. Kritzinger

Antwort: Der Geist als Mittelpunkt des Weltalls

Dr Kritzinger wendet sich einleitend an den Herausgeber; dieser antwortet ihm hiemit. Uns wo der verächtliche Ton, in dem Dr K. über Schlafs Berliner Vortrag berichtete, schon aufgefalle ehe sich der Dichter an den „Türmer" wandte. Um jenes verächtlichen Tones willen haben wi Joh. Schlaf das Wort zur Gegenwehr erteilt. Man mag die Lieblingstheorie dieses Laien bedauern ablehnen, gänzlich ablehnen: aber man tue es würdig und kränke nicht den stillen Sechzigjährigen

Zur Sache selbst! Bekanntlich hängt Schlafs geozentrische Theorie aufs innigste mit der Sonnenflecken-Phänomen zusammen. In seiner Hauptschrift („Die Erde — nicht die Sonne" Das geozentrische Weltbild; München, Dreiländerverlag) bildet grade dies den Ausgangspunkt Schlaf meint, die statistische Feststellung besage, daß so gut wie alle großen Flecke auf de Rückseite der Sonne entstehen, die auf erdzugewandter Seite entstehenden Flecke aber auf de Osthälfte; das schließe die geozentrische Tatsache unmittelbar ein und sei kopernikanisch (ein jähriger Umlauf um die Sonne) nicht zu deuten; auch Epsteins Beobachtungstafeln bestätigte diese Tatsache. Ob es sich nun, wie Schlaf meint, hier um wirklich objektive Vorkommniss handelt oder nur um optische Vortäuschung: das hätte der Kritiker Kritzinger mit ein paa klaren Worten sachlich feststellen und die ganze Erörterung in ein hohes Licht heben sollen Es wäre damit der Sache gedient gewesen.

Doch nun gestatte man, daß ich diesen Streit von ganz andrer Seite beleuchte! Es lebt im Elsaß ein junger Mathematiker, zugleich Philosoph, Dr Ernst Barthel, jetzt Privatdozent i Bonn, der gleichfalls und unabhängig von Schlaf ein geozentrisches Weltbild verficht. E hantierte philosophisch-mathematisch mit der Hyperbel und nannte die Erde eine „Totalebene" (Hauptschrift: „Die Erde als Totalebene", Hyperbolische Raumtheorie mit einer Voruntersuchung über die Kegelschnitte; Leipzig 1914, Otto Hillmanns Verlag). Ich machte ihn mi Schlafs astronomischen Ausflügen bekannt; die beiden kamen in Briefwechsel, ohne daß jedoch ihre kosmogonischen Lehren, meines Wissens, zusammenflossen, wiewohl auch Schlaf einen geschlossenen Kosmos annimmt. Durch Barthel aber blitzte mir die bedeutsame Verwechslung auf, der beide erlagen. An einer Stelle seiner eben genannten äußerst eigenartigen Schrift — wie soll man sich ausdrücken? wir wollen einmal sagen: verplauderte sich Dr B. und nannte sein System noozentrisch (von *νοῦς*, Geist). Er empfand also den Geist als Mittelpunkt des Alls. „Die Vernunftharmonie, der Logos, der durch den eindringenden Geist (*νοῦς*) zu erwerben ist, gilt uns als das einzige ideale Zentrum der ganzen denkbaren Welt. Unsere Ansicht nennt man daher am besten noozentrisch" (Die Erde als Totalebene, S. 81).

Mit diesem prachtvoll erhellenden Satz sind wir aus der Astronomie herausgesprungen mitten in echte Philosophie hinein. Der schauende, denkende, ordnende Geist als Mittelpunkt des Alls! Gibt es eine selbstverständlichere Wirklichkeit? Die alten Griechen haben wahrlich nicht aus beschränktem Dünkel, sondern aus genialer Weisheit sich selber, d. h. ihren Geist und ihr Kulturschaffen, insbesondere die heiligste Stelle desselben, Delphi, als „*ὀμφαλὸς τῆς γῆς*", als Nabel oder Mittelpunkt der Erde empfunden. Und Barthel hatte guten Instinkt, als er sein Buch „dem griechischen Geist" widmete.

Dies aber ist eine rein geistige Einsicht, insbesondere ein philosophisches und religiöses Erlebnis. Wo der Mensch sein geistiges Auge zur Gottheit aufschlägt — ja, da ist Zentrum der Welt. Das hat mit Astronomie und ihren sinnlichen Berechnungen oder Vermutungen gar nichts zu tun. Das ptolemäische System hatte durch Jahrtausende Geltung; dabei waren jene Chaldäer, Babylonier, Ägypter wahrlich geniale Mathematiker: doch ihr System war vermutlich in seinem Kern geistzentrisch und nur von da aus geozentrisch, sofern eben unser Geist von dieser Erde aus ins All schaut.

Das sind nur Andeutungen, aber sie scheinen mir gewichtig genug.

Über die Sonnenflecke wird uns demnächst ein angesehener Fachmann unterhalten.

F. Lienhard

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Joseph Bédier und die deutsche Wissenschaft

Unter der Überschrift „M. Bédier et l'érudition" bringt „Echo de Paris" vom 5. Oktober 1921 Äußerungen des bekannten französischen Gelehrten, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Herr Bédier, namhafter Romanist, Keltist und Germanist, trat im Jahre 1900 mit seinem „Roman de Tristan et Iseult" hervor. Er hatte sich die hohe Aufgabe gesetzt, aus den vorhandenen mittelalterlichen Fragmenten durch vergleichende Herausarbeitung der poetisch und kulturell wesentlichen Züge einen zusammenfassenden Tristanroman zu schaffen. Gaston Paris schrieb die Vorrede zu dem inhaltlich und sprachlich schönen Werke, das auch in Deutschland berechtigte Aufmerksamkeit erregte.

Heute sagt Herr B. einem Redakteur des „Excelsior" folgendes: „Stets war es das Bestreben der deutschen Interpretation, alle unsere frühen Dichtungen, Ritterromane und Chansons de geste dem Germanentum zu vindizieren. Ein Jahrhundert lang hält sie uns unter dem Banne der Legende einer fränkischen Heldendichtung, der wir die merowingischen und karolingischen Sagenzyklen verdanken sollen. Ich habe mit meiner Generation mein Bestes getan, Frankreich sein dichterisches Erbteil zurückzuerstatten."

Wie irreführend, wie unsachlich und wie ungerecht sind schon diese Sätze! Jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse weiß, mit welcher selbstlosen Hingabe gerade auf dem Gebiete altfranzösischer Literatur die deutsche Wissenschaft stets gearbeitet hat. Wenn jemand dem modernen Frankreich das Verständnis seiner alten Mythendichtung neu zu erschließen verhalf, so waren es ganz gewiß deutsche Forscher. Auf ihren Texten und Kommentaren basiert der größte Teil der französischen und provençalischen Neuausgaben. Man braucht nur eins dieser Bücher zu öffnen; überall wird man auf Namen wie Diez, Stimming, Simrock, Holland, Ch. Müller — um nur einige zu nennen — stoßen. Auf ihren Arbeiten fußt auch Herr Bédier.

Das vergißt er. Ebenso vergißt er, daß Richard Wagners Musik selbst in Frankreich den Liebenden von Cornwall ein tönenderes Echo geschaffen hat, als alle noch so verdienstvollen französischen Bearbeiter. Soviel über Kommentierung, Forschung und Neudichtung. Wie steht es aber mit den Quellen?

Vor mir liegt Herrn B.s schon erwähnter Tristanroman. Von seinen 19 Kapiteln beruhen nach der Vorrede das zweite, dritte, vierte, fünfte, fünfzehnte, sechzehnte, siebzehnte ganz oder so gut wie ganz auf dem deutschen Text des Eilhart von Oberg, das vierzehnte auf Gottfried von Straßburg, das erste und neunzehnte auf dem anglonormannischen Gedicht von Thomas, das sechste, siebte, achte, neunte, zehnte, elfte auf dem französischen Gedicht von Béroul im Verein mit dem deutschen des Eilhart, auf rein französischen Quellen demnach nur das zwölfte, das dreizehnte und das achtzehnte Kapitel.

Ich glaube, daß diese Feststellung genügt, um zu zeigen, wo Herr Bédier, der jetzt so exklusiv französische Töne anzuschlagen beliebt, die reichsten Anregungen und zuverlässigsten Stützen für sein bedeutendstes Werk suchte und fand. Allerdings war er zu diesem starken Rückgriff auf deutsche Dichtungen wohl gezwungen, da der größte Teil der alten französischen Texte

verloren gegangen ist. Verloren ist das älteste, auf etwa 1100 angesetzte Tristanlied (von dem übrigens keineswegs feststeht, ob es französisch oder englisch abgefaßt war), verloren ist eine dem Christian von Troyes zugeschriebene Dichtung; und die französische Arbeit des Béroul, auf die B., wie wir sahen, in den mittleren Kapiteln seines Romanes sich stützt, ist nur sehr fragmentarisch erhalten. Wir wollen gerecht sein und das ausdrücklich feststellen — gerechter als Herr B. ist, wenn er (wir kehren zu seinem Interview zurück) sich zu der geradezu ungeheuerlichen Behauptung versteigt, die ganze ältere europäische Literatur sei französischen Ursprungs! (Wörtlich: Cela n'empêche pas toute la vieille littérature d'Europe d'être d'origine française. Parcival est notre Perceval, et Lohengrin est notre Chevalier au Cygne. Tous les héros des Chansons de geste sont Français. Écho de Paris 5. Okt. 1921.)

Wie soll man diese Äußerung eines hervorragenden Fachmannes verstehen?! Wenn wir selbst annehmen wollen, daß B. hier von der griechisch-römischen Dichtung abgesehen wissen will, deren starken Nachwirkungen sich übrigens auch der feudal mittelalterliche französische Roman nicht völlig zu entziehen vermochte (Troja-, Äneas-, Theben-, Alexanderdichtungen) — kennt Herr Bédier Edda, Gudrun- und Nibelungenlied wirklich nicht? Nicht Walther von der Vogelweide und nicht die Verinnerlichung des Gralmotivs durch Wolfram von Eschenbach? Dann dürfte er sich für seine Aufnahme in die Académie française, die ja bevorstehen soll, kaum eignen. Oder haben wir in irgendeinem Paragraphen des Versailler Diktates auf die Urheberschaft an diesem reichen Schatze alten europäischen Kulturgutes verzichten müssen?

Herrn B. auf diesem Wege weiter zu folgen, verlohnt wohl nicht. Kehren wir vielmehr auf sein ureigenstes Gebiet, den Tristanmythus, zurück. Hier hatten wir die Verdienste der deutschen Philologie und Wissenschaft, der deutschen Dichtung von Eilhart und Gottfried bis Richard Wagner um Erhaltung und Ausgestaltung der alten Motive zu würdigen versucht. Diese Verdienste allein hätten Herrn Bédier etwas Zurückhaltung auferlegen sollen. Nun ist es um französische Objektivität von jeher eigen bestellt gewesen. Diese uns leider genugsam bekannte Tatsache erhärtet B. abermals, indem er alle Helden mittelalterlicher Epen, Tristan, Lohengrin, Parzival usw. als „Franzosen" bezeichnet.

Diese Behauptung ist bedenklich tendenziös, dafür um so unbedenklicher falsch. Wenn wir die genannten Gestalten auch gerne im wesentlichen als aus keltischem Sagengut erwachsen ansehen (auch hierauf wird noch zurückzukommen sein) — seit wann ist keltisch gleichbedeutend mit „französisch" schlechthin?

Das Volk, das wir heute als Franzosen bezeichnen, erhält doch sein nationales Gepräge erst nach fünffacher germanischer Blutzufuhr durch Normannen und Franken im Norden, Goten im Süden, Burgunder und Alemannen im Osten des heutigen Frankreich. Germanische Franken haben als Staatengründer dem Herzogtum Francien und damit späterhin dem gesamten Reich ja geradezu den Namen gegeben! Und erst nachdem das Ende der Völkerwanderung und der karolingischen Epoche diese Neubildung zum Abschluß gebracht hatten, bemächtigt sich die Heldendichtung des neuen Volkes der alten keltischen Stoffe. Gaston Paris, der Bédier, wie wir sahen, ja besonders nahe steht, sagt darüber: „Il est difficile de ne pas voir, qu'un monde poétique s'est fait jour, qui était nouveau, inconnu aux Français jusqu'à l'adoptation des thèmes celtiques par nos conteurs, et qui n'a pu sortir spontanément de l'évolution sociale et littéraire française." („Man sieht unschwer, daß eine neue dichterische Welt sich erschließt, die den Franzosen vor der Übernahme keltischer Motive durch unsere Erzähler unbekannt war und die nicht ohne weiteres aus der gesellschaftlichen und literarischen Entwicklung Frankreichs erwachsen konnte." Ich entnehme das Zitat Karl Voretzsch, Altfranzösische Literatur, Halle 1913, S. 340, Anm. 1.)

Selbst wenn wir aber den Franzosen in seiner neuen Prägung als unmittelbaren kulturellen Erben und Nachfolger des alten Galliers gelten lassen, wird er damit noch keineswegs zum ausschließlichen Besitzer aller keltischen Mythen. Man ist noch sehr geteilter Ansicht darüber,

wo das Schwergewicht der keltischen Sagenbildung lag, ob im festländischen Gallien oder auf den britischen Inseln. Gerade der Franzose Gaston Paris war immer ein entschiedener Vertreter der letzteren Ansicht. Zweifellos sind Szenerie und Heimat des ganzen Artuszyklus, besonders aber der Tristanlegende, zunächst einmal britisch-irisch. Marc ist König von Cornwall, Isolde Königin von Irland, der Name Tristan „von Lonois" wird von dem schottischen Clan Lothian hergeleitet. Ja die Namen Isolde und Morholt werden vielfach germanisch gedeutet und mit einem Wikingerreich an der irischen Ostküste in Verbindung gebracht. (Voretzsch a. a. O. S. 364.)

Aber man braucht sich nicht auf diese sehr umstrittenen Etymologien festzulegen, um zu erkennen, daß gerade zwischen der Tristansage und dem Siegfriedmythus tiefe innere Zusammenhänge bestehen, so tief und so zahlreich, daß man sie nicht dem Zufall zuschreiben kann.

Tristan und Siegfried finden im fernen Lande die Braut, nachdem dieser den Morholt, jener den Fafner erschlagen hat. Beide werben — aber nicht für sich, sondern für den anderen, den König. In beiden Sagen spielt der Liebestrank seine verderbliche Rolle. In der Edda freilich kredenzt Gudruns Mutter Grimhild Siegfried den Trank (Gripers Weissagung [Gripis-Spâ] Str. 31—35), der ihn Brunhild vergessen macht und die Liebe zu Gudrun entfacht, während der Trank, den Isolde ihre zauberkundige Mutter mitgab, das ursprüngliche Paar unauflöslich aneinander schmiedet. Isolde wie Brunhild wollen aus verschmähter Liebe den Freiwerber töten. Isolde gibt Tristan ursprünglich den Todestrank, den Brangäne heimlich mit dem Liebestrank vertauscht. Aber auch der Liebestrank führt zum Tode. Isolde erreicht so — ob gewollt oder ungewollt — das gleiche wie Brunhild durch Gunthwurms Tat (Gunthwurm spielt in der ältesten Fassung die Rolle des späteren Hagen. Vgl. Siegfried Drachentöter [Sigurdarquida Fafnisbana] 3. Lied, Str. 11 und 19) und den eigenen Selbstmord: den Tod mit dem Geliebten. Denn auch Brunhild stirbt zugleich mit Siegfried (ebenda Str. 56 ff.).

Im mittelhochdeutschen Nibelungenlied freilich ist die Analogie kaum noch erkennbar. Hier bleibt nur noch die dunkle Ahnung, daß mehr als gekränkter Stolz die Königin Siegfrieds Tod wollen läßt, nämlich die im Epos niemals ausgesprochene, in seiner Vorgeschichte wurzelnde Liebe.

Wie man nun auch diese Parallelen erklären mag, aus gemeinsamen vorhistorischen Urmythen beider eng verwandter Rassen oder aus den innigen Wechselbeziehungen der keltisch-germanischen Nordseeanwohner noch in historischer Zeit (Dänen- und Sachsenzüge nach Britannien, Normannenzüge aus Skandinavien nach Frankreich und England, Keltenzüge von den Inseln nach der festländischen Bretagne) — Franzosen im Sinne Bédiers sind Tristan, Parzival und Lohengrin ganz sicher nicht gewesen.

Jedem, der sich die Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Vorzeit und ihrer Schönheit bewahrt hat, muß Bédiers Vorgehen ebenso unwissenschaftlich wie verletzend erscheinen. Ist es nicht läppisch und töricht, in die feinen, alle Urkonturen verhüllenden Nebel der Sagenwelt mit dem plumpen Schwert apodiktischer, noch dazu tendenziöser Behauptungen hineinzuschlagen? Ist es angängig, in diese uns nur noch dunkel zugängliche Frühlingszeit Nordwesteuropas Ausschließlichkeiten und Gegensätzlichkeiten hineinzutragen auf Grund der späteren Staatenbildung und Grenzziehung? Auch den Franzosen sollten die Heroen der keltischen Vorzeit zu heilig sein, um sie heute agitatorisch auszunutzen.

Was will Herr Bédier also? Will er der Welt beweisen, daß alle literarische Tradition und Kultur des Erdteils Europa auf Frankreich, die Mutter aller Dinge, zurückgeht, so sehr auch die bösen Deutschen durch geschickte Mache von jeher versucht haben, diese geistigen Schätze zu annektieren — wie weiland Elsaß-Lothringen?

Das heißt denn doch wohl, die Politik der Reunionskammer, der man ja drüben von Ludwig XIV. bis auf unsere Tage treu geblieben ist, in das freie Gebiet des Geistes zu übertragen.

Es liegt System in diesem Vorgehen. Aber ist uns auch dieses System als solches zu unsere Leidwesen keineswegs neu, so hielten wir doch M. Joseph Bédier, den Forscher und Dichte bisher für zu schade dafür.

Man nehme sich die Mühe, die hier festgenagelten französischen Auslassungen mit de inzwischen in der Dezember-Nummer des „Türmers", S. 224, veröffentlichten Artikel „Be himmelung der französischen Literatur" zu vergleichen. Wann wird mißverstandene „Ob jektivität" in Deutschland aufhören, Wasser auf die Mühlen unserer erbarmungslosesten Feind zu gießen?

F. Jaffé

Theologische Werke

Als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des neueren Protestantismus lenkt zurze der gelehrte Primas der Schwedischen Kirche, Erzbischof Nathan Söderblo von Upsala, die Blicke auf sich. Eine wahrhaft ökumenische Gestalt, ist er unablässi um das Zustandekommen einer engeren Fühlung unter den evangelischen Kirchen der ve schiedenen Länder bemüht. Inmitten des schier unentwirrbaren Chaos nationaler und wir schaftlicher Gegensätze sollen nach Söderblom die Kirchen als Hort des christlichen Gewisser das eine Große und Gemeinsame in wirksamer Weise zur Darstellung bringen und an ihre Teil die Verständigung unter den Völkern anbahnen. Der Weltbund für Freund schaftsarbeit der Kirchen ist wesentlich sein Werk. Zu dieser edlen Sammelarbeit ist als der bewandertsten einer auf dem Gebiet der Religionsgeschichte ganz besonders geeigne

Nachdem er bereits 1916 das tiefschürfende Werk „Vom Werden des Gottesglaubens" eine grundlegende Untersuchung über die Religion der Primitiven, herausgegeben, hat nunmehr im rührigen Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig (Sammlung Wissenschaft un Bildung) eine mehr für weitere Kreise bestimmte „Einführung in die Religionsgeschichte (1920, 5 ℳ) veröffentlicht. Eine vorzügliche, knappe Einführung in das umfassende Gebie Nach einem kurz gehaltenen Überblick über die Religion der Naturvölker läßt er der Reihe nac die großen Kulturreligionen an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Zwar bedingt die An ordnung gewisse Einschränkungen. So haben die mittel- und südamerikanischen Religionen also auch die der Azteken, keine Aufnahme gefunden. Wertvoll im Hinblick auf das Alte Teste ment sind seine Ausführungen über die babylonisch-assyrische Religion und die mitgeteilte Hymnen und Gebete; wertvoll auch mit Rücksicht auf den Entwicklungsgang des christliche Dogmas und Kultus die Kapitel über das Mysterienwesen in der griechisch-römischen Wel und die morgenländischen Erlösergötter der spätrömischen Kaiserzeit. Ihrer Bedeutung für di unmittelbare Gegenwart entsprechend sind die Religionen des ferneren Orients und unte ihnen besonders die indischen und der Buddhismus ausführlicher behandelt. Das Schlußkapite ist der Gegenüberstellung von Buddhismus und Christentum gewidmet und gipfelt in der Urteil des Kopenhagener Philosophen Harald Höffding: „Buddha hat Asien milde gemacht aber Jesus hat Europa ein großes Exzelsior gelehrt."

Wie reich religionsgeschichtliche Betrachtung die biblischen Wissenschaften zu befruchten ver mag, ersieht man aus Kittels „Darstellung der alttestamentlichen Wissenschaft (ebenfalls Quelle & Meyer, Leipzig 1921, 4. Aufl.). Gerade der erste Abschnitt — Ergebniss auf Grund der Ausgrabungen — gewährt einen guten Einblick in die Kultur des Zweistrom landes und ihre Bedeutung für die vorderasiatische, speziell israelitische Religionsgeschichte Während bis in die letzten Jahre, vornehmlich durch die Wellhausensche Schule, die Ansich einer verhältnismäßig späten, in der Königszeit Hiskias oder gar erst des Exils einsetzende

lturellen Beeinflussung babylonisch-assyrischen Ursprungs vorherrschend war, muß fortan auf :und der Tell-el-Amarna-Tafeln und der Funde zu Taanach (Korrespondenz des Stadtkönigs chtarwaschur mit seinen Nachbarreichen in keilinschriftlicher Sprache) eine viel frühere Behrung Israels mit babylonischer Kultur wohl gleich mit Festsetzung in Kanaan angenommen rden. Auch der Schöpfungs- und Flutmythus werden wohl damals schon durch Vermittlung r Kanaaniter in Israels Gesichtskreis getreten sein. Mag sein, daß durch die starke Betonung . babylonischen Kultureinflüsse die uns schon durch Robertson Smiths „Religion of the Semites" fein gezeichneten, aus der nomadischen Zeit mitgebrachten Religionselemente in Kittels arlegungen zu kurz gekommen sind; immerhin: auch die weiteren Abschnitte, Ergebnisse auf :und der Literarkritik und Literaturgeschichte sowie Ergebnisse auf Grund der geschichtlichen id religionsgeschichtlichen Forschung, gewähren eine vorzügliche Orientierung über die Erbnisse der jüngsten alttestamentlichen Wissenschaft. Gut gezeichnet ist die Entwicklung der bräischen Literatur vom Heldenlied über die Annalen der einzelnen Heiligtümer zum großen eschichtswerk, das den Zeitraum von der Schöpfung bis zur Verbannung umfaßt. Das Buch aus einem Vortragszyklus vor sächsischen Lehrern erwachsen und wird auch in seiner neuen estalt bei der Vorbereitung zum Religionsunterricht oder für Vorträge in Gemeindeabenden er Volkshochschulen wertvolle Dienste leisten. Besonders willkommen ist die stattliche Reihe rzüglicher Abbildungen.

Die Freunde Karl Heims werden in L. Keßlers „Evangelische Glaubensgewißheit uf Grund von Lutherworten im Lichte vergleichender Religionsgeschichte" (Siebeck, übingen 1920) eine Fortführung der Gedankengänge des jetzigen Tübinger Systematikers grüßen. Erkenntnistheoretisch sich eng an dessen bereits in zweiter Auflage erschienenes Werk laubensgewißheit" anlehnend, sucht Keßler das Wesen des Glaubens in raumzeitlicher ufschränkung und zugleich als Kollektivbewußtsein, als Bewußtsein der Befreiung von Schranken s Ichs unter gleichzeitiger Wahrung des individuellen Bewußtseins zu bestimmen. An der and charakteristischer Lutherworte wird diese Grundthese erhärtet; zugleich wird in religionsschichtlich orientierter Auseinandersetzung mit den Auswirkungen des Animismus, den Keßler ch in die heutige Theologie hineinragen sieht, die Bilder-, im Gegensatz zur Begriffssprache, s das der Religion eigene Ausdrucksmittel hingestellt. Nach K. liegt die Zukunftsaufgabe r protestantischen Theologie in der Selbstbesinnung auf den bildlichen Charakter der Sprache s Glaubenserlebnisses. Von hier aus erhofft er auch die Überwindung der Spannungen id Klüfte in Theologie und Kirche. Auch für den, der seine Gedankengänge nicht völlig sich ieignen kann, reiht sich Keßlers Schrift würdig in die Reihe der neueren, mit Energie fortsetzten Versuche ein, die Religion als selbständige Geistesfunktion im Menschen zu bemmen.

Als längst ersehnten Gast werden unsere Häuser und Lehrer Johann Peter Hebels iblische Erzählungen (Heimatglockenverlag Schmiedehausen bei Bad Sulza, 1920) willmmen heißen. Baumgarten in Kiel hat schon vor zwanzig Jahren auf das Fehlen dieses stlichen Erzählungsbuchs als einer empfindlichen Lücke in unserer religiösen Unterrichtseratur hingewiesen. Wie wundervoll versteht es doch der alemannische Dichter, uns in den eist dieser nie veraltenden Erzählungen einzuführen und unaufdringlich des Lesers ethische teilskraft zu wecken. Hoffentlich wird bei einer Neuauflage der Künstler für seine Bilder h mehr vom Geiste Hebels leiten lassen und uns Zeichnungen im Sinne Ludwig Richters scheren. Jedenfalls ist zu wünschen, daß Eltern und Lehrer sich diesen Schatz der Erzählungsnst nicht entgehen lassen. (Wobei wir auch auf die „Biblischen Geschichten, in alemannischer undart erzählt" [Gotha, Perthes] des andren Badensers, unsres Altmeisters Hans Thoma, nweisen. D. T.)

Auf dem auch heute noch unberuhigten Kampfplatz zwischen Rom und protestantischer Kirche der Rheinprovinz ist Wolfs Angewandte Kirchengeschichte (Dieterichsche Buchhandlung,

Leipzig 1914) entstanden. Die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit scheinen bezüglich der Haltung des römischen Stuhls unserem Vaterland gegenüber den schon vor Kriegsausbruch ausgesprochenen Gedanken des Verfassers recht zu geben. (Vgl. die Schrift „Deutschland und der Vatikan", Saemanns Verlag.) Prof. lic. th. Karl Paira

Kunstgaben

Es ist immer wieder zum Staunen, was unsre Kunstverleger, trotz der Teuerung, an Mappen und Kunstgaben herauszubringen wagen. Da legt uns der Münchener Holbein-Verlag „Rembrandts sämtliche Radierungen" vor (herausgegeben von Hans W. Singer), deren erster Band 200 *M*, jeder der zwei folgenden je 275 *M* kostet. Wir haben schon früher (1921, Heft 10) auf eine ähnliche Veröffentlichung hingewiesen: auf Rembrandts Handzeichnungen im Verlag Hermann Freise, Parchim i. M.; nimmt man die Rembrandt-Bände der „Klassiker der Kunst" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und nun diese neueste stattliche Mappe hinzu, so ist ein prachtvoller Überblick möglich über das Werk des ebenso fruchtbaren wie einzigartigen Holländers.

Die Reproduktionen sind ausgezeichnet, ob es sich nun um Kleinigkeiten handelt oder um Blätter im Groß-Folio-Format. In ihrem bräunlichen Grundton, bei sorgfältiger Ausführung wirken diese genialen Stricheleien wie Originale. Man muß diesen Verlag überhaupt beachten, der uns gleichzeitig mit graziösen Köstlichkeiten Daniel Chodowieckis bedenkt. Gewiß ist der Lichtkünstler Rembrandt unvergleichlich mächtiger; und doch — man ruht fast mit einigem Behagen bei diesen Kupferstichen aus dem Nachlaß des Berliner Graphikers aus. Sein Zeitalter ist hausbackener, entbehrt aber nicht der Anmut jenes galanten achtzehnten Jahrhunderts, mit einem Grundton harmlosen Humors. Man glaubt vergilbte Blätter aus Urgroßmutters Album in der Hand zu halten.

Kurt Pfister hat in demselben Verlag Holbeins „Totentanz" herausgegeben, indem er die 40 Holzschnitte in einem hübschen Taschenformat zusammenfaßte, und hat dem kraftvollen Meister („Hans Holbein der Jüngere", mit 60 Bildtafeln) eine besondere Studie gewidmet. Pfister ist bereits durch eine Reihe von Monographien dieser Art gut eingeführt und weiß auch Holbeins Kunst vortrefflich nachzufühlen. Er faßt in seinen Begleitworten das Wesentliche geschmackvoll zusammen und stellt es gewandt dar. Ob man allen seinen Deutungen oder Auffassungen folgen mag, ist eine Sache für sich: hier ist beim Kunstschriftsteller überhaupt eine persönliche Note nie zu tilgen — was übrigens auch gar nicht zu wünschen wäre.

Der Weg zum großen Niederländer Franz Hals ist von hier nicht allzu weit. W. R. Valentiner gibt (nach Volls Tod) des Meisters Gemälde in 318 Abbildungen chronologisch geordnet heraus (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Man nennt gewöhnlich etwa die Hexe von Haarlem, wenn dieser Künstler-Name auftaucht, und denkt an ein paar spitzbübische und verzechte Gesichter, die er famos zu packen wußte (mit Krug und Tabakspfeife). Aber das ist lange nicht der ganze Franz Hals. Eine sichere Technik, deren Regeln er genau innehält, verbindet sich zwanglos mit jenen subjektiven Launen, die jedoch einem gleichsam offiziellen Ernst weichen können. Der große Haarlemer Künstler (in Mecheln geboren) malt ebenso aufmerksam glänzend wirkende Gruppenbilder (Korporalschaften u. dgl.). Es ist eine wahrhaft bezaubernde Abwechslung in diesen echt niederländischen Bildnissen, deren Fülle anscheinend noch nicht endgültig geklärt und festgestellt ist. Während wir Deutschen den Dreißigjährigen Krieg durchkämpften, müssen diese Holländer einmal eine „wahre Porträtwut", wie sich Valentiner einmal ausdrückt, erlebt haben; denn auch Rembrandt war damals mit Aufträgen überhäuft. Neben-

bei vertritt der eben genannte Herausgeber die Auffassung, daß denn doch bedeutende flämische Elemente in diesem sprühenden und geistreichen Bildnismeister zu bemerken seien. Erstaunlich ist, wie der lebensstarke Künstler in seinem Alter noch einmal einen Aufschwung nahm — oder anders gesagt: eine Vertiefung —, ohne daß man von einem Bruch mit der glänzenden Vergangenheit sprechen könnte. Darüber und über das kerngesunde, nüancenreiche, aus einem innersten Wohlbehagen emporquellende Lachen dieses Könners und seiner mannigfaltigen Gestalten (V.s Ausdruck „animalisch" ist nicht ganz glücklich) schreibt Valentiner manch anregendes Wort.

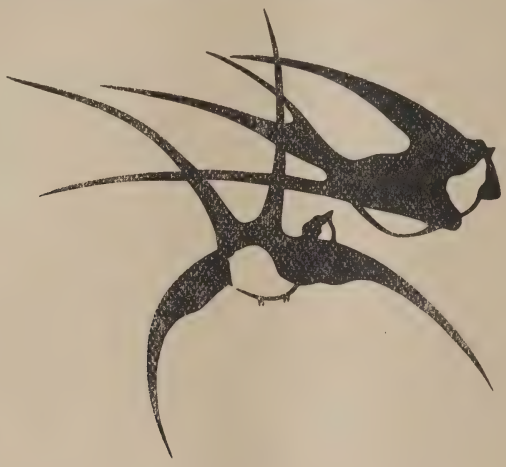
Ein Band großen Formats mit kraftvollen deutschen Buchstaben älteren Stils bietet sich uns dar; wir schlagen auf und stoßen auf Albrecht Dürers berühmte Holzschnitte. Es sind „Die vier Evangelien und die Offenbarung St. Johannes" (mit 52 Wiedergaben nach Dürers Holzschnitten, darunter die vollständigen Bilderfolgen „Das Marienleben", „Die große Passion" und die „Apokalypse"). Ein erstklassiges Geschenkwerk! Die Kapitelanfänge sind mit roten Dürer-Initialen geschmückt, die dem Gebetbuch Kaiser Maximilians entstammen; das Ganze auf bestem Friedenspapier gedruckt und in Halbleinen gebunden (Berlin, Amsler & Ruthardt, 200 ℳ).

Wenn man diese Graphik unseres Großen aus der Reformationszeit wieder einmal auf sich wirken läßt, so fällt einem etwas auf — es ist vielleicht subjektiv —, was man in die Worte zusammenfassen möchte: die Angst der unter der Roheit leidenden Kreatur. Gewiß sind so marienhaft anmutige Idyllen wie die Flucht nach Ägypten (S. 77) oder die Zimmermanns-Werkstatt (S. 88) auch vertreten; doch noch mehr wühlt Dürers wuchtiger Griffel in den Marter- und Sterbe-Szenen, die uns heute etwas auf die Nerven gehen. Man weiß, was Goethe in den „Wanderjahren" darüber gesagt hat. Im übrigen teilen sich diese Holzschnitte naturgemäß in drei Teile: die erste Gruppe sammelt sich um Christi Geburt nebst Umkreis, die zweite um des Heilands Leiden und Sterben, die dritte sucht die Visionen der Apokalypse zu veranschaulichen. Es ließ sich natürlich nicht vermeiden, daß die Bilder oft an Textstellen kamen, wo sie nicht hingehören. Das ganze Werk macht einen imponierenden Eindruck.

Wie hier die vollständigen Evangelien nebst Offenbarung des Johannes von einem würdigen Meister geziert sind, so bietet sich uns der erste Teil des „Faust" mit den Bildern von Peter Cornelius an (Berlin, Dietrich Reimer); und in demselben Verlag „Die Abenteuer der Nibelungen" (der deutschen Jugend erzählt auf Grund der Simrockschen Übertragung des Nibelungenliedes von Estelle du Bois-Raymond) mit desselben Meisters bekannten Bildern. Unsre geistige deutsche Jugend sollte jene echten Schätze unsres Schrifttums in mittelhochdeutscher Ursprache lesen können. Jede neuzeitliche Nachdichtung verwässert — muß verwässern; der Ton und Klang geht verloren, die Musik der Worte. „Es wuochs in Burgonden ein vil edel Magedin" — hallt nun einmal anders ins Ohr als: „In alten Zeiten lebte im Burgundenland eine edle Jungfrau". So ergeht es einem auch mit diesen Illustrationen, wenn man von Dürer kommt. Dieser junge „Nazarener" weiß um 1810 bis 1815 dem Faststoff als einer der ersten Künstler der Romantik allerdings glühenden Bildausdruck zu schaffen, nachdem die Tragödie seit 1808 vollendet vorlag. Sulpiz Boisserée vermittelte zwischen Goethe und dem Anfänger, der ein freundlich Lob erhielt. Aber ein restlos Gefühl ästhetischer Befriedigung kommt doch nicht auf, bei aller hohen Achtung, die wir dieser erlebnisstarken und edlen Künstler-Persönlichkeit zollen. Die echte Gotik hatte denn doch andere Umwelt und Voraussetzungen. Seine Zeichnungen sind aber des kühnen und starken Stoffes wahrlich nicht unwürdig. Auch buchtechnisch ist dieser „Faust" mit seinem festlichen Druck eine schöne Gabe.

Man soll in der Kunst nicht gegeneinander ausspielen oder abwägen; und doch darf man sagen, daß ein wundervoll in sich begrenzter Meister wie Ludwig Richter viel geschlossener wirkt als der nicht ganz natürliche Heroismus eines Cornelius. Der oben genannte Verlag (Dietrich Reimer, Berlin) gibt Walther Hoffmann das Wort zu einem Buch „Ludwig Richter als Radierer" (mit 51 Bildern, kart. 25, geb. 35 ℳ). Wer etwa in Genesungsstimmung ist und

etwas Ausruhesames auf sich wirken lassen will, der greife zu diesem Künstler! Seine Holzschnitte, besonders sein Buchschmuck, sind besser bekannt als diese Radierungen, die uns neben sächsischen Stimmungen besonders viele Landschaftsstudien aus Italien bringen. Es ist höchst interessant, die Entwicklung von der Romfahrt (anfangs der zwanziger Jahre) bis zur Meisterschaft (gegen 1850) zu verfolgen: wie sich die Bilder immer mehr füllen, beleben und beseelen. „Ein Weg zum Frieden, das ist die Entwicklung in Richters Kunst", sagt der Verfasser; und sinnig schließt das Buch mit dem schönen Christnachtbild. Die Wiedergabe der Bilder ist gut, vielleicht etwas zu weich wirkend, was am Papier liegen mag. Man kann diesem Meister deutschen Gemütes gerade heute gar nicht genug Wirkung wünschen.



Aus Weimars musikalischer Vergangenheit

Nicht nur die Stadt unserer großen klassischen Dichter ist Almathen gewesen, sondern auch durch manches Jahrhundert hindurch die Wirkungsstätte ausgezeichneter Tonsetzer und musikalischer Ausübender, so daß einmal eine geschlossene „Weimarer Musikgeschichte" zu den reizvollsten Aufgaben tonkünstlerischer Ortshistorie gehören würde. Über das musikalische Treiben zur Zeit Sebastian Bachs berichtete vor bald einem Menschenalter ein hübsches Büchlein von Paul v. Bojanowski, über Goethes tonkünstlerische Umwelt erschien vor einigen Jahren die stattliche Veröffentlichung Wilhelm Bodes — über die ältere Zeit hat kürzlich Adolf Aber eine vortreffliche, wenn auch nur bis 1662 reichende Quellenstudie innerhalb der Veröffentlichungen des fürstlichen Instituts für musikwissenschaftliche Forschung in Bückeburg dargeboten: „Die Pflege der Musik unter den Wettinern und wettinischen Ernestinern" (Leipzig 1921, C. F. W. Siegel). Es klaffen also noch allerlei Lücken, die nicht so ganz leicht auszufüllen sein werden, da durch einen großen Brand viele Aktenbestände der älteren Zeit vernichtet worden sind, aber ein allgemeiner Überblick ist doch schon möglich geworden.

Solange Weimar noch nicht der ständige Sitz eines eigenen Fürstenhauses geworden war, sondern nur eine der mehreren gesamternestinischen Residenzen darstellte, kam die Hofkapelle immer nur im Gefolge des Kurfürsten gastweise von Wittenberg, später von Altenburg herüber, und die Weimarer waren im wesentlichen auf die ihnen vom eigenen Stadtpfeifer und dem Stadtorganisten gebotenen Musikgenüsse beschränkt. Immerhin erwarb hier schon 1572 der berühmte Motettenkomponist und Kapellmeister Nikolaus Rosthius vorübergehend das Bürgerrecht, und bereits in der Reformationszeit sind hier große Musiker wie Kaiser Maximilians

rganist Paul Hofheimer, Luthers Freund Johann Walter und der vortreffliche Orgelkünstler enslein von Cöln gelegentlich anwesend gewesen. Im Amt des Kantors glänzte von 1602 s zu seinem schon 1615 erfolgten Tode der ausgezeichnete Motettenkomponist Melchior ulpius, der als einer der tüchtigsten Fachleute seiner Zeit weithin geschätzt wurde und noch ut in der Geschichte des evangelischen Chorals eine beachtenswerte Rolle spielt. 1602 ist er auch das Gründungsjahr einer besonderen Weimarer Hofkapelle geworden, die Herzog ohann teils aus Beständen der Altenburger Singerei, teils mit neuen Kräften einrichtete. er erste berühmte Hofkapellmeister tritt erst 1615 auf — Johann Hermann Schein, der miale Meister der „Waldliederlein", der „Hirtenlust", des „Studentenschmauses", der aber on ein Jahr darauf dem ehrenvollen Ruf als Nachfolger des Seth Calvisius nach Leipzig lgte, wo er als Thomas-Kantor der bedeutendste Amtsvorgänger Sebastian Bachs werden llte. In den nächsten Jahrzehnten begegnen wir in den alten Weimarer Kapellrechnungen nst hochgeachteten Namen wie Georg Weber, Christof Compenius, Caspar Hoyer, bald auch m Kapellmeister Adam Drese, von dem das Lied „Seelenbräutigam" stammt, sowie jenem rzüglichen Geiger Christian Herwig, der später in Cassel das frühste deutsche Violinkonzert reiben sollte. Im Todesjahr des Herzogs Wilhelm (1662) wurde leider vorerst die ganze apelle aufgelöst, und Drese ging als Hofsekretär nach Jena. Von ihm sind noch allerlei sehr teressante Reiseberichte aus Dresden erhalten, wohin man ihn mit allerlei Fragebogen an n Großmeister des 17. Jahrhunderts, Heinrich Schütz, gesandt hatte, und aus Regensburg, ürnberg und München, wohin er als prinzlicher Reisebegleiter gegangen war. Wichtig sind ch seine vorhandenen Musikalienverzeichnisse und die Oper, die er auf die Erwählung Herzog ernhards zum Rektor der Jenaer Universität 1654 geschrieben hat. Ein anderer Musiker hat Weimar als Hofsekretär früh seine Tage beschlossen, der vortreffliche Georg Neumark, n Gambist, von dem Wort und Weise des herrlichen Liedes stammen: „Wer nur den lieben ott läßt walten".

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, wo erhaltene Textbücher auch von Weimarer Opernaufführungen erzählen, treffen wir in Privatdiensten des Herzogs den in ganz Europa gerierten Violinvirtuosen Paul von Westhoff an, der hier 1705 gestorben ist — ein außerdentlicher Meister des doppelgriffigen Spiels, dem damals nur Ignaz von Biber in Salzrg und J. J. Walther am Mainzer Hof zur Seite gesetzt werden konnten. Zweifellos hat esthoff auch noch auf den jungen Genius Sebastian Bach persönlich eingewirkt, der hier 03 zunächst eine kurze Gastrolle als Geiger in der Kapelle des älteren Prinzen Johann Ernst b (seine früheste Brotstelle!), um nach Stellungen in Arnstadt und Mühlhausen 1708 an die m als Hoforganist und Violinist, bald auch Konzertmeister, zurückzukehren. Hier entstand der ößte Teil seiner gewaltigen, frühen Orgelkompositionen, die noch mehr zur Virtuosität eines einken, Böhm, Buxtehude als zum späteren eigenen Tiefsinn neigen. Wichtig wurde es, daß r junge Prinz Johann Ernst sich zum tüchtigen Konzertkomponisten entwickelte, denn er gte Bach zur Klaviereinrichtung dieser Konzerte an und lockte öfters den vorzüglichen Eisener Hofkapellmeister Georg Philipp Telemann nach Weimar herüber; hier wurden denn ch Bachs zwei berühmteste Söhne geboren, Friedemann und Philipp Emanuel, bei welch sterem Telemann Gevatter stand. Der dritte große Meister des Kreises war der Weimarer adtorganist Johann Gottfried Walther, ein entfernter Vetter Bachs, da beider Mütter s der Erfurter Familie Lämmerhirt stammten. Für Johann Ernsts Unterricht schrieb Walther ie umfängliche Musiklehre, und als der begabte Prinz früh und plötzlich zu Frankfurt a. M. rb, gab Telemann seine Konzerte im Druck heraus; viele von ihnen sind lange für Bachsche iginalkompositonen gehalten worden, bis erst kürzlich wenigstens ein Teil des prinzlichen uckwerks wieder entdeckt worden ist. Walthers Hauptbedeutung aber beruht einmal auf chst vorzüglichen Orgelkompositionen von erstaunlicher Kontrapunktik, um derentwillen er den „zweiten Pachelbel" erklärt worden ist, dann auf seinem 1732 gedruckten Musiklexikon,

dem ältesten seiner Art, das bei aller Knappheit noch heut zu den wertvollsten Quellenwerke rechnet, endlich wegen seiner großen Sammlung seltener Musikalien, die er sich alle selbst ab geschrieben hatte. Doch zwang den Alternden bittere Not, die kostbaren Bände in fremd Hände zu geben, so daß sie heut auf die verschiedensten Bibliotheken von Königsberg bis zur Haag verstreut sind. Die für Bach sonst so glückliche Weimarer Zeit, während deren sein Ruhr als Tonsetzer und Orgelkünstler bereits bis nach Hamburg gedrungen war, schloß leider mi einem grellen Mißklang. Der Herzog war bei aller Vortrefflichkeit ein ausgesprochener Ab solutist, der den jungen Großmeister gelegentlich nur als einen seiner „zur Musik wohl abge richteten Haiducken in Uniform" betrachtete. Als nun beim Tode des Hofkapellmeisters, eine Vetters von Adam Drese, Bach sich zugunsten von dessen unfähigem Sohn um die lange um worbene Stellung betrogen sah, folgte er gern dem gerade an ihn kommenden Ruf als Kammer musikdirektor des Herzogs Leopold von Anhalt-Coethen, der kürzlich des Weimarers Schwage geworden war. In seiner jähzornigen Gekränktheit forderte Bach seinen Abschied so stürmisch daß der Herzog seinen Hoforganisten erst einmal auf einen Monat ins Gefängnis warf, bevo er ihn ungnädigst ziehen ließ (1717).

Mit dem Tode J. G. Walthers (1748) scheint das Weimarer Musikleben, soweit es vor läufig zu übersehen ist, stark abgeflaut zu sein, bis Ernst Wilhelm Wolf seit 1761 als Hof konzertmeister, bald auch als Kapellmeister neue Anregungen gab, ein Schwiegersohn Fran Bendas, von dessen etwas steifer Tüchtigkeit die Selbstbiographie seines nachmaligen Schwager Reichardt ein leise humoristisches Bild gibt. Seine Quartette, Singspiele, Suiten usw. wurde geschätzt, sogar die Berliner Liederschule zog ihn zur Mitarbeit heran, doch war es dem junge Goethe als bloße Mittelmäßigkeit herzlich verhaßt und zuwider. Die Seele des Weimare Musiklebens wurde Herzogin Anna Amalia, die ja kürzlich als Komponistin des Goetheschen Singspiels „Erwin und Elmira" in Bückeburg und Berlin eine allgemein bemerkte Auferstehun gefeiert hat, gehört sie doch durch diese sehr achtbare Partitur zu den Mitbegründern der deu schen komischen Oper. Große musikgeschichtliche Bedeutung erhielt Weimar dadurch, da 1772—74 hier als Musikdirektor der Seylerschen Truppe Anton Schweitzer die Wielandsch „Alceste" vertonte und damit einen der ersten und wichtigsten Versuche zur Neuschaffung de deutschen tragischen Oper unternahm. Die nun um Goethe her sich regenden Musikkräft Corona Schröter, Frhr. v. Seckendorff, Kayser, Reichardt, Eberwein, sind ja bekannt genug seit Beginn des 19. Jahrhunderts kamen die mehrfachen Besuche Zelters, die dauernde Ver pflichtung Hummels. Über die Weimarer Musikverhältnisse dieser Zeit bis zu Liszts Ansiede lung unterrichtet am hübschesten einer der Hauptmitwirkenden, der Baritonist Eduard Fran Genast, in seinem vierbändigen „Tagebuch eines alten Schauspielers", das ich zu den rei vollsten Erinnerungsbüchern des deutschen Schrifttums zähle. Die neudeutsche Hochblüte de musikalischen Weimar um 1850 unter Liszt mit seinen Paladinen Hans v. Bülow, Cornelius Joachim, Coßmann, R. Pohl, die in der Erstaufführung von Wagners Lohengrin gipfelte, i ja noch in aller Gedächtnis, ebenso die spätere Lisztschule der siebziger Jahre durch das Zeugni manches noch Lebenden wie auch durch Wolzogens bekannten, lustigen Musikroman vom Kraf mayr. Das heutige musikalische Weimar, wie es sich weithin sichtbar in der Musikschule betäti und in der dortigen Oper glänzt, braucht sich, wie die Tagung des Allgemeinen Deutschen Musi vereins erst noch im Vorjahr bewiesen hat, der ruhmvollen Vergangenheit nicht zu schäme

Zweifellos ist Weimars tonkünstlerischer Glanz nicht ganz allein durch die großen Ver dienste seines Fürstenhauses um die Musik hervorgerufen worden, sondern beruht zum erhe lichen Teil auch auf der eingeborenen, reichen Musikbegabung des liebenswürdigen Thüring Stammes — schwärmte doch schon einst Wolfram von Eschenbach von den Tanzliedern, di „uns von Thüringen nun sind kommen". Einmal die gesamtthüringische Musikgeschichte in Fluge zu überschauen, wird eine ebenfalls höchst lohnende Aufgabe sein.

Dr. Hans Joachim Moser

Tümmers Tagebuch

Reichspostmisere
Forderungen, Forderungen! · Aus dem Vollen
Die Neutralisierung der Rheinlande

Seit dem neuen Jahre zahlen wir Post- und Eisenbahntarife, wie wir sie selbst noch vor wenigen Monaten für unmöglich gehalten hätten. Unsere Kriegsgläubiger, so wurde uns bedauernd erklärt, haben das als „Vorbedingung" verlangt, ohne deren Erfüllung sie sich in eine Diskussion über wirtschaftliche Erleichterungen überhaupt gar nicht einlassen würden. Der Wink hat genügt, um die Tarifschraube sofort in Bewegung zu setzen. Wahrscheinlich wird man demnächst mit derselben Begründung eine sinnlose Verteuerung des Brotpreises proklamieren.

Dabei liegt so unheimlich klar auf der Hand, daß die rein mechanische Anziehung der Tarifschraube nie und nimmermehr zu einer Sanierung führen kann. Welcher entsetzliche Niedergang seit des seligen Stephan Zeiten bis heute! Der Grund, weswegen der Reichspost durch noch so gewaltige Erhöhungen der Gebührensätze nicht auf die Beine geholfen werden kann, liegt einfach darin, daß der ganze Betrieb der Reichspost bis ins Innerste durchfault, verlottert und verwahrlost ist. Mit einer immerhin seltenen Unverblümtheit hat der Reichspostminister selbst vor dem Ausschuß die jammervollen, zum Himmel schreienden Zustände seines „Macht"-bereiches geschildert: die stupid-mechanische Anwendung des Achtstundentages hat den ganzen Betrieb zerrüttet. Trotz erheblich verminderter Arbeitszeit ist die Dienstleistung um ein Drittel zurückgegangen. Zirka 30% des Personals ist ständig „krank". Viele bleiben ohne Entschuldigung weg. Den Anordnungen der Vorgesetzten wird nicht mehr Folge geleistet. Geht ein höherer Beamter energisch vor, so gerät er in Konflikt mit dem Betriebsrat, der sich auch bei offenkundigem Unrecht auf die Seite des Untergebenen stellt.

Ein Bild also vollkommener Anarchie! Und wird es in der Eisenbahn besser aussehen? Man muß ein großer Optimist sein, um das zu hoffen. Hier sind Reformen an Haupt und Gliedern notwendig, allein die Regierung wagt nicht, sie in Angriff zu nehmen, weil sie die Macht der Straße fürchtet. Denn hinter den Betriebsräten stehen die Gewerkschaften, und dahinter die Straße. Das Betriebsrätegesetz, das wir als Rückschlag dem blöden Kapp-Unternehmen verdanken, erweist sich immer mehr als ein Quell schlimmsten Ärgernisses. Der Betriebsrat könnte

segensreich wirken, wenn seine Funktionen richtig umschrieben würden. In seiner heutigen Gestalt stiftet er nichts als Unheil. In ihm finden gerade die Unfähigsten, Frechsten und Faulsten ihre Stütze.

Es wäre töricht, nach dem Wundermann zu schreien, der mit eisernem Besen Ordnung schafft. Der Schwierigkeiten sind ungeheure, und ein Herkules dürfte dieses Augiasstalles kaum Herr werden. Aber das eine darf das Publikum, dem immer neue Blutigel angesetzt werden, doch wohl erwarten: daß an die Spitze eines so wichtigen Unternehmens wie das der Reichspost endlich eine Persönlichkeit gesetzt werde, der zum mindesten kaufmännische und verwaltungstechnische Fähigkeiten eignen. Das Organ der Zentrumspartei, die „Köln. Volksztg.", beklagte sich kürzlich bitter, daß man dem Reichspostminister in der Presse nicht die nötige Achtung entgegenbringe. Mit Verlaub! Es wird in Deutschland doch wohl noch gestattet sein, eine Pelzkappe als eine Pelzkappe und Herrn Giesberts als energielosen fatalistischen und unfähigen Minister zu bezeichnen. Beschämend genug, daß eine große Partei wie das Zentrum für einen so wichtigen Posten keinen besseren Kopf zu bieten hat. Die Demokratie war es ja wohl, die mit großem Aplomb das Schlagwort von dem „Tüchtigen" und der „freien Bahn" in die Welt schleuderte. Wem stiehlt sich nicht ein leises Lächeln auf die Lippen, wenn er die heute Regierenden kritisch übermustert?

* * *

Die unnatürliche Vermehrung der Beamtenschaft ist ein Krankheitssymptom, das an allen besiegten Staaten zu bemerken ist. In Österreich beispielsweise liegen die Verhältnisse noch viel schlimmer als bei uns. Die tollsten Auswüchse hat das bolschewistische Rußland gezeitigt, in dem die Sowjet-Bureaukratie als Krebsschaden am Volkskörper zehrt, ihm buchstäblich das Mark aus den Knochen saugt. Bei uns in Deutschland handelt es sich hauptsächlich um ein Anschwellen der unteren Beamtenschaft. Während des Krieges, in den Zeiten des Personalmangels, hat man ungezählte Hilfskräfte eingestellt, und die Revolutionsregierung hat sich dann die Mitläuferschaft dieser Leute dadurch gesichert, daß sie die Übernahme all dieser mit der Demobilisierung naturgemäß entbehrlichen Kräfte in die Friedenswirtschaft verfügte. Seitdem leiden wir unter einem Parasitentum, das dem halb bankrotten Staat immer gefährlicher wird. Denn hier haben wir es mit einer Staatsangestelltenschicht zu tun, die sich durchaus nicht als Beamtentum, sondern als Proletariat fühlt und dem Staate gegenübersteht, wie der Arbeiter dem Kapitalismus. Das, was dem Beamten, und zwar ganz entschieden auch dem unteren, ehedem das Besondere gab, das Gefühl nämlich, selbst ein Stückchen Staat zu sein, geht diesen Leuten vollkommen ab. Denen ist der Staat der Arbeitgeber, der nach Noten geschröpft werden muß. Es ist der reine Hohn, daß gerade dieses zigeunerhafte Heer der Überzähligen, die wir durchfüttern und mitschleppen, am frechsten im Fordern, am lautesten im Schreien, am lässigsten bei der Arbeit ist. Wo zwei von ihnen beisammen stehen, kann man sicher sein, daß von „Forderungen" die Rede ist. Pflichten — du lieber Gott, man reißt seine acht Stunden herunter, so angenehm es geht. Gustav Freytag sagt einmal, wenn man das deutsche Volk kennen lernen wollte, müßte man es bei der Arbeit aufsuchen. Das Wort gilt

och heute. Man gehe einmal mit der Tarnkappe durch Herrn Giesberts, Herrn
Jröners Bereich, man pirsche einmal durch die Kommunalbetriebe, durch all die
nzähligen Ämter. Man könnte das deutsche Volk kennen lernen — so wie es heute
t. Es wäre wohl angezeigt, als Kultur-Kuriosa die groteskesten Vorgänge in unserer
ehördlichen Bureaukratie der Nachwelt zu erhalten. An die eine Behörde kann
ıan Eingabe auf Eingabe richten, ohne daß je eine Antwort erfolgt. Eine andere
Behörde erteilt auf eine Anfrage von der selben Stelle aus nicht weniger als achtmal
ie fast gleiche Antwort. Dem Berliner Magistrat fiel der ungeheure Gasverbrauch
uf, der während der Dienststunden erfolgte. Es ergab sich, daß die Herren Beamten
icht nur ihren Tee, sondern auch — ihre schmutzige Wäsche kostenfrei auf Ge-
ıeindegas kochten ...

Das Beamtenproletariat ist es, das von den Linksradikalen immer öfter zum
Vorspann politischer Zwecke benutzt wird, nachdem die moskowitische Putschmethode
ch doch als unrentabel erwiesen hat. Das sehnlichste Ziel der Kommunisten ist die
'ahmlegung des Verkehrs, der Generalstreik der Eisenbahner. Wenn wir ihn bis
:tzt noch nicht gehabt haben, so liegt es nicht an den weise vorbeugenden Maß-
ahmen der Regierung, sondern einfach daran, daß man im letzten Augenblick den
:rpressern in den Schlund warf, was sie verlangten. Wie lange aber wird man
ieſe Methode noch fortsetzen können? Es ist unverkennbar, daß der Streikgedanke
ı der unteren Beamtenschaft immer mehr Boden gewinnt. Ringsherum wird aus
em nichtigsten Grunde und bei dem geringsten Anlaß gestreikt, es ist ja nur zu
erlockend für den kleinen Beamten, sich auf dem selben Wege Vorteile zu er-
vingen. Eine gewerkschaftliche Statistik verzeichnet stolz eine Zunahme der Streik-
ewegungen im Jahre 1920 um 12 114 gegen das Vorjahr. Die Durchführung der
esamten Bewegungen erforderte eine Gesamtausgabe von 98 132 996 Mark. Er-
:icht wurde für 131 787 Personen eine Verkürzung der Arbeitszeit um
65 307 Stunden und Lohnerhöhungen im Betrage von 608 159 858 Mark
ir 11 357 313 Personen. Außerdem erfolgten für 4 100 925 Personen sonstige
Verbesserungen der Arbeitsbedingungen.

Hiebei handelt es sich wohlgemerkt um die regulären, gewerkschaftlich geleiteten
Bewegungen. Die „wilden" Streiks bilden wieder ein besonderes Kapitel. Allein
aß im Jahre 1921 die Streikbewegung einen „erfreulichen" Aufschwung genommen
at, wird niemand bezweifeln. Die Berliner Müllkutscher haben z. B. im ver-
angenen Jahre siebenundzwanzigmal gestreikt — mit einem Monatsgehalt von
ıehr als 3000 Mark schauen sie heute erhaben lächelnd auf die Dummen herab,
ie es noch immer nicht verstanden haben, sich ihre Leistungen nach Gebühr bezahlen
ı lassen. Und nun nehme man hinzu, wie die sozialistische Presse aller Schattie-
ıngen, wie „Rote Fahne", „Freiheit", „Vorwärts" förmlich darin wetteifern, den
Proletarierstiefel zu belecken. Als in Berlin wieder einmal die Elektrizitätsarbeiter
reikten, schrieb der tüchtige „Vorwärts": „Um zu verhindern, daß die Baugrube
er Nord-Süd-Bahn ersäuft, wurden — ein Zeichen hohen Verantwortungsgefühls
ei den Streikenden — die Pumpen in Gang gehalten — —"

* * *

Von Zeit zu Zeit werden der Öffentlichkeit, die mit Schrecken vernimmt, daß der größte Teil der Einkommensteuer schon von den Finanzämtern verschlungen wird, offizielle Beruhigungspillen eingeflößt. Ja es herrsche derzeit noch ein Überfluß an Beamten, aber gemach, es werde langsam abgebaut. Abbau — wer lacht da? Es wird im Gegenteil tüchtig zugebaut. Der sächsische — Sachsen ist bekanntlich unser sozialistischstes Ländlein — Staatshaushalt enthält die Angabe, daß sich die Zahl der Beamten von 23 209 im Jahre 1920 auf 23 302 im Jahre 1921 und auf 25 559 im Jahre 1922 erhöhte. Ähnlich liegen die Verhältnisse im ganzen Reiche. Man scheint ganz versessen darauf zu sein, immer neue Beamtenstellen zu schaffen. Für das verstümmelte Oberschlesien wird namentlich vom Zentrum stürmisch Autonomie verlangt. In dem Augenblick einer derartigen Neuordnung stellt sich ganz automatisch das Bedürfnis nach weiteren Beamtenstellen ein. Neue Ämter werden nötig, neue Amtsgebäude. Bei der üblen Interessenverfilzung zwischen Parlament, Partei und Regierung, was spielt es da für eine Rolle, ob die Entscheidung dem Reiche frommt?

Es ist bei den Stellen, die es angeht, viel böser Wille vorhanden. Man denkt gar nicht an Einschränkungen. Die Schuldsummen, die das Reich belasten, sind so ungeheuerlich, daß — so sagt man sich oberen Ortes wohl insgeheim — es auf etwas mehr oder weniger gar nicht ankommt. Der Übergangscharakter, der bisher noch jedem Kabinett seit der Revolution anhaftet, trägt das übrige dazu bei, das Verantwortungsgefühl der Regierenden zu lähmen. Fest steht jedenfalls, daß zu unsern glänzendsten Zeiten niemals so leichtfertig mit den Staatsgeldern verfahren worden ist wie heute, da wir die größten Bankrotteure der Welt sind. Nur zu wahr, nur zu treffend schildert Richard Bahr in der „Berl. Börsen-Ztg." an ein paar Schulbeispielen die Sinnlosigkeit republikanischen Geschäftsgebarens:

„Wer redet denn noch von der Sparsamkeit, zu deren keuschem Dienst einst ein Diktator gekürt und, da er — es ist wohl bald ein Jahr her — die Flinte ins Korn warf, ein vielgliederiges Konsortium ausersehen ward? Wird nicht vielmehr wieder ein bißchen sehr aus dem Vollen gewirtschaftet? Wir haben erst in diesen Tagen einen diplomatischen Ämtertausch erlebt, dem zum mindesten in einem Fall — dem des Dr. von Rosenberg — der schlechthin zwingende sachliche Grund fehlte. Hat von den Herren, die mit nervöser Hast die Entsendung des Dr. Maximilian Pfeiffer nach Wien betrieben, niemand bedacht, welche Kosten durch den Umzug des bisherigen Gesandten erwachsen müßten? Herr von Rosenberg ist verheiratet, hat Frau und Kinder, und allein die Überführung des Hausrats wird bei den heutigen Preisen ein Vermögen verschlingen. Die unruhige Beweglichkeit in dem Bereich des auswärtigen Dienstes ergreift neuerdings auch schon die Schicht der mittleren und unteren Beamten. Geheime expedierende Sekretäre werden, als ob der Dollar nicht um 200 oszillierte, von einem Ende der Erdkugel an das andere versetzt, und wieder ist es die arme Staatskasse, die die Lasten zu tragen hat. Ist es nötig, zahlt es wirklich sich aus? War es nötig, daß man gerade jetzt China mit einem Netz konsularischer Vertretungen bespannt? Wären, um aus der Ferne in die teure Heimat zurückzukehren, ernsthafte deutsche Interessen gefährdet worden, wenn man Herrn David zuliebe nicht den Gesandtenposten in Darmstadt geschaffen

hätte und nicht für Dr. Südekum sein Großhamburger Staatskommissariat? Ehedem wurden emeritierte Minister, die man irgendwie unterzubringen wünschte, im Lande Preußen mit Domherrnpfründen ausgestattet. Das war vielfach, nicht immer, ein Werk ausgleichender Gerechtigkeit, Reich und Staat kostete es jedenfalls keinen Pfennig. Nun wird ohne weiteres zuzugeben sein, daß sozialistische Führer (wennschon, was ihm hoch anzurechnen bleibt, Herr Dr. Südekum neulich seinen Leipziger Zeugeneid nach der religiösen Formel schwor) als Domherren in Brandenburg oder Naumburg seltsame Figur machen würden. Aber wo steht es denn geschrieben, daß parlamentarische Minister hinterher, wenn die Parteigunst sie verließ, partout mit einem Staatsamt abgefunden werden müssen? Die Herren sind doch Schriftsteller, waren es früher und könnten, sollte man annehmen, es jeden Tag wieder sein. Geht's ihnen wider die Würde, sänke, wenn sie zu der alten Hantierung zurückkehrten, das Krönchen vom Haupt? Demokratie, Demokratie!

Das sind nur so ein paar Beispiele, die gelegentlich — das Material ist vorhanden — erweitert und ergänzt werden sollen. Auch sie beweisen wohl schon, daß dem auf Sparsamkeit gerichteten Sinn bei uns nach wie vor ein weites Betätigungsfeld sich breitet. Daß, was hier aufgezählt ward, noch nicht in die Milliarden reicht, ist ein Einwand der Unlust. Wer die Million nicht ehrt, ist die Billion nicht wert."

* * *

Der ganze Jammer unserer politischen Ohnmacht beruht darauf, daß unser Regierungssystem ständig unter doppeltem Druck steht, dem innern und äußern, dem der Straße und dem der Entente. Bis jetzt hat man sich immer notdürftig dadurch geholfen, daß man bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin nachgab. Aber daß diese Methode sich verewigen lassen wird, darf füglich bezweifelt werden. Die Entwicklung drängt zu einem Konflikt zwischen beiden Druckpolen — und was dann? Hätte die Entente ihre Forderung nach Sanierung von Post und Eisenbahn in anderer Form erhoben, die Regierung säße schon heute in der Zwickmühle. Wie bald schon kann der Zeitpunkt kommen (denn die Defizite werden ja durch das stumpfsinnige System mechanischer Erhöhung nicht schwinden), daß die Entente erklärt: In Post und Eisenbahn sind so und so viel tausend Beamte zuviel, sie müssen bis zu dem und dem Termin entlassen werden. Dann steht das Kabinett Wirth vor unausweichbaren Entscheidungen, dann hat es keine Willensfreiheit mehr, dann bleibt ihm nur die Wahl, entweder der Straße oder der Entente Trotz zu bieten, da beiden sich zu unterwerfen in solchem Falle schlechterdings nicht möglich ist.

Seltsam, daß man bei uns noch immer das Heil von den Konferenzen erwartet. Man hoffte auf London, auf Washington, man setzte Erwartungen auf Cannes und schaut bereits, als winke von dort her die Erlösung, nach Genua. Gewiß können einige Erleichterungen auch für uns abfallen. Der Verröchelnde empfindet es ja bereits als Wohltat, wenn ihm ein paar Atemzüge vergönnt werden. Aber das sollten wir uns doch immer vor Augen halten: es handelt sich bei alledem doch um eine gewisse Verständigung zwischen England und Frankreich über die beste Art der dauernden Knebelung Deutschlands. „Wenn diese Pläne", schreibt die „Münchener Ztg.", „durchgeführt werden sollten, wird zum erstenmal auch das

noch immer widerstrebende sozialistische Deutschland zu der Erkenntnis gezwungen werden, daß Größe und Freiheit des Vaterlandes nicht nur ideale Güter, sondern auch die wichtigsten Vorbedingungen für sein eigenes leibliches Wohlbefinden sind. Immer wieder ist ihm vorgerechnet worden, es habe nur einen Feind, den Kapitalismus. Dann wird sich zeigen, daß es noch andere Feinde hat. Denn mit dem geplanten Übergang des Etatsrechts an die Entente werden natürlich auch Löhne und Gehälter der Staatsangestellten und Arbeiter in Staatsbetrieben ebenso wie die Anzahl der staatlichen Arbeitskräfte vom Wohl- oder vielmehr Übelwollen fremder Aufseher abhängig werden. Gleichzeitig wird eine Beschneidung oder Streichung aller staatlichen Ausgaben erfolgen, die von der Entente für überflüssig gehalten werden, in erster Linie wird also die Sozialpolitik Not leiden, und dann werden die sogenannten Kulturaufgaben an die Reihe kommen. Da zu allem Unglück auch noch die Länder in ihrer ganzen Finanzgebahrung vom Reich abhängig gemacht worden sind, so werden auch diese sehr bequem dem Entente-Ermessen unterstellt. In gewisser Beziehung wird dann auch der alte Kampf um die Planwirtschaft entschieden werden. Aber an dieser Wirtschaft würde selbst Herr Wissel, der durch Ablehnung seiner Planwirtschaftsgedanken beleidigte frühere Reichsminister, keine Freude haben. Denn es würde sich nicht mehr darum handeln, durch möglichst wirtschaftliche Herstellung deutscher Güter zur bestmöglichen Verwertung im Aus- und Inlande die deutsche Wohlfahrt zu fördern und dem einzelnen deutschen Bürger einen möglichst großen Anteil am Gewinn zu verschaffen, sondern es soll eine Vergewaltigung Deutschlands zur Herstellung von Waren werden, die von der Ententewirtschaft zur eigenen Weiterverarbeitung oder zum Handel mit fremden Ländern gebraucht werden. Daß die Entente auch den Preis dieser Waren bestimmen würde, ist bei der politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht des Deutschen Reiches selbstverständlich. Mit anderen Worten: Ganz Deutschland, die ganze deutsche Wirtschaft, soll für die Entente jahraus, jahrein arbeiten. Und dieser angenehme Zustand würde durch die immer tiefergehende Verstrickung Deutschlands in unmögliche Zahlungsverpflichtungen verewigt werden. Der Entente wäre es sicher nur willkommen, wenn jährlich trotz aller deutschen Anstrengungen Tributreste gestundet werden müßten, denn das gäbe schönen Anlaß zur moralischen Entrüstung über das säumige und unbotmäßige Deutschland, und würde sogenannte rechtliche Ansprüche und Handhaben bieten, Deutschland nie mehr aus seinem Joch herauszulassen. Aber auch wenn alle Tribute restlos von Deutschland geliefert werden könnten, was freilich undenkbar ist, würde das Ziel der Unterdrückung Deutschlands nie mehr freiwillig aufgegeben werden."

* * *

Frankreich hat immer wieder seine bedrohte Sicherheit als Begründung für seine unnachgiebige Haltung Deutschland gegenüber ins Feld geführt. Offenbar zur Beruhigung der französischen öffentlichen Meinung ist nun von englischer Seite in die Debatte von Cannes ein Gedanke geworfen worden, gegen dessen Gefährlichkeit nicht scharf und nicht zeitig genug Stellung genommen werden kann. Es handelt sich um die Neutralisierung der Rheinlande. Was ist darunter zu verstehen? „Der Versailler Frieden", erklärt die „Deutsche Allg. Ztg.", „untersagt

n seinen Artikeln 42 und 43 Deutschland die Unterhaltung von Befestigungen und militärischen Besatzungen auf dem linken Rheinufer sowie in einer Zone von 50 Kilometern rechts des Rheins. Der Artikel 44 erklärt, daß jede Zuwiderhandlung gegen diese Bestimmungen als Störung des Weltfriedens betrachtet wird, demnach das Eingreifen der Entente zur Folge hat. Damit ist die militärische Sicherheit der Franzosen und Belgier in jeder nur denkbaren Hinsicht gewährleistet. Mehr kann in dieser Beziehung nicht geschehen. Sollte sich der Begriff der Neutralisierung aber etwa darauf beziehen, aus den Rheinlanden ein neutrales Staatswesen zu machen im Sinne der Bestrebungen Clemenceaus bei der Vorbereitung des Friedens? Nach einer Darstellung der entscheidenden Sitzung hat Wilson zu den entsprechenden Forderungen Frankreichs geschwiegen, während Lloyd George dagegen Verwahrung einlegte, die Rheinlande vom Deutschen Reiche zu trennen. Heute kommt es darauf an, die Leistungsfähigkeit Deutschlands zu heben. Durch die unselige Zertrümmerung Oberschlesiens ist, aller berechtigten deutschen Einwände ungeachtet, schon der Produktion Deutschlands ein fürchterlicher Schlag versetzt worden, der neben den tollen Reparationsforderungen die rasche Entwertung der Mark im Herbste heraufbeschworen hat. Eine Loslösung der Rheinlande, sei es vom Reich, sei es von Preußen, würde das Ende der deutschen Einheit bedeuten. Marschall Foch verficht den Gedanken, die französische Grenze an den Rhein vorzuschieben. Dabei macht es wenig aus, ob die Rheingebiete Frankreich direkt angegliedert oder in ein Vasallenverhältnis zu Paris treten sollen. Die verbrecherischen Umtriebe eines Smeets sind von den Franzosen gefördert worden. Briand hat wiederholt von der Rettung der Rheinländer von preußischer Bedrückung gesprochen. Auch ihre süddeutschen Wühlereien haben die Franzosen noch nicht aufgegeben. Sie hoffen, bei einer Zertrümmerung Österreichs durch Tschechen und Südslawen aus Salzburg, Oberösterreich und den nicht von den Tschechen verschluckten Teilen Niederösterreichs einen Staat mit Einschluß Bayerns zu machen, der vom Deutschen Reiche abgelöst, aber dafür französischem Einfluß offen stehen soll."

Im Interesse einer Gesundung des deutschen Finanzwesens wäre natürlich dringend zu wünschen, daß die Besetzung der Rheinlande aufgehoben oder doch wenigstens auf ein Mindestmaß herabgesetzt würde. Niemals aber unter der Bedingung, daß der Zusammenhang der Rheinlande mit dem übrigen Deutschland gelockert wird! Katastrophale Folgen könnten eintreten, wenn die Regierung nicht rechtzeitig ihr Augenmerk auf diese dunklen Pläne richtete.

Auf der Warte

Schriftstellernot und neue Postgebühren

Die erschreckend gestiegenen neuen Postgebühren treffen vor allem die Berufsschriftsteller. Denn der Geschäftsmann kann die vermehrten Unkosten seinen Preisen zuschlagen; und Privatleute können ihren Briefwechsel einschränken. Der Schriftsteller aber muß seine Briefe und Manuskripte versenden, muß also in ungemindertem Maße die Post in Anspruch nehmen.

Bekanntlich ist nun grade bei den geistig Schaffenden die Not außerordentlich groß. Da sammelt man an allen Enden, wendet sich bittend ans Ausland — und sieht seine Bemühungen durch solche ungeheuerlichen Erhöhungen durchkreuzt!

Ich sage nicht, daß man die Postgebühren nicht erhöhen sollte. Das ist eine Sache für sich. Aber ich frage in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Deutschen Schillerstiftung, die doch wohl über die Not in Schriftstellerkreisen den besten Überblick hat: Saß denn niemand in den Beratungskommissionen, der gerade diesen wichtigen Punkt bedacht hat? Konnte man nicht statt der Ansichtskarte mit den „fünf Worten", die ja jetzt wohl der billigste Postgegenstand ist, etwa eine Bezeichnung „Druckmanuskript" einführen (nämlich Manuskript, das für den Druck bestimmt ist, keine schriftlichen Mitteilungen enthält, sondern einfach an die Schriftleitungen geht)? Und war es nicht möglich, diese Druckmanuskripte ganz besonders gering zu belasten?

Denn stelle man sich doch einmal vor, daß ein Berufsschriftsteller eine Arbeit manchmal drei-, vier-, fünfmal Schriftleitungen anbietet und ebenso oft von diesen wieder zurück erhält! Und meist eingeschrieben! Was für Postgebühren für beide Teile! Und ohne einen Pfennig Einnahmen!

Nochmals: Wir bitten die zuständige Behörde, uns in dem eben angedeuteten Sinn im Kampfe gegen Schriftsteller-Elend zu unterstützen. —

Bei diesem Anlaß dürfen wir wieder einen herzlichen Dank öffentlich aussprechen. Abermals ist es uns durch persönliche Beziehungen beschieden gewesen, aus Amerika (Gesellig Wissenschaftlicher Verein der Deutsch-Amerikaner, New York) und aus Schweden (Rotes Kreuz, Stockholm) beträchtliche Summen für arme Schriftsteller und überhaupt Geistes-Arbeiter zu erhalten. Es ist wahrhaft beglückend, solche tätige Teilnahme feststellen zu dürfen. Wem unter den Lesern dieser Zeilen Fälle besondrer Not bekannt sind, der wende sich mit gut begründeter Eingabe an die Deutsche Schillerstiftung in Weimar, Schillerhaus!

Nebenbei muß man das Publikum immer wieder bitten, unsre Schillerstiftung — ein rein wohltätige Sache — nicht zu verwechseln mit dem „Schillerbund", der in Weimar die sommerlichen Schüler-Aufführungen leitet, noch weniger mit dem „Schillerpreis", der uns nicht das geringste angeht. Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, der also die Gutachten abzufassen und dem Vorort nebst Verwaltungsrat Vorschläge zu machen hat, ist der bekannte Schriftsteller Dr Heinrich Lilienfein in Weimar. F. L.

*

Die erzieherischen Postgebühren

Ein lähmendes Entsetzen ging durch das geistige Deutschland, als man die neuen Postgebühren vernahm. Die Entente hätte das nicht besser machen können. Mit dem Ausland

Briefe zu wechseln, Druckschriften zu senden, für Deutschland zu wirken — man wird sich's nicht dreimal überlegen. Und wir untereinander? Es gibt Leute im geistigen Mittelstande, denen sonst nichts Tröstliches geblieben ist als ein gegenseitiger Gedanken-, Bücher- und Zeitschriften-Austausch. Und das sind nicht die schlechtesten. Diese sind durch jenen Schlag getroffen. Nicht die Müllkutscher, nicht die Fabrikarbeiter; denn da wird wenig geschrieben; und wenn sie mal eine Ansichtskarte von einem Ausflug senden („Herzlichen Gruß" oder sonst eine „bloße Höflichkeitsformel" in fünf Worten!), ist's ihnen ja mit 40 Pfennigen nicht gemacht, diese äußerst geistreiche Verkehrsart weiterzupflegen. O Postbehörde! Auch hier spukt die nichtsnutzige Parteipolitik herein, die Deutschland zerrüttet. Man weiß genau, daß sich das geistige Deutschland nicht durch einen Streik wehrt wie die Transportarbeiter oder sonst eine wohlorganisierte, zum Schaden der Allgemeinheit Lohn erpressende Arbeitergruppe.

In einem ironisierenden Artikel meinen die „Münch. N. Nachrichten", die Post wolle eben erzieherisch wirken. „Von dem geschäftlichen Briefwechsel sieht sie dabei in großartig idealistischer Weise ab. Der Geschäftsbrief macht sich stets bezahlt, denkt die weise Behörde. Also reden auch wir einmal nur vom persönlichen Brief. Und da steht die Post auf dem einzig gesunden Standpunkt, daß jemand, der einen Zweimarkbrief nicht wert ist, auch keinen Zehner oder Sechzigpfennigbrief verdient habe. Das also ist der erzieherische Gedanke: wir sollen wieder lernen, was unsere Großmütter gekonnt haben: Briefe zu schreiben, die ihrem Gehalt und ihrer Form nach das hohe Porto vollkommen rechtfertigen; Briefe, auf die man, wenn sie in vielen Tagen fortsetzungsweise geschrieben sind, nicht mit Zorn die teure Marke klebt, sondern mit dem freundlichen Gefühl: wie billig!"

Ganz hübsch soweit! Wenn unsere Geldentwertung so weiter über Wien nach Moskau fortschreitet, werden wir in der Tat einmal seufzen: Wie billig war's einst!

Doch der soeben von dem Münchner Blatt ausgedrückte Gedanke ist fruchtbar. Wir regen hiemit eine freiwillige Selbstbesteuerung der persönlichen Briefschreiber an. Je nachdem man ausdrücken will, daß einem der Adressat oder noch mehr die liebliche Adressatin „teuer" ist, beschwert man den Brief mit entsprechend teurem Porto. Das wird eine reizende Zeichensprache werden. Und nicht nur die „kostbare" Adressatin wird in die Höhe hüpfen vor Wonne, sondern auch die Postbehörde wird ein behagliches Schmunzeln nicht ganz unterdrücken. Und erst das freundliche Grinsen des Briefträgers, wenn er einen solchen „hochwertigen" Brief überreicht!

Dies ist, nebenbei bemerkt, nun unser Einfall, des „Türmers". Wir bitten das zu beachten, da wir Patent darauf zu nehmen gewillt sind. Nicht von Pappe ist aber auch ein weiterer Gedanke unseres Münchener Kollegen, Strafporto betreffend:

„Die Dichterin Annette Droste schreibt einmal, wie ein schöner weißer Bogen sie unwiderstehlich lockte, mit welcher Liebe sie ihn zurechtlegte, und wie sie dann zärtlich, bedachtsam zu kritzeln begann. Lesen wir heut diese Briefe, so sind wir erschüttert und beseligt von der darin lieblich überströmenden Fülle des Herzens, fühlen uns erhoben von der naturnahen Kraft und dem Mark des herzhaften Wortes und bewundern den seltsam zackigen Schliff der Rede. Heute reißt man einen viel schöneren Bogen, als ihn die Droste je besessen hat, aus dem Karton, wirft mit liebloser oder gequälter Handschrift ein paar Zeilen darauf: Artur ist angekommen, die Butter kostet so und so viel, ich habe Migräne gehabt, mir geht es gut, hoffentlich Dir auch — Schluß. Wie viele Milliarden könnte die Post verdienen, wenn sie für jeden Brief mit derartig seelenlosem Geschreibsel zehn Mark Strafporto forderte. Doch vielleicht erfüllen die zwei Mark auch schon ein wenig ihren erzieherischen Zweck; regen an zu einer neuen Kultur der Handschrift, zu einem Mitteilungsbedürfnis, das in die Tiefe geht und Schätze aus innersten Schächten schürft. Und damit zu einer neuen Kultur von Freundschaft und Liebe" ...

Bravo, Matthießen! Gar nicht übel: das gäbe wieder eine ausgezeichnet bezahlte Kommission, einen Ausschuß, ein Ministerium: mit

dem Auftrag, seelenlose Briefe auf Strafporto hin durchzuprüfen. Aber es würde sich bezahlt machen.

Im übrigen wollen wir einmütig auf eine neue Kultur der Freundschaft und Liebe hoffen — sofern Freundschaft und Liebe hübsch artig innerhalb der politischen Partei bleiben und die „Diktatur des Proletariats" nicht beeinträchtigen . . .

*

Woher kommt die Geringwertung geistiger Arbeit?

Neulich war wieder einmal eine gemeinnützige Einrichtung in der Lage, das Aufgeben der ehrenamtlich dort geleisteten Bildungsarbeit zu erwägen, weil — der Schuldiener neue, natürlich höhere Forderungen für seine Reinmachetätigkeit erhob. Nur die Opferwilligkeit weitblickender, aber keineswegs begüterter Kreise verhinderte die drohende Schließung.

Der Fall ist typisch für das Verhältnis der Entlohnung für Kopf- und Handarbeit. Die geringe Bewertung geistiger Tätigkeit ist bekannt. Weniger bekannt sind aber die psychologischen Ursachen dieser Geringwertung. Weite Kreise hatten nie Gelegenheit, zu erfahren, daß geistige Arbeit eben — Arbeit und kein Spiel ist, besonders die des schöpferischen Denkers und Künstlers. Daraus folgt alles weitere von selbst.

Der Künstler gilt als ein besserer — oder nicht einmal besserer — Tagedieb; denn „ordentliche" Arbeit ist doch das bißchen Violinspielen oder Versschmieden nicht, weil die körperliche Regsamkeit dabei fehlt oder äußerst gering ist. Und die wissenschaftliche Arbeit? Nun, die gilt lediglich als ein Vergnügen; man sitzt still auf einem Stuhl und liest. „Und lesen können wir auch, folglich könnten wir auch wissenschaftlich arbeiten, wenn die äußeren Verhältnisse uns dies erlaubten."

Woher diese subalterne Auffassung? Bleiben wir bei der Forscherarbeit. Weite Kreise haben den schönen und gewiß pflegsam zu behandelnden Wunsch, teilzunehmen an den Wegen, die das heutige Denken verfolgt. Und nun ist es eben ein grundlegender Übelstand, daß diese meist nur von den Forschungsergebnissen erfahren, daß sie aber von den mühsamen Umwegen, die zum Erreichen dieses Zieles nötig waren, gar keine Vorstellung gewinnen. Allenfalls wird in der Aufklärungsliteratur geschildert, wie Prof. X. seine Schlüsse aneinanderreihte, bis er dann eben dieses Forschungsergebnis herausbekam, von dem jetzt sogar die politischen Tageszeitungen berichten. Und das sieht denn freilich als fertiges Werk höchst einleuchtend und einfach aus. Aber daß vor Prof. X. Dutzende von anderen Denkern mit und ohne so hohen Titel sich an demselben Problem zerarbeiteten, in Irrwegen stecken blieben, sich auf Umwegen verloren und darüber öfter wirtschaftlich zugrunde gingen: davon erfahren diese weiteren Kreise nichts.

Es ist schon richtig, daß das „Publikum" nur wünscht, Ergebnisse zu erfahren, um auch „mitreden zu können". Aber es ist ein schlimmer Übelstand, wenn man diesen Wünschen einfach folgt und nicht versucht, das Publikum zu erziehen. Das wäre dadurch möglich, daß man es ihm nicht so bequem machte: daß man es vielmehr zwingt, auch Dinge zu lesen, die nicht so ohne weiteres unterhaltsam, dafür aber nachdenksam sind. Allmählich wirkt es doch, wenn stets mit Nachdruck nicht nur von dem erzählt wird, was schließlich herauskommt, sondern auch von den vorher nötigen schweren und ernsten Umwegen. Dann kann, ja dann wird auch die Einsicht sich einstellen: „Hier ist ein weites Arbeitsfeld, das zwar nicht mein eigenes ist, aber dem man ebensolche Achtung entgegenbringen muß, wie ich sie für mein Arbeitsgebiet beanspruche."

Dann wird die Bewertung forschender Geistestätigkeit eine andere werden.

Dr W. Richter

*

Gruß an die unbekannten Dichter

Es ist mir weh um dich, mein teures, armes Vaterland, wenn ich deine Menschen so leidend und so ratlos sehe! Und doch hast du Menschen, die auch das allgemeine Leid tragen und dennoch kraftvoll ihres heil'gen Amtes walten in der verzehrenden Glut dieser Zeiten.

s sind Auserlesene, die den herrlichsten und nvergänglichsten Reichtum in sich tragen, den s je auf Erden geben mag: sie haben eine Seele. Weißt du, was das heißt, du gequältes, riedloses Herz? Seele haben, das heißt: in still-arker Einsamkeit ein hartes Leben meistern nd sein tapfer gewonnenes, edles Innere euchten lassen als verklärende und versöh-ende Güte und Milde hinein in all das wahn-etörte Wirrwesen der Gegenwart.

Solche Seele haben die echten Dichter eines Volkes. Dichter sein heißt eben Seele aben, Seele künden und Seelen gestalten! Dichter sein heißt Glück schaffen und Frieden eben! Dichter sein heißt Befreier sein von den Nöten der Endlichkeit! Namenlos für die große ierig genießende Masse, leben sie mitten unter ns, diese wahren Dichter eines schwergeprüf-en, leiddurchfurchten Volkes. Einsam und mit Armut ringend schreiten sie über den gold-gewirkten Teppich schamlosen Wuchergeistes. Sie frieren und hungern mit Frau und Kind n Dachstuben, und wenn sie auf die Straße erniederblicken, sehen sie im betäubenden All-agstreiben den Massenstrom vorüberrauschen, ehen die Fenster der Vergnügungsstätten in ockender Lichtflut schimmern, jene Stätten ewaltsam bezwungener oder wild sich aus-obender Tanz-Erotik, in die sich die entseelten Menschenhaufen in ihrer verworrenen Lebens-ier hineindrängen.

Not und Sorge, du Schutzgöttin des deut-chen Dichters, du bist ihm eine treue, stand-afte Gefährtin! Ja, ballt eure Fäuste zornig nd streng, ihr unbekannten, tapfern deutschen Dichter, die ihr ehrlich um die Seele und um ie Würde eures verblendeten Volkes ringt! Diesem wild genießenden Pöbel in allen Stän-en und Schichten ist das Heiligste verloren egangen: die Ehrfurcht vor der Seele! Noch werdet ihr darben müssen, ihr Edel-enschen einer über alles traurigen Zeiten-ende. Aber einige werden euch hören und Antwort geben: die Besten der deutschen Männer und Frauen, die Besten der deutschen Jugend.

Bis ein furchtbares Erwachen alle Seelen eutscher Gaue durchzittern wird, bis das Teufelswerk des jetzt triumphierenden Mam-monsgeistes in jähem Sturze zusammenkracht und die deutsche Menschheit vor grauenvoller Öde erschauert: dann ist die Stunde der Seele da — eure Stunde, ihr jetzt noch un-bekannten, mißachteten deutschen Dichter! Dann muß euer Ruf gehört werden! Ja, dann soll aus eurem Herzen, dem Born gesammelter Glut, ein Strom neuer Daseinskraft in die empfänglich gewordene deutsche Menschheit fluten. Dann wahrlich seid ihr Retter geworden diesem jetzt so schmachvoll entweih-ten Lande.

Heilig drum dünkt mich der Gruß an euch, ihr tapfer kämpfenden unbekannten deutschen Dichter! P. Bülow

*

Ein Aufruf an die deutschen Schloß- und Gutsherren

Heil zuvor! Ihr alle könnt auf eurem Be-sitztum ein kleines, einfaches Gastzimmer frei machen. Ihr werdet auch in der Lage sein, jährlich einmal einen Menschen auf etliche Wochen ohne Entgelt zu verköstigen. Vielleicht habt ihr selbst schon daran gedacht, einen deut-schen Dichter, der sich im Kampf ums tägliche Brot vergluten muß, an eure Herdstätte zu rufen, daß er dort auflebe zu neuer Schaffens-lust. Und es fehlte euch bloß die vermittelnde Stelle. Ist's nicht so? Diese vermittelnde Stelle zu übernehmen, halte ich für meine Pflicht.

Wer also von euch gesonnen ist, seine Tür einem darbenden Poeten aufzutun, der möge mir schreiben. Er braucht nicht zu fürchten, daß ihm Leute vom Schlage der Meyrink, Toller oder Courths-Mahler über die Schwelle treten. Der Geist von Bartels Literaturgeschichte soll maßgebend sein.

Und nun hört aus dem „Deutschen Volks-wart" den erschütternden Notschrei des Wil-helm Kotzde: „Nicht an den jüdischen Ma-chenschaften ist unser Volk zugrunde gegangen, sondern an der Trägheit und Gleichgültig-keit der Deutschen. Wenn ein Mann mit 50 000 Mark Einkommen 100 Mark für eine völkische Sache zeichnet, glaubt er, seine Schul-digkeit getan zu haben. Seine Frau aber liest derweil Ullsteinbücher. Für den Sport mit seinen aus der Fremde eingeschleppten For-

men haben die völkischen Zeitungen und Zeitschriften Raum, auch noch für den geißelnden Spott wider die Hanswürste unserer Elendstage. Aber wenn ein Dichter um die deutsche Seele ringt, wenn es um die innersten und ewigen Angelegenheiten unseres Volkes geht, da ist Schweigen im Walde. Allenfalls hat man noch gerade soviel Raum dafür wie für irgendeinen Unterhaltungsroman oder das sich völkisch gebende Gestammel von Dilettanten, die sich geschäftig Verbindung schufen. Wir Dichter sind Künder des Heiligen, und wir fühlen unsere Verantwortung. Aus der Zwiesprache mit Gott sind unsere Bücher geworden; sie sind uns das Mittel zum Dienst an der deutschen Seele, die heute so irr und krank ist und nach unserer Hilfe schreit. Wir wollen unser Amt erfüllen, und ihr laßt uns nicht. Des klagen wir euch an. Wilhelm Lennemann geht unter die Handarbeiter; Steineklopfen oder Kohlentragen wird sein Los sein, weil er als Dichter mit den Seinen verhungern muß. Für Eberhard König wird gesammelt. Heinrich Gutberlet, von dem manch feiner Vers ahnen läßt, was er uns sein könnte, vermag sich nicht zu entfalten. Gustav Schüler ist trotz der Gewalt und Glut seiner Verse halb verschollen. Wie viele kennen Lobsien? Was könnten sie alle wirken! Ihr Völkischen stoßt mit eurer Kälte und Gleichgültigkeit die Besten von euch und beklagt euch dann über den Einfluß der Fremden, die mit Freuden die Könner aufnehmen, in denen sie nur die Könner sehen, nicht die Verwalter eines heiligen Amtes. Und wenn ihr eine nationale Mehrheit habt und den starken Mann, der den Pöbel niederhält, ihr bessert nichts, wenn ihr nicht die deutsche Seele heimholt. Wie wollt ihr das ohne jene, die zu diesem Amt verordnet sind? Begreift ihr, daß ich nicht für mich spreche und einige Berufsgenossen, sondern für das heilige Amt, das wir in aller Demut als eine Gnade Gottes hinnehmen, und durch das Amt für unser armes, verlassenes, verirrtes Volk?"

Ihr Burg-, Schloß- und Gutsherren seid instand gesetzt, durch Gewährung einer Freistatt hier auf die würdigste Weise zu helfen und zu heilen. Ihr habt es in der Hand, daß eure Hochsitze wieder Sammel- und Ausgangspunkte geistigen Lebens werden wie in der Glanzzeit des Mittelalters. Ihr könnt, wenn ihr willens seid, euch in die Gesellschaft der erlauchtesten Geister begeben, ohne entweihte Säle oder verwelschte Bühnenhäuser aufsuchen zu müssen. Ihr erfüllt ein Gebot reiner Ritterlichkeit, wenn ihr dem Dichter, der sich schaffend auswirkt für uns alle, seine Freiheit erhaltet. Ihr werdet dadurch selber zu Führern und Hochmeistern unseres Volkes.

Und es soll künftig eine Art Siegel und Wappen sein für eine Dichtung, wenn sie den Vermerk trägt: Geschrieben in der waldumrauschten Einsamkeit des Hohenfels. Oder: Entstanden im edelstillen Kreise derer von Tannhof.

Meine größte Freude soll es sein, wenn ich hier nicht mehr zu vermitteln brauche, wenn die Fäden zwischen Dichter und Edelmann selbsttätig weben wie zwischen Kameraden, vom Schicksal geeint.

Auf zur Tat!

Im Namen der Deutschen Wandervogelgemeinschaft e. V.

Ernst Hauck.

Spittelstein, Post Öslau bei Koburg,
im Herbst 1921.

An diesen Aufruf, der dem „Türmer" und einigen befreundeten Blättern zugeht, ließe sich manche sehr ernste, fast bittere Bemerkung anknüpfen. Wilhelm Schwaner kann sich im „Volkserzieher" folgenden Zusatz nicht verkneifen: „Wundert's Dich, lieber Ernst Hauck, daß die Völkisch-Antisemitischen mit wenigen geringen Ausnahmen in Angelegenheiten der Nächstenliebe und menschlichen Hilfe so elend versagen? Wenn sie Empfindung und Pflichtbewußtsein hätten für geistig-seelische Bewegung und Erneuerung statt für Blut und Gut der Juden, wenn sie nicht rein materialistisch dächten und arbeiteten, dann würden sich die Völkischen mit uns im Zeichen des Heliandkreuzes und der Germanenbibel zum inneren Aufbau Deutschlands zusammenschließen. Es gibt keine Judenfrage, lieber Freund; aber wir stehen mit blutendem Herzen vor der unbeantworteten Deutschenfrage! Und die ist religiös, ist see-

sch, nicht rassisch und nicht stofflich! Wer sie nders erfaßt und behandelt, hilft mit am ntergange des Germanentums!"

Wir nehmen unsrerseits heute keine Stelung zu dieser ernsten Frage, sondern möchten en edelgemeinten Aufruf des Herrn Ernst auck durch sich selbst wirken lassen.

*

Einheitsfront"

Wir müssen eine geistige Einheitsfront aus den 100 Millionen Deutchen und Deutschsprechenden auf der Welt haffen, um unseren Feinden mit den gleichen Waffen, mit denen sie uns schließlich besiegt aben, den Sieg zu entreißen."

Dieser Satz des Fregattenkapitäns Herrn ans Pochhammer, der uns kürzlich auf einer ortragsreise besuchte und mit dem ich die hre hatte, mich über deutsche Fragen zu nterhalten, drückt das Ziel aus, das es gilt, nausrottbar ins Bewußtsein aller auf der rde wohnenden Deutschen zu pflanzen.

Zu meiner Freude finde ich nun im Werbelatt für den „Türmer" dem gleichen Gedanken mit den Worten Ausdruck verliehen: Es ist mehr als je nötig, daß alle gutgesinnten eutschen eine Einheitsfront bilden."

Einige Bemerkungen zu diesem Gedanken nd daher wohl angebracht. Vor allem: Wir, ie wir bewußt oder unbewußt in unserem erzen diese Einheitsfront seit Kriegsende anreben, müssen noch fester und inniger zuammenstehen und unermüdlich, bei jeder sich etenden Gelegenheit, auf unsere Volksenossen im In- und Auslande und hauptichlich auf die Nachkommen der letzteren in em Sinne einwirken, daß diese geistige Einheitsfront, dieses Einigsein aller Deutschprechenden dem Feindbund gegenüber in urzer Zeit auf der ganzen Welt hergeellt ist.

Um diese Einheitsfront wirksam auszugealten, ist eine Ideengrundlage nötig, die in berzeugender Weise imstande ist, alle Herzen u gewinnen. Mit anderen Worten also soll nser geistiges Rüstzeug, das wir im Kampfe egen unsere Feinde anlegen müssen, derart ein, daß jeder Deutsche ohne weiteres davon Gebrauch machen kann. Die schärfsten Waffen liefert uns da der Gewaltfriede von Versailles, insbesondere die „Kriegsschuldfrage" und die „Wiedergutmachungsfrage", das ungeheuerliche, unbeschreibliche Unrecht, das dem deutschen Volk damit angetan wurde und noch täglich angetan wird.

Eine in dieser Beziehung geschickt geführte, unermüdliche, konsequente Aufklärungsarbeit durch die In- und Auslandspresse, unter Leitung irgendeiner Zentralstelle, die mit allen Verbänden, deren Ziel die Aufrechterhaltung, Stärkung und Verbreitung des Deutschtums ist, in ständiger Verbindung steht (hier in Chile z. B. der „Deutsch-Chilenische Bund"), dürfte als eines der zweckmäßigsten Mittel gehalten werden. Es muß eine Propaganda größten Stils mit dem immer wiederkehrenden Hinweis auf die Ungeheuerlichkeiten des Versailler Vertrages und seiner Lügen und Mißgriffe sein, bis sein Grundpfeiler, nämlich die „Kriegsschuldfrage", wankt und bricht.

Für die Auslandsdeutschen ist es von besonderer Wichtigkeit, in taktvoller Art mit ihren nicht-deutschen Freunden und Bekannten gesprächsweise diese Fragen zu erörtern. Wenn dies auch einem großen Teil unserer Volksgenossen im Ausland als selbstverständliche Pflicht erscheint, so gibt es doch viele, deren Gewissen aufgerüttelt werden muß, damit auch sie, bei denen nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges und nach den niederschmetternden Vorgängen in der Heimat eine seelische Gleichgültigkeit Platz gegriffen hat, wieder freudigtätigen Anteil nehmen an dem Kampf um unser Volk, um unseren Platz an der Sonne.

Als eines der besten Mittel zum Wachrütteln dieser Gleichgültigen dürfen von Zeit zu Zeit kommende, nach einem bestimmten Plan arbeitende Redner gehalten werden, die durch einfache Vorträge, möglichst unter Vorführung von Lichtbildern oder Films, überall da, wo Deutsche wohnen, die Heimat vor Augen führen und die Kulturwerte zeigen, die deutscher Fleiß und deutscher Sinn in der Welt geschaffen. Und es freut uns Auslandsdeutsche von Herzen, wenn wir hören, daß z. B. der „Verein für das Deutschtum im

Ausland", als dessen Vertreter uns Herr Pochhammer besuchte, ein derartiges Werk in Angriff nehmen will. Die „geistige Einheitsfront" würde dadurch sehr gefördert; aus dem Dämmerzustande, in dem sich diese Idee jetzt noch befindet, würde bewußtes Handeln, zweckmäßige Abwehr und ständige Aufklärung werden, und zwar, wie Herr Pochhammer in einem seiner hier veröffentlichten Artikel sagt: „Zum Wohle des gesamten Deutschtums, zum Wohle der ganzen Menschheit".

A. Lohrmann, Osorno (Chile)

NB. Wir geben dieser Anregung eines chilenischen Türmerlesers gern Raum. Im Propaganda-Feldzug sind wir unterlegen; wir haben diese Vorarbeit nicht wichtig genug genommen. Sollte es der organisatorischen Begabung der Deutschen wirklich nicht gelingen, nachträglich diese Aufgabe großzügig zu lösen, sobald einmal deren Wichtigkeit erkannt ist? Hier haben unsere Auslandsdeutschen noch eine schöne Aufgabe. Sie sollen in der Welt verbreiten, wie man uns durch Hungerblockade zermürbt, durch Wilsons 14 Punkte betrogen, durch scheußlichen Friedensvertrag versklavt, durch Aufbürdung der alleinigen „Kriegsschuld" verleumdet und verlästert hat — obwohl wir der aus aller Welt zusammengeworbenen Übermacht vier Jahre lang mit übermenschlicher Tapferkeit widerstanden haben.

* D. T.

Das ermüdete Deutschland

In seiner „Christlichen Welt" (1922, Nr. 1) äußert Martin Rade folgenden Stoßseufzer:

„Anatole France hat seine Eindrücke von einem Aufenthalt in Deutschland in das Wort gefaßt: Soviel er in der kurzen Zeit habe beurteilen können, scheine ihm die deutsche Gesellschaft außerordentlich ermüdet. Das ist ebenso mild wie zutreffend gesagt. Wir arbeiten von früh bis abends — und dann sind wir müde. Wir arbeiten — und schlafen. Zu weiterem haben wir keine Zeit, für weiteres keine Stimmung. Wir sind müde von der Gegenwart, müde von der Vergangenheit. Müde vom Krieg, müde von der Revolution, müde vom alten und müde vom neuen Staat. Es ist mit den christlichen Kreisen nicht anders. Wir sind müde von der Kirche, von der Wissenschaft, von der Praxis. Und dabei schaffen wir fortwährend und tun die größten Dinge für die Zukunft. Aber in Mattigkeit, und ohne die Anteilnahme der vielen, die wir brauchen. Ich sage das nicht, um mit solchem Stoßseufzer mich zu erleichtern. Wir hier im engsten Kreise der Freunde der Christlichen Welt gehören vielleicht zu denen, die am wenigsten müde sind. Aber uns erschreckt um so mehr die große Teilnahm- und Entschlußlosigkeit, die sittliche Apathie um uns her. Ob es das Alkoholmonopol, die Wohnungspest, der perennierende Karneval, ob es die verschärfte Mischehenordnung der katholischen Kirche ist — was regt noch auf? Was treibt mit Gewalt siegreiche Reaktionen hervor? ... Wie töricht und ohnmächtig haben wir uns, um nur ein Beispiel zu nennen, in Sachen des ‚Reigen' benommen! Keine Theaterleitung, keine Schauspielertruppe hätte sich finden dürfen, das auf die Bühne zu bringen, kein Publikum hätte sich finden dürfen, den Raum vor der Bühne zu füllen, kein Dichter, zu der Aufführung seine Erlaubnis zu geben. Ich habe das Buch vor zwanzig Jahren gelesen, als es erschien. Ich sagte damals zu einem Romanschreiber, für manche Dichter sei die Sexualität eben gut genug, um damit wettzumachen, was ihnen an dem Reiz schöpferischer Erfindung fehle. Wir gerieten darüber gehörig an- und auseinander. Nun kann Schnitzler ja auch andres. Aber eben darum hätte ihm das einfachste Gefühl verbieten sollen, in diesen Theaterskandal zu willigen. Statt daß man Schnitzler und Genossen das sagt und die oberst Verantwortlichen verantwortlich macht, bringt die ‚Weltbühne', die doch in Kunstsachen eine leitende Macht sein will, nun schon durch sechs Nummern — ‚Gutachten über Brunner': 26 hohe Namen zählte ich bisher, die sich daran beteiligten! Da hat man nun also den Richtigen auf der Anklagebank. Ich gestehe, daß der ganze Prozeß mir herzlich zuwider gewesen ist. Es war ja vorauszusehen, daß er nichts nützte. Aber diese Brunnerhetze ist nun auch überaus widerwärtig. Moral und Kunst — ein Kapitel, das von allen Seiten nicht zart genug angefaßt

werden kann. Aber in diesem Falle sind doch wirklich die einzigen Schuldigen der Dichter Schnitzler und die Unternehmer und Schauspieler, die ihn auf die Bühne brachten. Nun sollen wir in der Christlichen Welt eine Resolution abdrucken, die uns aus Berlin zu dieser Sache übersandt wird. Einen ‚Weckruf an die deutschen Künstler, die leitenden deutschen Staatsmänner und alle deutschen Volksgenossen'. Als ob gegenüber diesem schwelenden Übel auch nur das mindeste mit solchen Tönen geschafft würde! Was für einen reellen sittlichen Wert hatten denn auch z. B. die Resolutionen eines hohen Deutschen Evangelischen Kirchentages zu Stuttgart? Ist dadurch auch nur ein Lufthauch gereinigt worden? In unsrer Müdigkeit geben wir uns zuweilen Träumen hin und bilden uns ein, das seien Taten!" ...

Aus diesen Sätzen des Theologen Rade spricht ein solch wehmütiges Ohnmachtsgefühl, daß auch die etwas ermunternden Schlußworte, die sich noch daran anschließen, nichts an dem Gesamteindruck ändern.

*

Aus dem Elsaß

Noch ist die „Affaire" von Grafenstaden in aller Erinnerung, da in einer Versammlung dort Ende Oktober ein Redner unter dem stürmischsten Beifall erklärte, daß er wohl Franzose mit Leib und Seele sei, aber wenn Frankreich an den Überlieferungen des Landes bezüglich der Schule und Kirche rüttele, so müsse das Elsaß über den Kopf Frankreichs hinweg sich an den Völkerbund wenden.

Daß der ganze Chorus der welschen Nationalistenpresse darüber aus dem Häuschen geriet, ist selbstverständlich. Nun war es interessant zu beobachten, welche Stellung hiezu der „Progrès civique" einnimmt. Diese neue Zeitung wird von den elsässischen Intellektuellen viel gelesen, sie rühmt sich ihrer vollkommenen Unabhängigkeit, und ihr Programm ist die soziale Vervollkommnung. Der betreffende Artikel hat die Überschrift: „Par certains catholiques d'Alsace, la France est pays étranger" (nach gewissen Katholiken des Elsasses ist Frankreich Fremdland), und im Klagetone geht es weiter: „Es geht nicht mit unseren wiedergefundenen Brüdern, weder auf politischem noch verwaltungstechnischem noch moralischem Gebiet." Es wird dann von jener Versammlung in Grafenstaden erzählt und behauptet, jene Drohung mit dem Völkerbund sei zur Resolution erhoben worden: — „diese Resolution sei nicht französisch, weder dem Tone noch der Seele nach".

Im gleichen Atemzuge wird dieser „Resolution" die antinationale Haltung der elsässischen Députés gegenübergestellt, und die Berichtigung der elsässischen Volkspartei, die erklärte, daß jene Affäre von Grafenstaden ihre Ursache nicht in neutralistischen Deutungen, sondern in der Erregung wegen der drohenden Laienschule gehabt habe, wird als unaufrichtiges Dementi hingestellt.

„Progrès civique" folgert dann weiter, daß für die elsässische Volkspartei die Beziehungen Frankreichs zum Elsaß nicht nationaler Art seien — „was sehr ernst sei" ... „Und dies drei Jahre nach jenem 11. November 1918 voll unbeschreiblichen Jubels — und heute Ausbrüche separatistischen Hasses!"

Was tun? jammert das Blatt. Es rät der Regierung, sich auf die demokratischen und sozialistischen Elemente Elsaß-Lothringens zu stützen und schließt: „Entledigen wir Elsaß-Lothringen des nationalen Blockes." Hiebei wird ein sehr hübsches neues Wort gebildet, so daß man der Academie Française diesen Sprachkünstler empfehlen möchte. Er schreibt: „Déblocnationalisons l'Alsace et la Lorraine"!

Hat der Mann eine Ahnung! Von der Macht des elsaß-lothringischen Katholizismus und dessen Verankerung im Volkstum scheint P. C. keinen Begriff zu haben.

Ein anderes Bildchen nun aus einem anderen Lager!

Ende November tagte in Straßburg das Oberkonsistorium der lutherischen Kirche (beratende Versammlung der kirchlichen Vertreter). Es wurde hiebei zur Sprachenfrage Stellung genommen; der Hauptpunkt der Tagesordnung war aber die Frage, ob die elsaß-lothringische Kirche der „Fédération protestante de France" beitreten solle.

Ein Geistlicher äußerte seine schweren Bedenken über einen Paragraphen dieser Fédération, welche freundschaftliche Beziehungen zu den Protestanten der mit Frankreich befreundeten Länder vorsehe. Er führte mit Recht aus, daß die Politik für kirchliche Fragen ausgeschaltet werden müsse, daß in Deutschland Millionen von Menschen den Krieg verabscheuen und protestantische Interessen vertreten, und daß z. B. der Freund England von heute auf morgen zu den Feinden Frankreichs gehören könne.

Der betreffende Bericht sagt: „Weiter wurde die Debatte nicht geführt" — und die Vorlage wurde „an die Kommission überwiesen". Mit andren Worten: Als es anfing, brenzlich zu werden, hörte man auf. G. H.

*

Landeroberung durch den Küstenkanal

Über ein Kanalprojekt zu berichten, das 75 Jahre alt ist, ist sicher ein interessantes Ding.

1. Der seit 75 Jahren geplante und nicht gebaute Küstenkanal Unterweser—Unterems ist ein klassisches Beispiel für die partikularistischen Widerstände, die sich einem im allgemeindeutschen Interesse liegenden Werk entgegenstemmten. Da Preußen, Oldenburg und Bremen an dem Kanalgebiet beteiligt sind und jedes für sich besondere Vorteile herauszuschlagen suchte, bekam keiner etwas — zum Schaden der Allgemeinheit.

2. Nach unserer neuen Reichsverfassung ist Wasserstraßenbau Reichssache. Ach du liebes gutes armes Reich, wo sollst du die 300 Millionen hernehmen, die der Bau heute kosten soll? (Was er aber morgen kostet, weiß kein Mensch.) Und dennoch! — Die Kosten müssen aufgebracht werden, denn hier handelt es sich um ein Kapital, das sich gut verzinsen wird. Wiederum bedeutet der Bau viel mehr, als etwa ein gutes Geschäft. Er ist von höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung.

3. Der Schmachvertrag von Versailles sieht den Kanal Düsseldorf—Antwerpen vor. Demgegenüber brauchen wir eine glatte Wasserstraßenverbindung zwischen dem Ruhrrevier und den deutschen Nordseehäfen. Der Dortmund—Emskanal erschließt nur Emden. Soll nicht „Wesermünde" (das Dreistädtegebiet Lehe, Bremerhaven, Geestemünde) und das zerbrochene Kriegshafengebiet Rüstringen-Wilhelmshaven um jede Bedeutung gebracht werden, so müssen diese Häfen und das ihnen landeinwärts vorgelagerte Industriegebiet Elsfleth, Oldenburg, Brake, Varel, Nordenham die Austauschmöglichkeiten nach dem Südwesten, zum rheinisch-westfälischen Massiv haben. In Wilhelmshaven liegen ungeheure Werte, sie müssen lebendig gemacht werden durch die Umstellung in einen Industrie- und Handelshafen.

4. Der Artikel 97 der Reichsverfassung sagt, daß neue Wasserstraßen nur dann gebaut werden sollen, wenn nicht nur Verkehrs-, sondern auch Landeskultur-Interessen in Frage kommen. Wenn das irgendwo der Fall ist, so hier bei dem Küstenkanal. Die gesamte Kanallinie geht (unter Benutzung der Hunte und ihres Kanals) von Elsfleth (unterhalb Bremen an der Weser) westwärts über Oldenburg, Kampe, und mündet bei Dörpen in die Ems. Diese Trace durchschneidet das Hochmoor in seiner ganzen Länge (über 50 km) und gibt damit die Möglichkeit — und zwar die einzige — seiner Kultivierung. Nur ein Kanalbett kann die Moorabwässer wegführen, die sonst mit ihrem Säuregehalt im Unterland schweren Schaden anrichten. Am Huntekanal und an der Peripherie des ungeheuren Moorareals von 300 000 ha ist die Kultivierung mit allerbestem Erfolg aufgenommen.

5. Was bedeutet eine solche Landeroberung für unsern deutschen Landhunger? Müssen unzählige Deutsche auswandern, wenn es hier für tausend und abertausend Hände Arbeit gibt? Harte Arbeit freilich. Aber wenn die Barackenzeit überwunden, winkt schon die Moorkate, aus Torfboden errichtet, und dann das zwar immer bescheidene, aber schöne und solide Kolonistenhaus. Da kann die deutsche Frau einziehen — und wieder ein paar Jahre später spielen deutsche Kinder im Garten um das Haus auf eigener Scholle: Heim — Heimat — deutsche Heimat.

6. Der Kanalverein Oldenburg hat jetzt von neuem in großzügiger Weise die Werbung für den Kanalbau aufgenommen. Seine treffliche Denkschrift bietet reiches Material. Sie wird auf Wunsch zugestellt.

Ich für mein Teil bitte die vielen Lehrer unter den Lesern des „Türmer", dieses Thema des 75jährigen Kanalprojektes in der Heimatkunde einer Besprechung zugrunde zu legen.

Hermann Bousset

*

Thomas Mann

ist als Meister im Konversationsstil anerkannt. Sein neues Buch beweist es wieder („Rede und Antwort", Berlin, S. Fischer). Man findet da gesammelte Betrachtungen, Buchanzeigen, offene Briefe, Plaudereien oder Randglossen — alles in persönlichem Ton gehalten, doch geschmackvoll, auch in den Kleinigkeiten beziehungsreich, überall von sicherem Stilgefühl beherrscht. Dieses Persönliche ist bei solchen kultivierten und reifen Schriftstellern weder Aufdringlichkeit noch Eitelkeit; der Schreiber verwandelt sich in einen Sprecher, er plaudert also, plaudert naturgemäß aus seinem Erfahrungsbereich. Und so fühlt man sich bei Thomas Mann in einem literarischen Salon, wo die Luft gesättigt ist mit der Leidenschaft für gute Bücher und für Probleme der Weltliteratur. Hier ist seine anmutige Stärke — hier seine Grenze.

Er spricht mit ansteckendem ästhetischen Entzücken von seinen Lieblingen — z. B. Fontane, Ed. Keyserling, Chamisso, etlichen Russen —, weiß Nichtigkeiten wie dem Schreiben an einen Buchhändler, an den Simplizissimus, über Alkohol und dergleichen Form und Geist zu geben, durchsetzt allerdings seine immer anreizende und belebende Sprache mit bedenklich vielen Fremdworten (worin er offenbar einen schmackhaften Reiz sieht), hat überhaupt einen ansehnlichen Wortvorrat, um eine Sache oder eine Gestalt zu umschreiben — kurzum, ein äußerst eleganter, angenehmer und feines Literatenberufes vollbewußter Prosakünstler!

Dann aber, wenn er plötzlich etwa den Satz einfließen läßt: „Dehmel, George, mein Bruder (Heinrich Mann), Kerr, Altenberg, ich, wir sind die wahren Kritiker und fragmentarischen Verdeutlicher Nietzsches" — — nein, da beginnen wir erstaunt aufhorchend, des Buches Geistgehalt und philosophischen Ernst auf Herz und Nieren zu prüfen. Wir lesen den etwas gespreizt einsetzenden Brief an den Grafen Hermann Keyserling, lesen die schillernden Bemerkungen über Wagner (S. 360), die Notiz über Heine (wonach dessen Buch über Börne „die genialste deutsche Prosa bis Nietzsche" enthält), lesen, wie er seine Stilkunst für Wassermann, Hirschfeld, Altenberg verwertet in demselben äußerst interessierten Ton wie für europäische Größen, lassen den etwas dürftigen Aufruf für eine deutsche Akademie auf uns wirken — — und nach und nach vervollständigt sich uns das Bild, das wir uns schon aus früheren Werken aufbauten.

Diesem geschmackfeinen Intellektualismus fehlt etwas. Was denn eigentlich? Er ist klug genug, es zu spüren und da oder dort selber anzudeuten. Vielleicht die Fähigkeit zur herzlichen Einfalt, zum Schwung, zur Zornwucht, der Odem warmer Unmittelbarkeit jenseits des literarischen Salons, wo das Leben erst eigentlich anfängt, das Leben selbst, das hier viel zu viel nach Papier knistert — — doch wie soll man das ausdrücken? Ein Verschen von Matthias Claudius fällt mir da ein, eines Herzensmenschen also, der weit abseits von Thomas Manns Verstandes- und Geschmacksrevier Kalender schrieb:

Voltaire und Shakespeare: der eine
Ist, was der andre scheint.
Meister Arouet sagt: ich weine;
Und Shakespeare weint.

So wissen die Ästheten und Artisten, zu denen Thomas Mann gehört, bei ihrer reichen Belesenheit und literarischen Leidenschaft für das Form- und Gestaltungsproblem mit ausgesuchter Eleganz zu sagen oder zu schildern, daß und wie man weint — aber, meine Verehrten, ihr weint nicht! L.

*

Goethes Ehe in Briefen

Wir haben neulich den ausgezeichneten Goetheforscher Prof. Dr. H. G. Gräf in andrem Zusammenhang im „Türmer" — un-

gern genug — erwähnen müssen. Heute möchten wir nur auf ein Werk des Gelehrten hinweisen: auf seine Herausgabe der Briefe Goethes an Christiane Vulpius. Unter dem Titel „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau" sind sie zuerst 1916 in zwei Bänden erschienen, haben eine warme Aufnahme gefunden und bereits nach wenigen Monaten eine zweite Auflage erlebt, die inzwischen auch vergriffen ist. Nun entschloß man sich zu einer Auswahl in einem Bande unter dem Titel „Goethes Ehe in Briefen" (Frankfurt a. M., Rütten & Loening). In Gräfs liebevoller Einführung, die aus der Gesamtausgabe übernommen ist, wurden manche Änderungen, Nachträge und Berichtigungen angebracht; die ausgewählten Briefe sind ungekürzt mitgeteilt. Ein wichtiges, ja für jeden Goethefreund schlechthin unentbehrliches Buch!

Doch etwas im „Vorwort" nötigt uns, noch ein paar Worte zum Schutze des Herausgebers hinzuzufügen. Es ist unglaublich, wie sich der bekannte Kunstschriftsteller Karl Scheffler in der Beurteilung dieses Buches verhauen hat! In der „Voss. Ztg." brachte er einen Aufsatz „Die Entkleidung des Genies". Darin warf er u. a. einem so ernsten Forscher wie Gräf vor, daß durch solche Veröffentlichungen „die Nation ihre großen Männer allmählich mit den Augen des Kammerdieners betrachte", und rechnet den Gelehrten zu den „literarischen Raben", die sich auf den toten berühmten Mann stürzen, „um sich von dem Leichnam zu nähren", wie denn Goethe „überhaupt eine von Herausgebern viel gerupfte Gans sei". Vorgeworfen wird Gräf von Scheffler „Klatsch und Indiskretion", „taktloses Entkleiden, Herumschnüffeln im Unterzeug, Kammerdienerdienstfertigkeit".

Es muß gebrandmarkt werden, daß ein geachteter Schriftsteller von einem vornehmen Gelehrten nebst angesehenem Verlag in einer großen Berliner Zeitung derart sprechen darf. Es begreift sich, daß Gräf angesichts solcher niedrigen Anwürfe einfach „erstarrte" wie beim Anblick des Gorgonenhauptes. Seine Abwehr ist in ihrer klaren Knappheit und ruhigen Bestimmtheit von Grund aus berechtigt.

Wie wünschen diesem handlichen Bande denselben schönen Erfolg wie der Gesamtausgabe. Wie man auch über Goethes Ehe denken mag: man muß die Verhältnisse kennen, ehe man darüber urteilt. L.

*

Hauptmanns „Anna"

Es ist nicht angenehm, von 140 Seiten eines „Ländlichen Liebesgedichts" (Berlin, S. Fischer) feststellen zu müssen: Die Hexameter sind „scheußlich", wie uns neulich ein Literarhistoriker und Universitätsprofessor schrieb. Der Dichter gibt uns da eine Dorfgeschichte, die auf Motive aus Hauptmanns Jugend zurückgreift. Schon in seinem „Vor Sonnenaufgang" erklangen ähnliche Töne (Reinheit inmitten Roheit), doch damals derber und eindrucksvoller, getragen vom Geiste jenes naturalistischen Zeitalters. Dieser jetzige Spätling in holprigen Versen läßt zwar auch den Dichter spüren: in der Verhaltenheit, wie er diese zwei jungen Menschen — Lutz und die etwas rätselhafte Elevin — umeinander herumführt; in mancher reizenden Einzelheit, in manchem rührenden Zug des Alltagslebens; in der feinen Tragik, die bei diesem Idyll als Unterton mitschwingt. Kurz, wir achten auch hier den echten Dichter. Aber — es beschämt und erschreckt uns, wenn wir uns entsinnen, daß ihn jüngst bei der Promotion in Prag Prof. Sauer „den größten lebenden deutschen Dichter" genannt hat. Der Verfasser solcher Hexameter ist also unser größter deutscher Dichter, ist also der Sprecher der schwer bedrängten deutschen Nation! Nun, er ist den größten lebenden deutschen Politikern ebenbürtig ...

Auch in dieser Arbeit ist keine überragende geistige Größe. Die Lebensanschauung geht über den üblichen Nationalismus nicht hinaus. Dieses Mädchen wird an einen Herrnhuter Missionar verkuppelt. Die Frömmigkeit dieser Kreise wird äußerlich gefaßt und durch biblische Redensarten gekennzeichnet, der Karikatur nahe (wie sein „Eman. Quint" für mich ein Zerrbild ist). Der brautlos abziehende Lutz heftet einen Blick auf den Geistlichen und denkt: „Eine Sklavin brauchst du für deinen Wanst, deine Kinder und für deine Geilheit!" Und der Missionar blickt weg und „kann den Blick nicht ertragen".

Auch hier fällt, obschon bei einem scheuen jungen Mann halbwegs begreiflich, des „Helden" Tatlosigkeit auf. Dieser Lutz geht davon, wie jener Loth in Hauptmanns Erstlingswerk, und überläßt das Mädchen seinem Schicksal. Wie weithin dieser Grundzug in Hauptmanns Schaffen nun erkannt ist, beweist eine Bemerkung, die wir neulich in der (übrigens sehr deutschfreundlichen) Neuyorker Wochenschrift „Issues of to-day" fanden. Bei Besprechung des „Weißen Heilands" heißt es dort (wir geben die Sätze gleich deutsch): „Als Drama leidet der ‚Weiße Heiland' an dem Mangel, der den meisten Dramen Hauptmanns gemeinsam ist: der Held ist nicht tatkräftig (dynamic). Montezuma ist seinem Wesen nach weiblich und passiv: wie Heinrich und Henschel, Bockerat und Schilling, Kramer und Crampton wird Hauptmanns neuer Held von seiner Umwelt beeinflußt und reagiert nur matt dagegen. Die meisten von Hauptmanns Helden lassen Hamlet wie einen Herkules erscheinen. Der männlichste und muskulösefte Charakter in den 27 Stücken, die er geschrieben hat, ist vielleicht die diebische Waschfrau in dem Biberpelz und dem Roten Hahn. Aber absonderliche Figuren und viel Mitleid (putty and pity) genügen nicht, um das große Drama zu schaffen."

Wenn aber der amerikanische Kritiker (George A. Schreiner) hinzufügt, Hauptmann würde seinem Ruf und der Bühne einen Dienst leisten, falls er bloß noch über Franz von Assissi ein Stück schriebe und dann schwiege — so möchten wir die erste Hälfte dieser Anregung nicht unterstützen. Hauptmann kann einen dem Niedersinnlichen oder Lüsternen erliegenden Ketzer von Soana durch Kleinschilderung glaubhaft machen, doch keinen Sieger und Meister von Umbrien, dessen Leuchtkraft die entseelte Menschheit wieder mit Glut zu füllen fähig wäre. L.

*

Aufschrei eines Berliner Schauspielers

In einem Berliner Bühnenblatt „Der neue Weg" (15. Okt.) findet man folgenden Aufschrei eines Schauspielers, den der Berliner Spielplan anekelt:

„Am Abend ging ich durch die Stätten, die gebaut sind, daß darin das Wort ertöne, so euch die Größeren der Erde gegeben haben. Und siehe, mich faßte ein Grauen an über das, was sich dort breit machte an Plattheit, Seichtheit, Geilheit, Lüge.

Ward euch dazu vor allem Geschöpf der Erde Vernunft und Sprache, meistert ihr deshalb als einziges Wesen in der Natur die Rede, daß sie gebraucht werde, um Zoten und Aberwitz zu verkünden? Gab euch der Gott Kraft der Bewegung und Gewalt der Miene, damit ihr in Handlung und Geste eure Tierheit widerspiegelt?

Wahrlich, Seen von Schlamm, Meere voll Dummheit, Ozeane, bis an den Rand angefüllt mit Brunst, mußte ich auf jenem Weg durchwaten.

Sind das eure Spiele? Ist das eure Schaubühne?" ...

So geht's noch ein Weilchen weiter. Das genannte Blatt hat den Mut, diesen Aufschrei gegen Würdelosigkeit wenigstens im — Sprechsaal abzudrucken und durch eine Fußnote abzuschwächen.

*

Ein ernstes Sittenbildchen

aus der Zeit der deutschen Friedensdelegation in Paris (1919) wird jetzt vor einem Berliner Landgericht bekannt. Wegen schweren Diebstahls hatte sich dort der Sekretär und Dolmetscher Lapper zu verantworten. Er war bei dem Hauptausschuß für Kriegsgefangene, unter Leitung des damaligen Majors, jetzigen Oberstleutnants Draudt, in Paris lange Monate tätig und stahl 750 000 Franken. Wie der Angeklagte behauptete, soll es bei der Friedensdelegation vergnügt zugegangen sein, so daß es der Angeklagte nach einer wüsten Weinkneiperei in dem Kassenzimmer, bei der sich Oberüber schwer betrank, ermöglicht haben sollte, dem O. den Kassenschlüssel zu entwenden ... Die Ermittlungen ergaben, daß der Angeklagte auf den Rennplätzen in Treneblay und Dauville viel gewettet und sich viel mit Pariser Kokotten abgegeben hat, mit denen er u. a. auf dem Montmartre Sektgelage veranstaltet hatte ...

Solche Lumpen durften in einer der weltgeschichtlich schwersten Zeiten vor den Augen der Pariser die deutsche Nation vertreten!

*

„Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht" ...

Zu Cannes, am 6. Januar des Jahres, sprach Lloyd George: „Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht, daß der, der einen Schaden angerichtet hat, ihn wieder gutmachen muß."

Daraufhin überreicht ihm ein Mitarbeiter der „Tägl. Rundschau" eine kleine Rechnung, die sich sehr bedeutend vermehren ließe:

Ungefähre Feststellungen des Reichsgesundheitsamts über den Schaden, den das zivilisierte England am deutschen Volkstum durch die Hungerblockade 1915/18 angerichtet hat:

Zunahme der Sterblichkeit unter der Zivilbevölkerung:

1915: 88 000 (gegen 1913: + 9,5%)
1916: 121 000 (gegen 1913: + 14,3%)
1917: 260 000 (gegen 1913: + 32,2%)
1918: 294 000 (gegen 1913: + 37,0%)

Ausfall an Lebendgeborenen zur gleichen Zeit rund 4 Millionen, nach Schätzung des Reichsgesundheitsamts mindestens zu einem Viertel infolge der völkerrechtswidrigen Hungerblockade.

Englische Zeugnisse über den Schaden, den das zivilisierte England dieserart in Deutschland angerichtet:

Der Journalist T. W. Wile im „Weekly Despatch" unter der Überschrift „Die Hunnen von 1940":

„Es kommt nicht darauf an, wieviel Kinder geboren werden, sondern ob diese auch gesund sind. Der britischen Blockade ist es gelungen, die Unterernährung der Kinder bereits im Mutterleibe zu erzwingen. Ich weiß, daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt geboren sind, für ein Leben physischer Minderwertigkeit prädestiniert sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die bis jetzt noch nicht empfangen sind, demselben Schicksal verfallen werden. Englische Krankheit wird wohl das Leiden sein, dem man in der Zeit nach dem Kriege bei unzähligen Deutschen am häufigsten begegnen wird."

Der englische Arzt Dr. Sallbey:

„Die deutsche Rasse wird vernichtet werden, darüber besteht gar kein Zweifel... Im Jahre 1940 wird wahrscheinlich eine deutsche Rasse bestehen, die an körperlicher Degeneration leidet."

„Es ist in allen zivilisierten Ländern ausgemacht"...

NB. Wenn man hinzufügt, daß man uns die Kolonien weggenommen, Flotte und Heer vernichtet, Länder vom Leibe gerissen hat und noch dazu unsinnige Milliarden von uns erpressen will — dann wird man sich über die „zivilisierten" Völker, die uns das antun, seine besondren Gedanken machen. O. T.

Mitarbeiter und neue Postgebühren

Die neuen hohen Postgebühren zwingen uns zu einigen Feststellungen im Verkehr mit unsren Mitarbeitern bzw. mit solchen Einsendern, die es werden wollen: 1. Gedichte werden fortan nicht mehr zurückgesandt (auch wenn Rückporto beiliegt, das aber dann ja nicht mehr nötig ist); wir nehmen an, daß man Abschriften davon zurückbehält, und werden im Briefkasten antworten. 2. Handschriftliche dramatische Arbeiten bitten wir überhaupt nicht einzusenden, denn sie kommen für den „Türmer" nicht in Betracht, und zum Begutachten haben wir weder Zeit noch Beruf. 3. Größere Novellen und Romane erbitten wir nur nach vorher eingeholter Zustimmung, wobei eine Antwortkarte beizulegen ist. 4. Allen andren Arbeiten (kleinere Erzählungen, Aufsätze, Stimmungsbilder usw.) bitten wir Rücksendungsporto mitzugeben. — Für klare Schrift, besonders für deutliche, nicht zu blasse Maschinenschrift sind die Setzer dankbar, für knappen Stil, der in wenigem viel sagt, Schriftleitung und Leser.

Verlag und Schriftleitung

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. **Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69.** Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

24. Jahrg. März 1922 Heft 6

Die Bedeutung aristokratischer Persönlichkeiten in der Gegenwart

Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven

General der Infanterie a. D., Dr. h. c.

In seinem „Reisetagebuch eines Philosophen“ führt Graf Hermann Keyserling aus, daß er kein Freund der Idee einer Republik sei. Wo die Menschen vollkommen gebildet wären, würde sie die beste aller Staatsformen sein, die Herrschaft der Besten führe sie aber nicht herbei, denn er Ungebildete sei niemals geneigt, jemand als über sich stehend anzuerkennen. Das Sinken des allgemeinen Niveaus sei daher eine unvermeidliche Folge der Republik. „Das Aufkommen so großer Überlegenheiten wie zu aristokratischen Epochen ist in demokratischen Gemeinwesen — und das sind heute alle Staaten, die monarchisch regierten inbegriffen — wohl überhaupt nicht möglich, denn wo auf die Masse überhaupt Rücksicht genommen wird, sind allzu große Einzelne nicht lebensfähig.“ Wer wollte dem Darmstädter Philosophen angesichts der Dinge, die wir erlebt haben, und noch täglich erleben, nicht beistimmen? Auch frühere überzeugte Anhänger des Parlamentarismus beginnen stutzig zu werden. Wo sind die Talente, die er angeblich fördern sollte? Das Niveau im Reichstage wie in den Landtagen ist vielmehr bedenklich gesunken. Auch sonst ist nicht dem Tüchtigen freie Bahn geschaffen, sondern der flachen Mittelmäßigkeit. Die Halbbildung triumphiert

überall. Daher wird der Ruf nach wahrhaft führenden Persönlichkeiten imme wieder vergeblich erhoben. Wo der Einfluß der Masse maßgebend ist, können si nicht hochkommen.

Bereits vor einem halben Jahrhundert äußerte Tocqueville in der Vorrede z seinem berühmten Buche „Das alte Regime und die Revolution“: „Die Menschhei unserer Tage wird durch eine unbekannte Kraft zur Zerstörung der Aristokrati fortgerissen. Man kann hoffen, diese Bewegung zu regeln und zu verlangsamen aber nicht ihrer Herr zu werden.“ Das ist unzweifelhaft eingetreten. Eine Aristokrati im früheren Sinne als herrschende Klasse ist nicht mehr denkbar. Daraus folgt abe noch lange nicht, daß wir auf aristokratische Persönlichkeiten verzichten müssen Solche sind nicht auf einen bestimmten Stand beschränkt. Ihre Wurzel ist nich im Reichtum, nicht einmal ausschließlich in der Geistesbildung, sondern dort, w sich selbstbewußte und wahrhaft freie Persönlichkeiten zu entwickeln vermögen charakterstarke Menschen, die sich nicht knechten lassen, sondern die Unabhängigkei ihrer Gesinnung nach allen Seiten zu wahren wissen.

Unleugbar ist mit den Aristokratien früherer Zeiten harte Einseitigkeit, Willkür ja Gewaltsamkeit gegen die Schwachen verknüpft gewesen, sei es, daß diese Aristo kratien als solche den Staat unmittelbar beherrschten, sei es, daß sie neben einen Monarchen auf ihre ständischen Rechte trotzten. Aber ist es jetzt unter der Demo kratie bei uns sehr viel anders? Wer im Staate die Macht besaß, hat sie stets z brauchen versucht. Die Art hat gewechselt, die Sache nicht. Es kann auch nich anders sein, denn die Menschen bleiben sich durch die Jahrhunderte im wesentliche gleich. Der Gedanke einer gebesserten Menschheit ist einer der größten Trugschlüsse unserer Zeit. Nicht umsonst spricht ferner Treitschke (Politik II, § 15) von der unwillkürlichen Standesvorurteilen der Durchschnittsmenschen. Er sagt: „Ebenso gut wie adlige gibt es bürgerliche, gelehrte Vorurteile; sie sehen nicht das Ganze der Gesellschaft, sondern nur einen kleinen Ausschnitt.“ Das trifft auch für die Beurteilung der Vergangenheit zu. Über den Schattenseiten aristokratischer Herr schaftsführungen von einst darf man nicht den fördernden Einfluß vergessen, den sie auf die Menschheit geübt haben, vor allem muß die Zeit gebührend berücksichtigt werden, der die betreffenden staatlichen Bildungen angehörten.

Die regierende Körperschaft der aristokratischen Republik Rom, den Senat, wie er im 3. Jahrhundert v. Chr. beschaffen war, bezeichnet Mommsen im I. Bande seiner Römischen Geschichte als „den edelsten Ausdruck der Nation und in Konsequenz und Staatsklugheit, in Einigkeit und Vaterlandsliebe, in Machtfülle und sicherem Mut die erste politische Körperschaft aller Zeiten. Er war ‚eine Versammlung von Königen‘, die es verstand, mit republikanischer Hingebung despotische Energie zu verbinden. Nie ist ein Staat“, fährt Mommsen fort, „nach außen fester und würdiger vertreten worden, als Rom in seiner guten Zeit durch den Senat.“ Treitschke nennt (Politik II, § 19) Rom „die größte, weiseste und mächtigste Republik des Altertums“, und, fügt er hinzu, „es war in seiner klassischen Zeit eine völlig konsequente Aristokratie ... Treffend hat Niebuhr gesagt, man erkenne den politischen Sinn des römischen Adels an der Kunst, wie er Schritt für Schritt zurückgewichen ist und nachgegeben hat, ohne seinem Wesen untreu zu werden ... Immer

wieder findet der alte Adel Mittel, sich durch plebejische Kräfte zu ergänzen. Durch solche kluge Zugeständnisse konnte er sich lange in seiner Stellung erhalten. Dasselbe gilt vom englischen Adel." England ist Jahrhunderte hindurch eine aristokratische Republik gewesen, die Macht lag bei dem wesentlich aus Mitgliedern des Gentry bestehenden Parlament, nicht beim Könige, der nur eine dekorative Spitze des Staates bildete. Es ist denn auch ein arges Mißverständnis gewesen, englische parlamentarische Grundsätze ohne weiteres auf die ganz anders gearteten kontinentalen Volksvertretungen zu übertragen. Die Ergänzung der regierenden römischen und englischen Aristokratie durch neu heraufgekommene Kräfte, die Treitschke hervorhebt, diese Freiheit von starrem Festhalten am Überkommenen aber ist recht eigentlich das Kennzeichen weiter aristokratischer Denkweise. Solche herrschte in unserer alten Armee, deren Offizierkorps sich in dieser Weise immer wieder ergänzt und verjüngt hat, ohne seinen im Grunde aristokratischen Charakter einzubüßen.

Die Haltung des Adels im Mittelalter, namentlich diejenige des deutschen, ist vielfach durchaus schief beurteilt worden. Mit dem Rittertum wird meist der Begriff des Raubritterwesens verbunden und nicht bedacht, daß es sich hier um eine Entartung im späteren Mittelalter handelt, in dem in unserem Vaterlande mehr oder weniger anarchische Zustände herrschten. Darüber wird der sittigende Einfluß, den das Rittertum ausgeübt hat, geflissentlich übersehen. Dieser Einfluß reicht bis in unsre Tage hinein. Er hat sich noch im Offizierkorps des alten deutschen Heeres als mächtig erwiesen. Daß der Adel seine Macht den Bauern gegenüber mißbraucht hat, ist nicht zu bezweifeln, an dem Untergange der alten germanischen Gemeinfreiheit trägt er jedoch keine Schuld. Bei Aufkommen des Lehnswesens haben sich die Dinge vielmehr im allgemeinen so vollzogen, daß sich die Masse der Freien in den Schutz der waffenkundigen und waffenmächtigen Edlen begaben, weil sie in ihnen ihre Helfer und Verteidiger sahen. So sagt denn auch Treitschke (Pol. II, § 19): „Im Altertum war die Härte der Aristokratie noch verschärft durch die Sklaverei, überhaupt durch die antike Lebensanschauung; im Mittelalter zeigt sie eher einen gemütlichen Zug. Glück ist ja ein relativer Begriff; den damaligen Zuständen gegenüber haben wir doch die Empfindung, daß der kleine Mann sich vielfach glücklicher fühlte als in den heutigen Tagen des sozialen Unfriedens. Deshalb werden wir auch durch die ständische Gliederung des Mittelalters nicht abgestoßen." Ihre Auswüchse treten uns dann freilich in der sogenannten ständischen Libertät entgegen, die mit einem gesunden, geordneten Staatswesen unvereinbar war. Der Adel hatte vergessen, daß er vor allem ein solcher der Leistung sein soll. Dennoch haben wir auch hier keinen Anlaß, auf das Mittelalter und den Beginn der Neuzeit herabzusehen, wo die wirtschaftlichen Korporationen, vor allem die Gewerkschaften, bei uns jetzt mit der Regierung wie Gleichstehende verhandeln und ihrem Willen Geltung zu verschaffen wissen. Es ist das Verdienst der absoluten Monarchie gewesen, die ständische Libertät gebrochen und dem Gedanken des einheitlichen Rechtsstaates zum Durchbruch verholfen zu haben. Auch dabei darf indessen nicht übersehen werden, daß, wie Treitschke weiter ausführt, aus den altständischen Zuständen „harte, trotzige Naturen mit steifem Nacken hervorgegangen sind, wie

Konrad von Burgsdorff unter dem Großen Kurfürsten. Das war der Junker im besseren Sinn; wie er im Bösen war, das zeigte in Königsberg das Haus der Kalkstein. Noch das 19. Jahrhundert hat ein Urbild dieser Staatsanschauung gesehen, Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Der ist Hardenberg einmal so trotzig entgegengetreten, daß dieser ihn kurzerhand nach Spandau abführen ließ. Man mag eine solche Anschauung borniert nennen, aber es war auch charakterfest, und nichts ist verkehrter als das liberale Gerede von der Servilität dieses Adels. Gerade das Gegenteil ist die Wahrheit." So sind denn auch die Mitglieder der preußischen Adelsfamilien ihren absoluten Königen, selbst Friedrich dem Großen gegenüber, weit freier aufgetreten, als es in der neuesten Zeit jemals der Fall gewesen ist. Der natürliche Anstand des vornehmen Mannes, von dem einmal Marwitz spricht, war hier die alleinige Richtschnur. Erst die zunehmende Bedeutung des Geldes und die damit sinkende Macht des Adels im Verein mit der fortschreitenden Demokratisierung haben in der neuesten Zeit die unbeugsamen Charaktere immer seltener werden lassen, sehr zum Schaden des Staats, insbesondere aber der Monarchie. Im Zusammenhange mit den veränderten Verhältnissen stand es ferner, daß eigentlich aristokratisches Wesen mehr und mehr einem neuen Junkertum engerer Auffassung wich. Das echte alte preußische Junkertum hat noch einmal in Bismarck seinen glänzendsten Vertreter gefunden.

Von ihm berichtet Freiherr Lucius von Ballhausen (Bismarck-Erinnerungen) ein Gespräch aus dem Jahre 1873, wonach er bereits Friedrich Wilhelm IV. das Unrichtige der Wiederbelebung überwundener ständischer Gedanken und der Zusammensetzung des Herrenhauses vergeblich nachzuweisen versucht habe; wir hätten in Preußen eben nicht eine geborene, einflußreiche, großgrundbesitzende Aristokratie im englischen Sinne, wo der König der erste Pair sei. Auch Treitschke bezeichnet (Politik II, § 17) das preußische Herrenhaus dank den romantischen Wunderlichkeiten Friedrich Wilhelms IV. in seiner Zusammensetzung als gänzlich verfehlt und spottet darüber, daß die Vertreter des alten und befestigten Grundbesitzes in Berlin in möblierten Zimmern wohnten. Es sei klar, daß unser Adel in seinem weitaus größten Teil zur Rolle einer parlamentarischen Aristokratie nicht geeignet sei. Unser preußischer Adel im Nordosten gehöre zwar zu den besten aristokratischen Elementen, aber er sei nicht eine selbständige Aristokratie wie eine Anzahl begüterter alter mediatisierter Geschlechter, er sei monarchisch durch den Dienst im Staate, in der Armee mit der Krone eng verbunden, könne ihr aber in einem Oberhause nicht selbständig genug gegenüberstehen. Es ist zu hoffen, daß diese „besten aristokratischen Elemente", wie sie in unserer alten Armee und in der höheren Beamtenschaft vertreten waren, sei es mit, sei es ohne „von" vor dem Namen, wenn sie augenblicklich aus ihrer führenden Rolle hinausgedrängt sind, neu ergänzt wieder an die Stellen zurückfinden, aus denen sie die Revolution verdrängt hat, und daß außerdem eine selbständige, durch ihren Besitz unabhängige deutsche Aristokratie bestehen bleibt, die sich aus den von Treitschke erwähnten ehemals reichsunmittelbaren Geschlechtern, den Abkömmlingen der bisherigen deutschen Regentenfamilien und den Vertretern der Großindustrie, der hohen Finanz und des Großhandels zusammensetzen würde.

Eine Anzahl durch ihren Reichtum völlig unabhängiger Existenzen, die deshalb noch längst keine Drohnen zu sein brauchen, sind für jedes Land von Wert. In wie hohem Grade, zeigt die Entwicklung Englands. Die parlamentarische Erziehung hat auf Grund dieses Gentlemantums eine Reihe von Staatsmännern entstehen lassen, wie sie kein anderes Land in gleicher Zahl aufweist.

Man könne zwar nicht sagen, meint Ruedorffer („Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart"), daß politische Genies im eigentlichen Sinne in England häufiger anzutreffen seien als anderswo, setzt aber sehr bezeichnend hinzu: „Was die Engländer vor den anderen Völkern voraus hatten und haben, das ist der politische Geist, der die Gesamtheit beherrscht, eine breite politische Oberschicht, deren eingeborene Tradition und geschlossene Denkart einen trefflichen Durchschnitt garantiert, in Ermanglung des Genius dem Talent die Führung sichert, den Pfuscher nicht duldet und immer eine große Anzahl sicher und tüchtig arbeitender ausführender Organe zur Verfügung stellt." Die Entwicklung, die die Dinge bei den Briten genommen haben, kann uns nicht ohne weiteres vorbildlich sein, zumal sie neuerdings eine Richtung eingeschlagen hat, die von der des alten Englands wesentlich abweicht. Daß auch wir Ähnliches hervorzubringen vermögen, wie es hier Ruedorffer an der englischen Gentry lobt, hat das Offizierkorps unserer alten Armee bewiesen. Vor allem für den Generalstab galt, daß in Ermanglung des Genius „dem Talent die Führung gesichert blieb". „Geschlossene Denkart und eingeborene Tradition" waren ferner ein Kennzeichen des gesamten Offizierkorps. Deutschem Wesen widerspricht somit eine aristokratische Schulung dieser Art durchaus nicht, nur ist sie außerhalb der Armee, so in unsrem höheren Beamtentum und vor allem in der Diplomatie in gleich einheitlicher Weise nicht gehandhabt worden. Gerade für die diplomatische Laufbahn aber ist eine feste aristokratische Überlieferung von hohem Wert. Nicht umsonst weist Treitschke in diesem Sinne auf das Beispiel der Adelsrepublik Venedig hin (Politik II, § 19). Er sagt: „Solche vornehmen Signori sind von früh auf erzogen zu dem Zweck, zu regieren. Sie sind von jeher gewöhnt an die adlige Kunst, sich mit Anstand zu langweilen und doch innerlich frisch zu bleiben, die eigenen Mienen zu beherrschen, die fremden darf zu beobachten."

Treitschke setzt bereits für seine Zeit hinzu: „Alles das mutet uns heute schon fremdartig an; es sind Formen des Menschendaseins, die unseren kurz angebundenen demokratischen Sitten anfangen gänzlich verloren zu gehen." Diese Gefahr besteht in der Tat zurzeit im höchsten Maße. Um so mehr haben wir darauf Bedacht zu nehmen, daß uns beim Schwinden des Adels schöner Lebensformen, wie sie eine unausbleibliche Folge der allgemeinen Demokratisierung ist, wenigstens der Adel der Bildung nicht verloren geht. Auf ihn kann Deutschland in hohem Maße stolz sein, denn welches Land könnte sich in der Entwicklung der Wissenschaften mit ihm messen, hätte eine solch glänzende Reihe von Aristokraten des Geistes aufzuweisen? Dieser geistigen Aristokratie aber droht jetzt ebenfalls Gefahr. Schon sind unsere Universitäten in die Lage versetzt, gegen ihre Unabhängigkeit gerichtete Angriffe abzuwehren. Der Kampf um geistige Güter wird noch dazu erschwert durch den überall sich geltend machenden Mangel an Mitteln. Unter dem Schlag-

worte der „Demokratisierung“ wagt man sich unter Mißachtung des Übergewichts, das die Bildung verleiht, auch an die Verwaltung heran. Selbst die Unabhängigkeit der Justiz ist bedroht, und doch ist gerade sie von jeher ein Hort der Freiheit gewesen. Unter dem alten Regime in Frankreich hat der erbliche Richterstand, die noblesse de robe, seinen stolzen Charakter dem absoluten Königtum gegenüber zu behaupten gewußt. In England und in Nordamerika genießt der Richterstand das höchste Ansehen. Friedrich dem Großen rühmt Treitschke besonderes Verständnis für die Bedeutung des Richterstandes nach. Er nennt ihn den größten Juristen unter den Hohenzollern (Politik II, § 24). „Er schuf angesehene, in einem bestimmten Stufengang gebildete Richter, die ihre jungen Mitarbeiter im Kollegium selbst erziehen sollten, was für die Haltung des Standes bedeutsam geworden ist. Die Richter waren unter Friedrich dem Großen in einer relativ sehr unabhängigen materiellen Stellung, viel besser bezahlt als heute bei uns; und sie waren gelehrte Richter, ihre wissenschaftliche Tätigkeit wurde grundsätzlich von oben her begünstigt und gefördert. Hierauf aber kommt sehr viel an. Der Richterstand ist das lebendige verkörperte Recht, er muß mit der Wissenschaft, durch die in gesitteten Nationen die Fortbildung des Rechts im wesentlichen erfolgt, gleichen Schritt zu halten versuchen. Auf der tüchtigen Vorbildung des Richterstandes weit mehr als auf dem Wortlaut der Gesetze ruht die Gesundheit der Rechtspflege.“

Diese Wahrheit will einer Zeit, die in Gesetzmacherei sich nicht genugtun kann, schwer eingehen, und doch ist tüchtige Schulung, nicht nur des Geistes, sondern vor allem des Charakters überall das Wichtigste für Männer in einflußreichen Stellen. Sie ist ein aristokratisches Erfordernis erster Ordnung, dessen auch die freieste Republik, ohne Schaden zu leiden, nicht entbehren kann. Wohl vermögen sie besonders Begabte von sich aus zu erwerben und Fähigkeiten zu entwickeln, die sie zu Führerpersönlichkeiten, ja zu wirklichen Staatsmännern, nicht nur zu Politikern heranreifen lassen, in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle jedoch stellt solche Befähigung sich doch nur als das Ergebnis mühevoller Arbeit mehrerer Generationen dar. Diese Arbeit ist es, die zugleich den Weltmann formt, als dessen Kennzeichen es Clausewitz bezeichnet, daß „der fast zur Gewohnheit geworden Takt seines Urteils ihn immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läßt“.

Ohne solches schöne Gleichmaß der Kräfte ist eine wahrhaft führende, tragfähige Oberschicht nicht denkbar.

Frommer Abend · Von Otto Doderer

Hoch auf den Gipfel in den Raum versprengt,
Bin ich vom Dämmerglanz umgründet.
Die Erde ist in Glut gesenkt.
Der Himmel flammt wie angezündet.

Geläute trägt aus allen Talen
Lobsingend auf das Flurenbeet
Die Nacht. Die Dinge fahlen
Um mich her, der Tag zergeht.

Jetzt hat die Stille Raum und Macht.
Anschmeichelnd drängt sie sich heran.
Die lieben Sterne sind erwacht,
Und wartend bin ich aufgetan.

Landrichter Krack

Erzählung von Anna Schieber

(Schluß)

Ich weiß nicht sicher, ob das fremdartige Kind, das ich Magelone geheißen und dem ich mich verbunden gefühlt hatte, wirklich in dieser Stunde gestorben war. In meinem Innern war es so; ich dachte, daß sie nun langausgestreckt, starr und blaß in einem weißen Kleide und mit den hängenden Zöpfen auf der Brust in den Sarg gelegt und so in den Saal gestellt werde. Der Sarg war von Glas wie bei Schneewittchen; sie hatte die blassen Hände auf der Brust gekreuzt; aber die Kracken traten nicht liebend aus ihrer Zurückgezogenheit heraus und bildeten einen Reihen um sie. Sie sahen mich zürnend an, als ich versuchte, mich zu ihnen hineinzudenken:

Ja, sieh sie nur an! Du kannst sie jetzt nicht mehr zwischen dich und uns stellen. Du wolltest dich wohl loskaufen? Du dachtest, wir seien so leicht umzustimmen? Aber du mußtest doch wissen, daß sie zu den Fremden gehört und du zu uns. Nun mußte sie sterben; nein, nein, sie durfte hier nicht leben, sonst wärest du in die Weite gegangen und hättest uns hier zurückgelassen. Aber das kannst du nicht. Was sein muß, muß sein.

Mir sauste das Blut in den Ohren und trat mir bis in die Augen. Ich ging stumm am Krackenhaus vorüber. Arbeiter schleppten Reisig in den Hof, abgehauene Äste, Gebüsch, allerlei Gestrüpp aus dem Garten. Der Hof lag schon ziemlich voll, vor dem Schuppen lag es hoch aufgetürmt. Ein Mann stand an einem Hackblock und war beschäftigt, kleine, kurze Büschel daraus zu machen. Sie riefen einander Scherze zu. ‚Das gäbe ein schönes Johannisfeuer!‘ sagte der eine. ‚Ach, man kann wohl auch Schnaps damit brennen‘, gab der andere zurück. Sie sagten noch allerlei, was mir unverständlich war.

Die alte Agathe erschien unter der Haustür mit kummervollem Gesicht; sie legte den Finger auf die Lippen und bedeutete den Männern, doch still zu sein. Es war mir, als sähe sie aufmerksam zu mir herüber und als wolle sie mir etwas sagen. Aber ich ging vorüber, denn es konnte ja nicht gut sein, und ich wollte auch nichts hören.

Beim Eingang in die Stadt begegnete mir Frau Ottmar, unsere alte Haushälterin. Sie war nach uns noch einige Wochen im Krackenhaus gewesen, da sie das Inventar durchzugehen und zu übergeben und sonst noch einige Obliegenheiten zu erfüllen hatte. Nun wohnte sie bei einer Schwester, leer und arm, obgleich für ihr Auskommen leidlich gesorgt war. Sie hatte durch ein langes, arbeitsreiches Leben hindurch nach und nach alles Eigene verloren oder doch aufgegeben, sie war nur noch krackisch, wie sie selber sagte. Ich kam hie und da mit ihr zusammen. Dann redeten wir von daheim, von Gewesenem, wie ein paar alte Leute. Heute war sie voller Mitteilungsbedürfnis. Sie war gestern abend oben gewesen; sie deutete mit dem Kopf nach dem Krackenhaus hin. Nein, nicht im Haus, nur im Garten. Der Gärtner hatte ihr Knollen, Zwiebeln und Ableger von Blumen und

Sträuchern aufgehoben; die wollte sie zum Andenken in ihrer Schwester Gärtlein pflanzen. Ich wisse doch, daß dort droben große Veränderungen vor sich gehen? fragte sie. Ich dachte an Magelones Krankheit und Tod und nickte ja. Aber sie meinte etwas anderes. Nein, etwas ganz anderes. Der Gideonsmann habe trotz der großen Kaufsumme ein gutes Geschäft gemacht, das sei ja auch nicht anders zu erwarten gewesen. Er baue eine große Schnapsfabrik dorthin, wo das runde Tempelchen stehe und die Familienbuche und die alten Ahorne. Der ganze Park gehe drauf; er lasse nur den Obstgarten stehen und den Weinberg, denn das sei gerade seine Absicht gewesen, sich den Obstreichtum der Gegend zunutze zu machen; er habe auf diese Weise das Rohmaterial für seine Schnäpse aus nächster Hand. Da werde es nun vom Krackengut heißen: Vornen hui und hinten pfui, denn der Vorgarten und die Terrasse bleibe in aller Pracht und Schönheit stehen. Ich hörte das alles mit an, stumpf und dumpf, und nickte nur hie und da mit dem Kopf, so daß es ihr zuletzt auffiel. Da sagte sie tröstlich und geheimnisvoll, es sei aber noch nicht so weit; ich solle sie ein Stückchen weit begleiten, in die stillere Nebengasse hinein, denn sie habe mir noch etwas mitzuteilen. Ich sei ja kein kleines Kind mehr, dem man nichts sagen dürfe. Und dann erzählte sie mir, sie sei in der Nacht von einer wunderlichen Unruhe befallen worden, und es habe sie nicht mehr im Bette gelitten. Sie sei aufgestanden und schließlich aus dem Haus gegangen, und zwar wie unter einem Zwang den Fußweg, der die Windungen der Straße abschnitt, gegen das Krackenhaus hinauf. Da habe sie im bleichen Mondschein einen lautlosen Zug aus dem Hause herauskommen, den Garten durchschreiten und auf den Fußweg zu gehen sehen, und zwar die alten Kracken alle, Männer und Frauen, ganz wie sie ihr aus den Bildern bekannt seien, in der Tracht ihrer Zeit, mit Perücken, Locken, Bäffchen, Ketten und Spangen. Sie seien langsam und feierlich gegangen, gerade vor sich hin sehend, ohne sich noch einmal nach dem alten Hause umzusehen oder auch ihr, der alten Dienerin, einen Blick oder Gruß zu schenken. Sie sei auf die Seite getreten, um die Herrschaften an sich vorbeizulassen; dennoch hätten die weiten Röcke der Frauen und die pelzverbrämten Mäntel der Männer sie streifen müssen, da der Weg schmal sei, wie ich wisse. Aber es sei nichts dergleichen geschehen, und als sie zaghaft eine Hand ausgestreckt habe, um ein Fältchen der blauen Seide von dem Kleide der schönen und liebenswerten Frau Regine Krack geborene Armbruster zu fassen, da habe sie in leere Luft gegriffen. Um sie her aber sei ein unsichtbares Schleppen, Rascheln, Huschen und Springen gewesen; es sei gewesen, als ob viele geschäftigen Hände Lasten forttrügen.

Alle Kracken seien es gewesen, die da fortgezogen seien — alle bis auf die geborene Leipherr, die den Zug beschlossen, aber immerfort mit ihrem Schlüsselbund gespielt habe und dann auf einmal wieder umgekehrt sei, zurück in das Haus, worauf dann die offenstehende Türe ganz leise wieder hinter ihr zugegangen sei. Die andern aber seien in dem Hohlweg unten verschwunden, und Frau Ottmar sei auf einmal ganz allein in der Nacht dagestanden.

Das alles erzählte sie mir ausführlich, bildhaft, selber geschwellt und erhoben durch die Begegnung, mit einem leisen Triumph darüber, daß gerade sie es war, der die Alten sich zeigten, aber noch mehr darüber, daß sie ‚es sich nicht gefallen

ließen', daß sie einfach gingen, so traurig es war, daß sie die Heimat verlassen mußten. Und dann neigte sie sich noch näher zu mir und flüsterte: ‚Es liegt etwas in der Luft. Es kommt etwas; ich spür's in allen Gliedern. Die alten Herrschaften wissen davon, sie wollen nicht dabei sein, die alte Leipherr allein kehrte um. Die ist aber auch schuld an allem.'

Ich konnte nichts zu dem allem sagen; es war mir, als habe ich das alles schon vorher gewußt und als wisse ich auch, wie es weiter komme. Schicksal und Befehl legten sich schwer und schwerer auf mich; irgend etwas sauste heran und dröhnte in mir. Es war nichts von Kampf oder Überlegung, nur ein Wissen um das Müssen.

Niemand war da, um es zu tun, als ich, und geschehen mußte es. Ich ging durch die Straßen; meine Füße fanden von selber den Weg. Vor mir sah ich hohe, helle Flammen auflohen in die dunkle Nacht hinein, in denen mein Väterhaus verging, ganz und gar aufging. So war es recht, so mußte es sein. Ich hatte dann keine Heimat mehr, aber die Fremden hatten sie auch nicht. Es war reinliche Scheidung.

Als ich nach Hause kam, saß meine Mutter am Flügel und spielte eine sonderbar träumerische Tanzmelodie, nach der beide Schwestern, sich an den Händen fassend, in fremdartigem Rhythmus sich bogen und wiegten. Ein Herr, den ich nie gesehen hatte, saß in einem Lehnstuhl und sah ihnen zu. Doch wußte ich nun sogleich, wer es sei: ein Freund meiner Mutter aus ihrer Jugend her, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, schöne alte Volksspiele wieder aus der Vergessenheit heraufzuholen und aufzuführen. Er hatte sich einen Kreis schauspielerisch begabter Laien dazu herangebildet, und ich wußte, daß er auch meine Schwestern haben wollte.

Sie unterbrachen sich, als ich hereinkam. ‚Denk' nur, großer Bub,' sagte meine Mutter, ‚ich gehe auch mit. Ich hielte es nicht aus, hier zu sitzen und Strümpfe zu flicken, so lange die Mädchen draußen so wundervolle Dinge tun und erleben.' Sie sahen einander alle vier beifällig an und lachten, und ich erfuhr, daß der Freund eigentlich eigens dazu gekommen war, um die Mutter auch für die Spiele zu gewinnen. Er sagte, sie sei dazu geboren, Schönes und Tiefes darzustellen, und sie wurde unter dieser Behauptung rot und sah mich halb verlegen an: Siehst du, so faßt er mich auf. ‚Du bleibst so lang allein, Peter,' sagte sie, ‚Dore sorgt ja gut für dich. Und laß dir nur sagen, daß wir schon nächsten Monat von hier wegziehen. Wir müssen näher beim Zentrum sein.'

Beim Zentrum? dachte ich. Was ist das? Das Zentrum ist doch hier. Aber ich fühlte eine Erleichterung daneben; denn das, was mir früher der Mittelpunkt der Welt gewesen war, das versank ja doch; das gab es dann nicht mehr. ‚Das ist recht,' sagte ich ernsthaft, ‚wir wollen nur gehen; es ist einerlei, wohin, Zentrum ist überall.'

Sie starrten mich verwundert an, offenbar hatten sie eine andere Antwort erwartet. ‚Er ist immer überraschend,' sagte meine Mutter zu ihrem Freund; ‚es ist schwer, seinen Gedankensprüngen nachzukommen.' Er aber nickte mir zu wie einem jüngeren Kameraden. ‚Ich glaube, er meint es ganz richtig', sagte er. ‚Man muß es mit sich herumtragen, nicht wahr?' Aber ich war jetzt nicht in der Stimmung, Gespräche zu führen, es war alles ganz anders als sie meinten; es gab nur eines zu tun; was nachher war, das lag ganz im Nebel. Es war mir, als ob ich dann auch nicht mehr sei, ich dachte nicht darüber hinaus.

Meine Mutter trat zu mir und sagte: ‚Großer Bub, ich muß dir noch etwas mitteilen, was wir seit heute wissen. Dein Onkel Lorenz hat geschrieben — du kannst den Brief lesen —, daß er Unglück in einer Spekulation gehabt habe und daß er uns das Geld, das heißt den Gewinnanteil, den er uns versprochen hat, nicht bezahlen könne. Und nun will ich dir sagen, daß es mir gar nichts ausmacht, und auch deinen Schwestern nicht. Wir leben trotzdem; es gibt noch ganz andere Dinge als Geld, die das Leben reich machen.‘

Dabei küßte sie mich auf die Stirn und sah mir erwartungsvoll in die Augen, was ich dazu sagen würde. Eigentlich wußte sie, daß es mir recht sei, aber wie sehr, das konnte sie nicht wissen. Sie kam mir so schön und vornehm und liebenswert vor; ich sagte fast unwillkürlich: ‚Du bist eine Krackenfrau‘, worauf sie mich an den Ohren nahm und mich lachend ersuchte, nicht gar zu frech zu werden. Aber sie war tief beglückt, denn in manchen Zeiten sah sie mich an, als ob mein Vater hinter mir stecke; dann wollte sie so gerne, daß er mit ihr einig sei.

In jener Nacht stand ich lange am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Der Himmel war bedeckt, aber nicht gleichmäßig; es zogen große und schwere Wolkengeschiebe vor einer fahlen Helle hin, die dahinter stand. Es war schwül, aber ich wußte nicht, ob das nur in mir sei oder auch draußen. Wenn ich jetzt Frau Ottmar wäre, dachte ich, dann sähe ich vielleicht die Alten da am Himmel hinziehen, ich selber sehe sie freilich nicht, aber darum können sie doch da sein. Ein paarmal zuckte eine rötliche Helle am Horizont auf, etwa dort droben in der Gegend des Krackenhauses; es war ein Wetterleuchten. Und ich dachte: Wer weiß, vielleicht stecken sie es selber an, das wäre auch das beste. Es fiel mir ein, daß ich heute am Tage den herabgenommenen Blitzableiter hatte im Hof liegen sehen. Die Arbeiter waren mit dem Ausbessern des Daches beschäftigt gewesen. Es reihten sich schnell Gedanken an Gedanken: Die alten Kracken zogen in den Wolken hin, und einer warf einen zündenden Strahl in den Giebel des Hauses. Es flammte hoch auf, ein Gelächter dröhnte aus vielen Stimmen, und ich sah und hörte zu und hatte nichts sonst dabei zu tun. Es geschah alles ohne mich; das war gut. Aber im Grunde war doch alles mein Werk, denn zog ich nicht inbrünstig wünschend den Blitz herbei?

Ich kroch ins Bett zurück. Eigentlich wußte ich gut, daß es mir nicht so leicht gemacht würde, und eigentlich glaubte ich auch nicht daran, daß die Alten sich selber helfen könnten. Alles, was ich wußte, war, daß die Gideonsleute nicht in unserer Heimat wohnen durften. Ich nicht, aber sie auch nicht. Das war das eine, was feststand, oder vielmehr, was aufs neue sicher geworden war, da nun Magelone aus dem Weg geräumt war.

Als ich in die Schule kam, hörte ich, daß es wirklich so sei; sie war mitten in der Nacht gestorben. Ich dachte, ich wisse es besser; es sei schon gegen Abend geschehen. Aber ich schwieg zu allem, was ich hörte. Es wurde ja auch nicht mir erzählt; der Jokus war da und redete in der Pause davon. Er konnte es nicht anders tun als prahlerisch. Magelone sollte in dem Krematorium einer fernen Stadt eingeäschert und dann in einer Marmorurne beigesetzt werden. Es mußte immer alles so erzählt sein, daß das Geld eine Rolle dabei spielte.

‚Wie kommst du denn heute in die Schule, wenn deine Schwester gestorben t?‘ sagte sein Nachbar. ‚Aber sie ist ja gar nicht meine Schwester‘, gab er zurück. Sie ist kaum verwandt mit uns; mein Vater hat sie aufgenommen. Ich bin doch er einzige Sohn, das habe ich dir doch schon gesagt.‘ Gleich darauf war er dabei u erzählen, daß die Tote prachtvoll aufgebahrt sei, ‚in der Bildergalerie,‘ sagte r, ‚mit Kerzen und Lorbeerbüschen und ganz in Blumen gebettet. Das tut man atürlich trotzdem.‘ Mürrisch setzte er hinzu: ‚Nachher muß man alles ausräuchern, as ist unangenehm, aber es war doch eine Krankheit, die an den Wänden hängen önnte, Schwindsucht, aber nicht gewöhnliche, sondern galoppierende.‘ Er sagte es, ls ob das eine besondere Sorte sei, die sich nicht alle Leute leisten könnten, und ie Zuhörer, die alles über sich hatten ergehen lassen, begehrten nun auf und rsuchten ihn, kein Geschwätz zu vollführen.

Mir fügte sich eins zum andern, oder eigentlich, es war alles eins. War es icht, als ob auch Magelone mir eine Botschaft gesendet hätte durch diesen un-idlichen Schwätzer Jokus? Verbrannt wollte sie sein; sie hatte nicht in unserem ause leben dürfen, aber mit ihm in Flammen aufgehen, das konnte sie wohl, as durfte sie wohl verlangen. Sie gehörte nicht zu den Gideonsleuten, der Jokus atte nicht umsonst so abschätzig von der ganz entfernten Verwandtschaft gesprochen. Wenn man recht zusah, war es gar keine, oder höchstens ein zufälliges bißchen eiblichkeit. Zu mir aber gehörte sie, ich fühlte es von neuem; sie war doch die, ie mit mir vom gleichen Stern her war. Seit sie tot war, wußte ich es wieder el sicherer als zuvor. Ich sah sie, heimlich lächelnd über die Gideonsleute, dort nter Blumen und Lichtern liegen. Es war, als ob sie mir zublinzle: Wir wissen s schon, wie wir das Ganze aufzufassen haben.

Ja ja, ich komme, dachte ich. Immer nur das eine. Ich weiß nicht mehr, ob mand bemerkte, wie weit entfernt ich von allem war, was mich umgab. Ich aube, daß ich irgendwie mechanisch mitmachte, während der Stunden, kann es er nicht sicher sagen. Es war ein furchtbar schwüler Tag. Ich dachte aber, es i in mir, denn ich mußte nun an mein Verhängnis gehen, und es wurde mir eiß und eng davon. In der Tasche trug ich ein Stück von einer gelben Kerze und ne Schachtel Streichhölzer. Hie und da griff ich danach, um zu sehen, ob es Wirk-hkeit sei, in der ich lebe, denn es konnte doch auch geträumt sein. Ich ging nicht ich Hause, sondern in zögernden Umwegen auf den Berg und den alten Turm, rt wollte ich den Abend abwarten.

Das ist nun, dachte ich, das letztemal, daß meine Augen die alte Heimat be-achten. Man kann es sich nicht vorstellen, daß morgen etwas nicht mehr sei, was ute noch ist. Man kann es sich in Gedanken ausmalen, aber die Wirklichkeit ist nz anders. So wenig man angesichts eines gesunden, starken Menschen im Ernst nken kann, er sei morgen schon vergangen, so wenig kann man sich ein Haus egdenken, das groß und breit dasteht. In hundert Jahren, ja, oder auch in einem lben, wenn Steine und Balken abgetragen werden, Stück für Stück, obgleich ich das unnatürlich ist. Aber in wenigen Stunden, das ist unglaubhaft.

Die Sonne ging hinter Wolken hinunter, aber ihr Widerschein lag noch in roten chtern auf den Fenstern des hohen Giebels. Sie sahen mich an wie Augen, in

denen alles von Liebe überströmt, und mein Herz rief schluchzend teure Namen und warf sich hin als an eine liebste Seele: Ich bringe dich um, weil ich dich liebe nein, weil ich muß. Begreifst du es, daß ich muß? Ich täte dir Schlimmeres an wenn ich fort ginge und dich hier ließe. Weißt du das?

Wolken türmten sich hoch und höher; sie hingen schwer über dem Hause und über der ganzen Gegend. Auf dem Dache waren noch zwei Schieferdecker. Sie schafften rastlos, obgleich schon Feierabend war. Begreiflich, denn es kam ein Wetter herauf, und Güsse konnten niederstürzen und ins Haus eindringen. So, nun waren sie soweit, daß der Regen nicht mehr zuviel schaden konnte. Es hatte ja zwar keinen Wert, daß sie soviel Fürsorge übten, denn der Kranke, den sie betreuten, braucht sie nicht mehr, so wenig Magelone mehr die Fürsorge der alten Agathe brauchte die im Haus herumging und die Holzläden schloß nach der Wetterseite hin, und die dabei mit großer Behutsamkeit verfuhr, um keinen Lärm zu machen, da ja die Tote im Hause schlief. Das war jetzt alles umsonst und zu spät. Auch daß die Familienbuche umgehauen war und auf ihrem Angesicht lag wie ein gefallener Riese, und das runde Tempelchen verschwunden war, kam beides nicht mehr in Betracht. Sie hätten auch stehen bleiben können und heute abend mit dem andern untergehen, aber es war einerlei, so oder so, es war ohnehin sichere und beschlossene Sache, und sie mußte jetzt ausgeführt werden, denn der Abend sank tiefer herunter und ich hatte mit mir ausgemacht, daß ich die Kerze unter den großen Reisighaufen im Hof stellen wolle, angezündet, wenn das letzte Streifchen Rot am Horizont verlöscht sei. Das war nun so weit. Noch ein feiner Schimmer, ein allerletzter dann war alles grau.

Ein Wind sauste in den Bäumen; die Äolsharfe schrie, auf einem Turm läutete eine Glocke. Und ich fühlte plötzlich, daß ich ganz allein sei, nicht nur hier oben sondern überhaupt, unausdenklich einsam auf der ganzen Welt. Es gab keinen Menschen, den ich in mich hineinsehen lassen konnte, und keinen, der mich auch nur im entferntesten verstanden hätte, wenn ich versucht hätte, mit ihm von den zu reden, was mich quälte und lockte, und was ich als Befehl in mir spürte. Es kam mich an, daß ich gern jemand gehabt hätte, der in dem allem zu mir gehörte denn das Alleinsein sprang mich an mit irgendeinem Grauen. Es war sonderbar ich dachte: Wenn ich einen Hund hätte, das wäre gut, mit ihm müßte man nicht reden, er wäre nur durch dick und dünn bei mir wie ein Freund. Aber ein Hund war auch nicht genug, denn er verstand ja doch nichts von allem, nur das eine wußte er daß er zu mir gehöre. Wo aber waren nun die Väter alle, mit denen ich mich immer als eins und einig gefühlt hatte, und die mich's geheißen hatten, daß ich hier stehen und auf das Dunkelwerden warten und dann Feuer in unser Haus legen solle?

Nirgends waren sie, oder wenigstens nicht bei mir; ich fühlte und sah nichts von ihnen; sie ließen mich im Stich und hängten es mir auf, daß ich als der Jüngste hinter ihnen her ausräuchere, und daß ich — schreckhaft und wild fiel es mich an in dieser Minute und nie vorher — etwas begehen mußte, was mich nachher mein Lebelang belud mit einer Last, deren Schwere ich nicht recht ermessen konnte. Vielleicht mußte ich in die Fremde gehen, wo mich niemand fand und kannte, und vielleicht war es ein Verbrechen und ich mußte gezeichnet herumlaufen und es

vor jedermann verbergen. Und doch war es unumstößlich nötig, daß es geschah. Ich war nicht schuldig, mein Onkel Lorenz war es, und es war eigentlich eine ible Sache, daß gerade ich es ausführen mußte. Ich war so erregt, daß ich gern eweint und gern meinen Kopf in einen Schoß versteckt hätte, aber es war keiner a, und es gab auch keinen, der dafür in Betracht kam. Und es hub in mir irgend- in Rufen an, das konnte man gebetet heißen oder sonstwie. Es ging in die Ein- amkeit hinein, die mich mit einem dunkel überzogenen Himmel, mit Wind, der n den Bäumen wühlte, mit nah und näher fahrendem Donnerwagen und plötzlich ufzuckenden Blitzen umfing, die greller und häufiger wurden und eine geheimnis- oll unleserliche Schrift in die Wolkenwände hineinschrieben. Was ich rief, war nir selber nicht ganz deutlich, aber es ging um irgendeine Hilfe und ein Dabeisein, nd währenddem stand ich schon mitten im Wetter, das heiß und trocken sich aus- obte, in der Hofeinfahrt und hatte die Hand in der Tasche, um Kerze und Streich- ölzer herauszuholen."

In diesem Augenblick geschah es, daß die Frau Landrichterin ihrem Gemahl eftig und aufschluchzend um den Hals fiel trotz des zuschauenden Generals: „Es t mir ganz einerlei, was Sie dazu sagen, Freund Buz; er kann nichts dafür, der me, arme Bub. Ich hätte sollen seine Mutter sein; ich hätte es ihm angespürt, as weiß ich sicher. Ach, was sind doch die Menschen für arme Tropfen, und wie edürftig sind sie, daß man sie gern hat!" Alle diese Worte brachte sie unter neuer- ngs hervorgebrochenen Tränengüssen heraus. Sie hatte sich lang genug beherrscht, n ihn nicht zu stören, aber nun war es soweit, daß sie den Zustand nicht mehr trug, der sie in sich hinein verwies, als wäre sie gar nicht auf der Welt und ließe n umsonst nach einer Gemeinschaft rufen. Es war ohnehin unerhört, daß man cht schon immer beieinander gewesen war, und besonders in den schwersten Zeiten. uch dachte sie unter heftigem Herzklopfen, sie hätte ihn damals schon leiten sollen, wäre dann manches anders gegangen in der ganzen Angelegenheit.

Der Mann nahm ihre Tränen und ihre Arme um seinen Hals als einen leben- gen und liebreichen Beweis davon an, daß es jetzt ganz anders um ihn stehe s damals, und mochte sie nicht mit einem Wort oder Zeichen kränken, das ihr sagt hätte, er habe diese Sache ganz ohne sie oder sonst einen Menschen erleben üssen und könne auch nachträglich nicht einmal in einem Wunsch etwas davon er dazu tun. So wartete er eine Weile, bis ihr heftiger Liebeswille sich genug tan hatte und sie selber nach der Fortsetzung verlangte, aber mit der bestimmten ersicherung, sie denke gut von ihm, es möge nun weitergehen wie es wolle, und nke auch gut von dem damaligen Peter Krack, der in die Tasche gegriffen habe, n das Streichholz zu entzünden, das ein Haus einäschern sollte.

Der General Buz sog stark an seiner Pfeife. Das Rührende, Überströmende ur nicht so sein Geschmack. „Mach' nur einmal weiter," brummte er, „ich seh' es kommen, daß dir im letzten Augenblick der Engel erscheint, wie dem weiland zvater Abraham, und dir das Messer oder diesmal das Zündholz aus den Fingern nmt. Laß aber nur hören."

Der Landrichter antwortete nicht ihm noch der Frau. Er war schon wieder it. Er sah sich in dem dunklen Hof niederknien, mitten zwischen das aufgehäufte

Gestrüppe hin, hörte es über sich poltern und sausen in den Lüften und fühlte wieder wie einst das heiße, hilflose Entsetzen, unter dem er sich gleichwohl anschickte, zu tun, was er zu müssen meinte.

Und wieder, wie einst, sah er ein weißes, grelles Licht sekundenlang die Dunkelheit zerreißen, ein Licht, in das hinein der furchtbare Schlag dröhnte, sah sich selber jäh hinsinken, wie von Riesenarmen zu Boden geschleudert, indes still und hell aus dem alten hohen Hause eine steile Flamme emporstieg in die Nacht hinein.

Er fühlte, wie unmöglich es ihm sei, selbst den Nächsten und Liebsten mit Worten zu sagen, was in diesen Minuten wie unter großer, klarmachender Erkenntnis sein Leben herumgerissen hatte. Träume waren versunken auf immer, Schuldgefühl hatte ihn überfallen als einen, der inbrünstig wünschend den Blitz herbeigerufen hätte, herabgezogen auf das Haus seiner Väter aus Weltenfernen her, Schicksal und Müssen war dabei in ihm geblieben, das nicht abzulehnen und nicht zu ändern war und darum auch nicht zu bereuen; überströmend dankbar und befreit hatte er mitten in den Schrecken der Feuersbrunst etwas empfunden, das er später Gnade hieß, weil ihm über alles Begreifen hinüber das tausendmal in Gedanken und Vorsätzen begangene Zerstörungswerk aus der Hand geschlagen und von Kräften, die außer ihm lagen, vollbracht wurde. Ihm, dem Schuldigen, war es erspart geblieben, schuldig zu werden. Er hatte es damals nicht auseinanderhalten können, aber er wußte nun doch, daß von hier aus die Kräfte gingen, die das Wesen und den Charakter des Mannes schufen.

Er sammelte sich, den Aufhorchenden den äußeren Hergang der Dinge zu erzählen, schilderte mit kargen Worten das schauerlich-schöne Schauspiel des brennenden Hauses, das unaufhaltsam bis auf den Grund zerstört worden sei, sagte, daß das Gewitter mit jenem furchtbaren Schlag plötzlich aufgehört oder doch sich verzogen habe, und schauderte noch in der Erinnerung daran, wie die Tauben brennend aufgeflogen waren, feurigen Raketen gleich in die Luft geworfen, und dann verbrannt herabgefallen. Aber es war ihm wohl anzuspüren, daß er die Worte nur mit Willensanstrengung und um ein Angefangenes zu Ende zu bringen, aus seinem Innern heraufholte.

„Es will nicht mehr weiter," unterbrach er sich mit einem Lächeln, das eine Bitte um Verzeihung in mehr als einer Hinsicht bedeuten konnte; „es gibt Dinge, die man erlebt, aber nicht wieder sagen kann. Ich wollte euch ja auch nur zeigen, woher mir die Gabe kam, mich in die andern hineinzuversetzen, die sich nicht zurecht fanden im Widerstreit mit dem, was ihnen selber und was den Mitmenschen für notwendig gelten mußte, und denen nicht wie mir die Hilfe kam von einer andern Seite her."

„Die Hilfe?" Der General schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, du bist ein Phantast trotz allem. Gib dir nur keine Mühe, ich sehe dich gut. du gibst heute noch den Elementen recht, die das Krackenhaus zerstörten, ganz abgesehen von der Tatsache, daß du törichter Knabe dadurch nicht zum Verbrecher werden mußtest."

Der Landrichter widersprach ihm nicht. „Ich kann den Knaben von damals nicht anders wünschen", sagte er, und in seiner Stimme lag etwas von Härte, die ihr sonst nicht eigen war. „Er wußte nicht, was später das Leben ihn lehrte,

daß die Wurzeln, aus denen heraus das Geschlecht seiner Väter und auch das seinige erwachsen war, mitten durch sein eigenes Herz hingingen und daß er von den Alten sich nimmermehr hätte lösen können, auch wenn die Fremden ihr Leben unter den geliebten Bildern hingelebt hätten."

Buz brummte irgend etwas, das mit den Gideonsleuten zusammenhing, und sein Freund sandte ihm einen schier übermütigen Blick hinüber: „Es ist ihnen nicht mehr widerfahren, als sie leicht ertragen konnten. Sie haben mit der Versicherungssumme ein neues Haus hingestellt, das ihnen besser zu Gesicht stand als das alte. Eine Ahnengalerie freilich war nicht darin."

Er meisterte ein Lächeln, das über seine Züge ging und das sein Gesicht in etwas dem Knabenbilde ähnlich machte, das über dem Nähtisch seiner Frau an der Wand hing. „Ich war einmal wieder dort, einige Jahre später, als ich schon im Studium der Jurisprudenz steckte. Es stand da ein modernes Haus, mit allerlei Zieraten geschmückt, wie man sie damals baute; eine Sonnenuhr und ein Taubenschlag waren nicht zu sehen, und der Vorgarten, der anstatt der Terrasse vor dem Erdgeschoß in der Sonne lag, erglänzte von Teppichbeeten in allen Farben, wie sie die Kunst des Gärtners zusammengestellt hatte. Dort aber, wo die hohen dunklen Bäume unseres Parks und weiterhin des Obstgartens gestanden waren, ragte der rote Schornstein der Schnapsfabrik in den Sommerhimmel hinein. Der Jokus kam, als drüben eine Dampfpfeife schrillte und die Mittagsstunde ankündete, aus der Fabrik nach dem Wohnhause gegangen. Auch er trug prächtige Farben, und in seiner Krawatte glänzte ein großer Brillant. Er hatte sicherlich alles, was sein Herz begehrte, oder wenigstens war er im Begriff, es sich zu erwerben. Ich aber empfand keinen Schmerz darüber, daß an diesem Ort, der meine Heimat gewesen war, alles so verändert aussah. Ich suchte nicht mehr dort, was ich längst in mich hineingeschlossen hatte: das innere Zugehören zu denen, die vor mir gewesen waren. Eher dünkte es mich, daß ich ihnen nahe sei, als ich nachher drunten im Tale in unserem Familienbegräbnis die Tafeln mit ihren Namen und Jahrzahlen las, alles was noch von ihnen zeugte, seit ihre Bilder in Flammen aufgegangen waren. Aber auch da waren sie nicht; sie waren hingegangen, wo kein Mensch sie finden konnte. Ich aber trug ihr Fleisch und Blut und atmete im Licht, und plötzlich spürte ich mich ihnen verbunden, mehr als je, denn ich war ihr Nachkomme und mußte ihre Art und ihr Wesen weitertragen. Sie hatten nicht für sich allein gelebt, und auch ich durfte das nicht tun; auch ich war für andere da. Mein Weg war aus dem Dämmer meiner träumerischen Kindheit in den Tag der Menschheit hinausgegangen, hart am Abgrund vorbei, wie ich immer noch glaubte, von den Vätern meines Hauses geführt, damit ich wach und ein Verstehender würde. — „Aber," unterbrach er sich, „ihr müßt das alles für euch behalten. Es ist genug, daß ihr es wisset, wie es kommt, daß mir, dem Richter, die fehlerhaften Menschen so nahe stehen, mir, der ich selber kein Gerechter bin."

„Kein Gerechter, und darum ein Liebender!" sagte die Frau Landrichterin und gab ihm beide Hände.

Hausbuch

Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Der Schatz im Acker

Hat Meister Goethe in seinem Garten ein Geheimnis vergraben? Ein Frau behauptet es und hat sogar den Spaten angesetzt. In einem persönlich belebten, mit Lesefrüchten überfüllten Buche hat Frau Els Frucht den Nachweis versucht, daß Goethes Hauptgeschäft im Alter nicht der „Faust" war. Vielmehr habe er zu den „Wanderjahren" noch die vollen denden Meisterjahre geschrieben, worin auch die Faust-Dichtung erklärt sei. Dies Buch habe er im Garten vergraben, wo er sich zuletzt verdächtig oft aufhielt ...

So ungefähr. Kann man dies auch nur einen Augenblick ernst nehmen? Nein, es will uns keineswegs in den Sinn, daß ein so bedachtsamer Meister ein wichtiges Werk dem Zufall einer späten Entdeckung und den Gefahren der Witterung preisgegeben habe. Auch scheint uns der Nachweis mißglückt. Doch ein Wort klingt uns dabei ins Ohr, aus einer Fabel herüber: „Grabt nur, grabt!"

Ein Greis versammelte sterbend seine Söhne, um ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen. „In unsrem Acker liegt ein Schatz," begann er. Da stockte des Sterbenden Stimme. „Wo denn? Wo?" fragten die gierig lauschenden Söhne. „Grabt nur, grabt!" war alles, was er noch zu sagen vermochte; wonach er verschied. Nun gruben die Burschen im ererbten Acker, gruben von einem Ende bis zum andren, gruben, bis keine Scholle mehr vom Spaten unberührt war. Es fand sich kein Schatz, den sie heben und verprassen konnten. Aber der gründlich durchgearbeitete Acker trug im nächsten Jahre doppelte, dreifache Frucht. Jetzt verstanden sie den Alten.

Es liegt ein Schatz in Goethes Garten und im deutschen Acker insgesamt. Jene Frau hat recht. Grabt nur, grabt!

Wo liegt der Schatz?

Ein einziges Wort gibt Antwort: Im Mittelpunkt! Und wo ist der Mittelpunkt?

Es gehört zum wehmütig stimmenden National-Schicksal deutscher Jugend, daß sie immer wieder durch Auslandsbann hindurch muß. Wir sind keine stolz abgeschlossene Insel; wir müssen sie erst aus Charakterkräften heraus schaffen. Und auch diese Charakterkräfte müssen erst gezüchtet werden; denn unser vaterländischer Instinkt ist schwach entwickelt. Gewiß darf und soll der Werdende auf Fernfahrten hinaus; das tut auch der Engländer; doch der Deutsche verliert dabei leicht sein Ich und gerät noch, der Narr, in unreife Hoffart, als ob er nun weitherzig wäre!

Gegenwärtig ist es z. B. der bohrende Dostojewski mit seiner russischen Form von Frömmigkeit und Zerlegung, der einen großen Teil unsrer Jugend in Bann schlägt. Vorher war es Strindberg, war es Ibsen, war es Zola, dem sie erlag. Vom Deutschen Wagner ließ man allenfalls die Musik durchs Nervensystem rauschen, ohne seine gedanklichen Anregungen zu verarbeiten. Mehr freilich wühlte Nietzsche

den Intellektualismus auf. Doch von Humboldt bis zu Bismarck: wieviel Kraft und Schönheit bodenständiger Meister schon allein in Biographie und Briefwechsel! Müssen wir bei Buddha und Laotse und Rabindranath Tagore fischen? Ist unsre germanische Mystik von Eckehart und Tauler bis Böhme verarbeitet? Kennen wir Fichte, kennen wir Schopenhauers tiefe Aufsätze? Kennen wir Schiller und den unendlichen Goethe anders als von der Schulbank? Haben uns die deutschen Dome, Volkslied, Heldensang, Mythos und Märchen, die Meister der Musik und Malerei nicht genug zu sagen?

Sollen wir auch geistig versklaven? Drohende Sowjet-Pest von rechts, drosselnder Entente-Haß von links — und kein knorriges Selbstbewußtsein im Innern: nein, das hält auf die Dauer kein Volk aus!

Auch deutschländisches Studium kann freilich noch hohle Nachahmerei bleiben, wenn der Spaten nicht wuchtig genug einstößt. Der „Grund" ist letzten Endes in unsrem unsterblichen Ich. Eben um zu uns selbst zu kommen, nicht „außer uns zu sein", grenzen wir unser Arbeitsfeld ab. Wozu anders weisen wir immer wieder auf die Symbole Weimar und Wartburg, als um jenen Zustand *ruhiger Festigkeit* zu empfehlen, der sich aus *bewußter Begrenzung* ergibt, woraus allein *Lebensmeisterschaft* hervorgeht?

Wo liegt der Schatz? Ein prachtvoll-stolzes Wort Schopenhauers (Parerga und Paralipomena) möge zusammenfassen: „Jeder denke, daß sein *innerster Kern* etwas ist, das die Gegenwart enthält und mit sich herumträgt. Wann immer wir leben mögen, stets stehen wir, mit unsrem Bewußtsein, im *Zentro der Zeit*, nie an ihren Endpunkten, und könnten daraus abnehmen, daß jeder den *unbeweglichen Mittelpunkt* der ganzen unendlichen Zeit in sich selbst trägt."

Da liegt der Schatz. Sein Sinn und Wesen ist die *strahlende Ruhe*, die *unbrechbare Sicherheit*, der *Frieden der Seele*, die in sich selbst die geistige, göttliche Sonne besitzt.

Das Wunderkästchen

Es wäre wohl ein feinsinniges Buch zu schreiben über Goethes unvollendete Werke: über das Wie und Warum der Nicht-Vollendung.

Weshalb hat er, dem so lange zu wirken erlaubt war, bedeutsam einsetzende und edel geformte Werke abgebrochen? Wollte er uns Nachfahren etwa Aufgaben hinterlassen? Ist es epigonenhafte Rückschau, wenn wir diese Rätsel lebendig ergreifen und nach den Geheimnissen in Goethes Geistgefilde forschen?

Da sind die „Wanderjahre". Ein Kästchen wird uns gezeigt, sogar der Schlüssel dazu abgebildet. Aber wir erfahren nie, was dieses vielbesprochene Kästchen birgt. Ein alter Goldschmied zwar weiß den Schlüssel zu handhaben; die beiden Bruchstücke sind nämlich „*magnetisch verbunden*, halten einander fest, aber schließen nur dem *Eingeweihten*". In der Tat springt das Kästchen auf; der „Goldschmied und Juwelenhändler" ist offenbar ein Eingeweihter; aber er drückt es gleich wieder zu: „An solche Geheimnisse sei nicht gut zu rühren, meinte er."

Hier neckt und lockt immer wieder das Wort „Geheimnis". So schreibt Hersilie an Wilhelm: „Kommen Sie eiligst und bringen das Kästchen mit. Vor welchen

Richterstuhl eigentlich das Geheimnis gehöre, das wollen wir unter uns aus machen: bis dahin bleibt es unter uns; niemand wisse darum, es sei auch, wer e sei." Dann aber, nachdem dergestalt ausgemacht ist, das Kästchen müsse uneröffne zwischen ihnen stehen, fällt plötzlich folgende aufschlußreiche Bemerkung: „Was geh aber mich und Sie eigentlich das Kästchen an? Es gehört Felix; der hat's entdeckt hat sich's zugeeignet, den müssen wir herbeiholen, ohne seine Gegenwart soller wir's nicht öffnen."

Es gehört Felix, dem Sohne Wilhelms: der nächsten Generation, der Zukunft. Es bleibt ein später zu hebender Schatz: ein von uns Nachgeborener zu lösendes Rätsel.

Eine Andeutung, wie das Kästchen zu öffnen sei, wissen wir schon: durch magnetische Verbindung der beiden Schlüsselteile. Noch deutlicher in folgender Stelle kurz vorher; Hersilie erzählt vom Besuche des jugendlichen Felix: „Die Erinnerung an ältere Geschichten bringt uns auf das Prachtkästchen; er weiß, daß ich's habe, und verlangt es zu sehen; ich gebe nach, es war unmöglich zu versagen. Er betrachtet's, erzählt umständlich, wie er es entdeckt; ich verwirre mich und verrate, daß ich den Schlüssel besitze. Nun steigt seine Neugier aufs höchste; auch den will er sehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man niemand sehen; er bittet wie betend, kniet und bittet mit so feurigen, holden Augen, mit so süßen, schmeichelnden Worten: und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimnis von weitem, aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihn, und sprang mutwillig zur Seite um einen Tisch herum. ‚Ich habe nichts vom Kästchen noch vom Schlüssel!' rief er aus: ‚dein Herz wünscht' ich zu öffnen, daß es sich mir auftäte, mir entgegenkäme, mich an sich drückte, mir vergönnte, es an meine Brust zu drücken'" ...

In seinen ungestümen Händen bricht nun aber das Schlüsselchen ab; das Kästchen öffnet sich nicht; mit stürmischen Küssen bedeckt er Hersiliens Mund und sprengt hernach davon.

Hier ist alles Symbolik. Dem ungezügelten Begehren zerbricht der Schlüssel in der Hand; des Herzens Wunderschrein öffnet sich nicht; es gibt kein wahrhaft magnetisches Verbundensein, wie es dem gereiften Eingeweihten erreichbar ist.

Der begehrende Jüngling aber — ein ungezügelter Euphorion, der nach Mädchen hascht — stürzt mit dem Pferd vom überhangenden Rasen in einen Wasserstrudel, wird mit Mühe gerettet und „in den gesellig-anständigsten Zustand" versetzt. Damit endet, vielandeutend, das gedankentiefe Werk.

Ich sage: es „endet". Bilden nicht doch all diese Andeutungen (z. B. Makarie) einen Abschluß, sofern einem späteren Zeitalter feinste Aufgaben hinterlassen sind?

Es liegt in Goethes Garten mehr als ein Geheimnis vergraben.

Die uneröffnete Halle

Wie heißt es im Anfang der „pädagogischen Provinz", im zweiten Buch der „Wanderjahre"? „Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man

durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen; denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten."

Wir erfahren gleich im nächsten Kapitel hiezu ein bedeutendes Beispiel.

Wilhelm tritt an der Hand des Ältesten durch ein ansehnlich Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle. Diese Halle ist mit Gemälden so reichlich verziert, daß sie den Ankommenden in Staunen versetzt. Nun schreiten sie von Galerie zu Galerie; und der Älteste deutet die Wandgemälde.

Die Theologie würde die hier sich entrollende Religionsanschauung eine Art „Synkretismus" nennen, ohne jedoch mit diesem Worte zu erschöpfen, was Goethe meint. In einer Reihe von Bildern sind die heiligen Bücher der Israeliten veranschaulicht; doch gleichzeitig laufen in den Sockeln und Friesen entsprechende Gemälde aus andren heidnischen Religionen mit. Wenn z. B. im Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, erblickt man oben den Apoll unter den Hirten Admets: „woraus wir lernen können, daß, wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Wir sagten: aus „andren heidnischen" Religionen. In der Tat rechnet Goethe die israelitische darunter: „denn eine solche ist die israelitische ebenfalls". Und fährt dann übrigens fort: „Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler andrer Völker: aber an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und, wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit sucht es seinesgleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andren nur zum Rahmen dienen."

Der Älteste spricht hierbei auch von der trefflichen, einheitlich wirkenden Sammlung der israelitischen Bücher und von der Tatsache: „daß sie (jene Religion) ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei durch Tier- und Untier-Gestalten zu bezeichnen."

Mit dem Bilde der Zerstörung des Tempels ist aber die bisher durchwanderte Galerie abgeschlossen. Und nun? Verwundert stellt Wilhelm eine Lücke fest. „Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher ein Gehör geben wollten."

Da erklärt der Alte: dies in jenem Zusammenhange darzustellen, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes stelle eine in sich geschlossene, mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung stehende Lebensreihe für sich dar: hier beginne die „zweite Religion, die Religion der Weisen", im Unterschiede von der Religion der Völkermassen. „Deswegen ist hier (mit der Zerstörung des Tempels) das Äußere abgeschlossen, und ich eröffne Euch nun das Innere."

Eine Pforte tut sich auf, und wir sehen die Bilder der zweiten heiligen Schriften das Leben Jesu. „Sie schienen von einer andren Hand zu sein als die ersten: alle war sanfter, Gestalten, Umgebung, Licht und Färbung. ‚Es ist hier eine neu Welt', sagt der Begleiter, ‚ein neues Äußeres, anders als das vorige, und ei Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neu Welt aufgetan: jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordent liche gemein'."

Der Älteste läßt sich noch näher darüber aus; und der Erzähler fügt hinzu „Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbeiging, so verweilte man hier gern, ma ging gern hier auf und ab." Aber diese Bilder führen erstaunlicherweise nur bi zum letzten Abendmahl, also bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern Wilhelm fragt also „nach dem übrigen Teil der Geschichte" und erhält zur Antwor daß man das Leben Jesu von der Geschichte seines Endes getrennt habe. „Den zu jenen Prüfungen (Lebenswandel) ist jeder, zu diesem (Tod) sind nur wenig berufen." Damit stehen sie auf einmal wieder in der ersten Halle des Eingangs Wilhelms abermaliges Erstaunen, daß man ihn nicht „ans Ende" geführt, wir dahin beantwortet: „Für diesmal kann ich Euch weiter nichts zeigen; mehr lasse wir unsere Zöglinge nicht sehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was Ihr bi jetzt durchlaufen habt: das Äußere, allgemein Weltliche einem jeden von Jugen auf, das Innere, besonders Geistige und Herzliche nur denen, die mit einiger Be sonnenheit heranwachsen, und das übrige, was des Jahrs nur einmal eröffne wird, kann nur denen mitgeteilt werden, die wir entlassen."

Dieses jährlich nur einmal und nur den Reifsten Mitzuteilende, also die dritt Stufe, nennt der Alte „die letzte Religion" und lädt den Besucher ein, nach Jahres frist wiederzukommen: „Alsdann sollt auch Ihr in das Heiligtum des Schmer zes eingeweiht werden."

Aber diese verheißene Einweihung findet niemals statt. Goethe gibt keine Einblick, sondern entläßt uns nur mit einem Ausblick und vermutlich mit eine Aufgabe: das höchste Heiligtum — die Weihe des Schmerzes — zu suchen, z erleben und aus dem Erlebnis heraus selber zu deuten.

Das Rosenkreuz-Kloster

Unter dem Titel „Die Geheimnisse" ist uns bekanntlich ein größeres Gedich des Meisters von Weimar hinterlassen: auch dieses unvollendet.

Eine edle religionsphilosophische Stimmung umweht uns auch in diesem „wun derbaren Liede". Die erste Strophe (wir sehen von der abgegliederten „Zueignung ab) beruhigt uns zwar, wir möchten es nicht als Irrtum fassen, wenn der Pfa einmal sacht in die Büsche gleite, und verheißt uns: „Wir wollen doch, wenn wi genug geklommen, zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen."

Wir kommen allerdings bald schon an ein Ziel: in ein Kloster, dessen Pfort mit dem Rosenkreuz geschmückt ist:

„Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder."

Hier ist also das Symbol jener „letzten" Religion, jenes „Heiligtum des Schmerzes" enthüllt, von dem uns in der Pädagogischen Provinz nur Andeutungen zugänglich waren.

Aber wie stellt sich uns dieses Kreuz dar? Finden wir daran jenen Mann der Schmerzen in seinem Leidenszustand? Nein. Goethe, der dort davon spricht, daß man einen Schleier über diese Leiden ziehe, „eben weil wir sie so hoch verehren", scheint hier in einer ihm eigenen besondren Prägung Antwort zu geben.

„Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
‚Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?'
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimis Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet."

Das ist alles, was wir über das Rosenkreuz erfahren. Bruder Markus tritt ins Kloster und findet hier eine weise Bruderschaft von dreizehn Meistern, und über dem mittelsten Sitz abermals „das Kreuz mit Rosenzweigen". Und wiederum Bilder, auf die auch hier ein „Alter" hinweist, wie dort in den Hallen der „Wanderjahre":

„Du kommst hieher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß diese Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährst, was mancher Held getan.
Was hier verborgen, ist nicht zu erraten,
Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahnest wohl, wie manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erstritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor.
Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Geliebt es dir, so magst du dich bereiten:
Du kamst, o Freund, nur erst durchs erste Tor;
Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
Und scheinst mir wert, ins Innerste zu kommen."

Auch hier also stufenweises Eindringen vom Vorhof in das Innerste.

Doch mit dieser Andeutung entläßt uns der alte Eingeweihte von Weima auch hier. Wir erfahren nicht den Sinn des Rosenkreuzes; wir lernen die Meister nicht näher kennen; wir kommen nicht ins Innerste.

War die Zeit noch nicht reif dafür?

(Fortsetzung folgt)

Zwei Brunnen

Von Elisabeth Gnade

Mittagssonnenschein im März lacht zum Schloß herunter,
Auf dem weiten Rasenplatz regt sich's heute munter.
Kinder springen hin und her, Gäste stehn und schlendern,
Holde Farbenkraft entströmt allen Festgewändern.
Aus dem Marmorbecken steigt hoch ein Strahl nach oben,
Breit geweht in blauer Luft, glitzernd dann zerstoben.
Weiße Hand zu heitrem Spiel hebt die Silberschale,
Und ein jugendroter Mund nippt vom kühlen Strahle.

Tief in düstrer Felsenschlucht, fern im Wald verloren,
Ist ein Brünnlein noch vereist, ganz und gar umfroren.
Mittagssonnenschein im März will den Bann zersprengen,
Sucht durch jede Spalte sich zärtlich hinzudrängen.
Ach, er weckt im Innern wohl Sehnen und Sichdehnen,
Doch da sickern Tropfen nur, still und schwer, wie Tränen.
Selten eines Wandrers Fuß findet Weg und Stelle —
Selten stillt ein Mund den Durst an der keuschen Quelle.

Was ist deutsche Treue?

Von Erich Loewe (München)

Was ist es, das wir als besonders deutsch in der Auffassung des Treuebegriffs empfinden?

Müßig ist die Frage nicht gestellt. Erst einmal aufgeworfen, gerade heute, nimmt sie wachsenden Raum in den Gedanken ein. Das Gefühl sucht klare Antwort zu gewinnen. Gerade heute: in Tagen, da es i einer von nebelschweren Schleiern ringsum verhangenen Welt dünken will, als wäre es auch mit der Treue, wie mit so vielem Wahn, eitler Wahn!

Wo blieb denn deutsche Treue seit den Tagen des Krieges? Blieb sie unterwegs auf den lehmigen Straßen, die von Flandern, von ost- und westwärts und ringsher von überall zurück in die Heimat führten? Waren es hastige Schritte von achtlos darüber hinstapfenden Scharen, die sie als wertloses Gepäck in den Boden traten, ganz und gar in Schlamm und Vergessen wühlten? Ist es Treue, wenn deutsche Fürsten — unter diesen einige, deren Residenz, um nur an das Wittelsbachersche München zu denken, erst durch ihr Zutun aus einer bäurisch wirren Häusermasse zu einer Wunderwelt Schönheitsuchender, zu einer Zuflucht idealen geistigen Strebens geschaffen wurde — aus ihrer selbst gebauten Stadt weichen mußten, von dem Volke eben dieser Stadt aus Haus und Toren gewiesen?

Sollte die Antwort hierauf je zweifelhaft sein, Steine werden sie mit schallender Überdeutlichkeit rufen. Dem Wanderer, der durch die Straßen eines mitteldeutschen Städtchens streift, an steinernem Zierat vorbei, der wie lebend aus Gärten wächst, an hellen, kunstvollen Wohnstätten, deren freie Stirnen Grün umrauscht, an Brunnen, festlichen Häuserreihen, Mauern mit denkwürdiger Inschrift vorüber; der auf den nächsten Hügel steigt und unten sieht, wie zusammengekuschelte Mauern sich ordnen, drangvolle Enge sich aufhellt, zu freien Plätzen sich weitet, wie letzte mittelalterliche Dumpfheit verdrängt wird und doch jedes Wahrzeichen von Wert und Erinnerung einer vergangenen Zeit unberührt bleibt, ihm rufen Steine entgegen: Nicht Undank allein ist es, was in diesen Straßen sich zutrug, sondern Untreue, — Untreue am eigenen deutschen Wesen.

Es ließe sich einwenden, deutsche Treue bewähre sich auf einem anderen Gebiete, sie sei nicht auf die Person, den Einzelnen, sondern auf die Gemeinschaft, die Idee gerichtet. Der Begriff Treue im größeren, weiten Sinn richte sich nicht auf ein Individuum, ein Ding, sondern auf eine Idee, einen Gedanken, sei er nun vaterländischer, ethischer, religiöser oder anderer Natur. Diese dem Ganzen, dem Gemeinwohl zugewandte Treue könne und müsse sich oft in Untreue an der Person verkehren. Ein Diener, der seinen Herrn gegen Sitte und Gesetz verstoßende Handlungen verrichten sieht, kann vor die Wahl gestellt werden, Verräter an der Sitte oder an seinem Herrn zu werden, dem er Treue gelobt hat. Vor dem durch Eide und Altherkommen verpflichteten Soldaten, der die Handlungen seines Königs als selbstsüchtig gegen den Staat und das Gemeinwohl gerichtet glaubt, kann der Zwiespalt aufklaffen, seinem Vaterland oder dem Fürsten untreu zu werden.

Wie sich der Einzelne aus diesen Gewissensnöten hilft, wird nicht von einem größeren oder geringeren Grad seines folgerichtigen Denkens abhängen, sondern eine rein gefühlsmäßige Entscheidung sein, die letzten Endes als Ausdruck seines Wesens tief in diesem begründet liegt. Somit wäre die Frage irrig gestellt: Welche Entscheidung wäre die richtige, welche die unrichtige? Welche Treue ist höher zu bewerten, diejenige, die den Mitmenschen aufgibt für eine gemutmaßte Idee, oder jene, die unerschütterlich, unzerreißbar an dem festhält, dem sie sich erst- und einmalig gesellt hat? Unsere Frage ist hier allein: Ist es wirklich das Verfolgen einer auf das Allgemeine gerichteten Idee, was das Besondere der deutschen Treue ausmacht?

Ein Blick in die deutsche Dichtung und Geschichte läßt offenbar anderes erkennen.

Sieht man in unseren Schriftwerken darauf nach, von germanischen Zeiten bis in letztvergangene Jahrhunderte, wie sich der Treubegriff darin spiegelt; in unserer Geschichte und Sage vom Roland Karls des Großen bis herauf zu Bismarck; vergleicht man unsere Gedankenwelt mit der anderer Völker, wie es am augenfälligsten mit den neueren Russen: Dostojewski, Tolstoi, Gorki geschehen mag, so drängt sich unwillkürlich das Bild auf: Nicht die auf das Allgemeine gerichtete Gesinnung, die Idee, sondern Mannentreue, unwankelmütiges Ausharren bei dem Herrn, Freund, der Geliebten, in deren Dienste man sich gestellt hat, mit einem Wort, die „Staete" ist es, was vorwiegend das Deutsche dieses Begriffes ausmacht.

Von der frühsten althochdeutschen Erzählung bis weit hinauf in das mittelhochdeutsche Heldenepos ist es bei aller sonstigen Verschiedenheit ein Zug, den diese Gedichte gemeinsam haben: Kunde und Preis von Mannentreue. Im Waltharilied steht Hagano vor der Wahl, seinem alten Herrn, dem Frankenkönig Gunthari, den Gehorsam aufzusagen oder, ihm treulich Gefolgschaft leistend, gegen seine Freunde und Gesellen in den Kampf zu ziehen. Nach schwerem Ringen mit sich selbst folgt er seinem König. Das Nibelungenlied von Anfang bis zum Ende meldet von Mannentreue am Gibichungen- und am Bernerhof. In ihr ist der Beweggrund für fast jede Handlung des Gedichtes zu sehen; sie allein ist es, nicht Abenteuerlust wie im späteren höfischen Epos, die Hagen zur Ermordung Siegfrieds treibt. Hagen, der Ungetreue, der Verräter, der Mörder — er ist der getreueste Mann, gilt es dem Dienstherrn. Am Ende des Liedes kann sich der Gefesselte vom Tod retten, wenn er Gunther das Wort bricht und die Stelle des verborgenen Hortes weist. Er hält Treue und geht in den Tod.

Ganz ähnlich so Wittich und Heime, das schändliche Verräterpaar der Alphartsage. Ihre Niedertracht findet nur dort eine Grenze, wo es dem Freund zu helfen gilt. Vor keiner Erbärmlichkeit schrecken sie zurück — ihre beiderseitige Treue zueinander aber ist ihnen unverletzlich, ihr sind sie Hüter vor jeder Anfechtung, unbekümmert um eigenes Leben und Schicksal.

Mannentreue ist das Grundmotiv des umfangreichsten Gedichtes des alten Heldenbuches Caspars von der Rhön, des Hug- und Wolfdietrich. Wie hier, ebenso wie im „König Rother", Meister Berchtung von Meran seine Pflichten zu seinem Pflegebefohlenen und Herrn höher stellt als die Liebe zu seinen eigenen Söhnen,

So ist es in Konrad von Würzburgs inniger Märe von „Engelhart und Engeltrud“ die schrankenlose Treue vom Freund zum Freund, die durch eine Verkettung von Fährnissen hindurch bis zum Kindesopfer führt. Es ist das gleiche Opfer, von dem in dem alten, durch Grimm überlieferten Märchen vom „Treuen Johannes“ erzählt wird. Bei Konrad wird es dem Freund dargebracht, hier ist es ein König, der seinen für große Treue in Stein verzauberten Waffenmeister dem Leben wiedergewinnen will.

Auch in der Stellung des Ritters zu seiner Geliebten wird im deutschen Minnesang mehr als in anderen Ländern das Hörigkeits-, Abhängigkeitsverhältnis des Liebenden von seiner Frouwe hervorgekehrt. Schon aus sprachlichen Unterschieden geht dies hervor: der Minneritter in Deutschland nennt sich mit Vorliebe „eigenman“, „dienstman“, während man in der französischen Lyrik nach solchen Ausdrücken der Ergebenheit, der Unterwerfung vor der Geliebten vergebens suchen wird.

Eine allegorische Verkörperung der persönlichen Anhänglichkeit, der Treue von Mensch zu Mensch stellt in der deutschen Dichtung die Gestalt des alten Eckart dar. Aus dem Mythos von Ermenrich und den Harlungen, angedeutet auch im Nibelungenlied, wuchs sie in die Dichtung der Renaissance und des Barock hinein und wurde hier zum sprichwörtlich aufgeführten Träger des Treuebegriffs, zur typischen Figur des Warners, Ratgebers und Freundes. In Hermann von Sachsenheims „Mörin“ tritt sie als Anwalt des in Sünde geratenen Sachsenheimers gegen die Anklagen der Frau Venus auf, wiewohl die Liebeskönigin hier als Wahrheitsrichterin waltet, ihre Anklagen also gerecht sind. Denn Wortbruch an einem, dem er sich zugesellt und Beistand versprochen hat, würde ihm größeres Unrecht dünken als dies Vergehen an einer nicht greifbaren Moral.

Bei Hans Sachs gehört der „trew Eckhart“ zu den Lieblingsgestalten. Sehr bezeichnend ist eine Stelle in dem Fastnachtsspiel „Der fuerwiz mit dem eckhart“. Der fuerwiz rät dem Jüngling, in den Krieg zu ziehen: „Wenn du dich dapffer werst eins Mans, So wirstu bald ein großer Hans.“ Der „Trew Eckhart“ rät ab: „Im Krieg sichst und hörst nit vil guts, Raub, brand, vergießung menschenbluts.“ Er solle an Gottes Gebot denken: „Du solt nit töden, niemant nichts nemen!“ Aber, fährt er weiter: „Wenn dich dein obrigkeit vermant, so zeuch! Das ist ehrlich und fein.“ (Ausg. Keller, Bd. VII, S. 183.)

Bei Paracelsus, Jörg Wickram, Bartholomäus Ringwald, Agricola, Fischart ist in die späten Volksbücher hinein, wenn auch unter anderem Namen, bald als alter Klausner, Waldbruder, Vogt, als „Paul vom Dornbusch“ in der Geschichte von König Eginhard, kehrt die Eckartgestalt immer wieder. (Volksbücher, hrsg. von Marbach, Nr. 33.)

Freilich: im Zeitalter des Humanismus, später in dem der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, stand die Idee als Zentralmacht im Kreise jeder Anschauung, das einzelne Individuum hatte sich daraufhin einzustellen, hatte alles von sich fern zu halten, was diese Einstellung in Richtung auf ein Moral-, Religions- oder Humanitätsprinzip hätte gefährden können. Noch im „Nathan dem Weisen“ findet sich eine doppelte Einstellung: Dem Tempelherrn gilt seine Dankespflicht gegen

Saladin höher als Kirche, Glaube und Orden, während für Nathan vor der heiß empfundenen Idee einer allgemeinen Wahrheit alles übrige verblassen muß.

In klassischer Zeit kann man dem „treuen Diener seines Herrn" allerorten so häufig begegnen — es sei nur an einige Gestalten bei Goethe, Schiller und Lessing erinnert, an Just und Werner in „Minna von Barnhelm", an Lerse in „Götz" und Max im „Wallenstein" —, daß es sich erübrigt, noch weitere Gestalten hiefür namhaft zu machen.

Zahlreich sind die Beispiele in unserer neuen und neuesten Dichtung für die alte Auffassung des Treuebegriffes, für den Begriff des Dienstes am anderen des Eigenmanns.

Das Bancbanus-Drama Grillparzers verschwand trotz einer außerordentlich günstigen Aufnahme kurz nach seiner ersten Aufführung im Burgtheater für lange von der Bühne. Der österreichische Hof hatte es für die Feier, für die es geschrieben war, nicht geeignet gefunden. Man befürchtete, die Begeisterung für Fürstentreue, die bei Gelegenheit dieses Festes in einer von überallher zusammengeströmten Zuschauermenge geweckt werden sollte, könne durch „Übertriebenheiten" dieses Dramas eher in ein Mißbehagen, in einen inneren Widerspruch gegen so bedienstenhafte Ergebenheit verkehrt werden. Die spätere Aufnahme zeigt, daß solche Befürchtungen nicht gerechtfertigt waren.

In gleicher Weise wie bei Grillparzer ist der Treuebegriff von der deutschen Romantik aufgefaßt: von Tiecks „Tannhäuser und der getreue Eckhart" bis zu Uhlands Trauerspielen der Treue: „Herzog Ernst von Schwaben", „Ludwig der Bayer", La Motte-Fouqués rührseligem „Hieronymus von Stauf" und Immermanns Drama „Ghismonda", in dem die Gestalt des wackeren Dagobert an die alten Meister der Sage erinnert. Im Geiste der Romantik wurzeln noch die Frühwerke Otto Ludwigs, aber ganz aus eigenem Antrieb heraus, ohne nachweisbaren Einfluß von Grillparzers Bancbanus-Drama schreibt er den Plan zum Schauspiel „Eckart", in dem er die Anhänglichkeit an die Person des Fürsten in der Gestalt des Helden bis zu einem Grad der Verzerrung und Übertreibung dartut.

In der Dichtung der jüngsten Zeit, zumal im Drama, tritt die Gestaltung der Mannentreue in einer ganzen Reihe von bedeutsamen Werken hervor. Eines der wertvollsten dieser Art, das viel zu wenig bekannte, an Kraft und dichterischer Schönheit reiche „Hildebrand"-Drama Lilienfeins nur sei hier angeführt. Hildebrand vergaß über der Treue zu Dietrich von Bern sein Weib und Heim, sein Land, sich selbst:

„Mannestreue hielt mich in Dietrichs Gefolge.
Eingeschworen war ich in Etzels Diensten.
Jahr um Jahr verbrauste im wildem Heerzug;
Weichliche Heimsucht ist nicht Heldenweise
Und verschollen — ich war es fast mir selber." (III. Akt, 5. Auftr.)

* * *

Ein ähnliches Bild wie es aus einer Betrachtung der Dichtung hervorgeht, zeigt die Geschichte, auch ohne in ihr hinunterzublicken bis in die Zeiten des altfränkischen Majors Domus, des germanischen Gefolgschaftswesens, mit ihrem

ischen Grundzug persönlichen Verbundenseins zu Kampf und friedlicher Ge-
nschaft; auch ohne Tacitus, dem es so sehr auffiel, „wie die Gefolgschaft nur
ihren Herrn, der Häuptling indes für den Sieg kämpft".

Zweihundert Jahre nachdem sich Frankreich im Zeitalter Richelieus zu einer
ral verwalteten, einheitlichen Nation gestaltet hatte, steht in Deutschland die
instaaterei noch in ihrer Blüte; fünfundzwanzig Teilfürsten regieren über einen
nderten Kreis von Untertanen, von denen viele stolz sind, wenn auch in einer
eren Stufe der Rangordnung, einem eigenen Fürsten anzugehören. Die Macht
Königtums stützte sich auf ein unbedingt ergebenes Heer, eine uralte Gefolg-
ft; dadurch war es von vornherein der Mühe enthoben, um seinen Bestand
ner aufs neue kämpfen zu müssen. Die Ergebenheit geht oft so weit, daß
hältnisse geschaffen wurden, wie sie anderenorts ohne weiteres nicht möglich
esen wären. Deutsche werden von ihrem Fürsten für ein fremdes Interesse
n Deutsche geführt. Bismarck hebt als Beleg hiefür in seinen „Gedanken und
nerungen" (I, S. 292) das Verhalten Badens hervor, „das 1866 seinen Krieg
n Preußen und die deutsche Idee geführt hat, weil die dynastischen Interessen
regierenden Hauses es unabweislich machten", und weiterhin die partikula-
chen Bestrebungen der Welfen; es ließen sich mühelos aus der Geschichte
erns, Württembergs und anderer Teilstaaten eine Reihe von weiteren Bei-
en anführen. Im gleichen Kapitel „Dynastien und Stämme" hat Bismarck
das eigenartige Verhalten Deutscher zu ihren Fürstenhäusern mit einigen
vollen Strichen skizziert. Er gelangt darin zu dem Ergebnis: „Die deutsche
rlandsliebe bedarf eines Fürsten, auf den sich ihre Anhänglichkeit konzentriert".
wenigen Seiten wird dieser Gedanke immer neu wiederholt. „Das Vorwiegen
ynastischen Anhänglichkeit und die Unentbehrlichkeit einer Dynastie als Binde-
el für das Zusammenhalten eines bestimmten Bruchteils der Nation unter
Namen der Dynastie ist eine spezifisch reichsdeutsche Eigentümlichkeit." „Die
ren europäischen Völker bedürfen einer solchen Vermittlung für ihren Patrio-
us und ihr Nationalgefühl nicht. Polen, Ungarn, Italiener, Spanier, Fran-
i würden unter einer jeden Dynastie oder ganz ohne eine solche ihren einheit-
n Zusammenhang als Nation bewahren . . ."

Ob nun diese Art der dynastischen Anhänglichkeit, der deutschen Vaterlands-
und Treue gut ist oder nicht, ob der mehr auf das Nützliche und Allgemeine
tete Patriotismus der Engländer vorzuziehen ist, darauf kommt es nicht an.
en sie Außenstehende verständnislos kritisch hin und her betrachten, sie mit
inologien, wie sie für einen gewissen Teil der Presse des wilhelminischen
lters charakteristisch waren, mit „Servilismus", „Lakaientreue" und anderen
ickenden Beiworten belegen, sie wird dadurch nicht herabgesetzt. Diese deutsche
art ist nun einmal gegeben, und somit ist sie naturgemäß. Es läßt sich daran
rütteln und schütteln.

Um nochmals Bismarck zu zitieren: er bringt allerhand Bedenken in das
gegen allzu weitgehende dynastische Treue, zumal wenn sie auf Kosten des
en geht, und kennt sich selbst bei all dieser Kritik doch wieder gut genug, um
Selbstbekenntnis abzulegen: „Ich habe ein volles Verständnis für die An-

hänglichkeit der heutigen welfischen Part : an die alte Dynastie, und ich weiß r
ob ich ihr, wenn ich als Alt-Hannoveraner geboren wäre, nicht angehörte."
auf einer Seite weiter: „Ich würde gegen das brandenburgische Fürstenhaus
Waffen gehabt haben, wenn ich ihm gegenüber mein deutsches Nationalge
durch Bruch und Auflehnung hätte betätigen müssen." Freilich konnte er
stolzen Satz hinzufügen: „Die geschichtliche Prädestination lag aber so, daß m
höfischen Talente hinreichten, um den König und damit schließlich sein Heer
deutschen Sache zu gewinnen."

Auch aus ganz einfachen, ursprünglichen Äußerungen des Volksgefühls sp
oft der gleiche Gedanke, der dem alten Gedicht von Mannentreue zugrunde l
In kürzester Fassung findet er sich in vergilbten Anzeigen und Briefen aus
Zeit des Siebenjährigen Krieges und lautet dort: „Gefallen für den Alten F

Von manchen seltsamen Geschehnissen, in deren Mittelpunkt Preis der T
über den Tod hinaus steht, weiß der Volksmund zu erzählen. Eine der schön
Sagen, die in diesen Rahmen gehören, ist die vom Tod Barbarossas. Der K
ist in den Fluten des Seleph ertrunken, seine Streiter aber tragen ihn geschm
und bereitet als heiligen Schirm und Hort vor ihren Reihen her zu ferne
Kriegszug. Ähnlich wie in der spanischen Sage der tote Held Diaz dem
voranschreitet, führt hier Friedrich die Seinen von Sieg zu Sieg.

Gleichem Volksempfinden ist besonders starker Ausdruck in dem Sagen
verliehen, der vom Schlummer und Erwachen der alten Kaisergestalten in
Tiefen der Berge erzählt. Als unter Franz II. die deutsche Kaiserwürde für im
zu erlöschen drohte, in den Zeiten schwerster Drangsal und völkischer Not, w
es gerade diese Sagen vom Fortleben und der Wiederkehr des Kaisers, die
einemmal emporblühten, die Gegenstand politischen Hoffens und Sehnens wur
Über Jahrhunderte hinweg verknüpfte im Zeitalter der Freiheitskriege das
und seine Dichter den Traum von neuer deutscher Herrlichkeit mit der Pe
der großen mittelalterlichen Kaiser. „Der wahre Kaiser stirbt nicht" (Immerm
„Kaiser Friedrich II.").

* * *

Also nicht der auf das Abstrakte, Allgemeine gerichtete Zug ist es, der
wiegend das Besondere der deutschen Treue ausmacht: es ist fast immer der ein
Mensch, an den sie sich kettet. Allerdings ist dieser Mensch zugleich Träger
völkischen Gedankens.

Ist es wirklich wahr, daß sie draußen irgendwo auf den Straßen verkümm
die in den sogenannten Frieden hineinführten, die „deutsche Treue"?

Nein und tausendmal nein! Was so tief im Wesen, in der Natur begrü
ist, kann wohl für länger oder kürzer sich verhüllen, nicht aber von einem
auf den anderen ganz und gar verschwinden. Und das ist die hoffnungsfrohe
versicht, die sich aus solcher Betrachtung gewinnen läßt.

Naturhaftes Geschehen ist innere Bewegung bei vollkommener äußerer R
Es kennt keine Hast. Die Wunderpflanze Aloë kann lange Zeit in fahler Nüch
heit stehen, sie entfaltet doch wieder eine Blüte.

Das katholische Finkenbüblein

Von Ad. Holst

Dies ist wohl der niedlichste und kleinste Traum, der mir je beschereet worden, und also mag er hier sein Plätzlein finden als ein Blümlein „Habmichlieb", das inmitten hochfahrender Gewächse steht, still und bescheiden und doch voll lieblichen Duftes dem, der sich zu ihm herederneigt.

Ich saß als Finkenbüblein in einem blühenden Pfirsichstrauch und pfiff zu hren unserer lieben Frau Gottesmutter Maria ein lustiges Frühlingslied, maßen) vermeinte, die Sonne, die mir so wohlig mein Federwams wärmte, das sei r lieben Frauen ihr güldener Heiligenschein, für den zu danken und zu loben ein Herz und meine Kehle ein unaussprechlich Gelüsten empfand.

„Seit wann pfeifst du katholisch?" fragte eine ältliche graue Dohle, die unweits rdrießlich in all der Gottesschönheit auf einem dürren Aste saß und mich höchst ürrisch und mißtrauisch zugleich betrachtete.

„Ich bin so gut evangelisch wie der Doktor Martin Luther selber," pinkte ich rgnügt, „aber warum soll ich die Mutter unseres lieben Heilandes nicht so lieb ben, daß ich ihr mal ein Stücklein pfeif', wie mir der Schnabel gewachsen ist?"

Damit wandte ich dem grauen Griesgram meine wippende Kehrseite zu, wetzte ein Schnäblein am Pfirsichzweig und pfiff zu Ehren unserer lieben Frau Gottesutter Maria nur noch viel süßer und lieblicher denn zuvor. Da entwich die graue ohle, denn sie fürchtete, sich schwarz zu ärgern.

Unten aber im Garten unter dem Bäumlein stand der liebe Doktor Martinus uther im schwarzen Gewand und nickte mir freundlich zu. Er hatte sein „Hänsichen" der Hand, wies ihm die rosa Blüten samt dem Sänger darin und sprach:

„Was ist doch alles Gezänk der Pfaffen und alles Geschrei der Kriegsleute gen ein solch Musizieren eines Vögleins im Blütenbusch! So singe auch du, ein Hänsichen, und pflege der edlen Frau Musika, so wird auch dir der Himmel) auftun und all seine seligen Wunder wie diesem bunten Gesellen, der so lustiglich eifet!" Damit fuhr er gar seltsam mit der mächtigen Hand durch die Luft, und he, der blaue Himmel tat sich weit auf, und ich sah durch Wolken und Winde it hinein in Gottes herrliche Ewigkeit und sahe die Mutter Gottes sitzen mit dem ndlein an der Brust, und sie hatte die lieben gütigen Augen meiner Mutter und nkte mir lächelnd zu.

„Flieg, Finklein, flieg!" rief Hänsichen und klatschte in die Hände.

Da schwenkte ich meine zwei Flüglein und flog und flog — gradwegs mitten ein in das himmlische Paradeis.

Rundschau

Zwei tausendjährige Städte

In diesem Frühjahr können zwei für die Geschichte und Kultur Deutschlands ho bedeutsam gewesene Stätten auf eine tausendjährige Dauer ihrer Stadtrechte zuri blicken, Stätten auf der Nordseite und an der Ostseite des Harzmassivs, welche v möge ihrer überaus günstigen Lage von vornherein geradezu berufen erschienen, Macht u Gesetz, Zivilisation, Christentum und Kultur in den vor tausend Jahren noch wüsten Nord und Osten Deutschlands zu tragen, bis ans Meer und tief ins slawische Gebiet hinein. Zu deutsche Städte, von höchstem Ruhm und Ansehen einst, heute ehrwürdig vor Alter, bescheid ja halb vergessen — feiern ihren tausendsten Geburtstag. Herbei, ihr Enkel und Urenkel a aller Welt!

Von Quedlinburg aus nahm der erste wahrhaft deutsche König Heinrich I. im Jahre 9 seinen Ausgang. Die Sage will wissen, daß dem jungen, helläugigen Sachsenherzog, der a weder lesen noch schreiben konnte, im Harzgau auf dem Finkenherd am Flecken Quittling beim Vogelstellen die deutsche Königskrone angetragen sei. Die Geschichte hat ihm, der se Residenz bis Merseburg vorverlegen konnte, den Ehrennamen des Städtegründers gegeb und einer der ersten Flecken, dem er Mauer, Wall und Stadtrecht gab, war 922 Quittilingabu Hier begründete er auch jenes freiweltliche Damenstift, dem als erste Äbtissin seine Enke Mathilde und nach ihr manche Kaisertochter oder -schwester, Fürstin, im Laufe der schicksa reichen Jahrhunderte vorstand. Heinrich liegt nebst seiner ersten Gemahlin Mathilde in herrlichen alten Krypta des Quedlinburger Domes begraben. Sein großer Sohn und Na folger Otto I. bevorzugte ebenfalls Quedlinburg vor andern Residenzen. Wer erinnert sich nicht an das schöne Gedicht von dem weiland so poetischen Kultusminister Heinrich Mühln Zu Quedlinburg im Dome!... Heinrich IV. hatte sogar gelegentlich den Plan, diese St am Ostharz zu seiner prächtigsten und steten Kaiserpfalz zu machen, wollte eine Stadt wie i siebenhüglige Rom aus ihr gestalten. In der Tat erhielten diese zwei Quadratmeilen Lan im alten obersächsischen Kreise die bedeutsamsten Handelsprivilegien. Quedlinburg gehörte spä zur deutschen Hansa, und seine Äbtissinnen hatten unmittelbare Reichsstandschaft, Sitz u Stimme auf der Prälatenbank des Regensburger Reichstags, hatten das Fürstengericht un dem hohen Baume inne. Viele Kämpfe mit den Bischöfen von Halberstadt, mit dem u wohnenden Adel. Wer denkt da nicht gleich an den „Raubgrafen" (Albrecht von Regenste des berühmten Quedlinburger Dichters Julius Wolff? August der Starke verkaufte die ga Reichsabtei, deren Schutzherr er war, mitsamt seiner einstigen Geliebten, der berühmten Ma Aurora Gräfin von Königsmarck, welche dort als Pröpstin endete, an Preußen. Klopstock wu hier auf. Des alten Fritzen ähnlichste Schwester Anna Amalia war eine der letzten Äbtissinn Jérome schlug Quedlinburg zu seinem Königreich und vergab die Einnahmen daraus an i fröhlichen Ritter des Ordens von der westfälischen Krone. Letztlich fiel Stadt und Stift, neu hundertjährig, an Preußen.

Nun naht ihr Tausendjahrtag. Das Deutsche Reich, das in jenen Zeiten von hier aus mit inen Ausgang nahm und in Heinrich I. seinen ersten und emsigsten Pionier hatte, es ist heute g verarmt, verringert und halb verwahrlost. Sittenzerfall — Niedergang überall! Aber die tätte, wo des ersten deutschen Königs Asche im steinernen Sarge ruht, sie steht auf hohem elsen und überdauert die Zeiten und Zeitläufte. Sie mahnt! Wie zwei Schwurfinger ragen e Quedlinburger Schloßtürme steil über der alten Stadt gegen den ewigen Himmel: Ge enke, daß du ein Deutscher bist, und schwöre, daß du ein Deutscher bleiben willst!

Und über Tal und Hügel, im Norden der Harzberge die andere tausendjährige Stadt — oslar. Sie mahnt ingleichen, sie hat noch sinnenfälligere und ehrwürdigere Zeichen alter eutscher Reichsherrlichkeit, mit denen sie dem vergeßlichen Geschlecht der Enkel ins Gewissen richt. Auch hier ein Finkenherd, wo König Konrads Abgesandte den Vogelsteller Herzog einrich zuerst, aber vergebens suchten. Hier lag seine Pfalz zu Werla, und ebenfalls 922 gab dem Bergdorf am Fuße des steilen Rammelsberges, dem Flecken Warsleben und dem Flecken udburg Stadtrecht und eine Ringmauer gegen die schweifenden Ungarn. Goslar, die uralte pferstätte, deren Crodoaltar heute noch gezeigt wird, blühte rasch auf, denn schon unter Otto em Großen fand man Erz im Rammelsberge. Der alte Kaiserpalast (neben dem heutigen aiserhause) sah große und niederschmetternde Tage heiligen Deutschen Reiches römischer lation, zumal unter Heinrich IV. Die bewegten Zeiten, die harten Schicksale, welche Goslar innen tausend Jahren durchgemacht hat, weiß jeder Harzwanderer, kennt die alte Stadt mit ren Altertümern jedenfalls genauer als das schlichtere Quedlinburg im Winkel, woran so iele Bodetalwanderer vorübereilen. Und doch ist dies fast reicher an wundervollen Holz rchitekturen, an historischen Idyllen, als das größere Goslar mitten an den Harzstraßen, heute umal von Ausländern geradezu überlaufen.

Beiden Städten in gleicher Liebe gelten diese Zeilen, die ein Sohn des Harzes, des Quittlin aus schrieb, der oft bemüht war, in Geschichtsromanen die Bilder seiner Heimat vor die eutschen hinzustellen, und darum heute mit einigem Recht ganz Deutschland zurufen zu ürfen glaubt: Vergiß die beiden alten Städte am Harzrand nicht, Goslar und Quedlinburg! as sind so recht die Kernzellen gewesen, aus denen Deutschtum erstand und Deutschland edieh. Das schöne neue Kaiserhaus in Goslar schlägt mit seinen prangenden Wislicenusschen andgemälden das ganze überreiche Bilderbuch deutscher Geschichte vor euch auf — die über eiche Schatzkammer im Quedlinburger Dome zeugt von alten Kulturdenkmalen, die wahrhaft inzigartig sind.

Ihr Quedlinburger und Goslarer Söhne und Töchter in aller Welt, gedenket gern eurer eimat und schickt ihr von weither den Gruß dankbarer Kindestreue! Viel wird zur Jubelfeier n Goslar wie in Quedlinburg kommenden Frühjahrs geplant; festliche Feiern und Schriften, piele, eine Stadtgeschichte, Umzug in alten Trachten werden vorbereitet. Schickt dazu eurer Mutterstadt in treuem Erinnern Gruß und Gabe!

Paul Burg

Die Unerlösbarkeit der Masse

Das Übel der Übel, das sich gerade jetzt in der Streikseuche wieder aufdrängt, ist der Mensch als Masse. Letzten Endes sind alle Zivilisationen in der Masse untergegangen: in der wachsenden Vorherrschaft der Gasse. Wie ein unheilbares Krebsleiden ist die Erkrankung am Massentum und, wie die Geschichte beweist, so sicher todbringend, daß die Vermassung eines Volkes von allen Volksfreunden mit allen Mitteln aus allen Kräften bekämpft werden müßte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Deutschland, im Verein mit Europa, von jen furchtbaren Krankheit befallen ist. Sobald Kultur und Zivilisation eine gewisse Höhe und Bre erlangt hat, tritt die Vermassung des betreffenden Kulturvolkes auf. Und doch ist es gew daß in der Kultur selbst die Keime nicht liegen. Auch einer sogenannten Überkultur Schu zu geben, ist falsch. Die Ursache der Erkrankung am Massentum liegt vielmehr darin, daß d betreffende Kultur wohl in die Höhe und Breite wächst, aber nicht in die Tiefe. Das heiß sie wuchert in die Breite und schießt hoch ins Kraut, weil sie nicht in die Tiefe griff.

Mit dieser Tatsache hat auch Deutschland heute zu rechnen, das mit seinen Volkshochschule populärwissenschaftlichen Vorträgen, bedenklichen Lichtspielhäusern, schlüpfrigen Theatern, ve seuchenden Büchern usw. jene breitgewalzte Afterzivilisation emsig ausbreitet, dergestalt d Vermassung fördernd und also sein eigen Grab schaufelnd.

Da tauchen nun zwei Fragen auf, die Antwort heischen:

1. Ist die Masse wirklich unerlösbar?

2. Was kann man noch tun?

Was Masse bedeutet und vermag bzw. nicht vermag, darf als allgemein bekannt angenomme werden. Als unbezweifelt darf auch gelten, daß die Masse, die sich natürlich aus Angehörige aller Klassen und Schichten zusammensetzen kann, ein eigenes Gepräge nicht hat, daß s weder einen eigenen Willen besitzt noch eine selbsttätige Auftriebskraft: auch von einem ih irgendwie ans Bewußtsein rührenden Zweck und Ziel kann keine Rede sein; sie ist lediglic Masse. Es soll dahingestellt bleiben, ob man sie einem Klumpen belebter Urmaterie vergleiche darf, die, ohne Bewußtsein und geistige Produktivität, lediglich ihr primitives, dumpfes Urdasei lebt, bis ein Katalysator sie in eine gewisse Bewegungsrichtung und -entwicklung hineinstöß Sicher ist, daß ein außerhalb der Masse stehender, ihr über- oder untergeordneter Wille s mit Leichtigkeit beherrschen und zu jedem Tun gebrauchen oder mißbrauchen kann. Namentlic der Mißbrauch gelingt zumeist leicht, weil er zu einem Rückfall (Zersetzung) in vorzeitlich primitive, tierhafte Zustände führt, und kann bis zur Selbstzerfleischung der Masse getriebe werden. Dabei ist es bedeutsam, daß, wie festgestellt worden, die meisten Führer einer miß brauchten Masse Geisteskranke waren oder abnorm veranlagte Individuen: Verbrecher!

Weniger leicht gelingt das Mitreißen der Masse zu einer sittlichen, positiven Tat. Und wen die alte und neue Geschichte auch dafür Beispiele aufzuweisen hat, so bleibt dennoch die Tatsach bestehen, daß die Masse, selbst wenn sie als Masse einmal für eine aufbauende Tat, für eine Akt historischer Schöpfung gewonnen, also von einem geistig-sittlich über ihr stehenden Führe mitgerissen worden ist, Masse bleibt; daß also dieses Ausführen der Tat des Führers (den nichts anderes ist die „Tat" der Masse) die Masse als Masse kaum irgendwie beeinflußt. Da lehren viele Beispiele, die zeigen, wie dieselbe Volksmenge, die heute ihrem Führer zu ersprieß licher Tat folgt, ihn morgen, der Willensmacht seines schärfsten Widersachers erliegend, fluchen zerstampft, um zugleich alles, was sie aufgebaut hatte, wieder zu vernichten. Dabei sei zu gegeben, daß sich die Masse insofern ändern kann, als sie sich zeitweilig aus anderen Bestand teilen zusammensetzt; daß sich Einzelne von ihr losringen oder von ihr losgesprengt werden wofür andere aber sofort wieder in die Masse hineingezogen und aufgesogen, d. h. als Wille als Charakter, als Person aufgelöst werden, so daß das Sammelbecken gewissermaßen imme vollgefüllt ist, als wäre es die eine Schale der Weltenwage, die aus urgesetzlicher Notwendigkei immer im Gleichgewicht stehen muß.

Unzählige Versuche sind gemacht worden, die Masse aus der eisernen Umklammerung de Unveränderlichkeit zu retten, sie auf eine höhere Stufe des Bewußtseins zu heben, ihr durc Kenntnisse und Erkenntnis eine gewisse Lösbarkeit zu geben. Die Versuche sind jedoch all gescheitert. Denn es scheint, als ob die im Menschen der Masse wirkenden atavistischen Gewalte zu stark wären, als daß ihre Überwindung gelingen könnte; als ob die Masse die natürlich

rm desjenigen voreiszeitlichen Zustandes wäre, den nach dem biogenetischen Grundgesetz die nschheit durchmachen muß. Das gäbe auch eine Erklärung ab für die Tatsache, daß die Masse solche weder ethnographisch noch geographisch noch zeitlich unterschieden ist; sie ist in der nzen Welt immer gleich willenlos, haltlos, geistlos, dem sogenannten Protoplasma oder chleim vergleichbar.

Was nun die Art der angestellten Versuche anlangt, so sind sie ebenso mannigfach wie lreich. In etlicher Hinsicht müssen auch die gewaltigen Anstrengungen der großen Religionster hierher gerechnet werden. Denn diese machtvollen Unternehmungen galten der Erlösung Masse, sofern die Veredelung und Erlösung von Einzelseelen eine Verringerung der Masse stellen. Nichtsdestoweniger ist die Masse als Ganzes heute noch genau so unverändert und veränderlich, wie sie es vor all den Jahrtausenden war. Freilich wäre zu bedenken, daß ser Zeitraum von etwa acht Jahrtausenden winzig klein ist im Vergleich zu den in Betracht ziehenden Jahrmillionen, und daß also eine Veränderung noch gar nicht hätte in Erscheinung ten können. Aber es sprechen auch andere Tatsachen und Überlegungen für die Unerlösbarkeit : Masse.

Zwar sind wir Menschen imstande, auf Grund unsrer hochentwickelten geistigen Fähigkeiten mvoll und mit höchster Bewußtheit unter Anspannung und Vereinigung aller Kräfte der enschen auf Erden, eine Umwandlung oder Abwandlung der Masse zu unternehmen; aber ch das dürfte ohne Erfolg bleiben. Zunächst sind ja auch solche Versuche schon vielfach gemacht rden. Wenn wir von der gewaltigen Tätigkeit der Religionsstifter absehen, indem wir ihnen es planvolle, bewußte Vorgehen in bezug auf die Masse nicht unterstellen, so wäre aber Tätigkeit der römischen und griechischen Kirche und ihrer Nachahmer hier durchaus heranziehen. Auf anderem Gebiet sind Cabet und der Menschenfreund Robert Owen und andere ig gewesen, die kommunistische Kolonien gründeten, um die Masse von der wirtschaftlichen ite her zu erlösen. Und derlei Beispiele ließen sich vertausendfachen, aber es würde zu weit hren, hier näher darauf einzugehen.

Nur erwähnt seien aus neuerer Zeit die ununterbrochenen Bemühungen der zahllosen reine und Bünde, die alle die Erlösung der Masse auf die unterschiedlichste Weise anstreben. er auch sie scheitern — und zwar seltsamer- oder besser: kennzeichnenderweise alle an demben Punkt: an ihrem Wachstum. Sobald ein Verein oder Bund eine der Spannweite ner Idee entsprechende Zahl von Mitgliedern überschreitet, verfällt er unweigerlich dem assenschicksal, d. h. er geht als Persönlichkeit zugrunde. Die Spannweite einer Idee aber (so widerspruchsvoll es klingt) um so geringer, je höher, größer, erhabener diese Idee . Nur die Ideen der Mittelmäßigkeit haben weite Spannweiten und vermögen größere Mengen n Einzelpersonen zusammenzuhalten und trotz der sie sonst voneinander unterscheidenden und ht selten trennenden Eigenarten und selbstsüchtigen Regungen bis zu einem gewissen Grade vereinigen. Eine starke, hochliegende Idee versagt bei einer größeren Menge unterschiedlicher enschen auch schon deshalb, weil sie um so mehr Ausschließlichkeit der Hingabe fordert, je höher steht. Jedenfalls haben auch die politischen Parteien, soweit sie sich an der Erlösung der asse versuchten, durchaus versagt. Am deutlichsten zeigen das die sogenannten Arbeiterrteien, die leider in der Masse untergegangen sind, und zwar um so gründlicher, je radikaler sich um der Masse willen gebärdeten. Dafür liefert der Bolschewismus den traurigsten eweis, weil, wenn alle „Feinde der Republik und freien Menschheit", alle „Verschwörer gen die Beseitigung des Unrechts und Unheils und gegen die Errichtung des Reiches der enschenwürde und allgemeinen Glückseligkeit" vernichtet sein werden, nichts übrig bleiben ird als das Tier. Gegen diese Behauptung spricht auch die französische Revolution mit ihren chlächtereien und dem ums Blutgerüst tanzenden Pöbel nicht, und auch nicht die Vorgänge r deutschen Revolution, namentlich im München der Geiselmorde. Das „Tier" aber ist kein iel menschlicher Entwicklung.

Es war schon vorhin darauf hingewiesen worden, daß die (positiv schöpferische) „Tat d Masse im günstigsten Falle die Ausführung der Tat ihres Führers sein kann, also eine m nische Verrichtung, die auf das Wesen der Masse keinen dauernden Einfluß hat und den a als „Leistung" nicht angesprochen werden darf. Denn Leistung ist die Eigengestaltung irgend Idee, also ein Vorgang, eine Tätigkeit, die nur zustande kommen kann im Schmiedefe eigner Entwicklung; sie ist ein Produkt persönlichsten Werdeprozesses. Und nur Leistune haben für die Entwicklung der Menschheit Wert; nichts anderes sonst. Wäre die Erlösung Masse überhaupt möglich, müßte die Masse imstande sein, eine Leistung zu vollbringen. n das eben kann sie nicht. Die inneren Gründe sind oben schon angeführt; die bloße Erfahr lehrt überdies, daß es immer nur die Einzelpersönlichkeit war, die zu einer Leistung gelan und zwar fast ausschließlich war es der Abseitsstehende, also derjenige, der am weitesten v der Masse entfernt war. Die Frage, ob es nun seine Leistung war, die ihn abseits stellte uns Betrachtende), oder ob er im Gegenteil infolge seines Abseitsstehens zur Leistung langte, wird sich dahin beantworten lassen, daß beide Momente im Unterbewußtsein des die Erzeugung einer Leistung von Anbeginn an irgendwie besonders organisierten Mens wechselseitig wirkten.

Die Unerlösbarkeit der Masse wird auch nicht durch Heraklits panta rei (alles fließt) an fochten, sondern im Gegenteil bestätigt. Die ewig fortschreitende Entwicklung ist, von uns menschlichen Standpunkt aus gesehen, eine Folge der Leistungen unserer Pioniere. Sie bah den Weg, sie werfen ihre Ideen in den dunkeln Weltenraum und leuchten uns vor. Ihre We heit aber, die sie auf ihrem just erreichten Gipfel weithin leuchtend, lockend und tröstend r richten, ehe sie unaufhaltsam weiterstürmen zu neuen Gipfeln, wird alt, ehe der Troß, die Ma sie in langsamer, mühsamer Wanderung erreicht hat. Eine Wahrheit aber von gestern, geschwe denn von vorgroßväterlichen Zeiten, ist längst eine Unwahrheit geworden, denn den Leistend die unaufhaltsam von Tag zu Tag weitereilen, gebiert jeder Tag eine neue Wahrheit, j neue Wahrheit einen neuen Tag: weil sie eben Lebendige oder Schaffende sind. So ka die Masse niemals im Tage des lebendigen Schaffens landen.

So müssen wir uns mit der manch einem vielleicht trostlos erscheinenden Unerlösbark der Masse abfinden, wie wir uns mit der Undurchsonnbarkeit der Nacht abgefunden hab

Aber eben weil wir diese Unerlösbarkeit anerkennen und als unabänderlich hinnehm müssen, müssen wir alle Mittel und Kräfte anwenden, die Vermassung des Volkes a zuhalten. Vielleicht ist das schon dadurch möglich, daß man dem ganzen Volk diesen un heuern Fluch: — die Unerlösbarkeit der Masse — aufzeigt; daß man die Mitlebenden erkenn läßt, wie sie als Masse nichts, als Persönlichkeit alles sind; daß eine Vermassung (a und erst recht die organisierte!) wohl wirtschaftliche Vorteile bringen kann, aber dafür u weigerlich zum geistig-sittlichen Verfall und Untergang führt. Es geht um alles. Und dar muß alles aufgeboten werden, um den einzelnen aus dem Strudel herauszukämpfen u zu verhüten, daß er der Masse verfalle; um dem einzelnen einen eigenen inneren Halt geben, einen Willen und Zweck zu schaffen, kurz, ihn statt Masse beseelte Persönlichk werden zu lassen.

Hier liegt die deutsche Aufgabe, von deren Lösbarkeit unseres Volkes Sein oder Nic sein abhängt.

Leonhard Schrickel

Vom jungen Singen und Suchen

Der junge Verfasser der „Fluchtnächte in Frankreich“ ist uns schon aus früheren Türmerbeiträgen bekannt. Der dazugehörige Scherenschnitt will nicht als Kunstwerk beachtet sein, nur als Kunstwille eines dreizehnjährigen Wandervogelmädels. D. T.

Es war im Thüringer Land auf einer Burg: da fand ich es wieder, jenes tiefe, reiche Singen und Klingen des Volksliedes, nach dem ich lange gesucht.

In den Nachthimmel ragte silhouettenhaft streng ein Schloßgiebel, vor dem der halbrunde Altan über der Tiefe sich dehnte. Es saßen dort einige Gestalten im Dämmergrau der Nacht; Buben- und Mädelköpfe wuchsen in den Himmel; auf der Brüstung ein Geiger und einige umschlungene, schattenhafte Geister umrankten das Bild. Um uns wob die Nacht ihre milden Schleier; unten im Tal blitzten hier und da Lichter aus den Hütten; über allem atmete göttlicher Friede.

Und nun schlug die Laute tief und voll an. Wir sangen aus der Nacht heraus mit dem wandernden Wind unsre lieben, alten Lieder, die zarte, leise Begleitung zu jener ureigenen Nachtsymphonie nächtlicher Gelöstheit und Ausruhens.

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.“

Am Himmel trieben Wolken in tausend Gestalten; das Mondlicht regnete über die Berge und uns, die wir das alles, was da in der göttlichen Nacht lebte, hinaussangen zu den Sternen in unserer Menschensprache.

„Meerstern ich dich grüße,
O Maria hilf.
Maria hilf uns allen
Aus unsrer tiefen Not!"

Es war ein eigenartig, vielstimmig Singen: jenes erschütternde Leiden und Jubeln der Seelen, das in Stimmen und Geigenton Gestalt nahm, wie es sich nur in gottbegnadeten Stunden offenbart. An der Brüstung lehnte ein feiner, dunkler Künstlerkopf. Ganz in sich gesunken saß die Gestalt da, schweigend, weltvergessen; nur das

„Maria, hilf uns allen
Aus unsrer tiefen Not!"

sang er mit einer notringenden Stimme leidvollen Suchens. Was mochte in ihm ringen und flehen?

„Dich als Mutter zeige,
Gnädig uns zuneige!"

Zwei Menschenkinder hielten die Hände ineinander; und ihre Stimmen offenbarten ihr Einssein der Innigkeit.

Nun klang es von einer anderen Seite her, tief und bittend, bis bei dem

„Hilf uns Christum flehen,
Fröhlich vor ihm stehen"

alle Stimmen, Laute und Geige in jubelnden Akkorden sich fanden. O liebes, deutsches Marienlied, wie klang es aus den Seelen so wundereigen in die Nacht der Träume und Wünsche!

Und wieder rauschte es auf im Saitenklang und in den Stimmen, ein altes Lied der Liebe und des Scheidens:

„Es dunkelt schon in der Heide,
Nach Hause laßt uns gehn,
Wir haben das Korn geschnitten
Mit unserm blanken Schwert. —
Muskaten die sind süße,
Braunnägelein die sind schön,
Wir beide müssen uns scheiden,
Ja scheiden das tut weh."

Tiefes Sternenschweigen leuchtete uns zu Häupten, der Nachtwind sang und trug die letzten Töne zum Himmel. Hand ruhte in Hand, und die Augen träumten in die Geheimnisse der Nacht. Aus den Wolken wuchs es empor, eine feine, nordische Königinnengestalt, die sich lächelnd über uns neigte — das Volkslied. — — —

Ein anderes Mal wandern wir in die Nacht. Wolkenfetzen haften am Sternenhimmel; der Mond geistert über den Bergen und der Landstraße, auf der wir gehen. Viel, gar zu viel ist in den letzten Tagen gegeistelt und gekünstelt worden auf Tagungen; deshalb wollen wir uns einmal wieder so recht in der Einfachheit und Geradlinigkeit der Natur finden. Wir ziehen hinaus, vier Jungen und die Friedel, die zu uns gehört.

In den Bergen finden wir unseren Dom. Die Kuppel ist der Himmel mit den leuchtenden Sternen. Die in die Nacht strebenden Tannen, die im Kreis um uns emporwachsen, sind die Pfeiler des Baues. Unser Blick geht in die Nacht, in die Nebel des Tals.

Wachtfeuer. Wir liegen und sitzen darum Stunde um Stunde. Die Funken des prasselnden Feuers stieben in den Himmel mit dem sausenden Wind; wir denken der Toten, deren Geist im flackernden Feuer und nächtlichen Raunen unter uns. Was ist der Tod? Eine Erfüllung. Sie leben in uns weiter, sehen uns mit ernsten Augen an; und doch liegt zehrende Glut und tönende Mahnung in jenen Grüßen der alten, toten Freunde aus der Ewigkeit.

Unser Maler mit dem feinen Landsknechtskopf und der starken, edlen Gestalt wirft wieder ein Scheit ins Feuer, daß es himmelhoch aufsprüht. Der Doktor spricht in Aphorismen über das Weich-Sentimentale dieser entnervten Zeit, das verflucht sei; vom Moloch Gier und Ekel und der Sternensehnsucht der Germanen nach dem Licht, von der Nietzscheforderung des „Über-uns-Hinausschaffens". Flieht vor der verstandesmäßigen, geschäftigen Klugheit dieses Jahrhunderts! Findet euch im reinigenden Ringen des Geistes in edler Lebenseinfachheit! Weder weichlicher Pazifismus, noch Indiens Tagore oder irgendeine Konglomeratphilosophie kann uns Deutschen helfen, sondern aus unsrem Innern heraus, aus den Urquellen deutscher Kraft und Gemütstiefe (Beethoven, Goethe, Eckehart waren solche Menschen ureigenster Innerlichkeit) brechen die brausenden Bergwasser der Zukunft. Ihr, die ihr am inneren Vaterlande mit ganzer Seele helfen wollt, lest die tiefen Denker, Dichter, Philosophen und eure deutschen Heldenlieder der Gegenwart mit der ganzen Glut und Liebe, deren eure himmelstürmende Seele fähig! Ihr werdet dann mit Ruhe und Klarheit, durchdrungen von dem unerschütterlichen Bewußtsein deutscher Ewigkeitswerte, an eure Lebensaufgaben gehen, geführt von tiefinnerlichster Gemütsmacht deutscher Seele!

Schließet den Kreis,
Freunde der Feuernacht!
Was wir gesungen,
Was wir gedacht,
Werde nun Tat,
Und heroische Wacht
Sei uns letztiefstes Lebensziel! — —

Friedel, echter Frauengeist, was tut liebe Mütterlichkeit uns wohl, die so ganz versteht und mit uns Jungen doch so hehr und königlich da draußen ist. Wie eine groteske Lächerlichkeit erscheint in dieser Glutnacht mir all das Geschreibsel und Ringen um eine begrenzte Klar- oder Richtigstellung des Verhältnisses zwischen Jungen und Mädeln. Es gibt ein inniges, erlebendes Beisammensein von beiden, ein Geben und Empfangen von Menschen, die nach den Sternen wandern. Es gibt keine Norm, kein Dogma, das jenes Beisammensein begrenzen könnte, aber es gibt einen guten und reinen Klang, der im Weltenraum schwingt, wenn suchende und sehnende Menschen mitsammen wandern und erleben.

„Ein innig Bild,
Ein tiefer Klang,
Wie mich das zu dir zieht!
In meinem Herzen
Innen drin
Weckt es der Sehnsucht Lied." ...

Wir alle ringen um das echte, wahre Leben offener Herzlichkeit. Ein jeder muß dies selber suchen und finden!

Die große, stumm-ernste Frage geht von den Buben zu den Mädeln: „Wie können wir, Jungen und Mädel, im ausgleichenden Geben und Empfangen reich und schwingend, Schönheit und Wahrheit des Lebens, Tiefe und Innigkeit, Glut und Wucht miteinander finden?“ Die Antwort leuchtet aus den Sternen, dem Widerschein unserer Seelen, ehern und ewig: „In der Ehrfurcht vor Gott und vor uns selber!“

Es ist eine neue Zeit, die da aufsteigt und brausend in unseren Seelen um Gestaltung ringt. Wir stehen an der Weltenwende. Ins Meer der Vergessenheit sinkt eine Welt des Scheinlebens von Mensch zu Mensch, die Lug und Trug war. Schärfer denn je stehen sich die beiden Welten gegenüber, die da von Urbeginn gegeneinander standen.

Gehe jeder den Weg, den er schicksalsschwer gehen muß! Freuen wir uns ringender Schildgenossen, wenn wir sie beim Wandern finden! Sandro Langsdorff

Warum wird Ödland nicht Neuland?

Was wir tun sollten, wissen wir zwar. Denn die findigen Köpfe und Volkswirtschaftler sagen es uns immer wieder: Deutschland muß trachten, sich in seiner Volksernährung unabhängig von ausländischer Einfuhr zu machen, weil wir den Weltmarktpreis dafür gar nicht oder nur auf Kosten anderer Erzeugnisse entrichten können, die nicht im Inlande vorhanden und auf keine Weise bei uns herzustellen sind. Man sagt uns auch, wie wir unsere Ernährung im Reiche selber sicherzustellen vermögen. Einmal, indem unsere Landwirtschaft mit Zuhilfenahme künstlicher Mittel, Maschinen, chemischen Düngers, befähigt wird, dem Boden Höchsterträge abzuringen und jeden Fußbreit Erde auszunutzen. Sodann, indem wir solches Gelände, das noch brach liegt, unter Kultur nehmen und der Volkswirtschaft nutzbringend zuführen. Dabei rechnet man uns nicht ohne Stolz vor, wieviel taubes Land, verrufenes Ödland sich noch innerhalb der deutschen Reichsgemarkung hinzieht. Zwei Millionen Hektar sollen es sein; acht Millionen Morgen also. Ein ungeheures Gefilde, dessen Fruchtbarmachung und menschliche Besiedlung man sich gar nicht vorstellen kann. Aber hört man im Zusammenhange damit, daß ein Zwanzigstel davon — oben zwischen Weser und Ems — imstande sei, fünf Millionen Deutscher jahraus jahrein mit Kartoffeln zu versorgen (indem annahmeweise dort oben nur Kartoffeln angebaut würden), so drängt sich die unmutige Frage von selber auf: Ja, warum ist dann solches Ödland nicht längst in Fruchtland umgewandelt?

Das ist natürlich leichter gefragt als getan. So volksfeindlich und leichtfertig ist keine Regierung, um dieser lebenswichtigen Frage nicht ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie einer Lösung näherzubringen. Es sprechen aber so viele Erwägungen und Nebenfragen mit, daß das gesamte Problem wohl erwogen und bis in die fernsten Auswirkungen durchdacht sein muß, ehe es in die Tat umgesetzt werden darf.

Dies Stadium könnte längst abgeschlossen sein. Dem Zeitraum theoretischer Erwägung müßte schon die praktische Verwirklichung folgen. Warum dies nicht geschieht und was zu tun ist, daß es bald geschieht, damit will diese Betrachtung sich beschäftigen, indem sie dem Leser alle Möglichkeiten an die Hand gibt, sich sein Urteil zu bilden und die praktischen Folgerungen

für sein eigenes Verhalten daraus zu ziehen. Denn zu einer wirklichen Volksfrage soll der einzelne in bestimmter, wohlüberlegter Weise sich stellen — sei's auch nur geistig, grundsätzlich. Er hilft mit zur Klärung.

Die Frage der Urbarmachung ist zumeist eine solche des Entwässerns in Form von Kanalbau. Indem man nasses, saures Land trocken legt, hat man die große Abflutungsrinne (oder umgekehrt das belebende Staubecken) zu schaffen, die den Aderstrang des lebendig gemachten Erdkörpers bildet und die zugleich sein Verkehrsweg ist, auf dem man zubringt und fortschafft und das Neugebilde dem größeren Organismus angliedert.

Der Ausbau des Binnenwasserstraßennetzes ist eine der großen deutschen Aufgaben, die das alte Reich (ob mit oder ohne Verschulden, ist gleichgültig) ungelöst der Regierung von heute hinterlassen hat. Das Gebiet des Mittellandkanales zwischen Saale, Elbe, Elster, Mulde, Werra—Fulda und den Flüssen Hannovers; die süddeutschen Landstriche zwischen Main, Donau und ihren Nebenflüssen; die mächtigen Flächen an der Ostseeküste vom Oldenburgischen bis zum Westfälischen, und nicht zu vergessen Ostpreußen, die abgeschnittene Insel: — sie alle weisen größere und kleinere Ödlandstrecken auf, die bis ins Märkische und Pommersche sich fortsetzen.

Der Bau dieser Kanäle und Entwässerungsadern ist bedingt durch genügende Geldmittel und Arbeitskräfte.

Wie die Dinge liegen, wäre die Frage der Arbeitskräfte lösbar. Daß sie es nicht scheint, hat Gründe, die dem Unbefangenen Kopfschütteln verursachen, dem Kenner nicht. Sie sind politischer Art; leider. Wo wirtschaftliche Fragen — und nur um solche handelt es sich hier — unter politischem Gesichtswinkel betrachtet werden, verlieren sie ihren Sinn und Charakter und entarten zum Schaden der Gesamtheit. Das erleben wir ja nun seit drei Jahren.

Die amtlichen Stellen sehen Kanalbau, Ödland-Kultivierung und Siedlung als eine Frage von Fall zu Fall an. Es bleibt den provinzialen Stellen überlassen, im Notfalle geeignete Schritte zu tun; mit anderen Worten: der Kanalbau in den einzelnen Landesteilen ist eine Sache des örtlichen Bedürfnisses. Gibt es viel Arbeitslose, so wird man nicht umhin können, die Gesetzgebungsmaschine in Gang zu setzen und dem Finanzministersäckel zu Leibe zu rücken. Da gegenwärtig aber die Provinzen (Berlin bleibt immer eine Ausnahme, weil der reichshauptstädtische Mob eine Sonderbehandlung verlangt und erhält) erfreulich wenig Erwerbslose mit behördlicher Unterstützung aufzuweisen haben, ruht die Frage des Kanalbaues fast im ganzen Reiche, von bescheidenen Erweiterungsbauten am Küstenkanal, dem oberen Pregel und den bayerischen Wasserstraßen abgesehen. Damit kommt aber auch das Hauptproblem, die Urbarmachung und Siedlung, nicht vorwärts. Das ist bedenklich, unverständlich und zumindest kurzsichtig gedacht.

In einen klaren Kopf wollen die amtlichen Gedankengänge nicht hinein. Da man dort nur solche „Erwerbslose" kennt, die Unterstützung zu erhalten befugt sind, so kommt nichts und niemand mehr für eine Behörde in Betracht. Daß es hunderttausend nicht „unterstützungsberechtigte" Erwerbslose gibt, und zwar solche, die gern arbeiten, sich gern nützlich machen und zu innerer Befriedigung dabei kommen möchten, das scheint sich der behördlichen Kenntnis zu entziehen. Versuchen es solche treugesinnte Arbeits- und Siedlungswillige aber unter altem, bewährtem Frontführer auf eigene Faust — gleich ist der amtliche Argwohn wach: Ha, hier will sich „was Reaktionäres" anzetteln! Aufgepaßt und zugefaßt! Denn solche Unorganisierte, die sich in freiwilliger Unterordnung um einen selbstgewählten Führer mit Offiziersrang und Titel scharen und immerzu von Vaterland und Reichsdienst reden, sind verdächtig. Und so geht ihnen der Staatskommissar mit seinen Gehilfen, geht ihnen die zuständige Polizeibehörde nicht mehr von den Hacken; man zieht die Eingabe hinaus, bis es die eine Seite vielleicht satt bekommen hat... Dann ist alles gut. Der Staat ist noch einmal gerettet. Aber das Ödland liegt tot! Und das Volk spürt nur mit Groll, und irregeführt von Hetzern, daß das Getreide, die Nahrungsmittel noch viel teurer wurden, nachdem der Staat auf Drängen

der Entente die Teuerungszuschüsse hat wegfallen lassen. Streik, gewaltsame Lohnerhöhung gehen ihre aussichtslose Leier weiter. Die Staatsmaschine ächzt in allen Fugen.

Die Geldfrage ist lösbar; wie lange noch, das hängt von unseren Peinigern in Paris, London, Brüssel, Rom ab. Es konnte — das ist unbestreitbar — mit den Milliarden, die seit dem Umsturz an Arbeitslose ausgezahlt wurden und dauernd noch gezahlt werden, recht gut das große Werk gefördert werden, das unser Wasserstraßennetz verdichtete und vergrößerte, die Eisenbahn entlastete, die Kohlenknappheit milderte, den Handel stärker belebte.

Männer der Tat und des schöpferischen Denkens haben seit Jahren auf die Notwendigkeit der Zwangseinführung des Staatsdienstjahres für Männer und Frauen hingewiesen. Genannt sei nur der kluge und tätige Hauptmann a. D. Aumann, den die unabhängig-sozialistischen Berliner Erwerbslosenräte mit seiner segensreichen Organisation zur Strecke gebracht haben, weil A. mit seinen Leuten — damals noch der Reichswehr angehörig — im Generalstreik während des Kapp-Putsches zu technischen Nothilfe-Diensten befohlen war. Der Vergleich mit Bulgarien liegt nahe. Das kleine, tüchtige Land, das bewußt und unermüdlich an seinem Wiederaufbau arbeitet, hat vor fast zwei Jahren die staatliche Arbeitsdienstpflicht eingeführt, um die großen volkswirtschaftlichen Probleme des Landes rascher zu lösen: Straßenbau, Bahnbau, Agrikultur, Aufforstung. Was für Bulgarien, gilt nun freilich für den viel verzwickteren und empfindlicheren Organismus Deutschlands nicht ohne weiteres. Um heute die Einführung eines Staatsdienstjahres gegen stärkste politische Widerstände durchzusetzen, ja vielleicht gegen die Entente — dazu gehört eine Regierung, die große wirtschaftliche und nationalethische Gesichtspunkte über politische Erwägungen und parteienge Empfindungen stellt. Soweit sind wir noch nicht. Dazu gehört ein fester Wille und eine harte Hand. Dazu gehört der Aufruf an alle Guten, die zu Opfern bereit sind, weil sie mehr an die Pflichten als an die Rechte ihres Staatsbürgertumes denken.

Wir sind also noch aufs Warten angewiesen; aber nicht aufs untätige, geduldige Zuschauen. Wir können von uns aus schon manches tun, indem wir den Gedanken des Staatsdienstjahres, die vaterländische Pflicht einer jeden Regierung, den Siedelungsgedanken unermüdlich zu fördern, immer wieder unseren Mitbürgern zu Gemüte führen. Es ist sehr wohl denkbar, daß eine große Bewegung aus vaterländisch und sittlich empfindenden Kreisen entsteht, wenn geeignete Persönlichkeiten sich der Durchführung dieser Lebensfrage der nächsten Zukunft annehmen und mit einem Netz von Ortsgruppen das ganze Land überziehen. Der Aumannsche Verein „Arbeitswehr" in Berlin wäre vielleicht die gegebene Hauptstelle.

Deutsches Ödland — ein Symbol! So lange die Deutschen nicht eines Sinnes sind und nur ein Ziel kennen, die Volksgemeinschaft aus der Not der Zeit herauszuführen, so lange gähnt die Ödenei, wo Kornfelder wogen und schweres Marschenvieh weiden könnte.

Hans Schoenfeld

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Mannes-Reinheit und Militärstrafgesetzbuch

Zu dem Aufsatz des Hauptmanns a. D. Schoenfeld im Januarheft gehen uns von einem aktiven höheren Offizier einige ergänzende bzw. berichtigende Bemerkungen zu.

Das Januar-Heft des „Türmer" bringt von Hans Schoenfeld einen Aufsatz „Mannes-Reinheit", der bedauerlicherweise, bei aller guten Absicht des Ganzen, mehrere unberechtigte Angriffe gegen das alte Heer enthält.

Schoenfeld schreibt wörtlich: „Nostra culpa! Hand aufs Herz, alte Feldgraue: Wie viele von euch haben in der Soldatenzeit ungestraft Weiblichkeit kränken und ihr ein Leids antun dürfen! Wo stand im Militärstrafgesetzbuch ein Paragraph, der Unehrenhaftigkeit gegen ein unbescholtenes Frauenzimmer oder gar deren Verführung, deren körperliche Versuchung ahndete — ganz gleich, ob Offizier oder einfacher Soldat?" — Dazu ist zu bemerken: Das Militärstrafgesetzbuch (vom 20. 6. 1872) handelt überhaupt nur von militärischen Verbrechen oder Vergehen (vgl. § 1 und 2). Es kann in ihm also unmöglich der von Schoenfeld vermißte Paragraph enthalten sein, wohl aber lautet schon § 3 dieses Gesetzbuches: „Strafbare Handlungen der Militärpersonen, welche nicht militärische Verbrechen oder Vergehen sind, werden nach den allgemeinen Strafgesetzen verurteilt." Welche Strafen das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich (vom 15. 5. 1871) für die von Schoenfeld angezogenen Fälle vorsah, ergeben im einzelnen seine §§ 173 bis 183 und 235 bis 238.

Schoenfeld fährt fort: „Da war die Offizier-Ehrengerichtsordnung. Härteste Strafen waren vorgesehen für Vergehen oft rein äußerer Art. Gesellschaftlicher Ächtung und wirtschaftlicher Not gab sie ein Mannesleben für einen Gesinnungsmakel preis, der mit sittlicher Notwendigkeit wenig zu schaffen haben konnte. Über die Strafe für verschwiegen ehrlose Tat eines Mitgliedes der Ehrengemeinschaft, begangen an einem armen Ding, einer törichten Frau, stand in diesem Kodex nichts zu lesen. Mitwisser fanden es nicht für nötig, dieserhalb ein Ehrengerichtsverfahren anhängig zu machen. ‚Flog' ein Offizier wegen ‚Weibergeschichten', dann weniger der damit bekundeten unlauteren Mannesgesinnung halber, als weil der Stand damit herabgesetzt war — falls nämlich die Büberei ruchbar ward und ‚öffentliches Ärgernis erregte'. Eher aber auch nicht."

Die Allerhöchste Verordnung über Ehrengerichte der Offiziere (vom 2. 5. 1874) besteht aus zwei Teilen: der bekannten Einführungsordre des greisen Kaisers von etwa 150 Zeilen und den Ausführungsbestimmungen über Zweck, Zuständigkeit und Verlauf des ehrengerichtlichen Verfahrens. Wenn Herr Schoenfeld sagt, daß für Versehen rein äußerer Art oft härteste Strafen vorgesehen waren, so irrt er. Nirgends in dieser Verordnung ist für ein bestimmtes Vergehen oder Verbrechen, geschweige denn ein Versehen eine Strafe vorgesehen. Die Einführungs-Ordre sagt ausdrücklich: „Die Fälle, in denen ein Einschreiten erforderlich werden kann, lassen sich

nicht erschöpfend vorausbestimmen." Herrn Schoenfeld scheint nämlich entgangen zu sein, daß das alte ehrengerichtliche Verfahren in allen von den Strafgesetzen mit Strafe bedrohten Fällen der gerichtlichen Bestrafung folgte, nicht diese etwa ersetzte. Der in den angeführten Fällen schuldige Offizier wurde also zunächst kriegsgerichtlich auf Grund der oben angeführten Paragraphen des Strafgesetzbuches und anschließend noch ehrengerichtlich bestraft.

Wie demgegenüber der Verfasser weiter schreiben konnte: „Wie viele Missetäter am Weibtum sind ungestraft, in äußeren Ehren, die Rangstufenleiter in allen Berufen hinaufgerückt — nur weil die Opfer schwiegen oder nicht mehr reden konnten!" — bleibt in diesem Zusammenhang unklar.

Endlich betont er: „Ich verwahre mich dagegen, hiermit einen Stand besonders zu treffen. Wenn ich ein Beispiel heranzog, so eben nur, weil ich aus eigener Erfahrung seine geistigen Fehler erkannte und teilte und mich für deren Vorhandensein nur zu sehr verbürgen kann. Dies ändert nichts an meiner Liebe und Treue zum alten Stand mit seinen vielen großartigen Lichtseiten. Ich denke aber: wer's ganz ehrlich und treu meint, der muß auch den Mut finden können, frank und frei herauszusagen, was minder gut war und gebessert werden muß, falls wieder einmal des Volkes beste Söhne dem Vaterlande als Soldaten wehrpflichtig und nicht söldnerisch dienen, was wir doch alle hoffen." — Die Anerkennung der Lichtseiten seines alten Standes ist erfreulich, um so bedauerlicher die unberechtigten Vorwürfe gegen das Militärstrafgesetzbuch und die Verordnung über die Ehrengerichte. Wie im übrigen zur Beruhigung des Herrn Verfassers und der Leser gesagt werden darf, wird mit der Verbesserung von dem, was wirklich gebessert werden muß, ganz gewiß nicht bis zu einer neuen allgemeinen Wehrpflicht gewartet, sondern schon jetzt begonnen, wo die geringe Heeresstärke und die ernsten Aufgaben, die der deutschen Wehrmacht zufallen, eine grausam ernste Auswahl der Offiziere und Mannschaften bedingt hat.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wilhelm Weigand

Zu seinem sechzigsten Geburtstage am 13. März

Sechzig Jahre mußte dieser Dichter erst alt werden, ein großes Lebenswerk erst hinbreiten, ehe sich die Liebe der Kunstfreunde offen und werbend zu ihm und seinem bedeutenden Schaffen bekennt. Wie Wilhelm Raabe es einst erfahren hat, erfährt nun auch Wilhelm Weigand: Zwischen seinem sechzigsten und siebzigsten Lebensjahre wird ganz eigentlich vom breiten Publikum erst entdeckt. Deutsches Dichterschicksal auch hier!

Wilhelm Weigand hat sich stets klar aus Zeit und Literatur als ein Eigener herausgehoben. elleicht noch nicht so scharf und deutlich, als sein Bemühen noch dem Drama zugewandt r und er im Ringen um die dramatische Form keine Rücksicht auf seine Natur nahm. Seine tur aber wurzelt von jeher in seelischer geistiger Innerlichkeit. Aus Gefühlserlebnissen, stigem Streben erwuchs sein schöpfungsreiches Werk. Seine ersten lyrischen „Gedichte“ 1 1890 enthüllten offen die namhaften Quellen seiner Kunst, und die weiteren lyrischen Erge der nächsten Jahre „Sommer“ (1894), „In der Frühe“ (1901) und „Der verschlossene rten“ (1909) brachten dann die volle Ausreifung der Weigandschen Eigenart. Im „Verossenen Garten“ sprach wieder die Menschenseele, wie sie bisher noch nicht gesprochen. Hervorchsend aus schmerzhaftem und glückdurchwebtem Erleben verschwendet sich hier die Fülle er Seele in edelster Innerlichkeit, in einem Klangrausch und einer ästhetischen Gewalt der rache mit nimmermüder Abwechslung. Phantasie einte sich der immer strömenden Flut Gefühle, und ein Aufgehen im All, in der Natur, in den Schönheiten der Welt, daß nie hlassende Beseligung daraus hervorging. Aus schweren Jahren, die der Dichter schweigend ragen, wuchs er zur Größe empor im scheuen Abschließen gegen die Welt, die sein tiefes h in dem Verlust einer geliebten Frau nicht betasten sollte. Aus hoffnungsloser Schwermut z in dunklen, fast mystischen Worten lebensfreudige Gedankenreinheit empor. Schauer egte die milde, hehre Einsamkeit dieses Gartens, in der die Seele einer Heiligen lebend, furchterweckend umwandelt. Schweigen umfängt den Dichter gegen die Außenwelt. Die ienwelt allein klingt warm und weich, tief und voll durch die schattenlaue Abendluft, sehntsvoll süß und erbarmungsvoll weh in den glücklichsten und schmerzlichsten Erinnerungen. s Auge ruft die Bilder, die Stimmungen zurück, in denen die geliebte Verstorbene noch e war, wo alle Blumen ihrem Fuß noch „hell entgegenblühten“, „kein Rufer aus dem en Schattenland“ sie störte in der Nacht, da er ihr „strahlend Auge“ „tief erschauernd“ mit em Kusse schloß. Allmählich verklärt sich das Vergangene zwischen zwei Meeren, am norhen Strande, am Ufer des Südens. Sonnentrunkene, nebelfeuchte Landschaftsbilder ziehen tränenumflorten Auge vorüber. Aufsteigend löst der Dichter sich freilich nie vom rückwärtsenden Sehnen. Dies deutscheste aller Gefühle bleibt der betörende Unterton seiner dunkelirbten Verse. Manche Tage sind noch wie Rätsel, manche Nächte ein Grauen, aber die Sonne hlt freier um und in ihm. Durch Bitternis ringt er sich durch zur Ruhe in Gott, im Gefühl

des Einsseins mit dem All, mit dem Lebenden und dem Dahingegangenen. Eine seelische E
wicklung ist durchlaufen. Von ihr aus geht der Weg der Erkenntnis zu allen Ausstrahlung
der Weigandschen Natur, die auch in der Epik auf Gefühl basiert. Vom Epiker wird das Gef
aber gestaltet, nicht offenbart. Nicht im Sinne einer realistischen Deutlichkeit, sondern psyc
logischer Wahrhaftigkeit und nie leugnend sein Streben nach Schönheit, Glück, Überwindu
der Welt durch den Geist, der höchste Männlichkeit bedeutet und dadurch sicherstes Kunstgefü

Schon in dem ersten Roman „Die Frankenthaler" (1889), der aus Heimat und Juge
herauswuchs, strebte die Eigenart dieses Dichters aus allem Stofflichen zum Stimmun
haften, zur Überwindung der Stoffwelt durch den Geist und das Gefühl. Behagliche Iro
einte sich lebendiger Fülle an Gestalten, Bildern, Szenen, Episoden zu einem wundervol
Gesamtgemälde kleinstädtischen Lebens, in einer an Gottfried Keller geschulten, warmen, farbig
Sprache. Erstaunlich wirkt die menschliche und künstlerische Reife dieses Erstlingswerkes. Neb
diesen „Frankenthalern" entstanden zuerst nur Novellen. Diese Kunstform lag Weigands
am nächsten. „Michael Schönherrs Liebesfrühling" (1904), „Der Messiaszücht
(1906), „Weinland" (1904) waren die Etappen seines Weges, der wieder in die Heim
nach Franken, zur Abkonterfeiung ihrer Menschlein und Verherrlichung ihrer Schönhei
führte: wieder und stärker noch als in den „Frankenthalern" mit jenem reichen Humor u
jener traumhaften Gemütsneigung, die bezaubert. Französische Schulung machte sich l
bemerkbar, weil sie Weigands Natur entsprach, nicht aus literarischem Willen. Die Schul
der edelsten aristokratischen Kultur, die Europa vom 16. bis zum 18. Jahrhundert besess
war Weigand schon seit seinen Jugendtagen persönlichstes Eigentum geworden. Stendhal u
Balzac, über die er zwei wundervolle Essays geschrieben, wurden ihm zu Führern und ga
Vergleichsmöglichkeiten, Maßstäbe für eigenes Ich und Schaffen, ohne daß er sich an sie
Nachbeter verlor. Er wurde in diesem Studium reif als Mensch, dem die Kultur nicht ein Zust
der Bildung ist, sondern auf einer schöpferischen Tätigkeit beruht, sein inneres und äuße
Leben frei zu gestalten. In dem Novellenband „Der Ring" ward diese volle Harmonie Kun
werk. Einzigartig in deutscher Literatur als Offenbarung eines Kulturpoeten und eines tief
gütigen, vornehmen Menschen, in solcher Feinheit der Form und Vielseitigkeit des Ausdru
wenn auch, aus überquellendem Reichtum, mit dem Fehler einer schweifenden Breite,
dem Rhythmus der beschwingten Sprache nachgeht. Aber doch immer so reich an Geist u
Schönheit, daß nie Ermüdung eintritt.

Weigands Wesen ist durch und durch romantisch. Der Anhänger Stendhals und Balza
der glaubt, das Problem des 20. Jahrhunderts sei die Überwindung der Romantik, ist se
Romantiker des Gefühls, der Phantasie und des Geistes. Und zwar in süddeutscher Färbu
aus dem Gefühl heraus, in weicher Verträumtheit, in warmer Herzensgüte, in menschlic
Einfalt, dankbar für das Geschenk des Lebens, durchsonnt vom Bewußtsein des Werdens u
Vergehens und dann wieder funkelnd von Geist, sprühend von fast gallischem Esprit, imm
aufbauend, nie zerstörend und stets heimisch in vornehmster Ironie gegen die Äußerlichkeit
des Lebens: ich möchte sagen, ein gallischer Eichendorff, in dem sich die besten Elemente deutsc
Innerlichkeit, romanischer Geistigkeit und Formkraft zusammenfanden. Wenn man sich in
„Ring" vertieft, weiß man nicht, über welche Schönheiten man sich zuerst freuen soll: die lie
der volle, zart abgetönte Psychologie, die Originalität der Erfindung, die wohlabgewogene Führu
Fabel, die geheimnisreich klingende Sprache. Welch ein nie aufhörender Strom schöner Einzelheit

Zu großer Epik entwickelt sich Weigands Art dann in seinen letzten Romanen sowie
letzten Novellenbande: „Der Frauenschuh", „Die Löffelstelze" und „Wunnihun".
Löffelstelze treiben schon im „Ring" ihr Wesen. Nun wird in breiterzählter Fabel ihr gan
Wesen offenbar. In universaler Weise wird die Geschichte der alten bayerischen Adelsfam
nach ihrem Blutrhythmus, geistigem Fluidum und ihren Seltsamkeiten vollendet gestal
Eine versunkene Welt, die der Münchener Gesellschaft in den achtziger Jahren sowie des deutsc

ünstlertums in Rom um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wird ewige lebendige nschauung. Stets selbständige Menschenkenntnis, seltene weltmännische Grazie, reicher, skurriler umor, vielseitige Beweglichkeit, feine Intimität und seltene Stimmungskunst erheben den man zu einem Dokument reichster deutscher Kultur. In dem Erzähler des Buchinhaltes, m K. B. Regierungsrat Scherzlgeiger, wird ein Vetter jenes Barons Löffelstelz vorgestellt, Vetter, der in unserer Zeit lebt. Ein wundervolles, echt Weigandsches Phantasiespiel voll eist, Farbe und Bewegung rollt ab: während er in den „Löffelstelzen" noch eine Kultur vor s ausbreiten konnte, bleibt ihm in „Wunnihun", das etwa in den neunziger Jahren bis zur hrhundertwende spielt, nur die Gestaltung einer Epoche, die von Kultur auffallend wenig erken ließ. Lächelnder Philosoph, der er ist, beseitigt er aber alles einseitig Anklägerische: erhebt sich über die gemeine Wirklichkeit und erschafft sich eine Stadt „Wunnihun". Nun man als Leser im herznächsten Miterleben all der Wunnihun-Vorgänge. Und ob man auch helt, man spürt plötzlich todernst: Wahrlich, so sah deine Welt um 1900 aus, jene Welt, die Bau- und Terrainspekulantentum ihre Ziele sah und reines Menschentum in der Jagd nach eschäften und Geld zugrunde richtete. Ein Weiser hat in das kranke Herz der Zeit gesehen. n hat man plötzlich dies Buch „Wunnihun", dessen stofflicher Inhalt und seelischer Sinn cht nur für München, sondern für alle deutschen Städte, für ganz Deutschland gilt, lieb-wonnen.

Und dann geht man hin und nimmt Weigands letztes Werk, die vier Novellen „Frauen-uh", zur Hand. Hier feiert der Künstler Weigand seine Triumphe. Schon im Roman „Wunni-n" hatte er die Kritiker, die gegen die breitfließende Form seiner Werke aufgetreten waren, gewiesen durch die Tat einer einheitlichen, geschlossenen Gestaltung, die wie ein plastisches ldwerk sich vor Augen stellt. In den Novellen „Frauenschuh" erweist er aber, daß er in Be-rrschung dieser Kunstform den besten Meistern der Weltliteratur gleichsteht. Dazu verfügt über eine Originalität der Erfindung und Klarheit der Psychologie, die sich von aller modischen nst und Künstelei unterscheiden, weil sie aus Erlebnis und Natürlichkeit entstammen. Zwei vellen führen in das 18. Jahrhundert, in das alte München. Was die Ornamentik der Möbel-ist, die Farbe der Malerei, die Linienführung der damaligen Skulptur und Baukunst schufen jenen in der Rokoko-Arabeske aufbewahrten Schwung, jene in diesem Schwung eingefangene ewigte Heiterkeit und verführerische Schönheit —, das erschuf Weigand in den Novellen zu uem Leben.

Weigand ist kein Dichter des Volkes. Er verlangt stets nach einem hochgebildeten, kultivierten blikum. Noch aber weiß dieses viel zu wenig von seinen Werken. Mählich wächst der Kreis Freunde dieser seelisch und geistig edlen Kunst, die noch die Schönheit im Leben, das Glück Menschentum anbetet. Eines Tages wird er zu einem Umfang anschwellen, der erkennen t, welche Werte Weigands dichterische Werke und menschliche Persönlichkeit ins Leben men lassen.

Dr. Hanns Martin Elster

Neue Kunst

Die Kunst gestaltet immer den seelischen Inhalt ihrer Zeit. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts war restlose Hingabe an die sinnlich wahrnehmbare Natur ihr Wesen. Heut ist es des Künstlers Wunsch, Offenbarungen der Seele zu geben. Man hat Impressionismus und Materialismus gleichgesetzt, beide verankert in der Welt des Stofflichen. Jetzt ist Geist das Ziel; ihm soll alles Sinnliche nur als Ausdrucksmittel dienen. Wenn man solche Darlegungen liest oder hört, so könnte man meinen, wir wären auf dem besten Wege zu einer tiefen Kunst, die Ausdruck wäre heiligsten Volkslebens. Tritt man aber vor die Werke jenes Kunstwillens, so sieht die Sache doch wesentlich anders aus.

Der Verlag Klinkhardt und Biermann veröffentlicht eine Reihe von Bändchen „Junge Kunst", in denen das Schaffen der Jungen bekannt gemacht werden soll. Schon das äußere Gewand der Büchlein wirkt fast erschreckend. Zerrissen fahren die Farben des Deckelpapiers auseinander und gegeneinander. In solchen Formen offenbart sich Geist, es ist aber der haltlose und verworrene einer entarteten Kultur. Dasselbe sagen die Bilder innen: Auflösung, Entartung. Der Geist tobt und ringt. Er sucht und will sich offenbaren. Die Offenbarung ist aber wiederum nichts weiter als ein Suchen. Es fehlt das Heiligtum, das ihn bändigt. Es fehlt der Glaube, der Grundlage einer Sittlichkeit wäre; eine feste Weltanschauung, ein geschlossener, edler Stil.

Das ist traurig. Doch mit Ablehnung und Verneinung allein kommen wir nicht weiter. Daher wollen wir den Suchenden unsere Aufmerksamkeit zuwenden und auf die Wege achten, die sie gehen. In dem Pechstein-Bändchen findet sich ein Selbstbildnis des Künstlers: sehr scharf gerissen. Eine Herrennatur soll sprechen. Nur hat man den Eindruck, daß das Herrentum nicht aus innerem Adel hervorgeht, sondern aus roher Gewalt, die alles um sich selbstherrlich niederwirft, statt eisern zu sein im Dienst einer höheren Macht. Es ist freudelos und kalt alles, was Pechstein zu sagen hat. Es fehlt überall das Schwingen göttlicher Tiefe. Dabei ist der Künstler begabt und starken Willens. Fehlt nur der heilige Gott in der Brust. In dem Büchlein fesselt am meisten das farbig gelungene Titelbild.

Überhaupt zeigt sich entwickelter Farbensinn bei den Neueren zumeist als beste Begabung. Leider finden wir Pechstein auch in dieser Beziehung oft recht roh. Schönen Zusammenklang der Töne bringt nicht selten Heckendorf (Jg. Kst. Bd. 6). Aber auch in ihm schwankt die Seele zerfetzt und haltlos. Was soll diese Auferstehung Christi? Sie ist nur gesucht und theaterhaft. Was erzählen uns die Bildnisse? Ebenfalls nur von einer gekünstelten Welt. Innere Hohlheit, die sich mit äußerlich gesellschaftlichem Gehabe aufputzt. So wird man das neue Heiligtum nicht finden. Da müßte man vor allen Dingen demütig sein und auf Gottes Stimme hören, anstatt sich selbst mit seinem kleinen Geiste als Herrn der Welt zu fühlen.

Es wird hier von Gottesbewußtsein und Glauben gesprochen. Vielleicht empfindet mancher Leser es an dieser Stelle als unpassend. Es ist aber gerade der Kern der Frage, um die es sich handelt. Jede große Weltanschauung hat ihren Mittelpunkt im Glauben. Die neue Kunst will große Weltanschauung künden. Sie will loskommen vom Stofflichen oder von belanglosen Tatsachen des Alltags. Will Offenbarung gewaltigster geistiger Mächte sein. Da aber fehlt es. Es gelingt den Künstlern hie und da ein Schwelgen in Farben; es mißglückt ihnen die Offenbarung edlen, geistigen Lebens.

Nur Ansätze sind vorhanden. Manches Bild der verstorbenen Paula Modersohn (Jg. Kst. Bd. 2) quillt aus echter Tiefe. Wir fassen Mut. Die deutsche Seele muß und wird sich finden. Künstlerische Fähigkeit ist vorhanden und muß nur von innen her geheiligt werden. Kunst ist Ausdruck des Lebens, wie eingangs gesagt wurde. Ehe sie recht zum Letzten gelangen kann,

uß das Leben wieder von hohen Zielen erfüllt sein. Eine allgemeine Läuterung und Erbung muß vorausgegangen sein.

Verwirrend und entwurzelnd wirkt leider vielfach auf den deutschen Geist die zu weit triebene Hingabe an fremde Größe. Daher weiß man wirklich nicht, ob man die sehr schönen ändchen des Orbis pictus, herausgegeben vom Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin, it Freuden begrüßen oder ablehnen soll. Die Ausgabe ist sehr geschmackvoll, die Abbildungen nd gut. Wenn es keine andere Veröffentlichung fremder Kunst gäbe, so wäre des Werk unbedingt zu empfehlen. Leider aber wird Deutschland vom Allerlei der Zeiten und Völker so hr überschwemmt, daß es darunter wohl oder übel die Selbstbesinnung und bodenständige Kraft verlieren muß. Es soll durchaus nicht alles Fremde abgelehnt werden. Nur t das Mengenverhältnis bei uns ein falsches. Das Nichtdeutsche nimmt einen zu großen Raum n. Das entwurzelt, selbst wenn es sich um die edelsten Erzeugnisse des Auslands handelt. m heutigen künstlerischen Schaffen, z. B. bei Pechstein, Müller, macht sich der zersetzende influß des Fremden sehr bemerkbar. Daher ist die Ausgabe des Orbis pictus (Bd. 2: Altssische Kunst. Bd. 3: Archaische Plastik der Griechen. Bd. 4: Die chinesische Landschaft) als eichen der Zeit zu werten und einer Betrachtung unserer neuen Kunst einzugliedern.

Die Notwendigkeit einer einheitlichen geistigen Bindung als Schaffensgrundlage empfindet ne Gruppe rheinischer Künstler, die sich als Sinnbild einen weißen Reiter wählt. (Der weiße eiter, herausgegeben von Karl Gabriel Pfeill, Verlag A. Bagel, Düsseldorf 1920.) Dichtung nd bildende Kunst gelten als Mitteilung des Geistes der Gruppe. Die Glieder sehen sich selbst ls Werdende, Suchende. Wohltuend berührt der Ernst der Gesinnung. Das starke Gefühl der ebundenheit des Menschen durch ewige Gesetze, in Gott. Damit schon wird das öde Ichrertum aufgehoben. Nur bleibt der Leser und Betrachter etwas unbefriedigt, weil das Wollen viel stärker ist als die Tat. Die Leidenschaft ist zu krampfig, darin bekennt sie ihre Unsicherheit. Etwas Gesuchtes haftet den Formen der Dichter und Maler an, statt daß sie natürches Wachstum spüren ließen. Ob wohl der Grund der Erscheinung in der nicht recht verarbeiteten Weltanschauung zu suchen wäre? Die Künstler bekennen sich zum Christentum. Das ist an sich zu billigen. Doch zur Kunst bedarf es noch anderer Kräfte. Wir brauchen auch ie lebenspendenden Kräfte des Volkstums. Wir brauchen eine Ergänzung der christlichen Welt durch die deutsche. Wir brauchen ein starkes Volksbewußtsein, aber ein sittliches, in Gott geheiligtes, in dessen Licht z. B. die christliche Forderung der Feindesliebe, die an ch gut ist, ihre richtige Stellung und das rechte Maß erhält. Auch die Naturliebe, eine der esten und frömmsten Eigenschaften des Deutschen, darf nicht zu kurz kommen.

Im „weißen Reiter" wird unter den Suchenden Thorn-Prikker als ein Vollendeter ezeichnet. Es ist wahr, in ihm hastet und gärt es nicht mehr. Aber seine Vollendung hat zu iel vom Gestern in sich; zu nah steht er innerlich den Nazarenern und Präraffaeliten, die sich rerseits leider von fremdem Geist nährten. Eine recht beachtenswerte Kraft, aber nicht gügend neuschöpferisch, um zu den Größten zu zählen.

Eine andere Veröffentlichung des Rheinlands nennt sich „Der ekstatische Fluß". Rheinänge ohne Romantik (Verlag A. Bagel, Düsseldorf; Preis 350 M). Das Buch enthält Gedichte on Carl Maria Weber, Steinzeichnungen von Franz M. Jansen, Alexander Mohr, Oskar Raber und Wilh. Schmetz. Wundervoll ist die Ausstattung. Schönes Papier, schöner Deckel n gedämpftem Weiß mit stark gelbem Rücken. Das sammetige tiefe Schwarz der Steindrucke ut dem Auge wohl. Soll man aber über die Tiefe der künstlerischen Kraft berichten, so stockt an. Es bleibt nichts übrig als zu gestehen: der technische Aufwand der teuren Buchausgabe t ohne zureichenden geistigen Grund vertan. Die Dichtungen sind unzulänglich. Hie und da ammt wohl etwas Echtes auf; im ganzen handelt es sich jedoch um eine künstliche Anhäufung esuchter Bilder ohne innere Notwendigkeit. Unter den Steinzeichnungen sind diejenigen von Mohr modern gekünstelt, die andern ohne besonders kraftvolle Eigenart. Ansprechend die Land-

schaften von Jansen. Am begabtesten ist wohl Mohr; er könnte bei ernster Arbeit vielleicht z einer Klärung gelangen. Noch aber ist alles unreif. Was er z. B. mit seinem Bildnis seelisc wollte, kann man sich wohl vorstellen. Man sieht aber leider nur das Wollen und Ringen, nich eine vollendete Schöpfung.

Der Grundgedanke des Buchs ist vortrefflich. Der Rhein — der ekstatische Fluß. Freilich das ist er. Nur hätte man sein Geheimnis durch ein deutsches Wort ausdrücken sollen. Der Rhein ist der Fluß Deutschlands im Sinn der Seele und des Volkstums. Er kann uns zum Sinnbild deutschen Gemütes und deutscher Schöpferkraft werden. Lebte und starb der sonnenhafte Siegfried nicht am Rhein? Wuchs von hier aus die Leidenschaft Chriemhilds nicht zu grauenhafter Größe? Sog aus dieser Erde nicht Hagen den trotzigen Sinn? Es ist das deutsche Herzblut, das in den rheinischen Gestalten pulst. In jenen Sagen spricht des Volkes Stimme und Leben noch ohne Namen aus dunkelm Urgrund heraus. Doch auch im taghellen Licht der Geschichte ist die Schöpferkraft des herrlichen Rheinlands nicht versiegt. Künstler an Künstler wachsen aus seinen Städten und Landen hervor. Wer kann sie zählen! Aber wir denken an Grünewald und Goethe, Rembrandt und Beethoven. In ihnen ist bodenständige Wärme und teure, tiefe Leidenschaft, sicher und klar aufflammend aus heiligem Grunde.

Was bedeutet dagegen die Gabe der Nachgeborenen? Sollen wir verzichten? Soll es aus mit uns sein? Es sind wohl Schönheiten da, doch entbehren sie der letzten Gewalt und Tiefe. Und auf sie wollen wir gerade nicht verzichten; denn in ihnen fängt das Deutschsein erst eigentlich an. Man hätte es so nicht machen sollen. Die Gabe ist in ihrer geistigen Schwäche unwürdig der Größe der Väter.

Da naht, uns zu trösten, eine tiefere Kraft. Eine Weihnachtsgabe für die Volksgenossen in den Ländern um den Rhein nennt sich eine Karl Thylmann-Mappe. (Herausgegeben 1920 von der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung in Hessen.) Als Ostdeutsche möchte man etwas verstimmt sein darüber, daß man gleichsam ausgeschlossen wird von dieser Schönheit. Sind wir nicht ein Volk? Und ist ein Großer unter uns nicht immer für uns alle da? Aber schließlich kann ja die schöne Mappe jeder erwerben, und nicht genug ist sie zu empfehlen. Der im Kriege erst 28jährig gefallene Thylmann war ein wahrhaft schöpferischer Geist. Als Dichter und als bildender Künstler hat er sich ausgesprochen. Wir haben es hier mit einer Wiedergabe einiger Holzschnitte zu tun. Wie wonnig ist die Natur empfunden in dem Blatt der Heimsuchung! Ein blühender Garten. Darin sitzend die sinnende Elisabeth, die werdende Mutter. Ihr nahend, jugendlich zart, jungfräulich und doch schon vom Hauch zeugenden Lebens umwittert, Maria. Die bezaubernd blühende Landschaft und die sinnenden Frauen, in denen es blüht und keimt, sind ein Gottesgeschehen, umspielt von heller Gottessonne. Das ist eine Heimsuchung, wie wir sie noch nicht gesehen haben. Das ist neu und groß. Die deutsche Seele regt sich in neuer Schöpferkraft. Es ist viel mehr als die übliche biblische Geschichte. Es ist die Göttlichkeit im Wunder des keimenden Lebens erfühlt und gestaltet. Das ist ein Baustein zu einer neuen, großen, deutschen Weltanschauung.

Hinreißend schön enthüllt sich vor unseren Augen das Geheimnis einer Ruhe auf der Flucht. O deutscher Wald mit deiner träumenden Einsamkeit! Weiße Sonne und tiefe Nacht! Märchenschöne Innigkeit der Liebe! Auch in diesem Blatt eine Feier des Göttlichen im Natürlichen.

Tiefer Ernst und kräftige Männlichkeit sprechen in der Taufe.

Da haben wir endlich einen Künstler, dem wir uns hingeben können. Der uns erhebt und befreit und erfüllt mit echtem, schönem Geist. Ganz groß ist seine Auffassung und ganz neu, aus unserer Zeit heraus empfunden. Das sind nicht mehr die alten heiligen Geschichten, sie sind neu geworden; eine neue Offenbarung spricht zu uns. Neue Kraft, neuer Ernst, neue Lieblichkeit und neue Anmut. Und alles ist so wunderbar deutsch.

Natürlich ist es, daß ein Großer auch technisch eigene Wege geht. Insofern schließt er an die gute deutsche Vergangenheit an, als er die kräftige Schwarz-Weiß-Wirkung in der Art

s jungen Dürer erneuert. Aber seine Linie ist selbständig, sein Stil ist eigen. Seelisch und chnisch hat er schöpferisch gestaltet.

Zum Schluß sei eines anderen vorzeitig Gestorbenen gedacht, des Bildhauers Wilhelm ehmbruck. Er entstammt dem Rheinland, wurde geboren in der Nähe von Duisburg. Auch gehört zu den bedeutenden Künstlern. Auch er schließt an beste deutsche Vergangenheit, die Gotik, an, ohne nachzuahmen. Die Seelengeheimnisse, die er offenbart, sind neu und aren dem Gotiker noch unbekannt. Auch seine Formenwelt ist von heute. Aber ernst, tief und waltig spricht auch er. Hier hat das Suchen ein Ende. Hier ist Erfüllung, die aus heiligem eiste quillt. Die Geheimnisse, die des Künstlers Seele vor allem bewegen, sind Liebe, Mutter- haft, die Gewalt des menschlichen, forschenden Gedankens, die zertrümmernde Kraft unab- endbaren Verhängnisses. Über Leben und Werk berichtet Paul Westheim in einem Buche it vielen Abbildungen (Wilhelm Lehmbruck, Verlag Kiepenheuer, Berlin-Potsdam 1919).

Dr. Maria Grunewald

Asien und Europa

Der Gegensatz zwischen diesen beiden Weltteilen ist ein uraltes Thema und erst recht eine große Frage der Zukunft. Dem Druck des Westens folgte der oft so blutige und vernichtende Gegendruck des Ostens. Und gerade heute stehen wir wieder am Be- inn einer Periode eines solchen ostwestlichen Gegendruckes.

Um dieses leitende Thema des Zusammenhanges und Gegensatzes von Ost und West baut ch die neue, von Ludwig Rieß besorgte Auflage der Weberschen Weltgeschichte auf (Georg Webers Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden, 3. Auflage. Vollständig neu earbeitet von Ludwig Rieß. Bd. 1 und 2). Der alte Weber, die einst in deutschen Familien gerne gelesene Weltgeschichte, erscheint unter der Hand ihres Bearbeiters in völlig verändertem ewande. Was die Spezialforschung des 19. Jahrhunderts zu Tage gefördert hat, wird hier nter einem einheitlichen Gedanken zusammengefaßt. Und um dieses vorzüglich durchgearbeitete anze in seiner Wirkung nicht zu stören, sind die gelehrten Erläuterungen und Hinweise auf ie Spezialliteratur in ausgiebiger Weise in jedem Bande in einen Anhang verwiesen. So nn der Leser ungestört der Entwicklung des Weltgeschehens folgen, zunächst der in den bisher rschienenen beiden ersten Bänden geschilderten ältesten Zeit von dem ersten geschichtlichen uftreten der Völker in den Flußtälern des Euphrat und Tigris wie des Nil, bis zum Eintritt nperialistischer Expansion, die mit ihren immer weiter ziehenden Kreisen Völker um Völker eu in Erscheinung treten läßt, diese auffaugend oder zum Gegensatz reizend. Die Weltgeschichte t damit in vollem Lauf, ihr Schauplatz zunächst Vorderasien, bis einer der einander hier lgenden Weltreiche hinübergreift nach Europa, wo sich in dessen Süden neue Völker bereits u Staaten gefestigt und schon erfolgreiche Vorstöße gegen den Osten durchgeführt hatten. elbst Afrika bis zu seinen fernsten Westküsten wird schon in den Kreis der politischen Erwägungen es persischen Imperialismus gezogen. Da erliegt er dem Widerstand eines kleinen Volkes; lsien ist in die Verteidigung zurückgetrieben; der Geist der Ruhe kommt über seinen Körper, ährend im Westen die weitausgreifende Tatkraft ihren Anfang zu nehmen beginnt. Westlicher atkraft gehören die folgenden Jahrhunderte. Alexander der Große und Rom sind ihre wich- igsten Träger. Die Vernichtung des punisch-semitischen Karthago durch Rom bedeutet den rsten nachhaltenden Vorstoß Europas gegen den Orient. Soweit der Inhalt der ersten beiden Bände.

In diese großen Weltbewegungen ist die Geschichte auch der kleineren Völker eingebaut nie fallen sie aus dem Ganzen. Eine anerkennenswerte Maßnahme des Herausgebers ist es daß er bei besonders hervortretenden Ereignissen die betreffenden einheimischen Quellen selbst reden läßt. Erkennt man doch die Zeiten, ihr Denken und Streben in politischer wie geistiger Beziehung am besten aus den Berichten derer, die in ihnen lebten und gar an ihnen mitschufen Gerade sie geben der allgemeinen Schilderung lebendige Farbe und erhalten selbst wieder in deren Rahmen ihre Erläuterung. Um nur eines zu erwähnen: wie lebendig stehen vor uns in dieser darstellerischen Verbindung die Ereignisse der Zeit des peloponnesischen Krieges! Welche Lichter werden auf das damalige griechische Parteileben, auf das Wesen demokratischer und antidemokratischer Verfassungen geworfen, welche Vergleiche mit unserer Zeit geradezu herausgefordert! Mit plastischer Kraft hat Rieß jede Zeitepoche in ihrem politischen wie geistigen Gehalt erstehen lassen, wir durchleben sie wie unsere eigene Zeit und vermögen aus ihnen das historische Wissen zu ziehen, das uns für unser schwaches politisches Denken so nottut.

Bewegen wir uns in dem eben besprochenen Werke in dem breiten Fahrwasser historischen Werdens, so gibt uns Hugo Rachel in seiner „Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute“ (1920, Paul Parey, Berlin) einen gedrängteren Überblick über dasselbe. Die einzelnen Geschehnisse treten hier zurück; von erhöhtem Standpunkte wird hier der Gang der Menschheit überblickt; das Werden und Ausleben der Menschheit, ihre Beziehungen zur Umwelt, ihre politische und kulturelle Bedeutung, die Notwendigkeiten ihrer gewordenen Entwicklung, Licht- und Schattenseiten werden in prägnanter Fassung in knapp gerahmtem Bilde von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag vorgeführt. Ganz hervorragend in der Belehrung sind hiebei gerade in unseren Tagen der Trauer und des Unglücks die Abschnitte, die Deutschlands Werden schildern im Gegensatze zu dem Frankreichs und Englands. Hier erscheinen die Urgründe unseres traurigen Schicksals von heute mit der Mahnung, uns endlich auf uns selbst zu besinnen, zu meiden, was als uns wesensfremd uns in den Abgrund führen mußte, endlich aufzuräumen mit den Fehlern der Vergangenheit und das zu werden, wozu wir als Deutsche ausersehen sind. Am Schlusse seines Buches wirft Rachel einen Blick in die Zukunft und glaubt an die sieghafte Kraft des europäischen Geistes dem des Orients gegenüber Aber wer möchte hier den Propheten spielen! Wollen wir auch nicht an den Niedergang des Abendlandes glauben, aber im Oriente steckt doch viel unverbrauchte Kraft, die gerade durch die Einwirkungen des letzten Krieges mächtig geweckt wurde. Ihre Auswirkungen sind heute unmöglich vorauszusehen. Den Weg haben die europäischen Völker in ihrem selbstmörderischen Wahnsinn selber vorbereitet. Wir stehen erst in einem Anfang, nicht am Ende der Ereignisse. Gegen sie müssen auch wir gewappnet sein. Auslandskenntnis, Kenntnis der anderen Völker ist dringendes Bedürfnis.

Diesem kam der Wiener Professor Michael Haberlandt in seinem Buche: „Die Völker Europas und des Orients“ (Leipzig 1920, Bibliographisches Institut) entgegen. Das Buch ist zunächst nur den Völkern der weißen Rasse, soweit sie Europa, Vorderasien und Nordafrika bewohnen, gewidmet. Er gibt damit den ersten Versuch einer zusammenfassenden ethnographischen Schilderung dieser Völker, welche die „vornehmste Kultur- und Geschichtsgemeinschaft der Menschheit darstellen“. Ein Meister in seinem Fache gibt uns hier ein klares Bild all der kulturellen und ethnologischen Zusammenhänge, die Europa mit Vorderasien und Nordafrika verbinden und trotz vieler Wandlungen so viele gleiche Züge zeigen.

Freilich: unbeschadet dieser gleichen Züge bestehen doch wieder die größten Gegensätze. Europa ist und bleibt Europa, und Vorderasien ist, obwohl es durch seine Bevölkerung und Geschichte mit dem Westen verbunden ist, doch wieder Orient, mit diesem eine Einheit, geschaffen durch die verschiedenartigsten Elemente, durch verwandte Natur, gleiche Geschicke, durch ver einheitlichende Formen des Verkehrs, also hervorgegangen aus den verschiedenartigsten Quellen geistiger, materieller und sozialer Kultur. Und die gleichen Verhältnisse zeigt auch der zur

Mittelmeerwelt gehörige, ebenfalls von Völkern der kaukasischen Rasse bewohnte Nordrand Afrikas, die durch den ungeheuren Wüstengürtel von der schwarzen Rasse des eigentlichen Afrika getrennt sind. Wenn auch hier spätere europäische Kolonisierung einen dünnen Kulturfirniß über diese Randgebiete gelegt hat, er vermochte doch nicht das alte hamitisch-semitische Gesicht zu decken; es sieht überall durch den allzu dünnen Schleier hindurch, wie auch die früheren europäischen Invasionen so gut wie keine Spuren zurückzulassen vermochten. Auch hier trotz aller ethnologischen Zugehörigkeit etwas Eigenes. Diese Gegensätze und ihre Ursachen entwickelt Haberlandt in kurzen Zügen und geht den Faktoren nach, die zu der verschiedenartigen Entwicklung all der Völker geführt haben, zu ihrer Gruppierung wie zur Entfaltung ihres individuellen Lebensganges.

So vermag auch dieses Werk in der Erkenntnis der Bedeutung der fremden Psychologie, die wir für unsere Auslandspolitik so dringend notwendig haben, Anreger und Führer zu sein.

Dr. Roth

Die Beerdigung von Johannes Brahms

Persönliche Erinnerungen

Ist wirklich schon ein ganzes langes Vierteljahrhundert verflossen, seitdem wir ihn begraben haben?

Wie Grauenhaftes ist inzwischen über die Erde gegangen, für ein Jahrtausend zuviel! Deshalb preisen wir es dankbar, daß Brahms, der leidenschaftliche Patriot und Bismarckverehrer, der, wenn nur die unbedeutendste politische Krise sein geliebtes Deutschland zu bedrohen schien, voll tiefster Anteilnahme nach Entwirrung bangte, den November 1918 nicht miterlebte.

Damals jedoch, vor einem Vierteljahrhundert, vor nur einem Vierteljahrhundert, da wußte man von solchen Trostgründen noch nichts; da rauschte es wie eine kaum zu fassende Trauerbotschaft durch die ganze musikalische Welt, am klagendsten durch Wien: „Johannes Brahms ist tot!“

Ich schwärmte für Brahms, wie nur in Wien ein Mädel schwärmen kann. Kurz nachdem ich das Gesangsstudium begonnen hatte, bekam meine Lehrerin am Wiener Konservatorium, Frau Prof. Jäger-Wilczek, bei einem Festmahl den Ehrenplatz neben Brahms, der Ehrenpräsident der „Gesellschaft der Musikfreunde“ war. Während er ihr liebenswürdig eine Orange schälte, erzählte sie ihm: „Denken Sie sich nur, Herr Doktor, unlängst bekam ich eine neue Schülerin; die möchte nur singen lernen, um Ihre Lieder singen zu können.“ Das machte dem sonst für derlei Geständnisse ganz und gar nicht empfänglichen Altmeister doch Spaß: „Na, die möchte ich aber dann doch wahrhaftig mal hören!“

Bis ich jedoch seine Lieder singen konnte, war Brahms tot.

Aber auf andere Weise hatte ich ihm meine Verehrung einmal gezeigt. Ich sandte ihm eines schönen Tags alles, was von Aufsätzen über ihn in schwedischen Zeitschriften aufzutreiben war, von mir ins Deutsche übersetzt, wofür er mir schriftlich mit freundlichen Worten dankte und mich auch durch seinen Freund, Prof. Ed. Hanslick, dessen Vorlesungen an der Universität ich besuchte, grüßen ließ.

Gerade während einer Gesangsstunde, Samstag, den 3. April 1897, brachte eine Kollegin die Kunde von seinem Tod. Natürlich wurde an diesem Tage nicht gesungen.

Gleich am nächsten Morgen fuhr meine Mutter, meine geduldige Brahms-Mitschwärmerin, mit mir und meiner Schwester „auf die Wieden“ zum Trauerhause. (In Wien werden die

Gestorbenen nämlich in der Wohnung aufgebahrt, nicht in der Leichenhalle.) Einen Kranz zu spenden, da gar zu fernstehend, wagte ich nicht. Aber einen duftenden Blumenstrauß aus Rosen, Maiglöckchen und Veilchen glaubte ich mir wohl als Abschiedsgruß erlauben zu dürfen. Und merkwürdig, gerade diesen Strauß hat Brahms mit in den Sarg bekommen. Durch das verheerende Krebsleiden war die Leiche so schnell in Verwesung übergegangen, daß der Sarg bald nach unserem Kommen schon geschlossen und verlötet werden mußte, wobei die langjährige Hauswirtin und aufopferungsvolle Pflegerin des Meisters, Frau Dr Celestina Truxa, dem Toten die zuallererst eingetroffenen Blumenspenden mitgab. Schon vorher, bevor ich noch das glückliche Schicksal meiner Blumen wußte, hatte ich eine einzelne Teerose in den Sarg gelegt. Zum erstenmal stand ich in der Nähe des Hochbewunderten, den ich sonst nur von weitem auf der Straße oder in Konzerten angeschwärmt hatte. In einem mittelgroßen, schwarz ausgeschlagenen Zimmer war die Leiche aufgebahrt. Zu beiden Seiten des Sarges standen große brennende Kandelaber. Vor dem Fußende prangten zwei rote Samtkissen; auf dem einen lagen des Künstlers Orden, auf dem andern die Bürgerkrone. An der Wand lehnten schon die ersten prächtigen Kränze.

Das alles bildete ja nur den feierlichen Rahmen zu dem schmerzlichen Anblick, den der mit dem Frack bekleidete große Tote durch die Verwüstung der schrecklichen Krankheit darbot. Geradezu grell hoben sich der schneeweiße Bart und das lange Haar von dem fast schwärzlich dunkelbraunen Gesicht ab; der Ausdruck der Züge war aber ein ungemein friedlicher. Die erschreckend abgemagerten Hände waren über einem Kruzifix gefaltet. Einsame Stille herrschte in dem licht- und lautgedämpften Raume. Auch am zweiten Morgen, als wir nochmals eine Pilgerfahrt hierher machten, stand außer uns nur ein einziger Leidtragender am Sarge, der Klaviervirtuose Emil Sauer.

Die Beerdigung eines Großen war im guten alten Wien ein die Volksseele im tiefsten ergreifendes Ereignis. Billroth, Brahms, die ermordete Kaiserin Elisabeth — als diese zu Grabe getragen wurden, da durfte man mit vollster Berechtigung an das berühmte „goldene Wienerherz" des Volkes glauben. Nach der Beerdigung Billroths hatte Brahms an J. V. Widmann geschrieben: „... Ich wünschte, Sie könnten, wie ich, sehen, was es heißt, hier geliebt zu sein. Das kennen und können wir bei uns, Sie bei sich nicht. So offen tragen wir unser Herz nicht, so schön und warm zeigt sich die Liebe nicht wie hier, vor allem beim besten Teil des Volkes (ich meine eben: beim Volk, bei der Galerie!)" Und das nächste Mal: „Nochmals möchte ich von den lieben Wienern anfangen, für die sonst eine schöne Leich' auch eine Hauptheh' ist. In der ganzen unzählbaren Menschenmenge hätten Sie kein neugieriges, kein gleichgültiges Gesicht gesehen, auf jedem nur die innigste Teilnahme und Liebe. Mir hat das beim Schlendern durch die Gassen und auf den Friedhof ganz ungemein wohlgetan."

Der große Hamburger wurde auf die gleiche Weise gefeiert.

Brahms hatte einmal die Äußerung getan, er möchte, wie sein Freund Bülow, gerne verbrannt werden. Da aber kein rechtsgültiges Testament mit einer diesbezüglichen Verfügung aufzufinden war, Brahms aber bei einem Besuche der Gräber Beethovens und Schuberts auf dem Zentralfriedhofe auch einmal den Wunsch ausgesprochen hatte, einst neben diesen Tonheroen ruhen zu dürfen, so beschloß man in einer eigens einberufenen Direktionssitzung der „Gesellschaft der Musikfreunde", den Leichnam der Erde zu übergeben. Das um so lieber, weil auf diese Weise die Stadt Wien ihre Verehrung am deutlichsten beweisen konnte durch Widmung eines Ehrengrabs. Es liegt neben Schubert und gegenüber von Beethoven.

Am Dienstag, den 6. April, nachmittags um halb drei Uhr setzte sich der Trauerzug vom Sterbehause, Karlsgasse 4, aus in Bewegung. An der Karlskirche, auf die Brahms von seinen Fenstern aus so oft bewundernd hingesehen hatte, vorbei zum Musikvereinsgebäude, wo Ansprachen gehalten und Kränze niedergelegt wurden. Hierauf sang die „Singakademie", deren Dirigent Brahms 1863/64 gewesen, einen Brahmsschen Chor, das altdeutsche Liebeslied:

Fahr wohl!
All Liebes, das nun scheiden soll!
Und ob es so geschehe,
Daß ich nicht mehr dich sehe,
Fahr wohl!

Dann ging es durch die Kopf an Kopf gedrängten Menschenmassen, die sich durch den in Strömen gießenden April-Gewitterregen nicht aufhalten ließen, diesen letzten Abschluß eines der schönsten Kapitel aus der Wiener Musikgeschichte mitzuerleben. In allen Straßen, die der Zug passierte — Künstlergasse, Ring, Operngasse, Tegetthoffstraße, Neuer Markt, Plankengasse —, loderten, wie aus antiken Opferschalen, die offenen Gasflammen aus den Straßenlaternen. Nur sonderbar: kein Trauergeläute begleitete den frommen Protestanten. Traumhaft lautlose Stille auch, als der Zug in die Dorotheergasse zur Aussegnung in der „Evangelischen Kirche" einbog, — in dem katholischen Wien durfte ja in der evangelischen Stadtkirche nicht geläutet werden!

Nicht nur die Kirche, auch schon die Dorotheergasse konnte nur mit Eintrittskarten betreten werden; dennoch war die Kirche so überfüllt, daß viele abgewiesen werden mußten. Wer nur in Wien Namen von kunstsinnigem Klang besaß, war zur Stelle, dazu noch eine Fülle von Vereinen und Korporationen.

Als der vom Kirchenchor auf der Orgelgalerie gesungene Choral „Jesus meine Zuversicht" verklungen war, hielt Stadtpfarrer v. Zimmermann eine des Toten vollauf würdige Rede. Hierauf schloß der „Wiener Männergesangverein" mit „Wanderers Nachtlied" von Reissiger die eindrucksvolle kirchliche Feier.

Vor der Kirche standen Wagen bereit für die weite Reise zum Zentralfriedhofe, der riesigen Totenstadt der Wiener. Obwohl nur sechs Viersitzer beigestellt waren, so reichten sie doch vollauf, denn manche Trauergäste hatten ja ihre eigenen Equipagen, und das im höchsten Maße ungute Wetter ließ den meisten die Trauerfeier in der Kirche pietätvollen Abschluß genug erscheinen. Solange der Totenwagen mit den ihm folgenden Blumenwagen und Fiakern noch zwischen den Häuserreihen hindurchfuhr, standen die Menschen und winkten mit tränenfeuchten Taschentüchern. Erst als die damals noch streckenweise unbebaute endlose Simmeringer Hauptstraße begann, sah man durch den unaufhörlich gegen die Fensterscheiben hinklatschenden Regen, wie es allmählich einsamer und einsamer wurde.

Beim Großen Portal des Friedhofs angelangt, sammelten sich die Getreuesten zum letzten Geleite. Zwölf Freunde, darunter Anton Dvořák, Dr. Fellinger, Max Kalbeck, Dr. Mandyczewski, Dr. v. Miller zu Aichholz, Richard v. Perger und F. Simrock, bildeten die Ehrengarde des Sarges. Der Regen hatte plötzlich aufgehört, und als der Redner am offenen Grabe, der Präsident des Wiener Tonkünstlervereins, v. Perger, das alle Zuhörer tief ergreifende Zitat aus der „Feldeinsamkeit": „Ich ruhe still im hohen grünen Gras" sprach, da zwängte sich die Sonne siegreich durch die Wolken und legte ihre goldigsten Strahlen als letzten Abschiedsgruß auf das Grab. Die Vögel in den vom ersten zarten Grün überschleierten Bäumen und Sträuchern des „Tonkünstlerbosketts" wußten auf einmal, daß es Frühling war, und sangen und zwitscherten so lieblich, wie es bloß Vögel vermögen, die gewohnt sind, um die Gräber von Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert zu nisten.

Der Fahnenträger, der dem Zuge vorangeschritten war, hatte ein Kränzchen von frischem Lorbeer um die Spitze seiner Trauerfahne hängen. Dieses wurde nun aufgelöst und die einzelnen Zweiglein unter die Brahmsbetrauerer verteilt. Jener Lorbeer ist längst verdorrt, aber der Ruhm des edlen Meisters, dem er galt, der grünt noch immer, und er wird grünen, solange Menschenherzen nach wahrer, deutscher Musik verlangen. Mathilde v. Leinburg

Timmers Tagebuch

Die Blockade von innen — Beamte und Arbeiter — Das eine und das andere Bein — „Det interessiert uns nicht“

Bei dem Kampf der Eisenbahnbeamten gegen das Reich, der sich in der ersten Februarwoche abspielte und mit dem — sicher nicht rein zufällig — der Streik der städtischen Arbeiter gegen die auf sozialistisch-kommunistischer Grundlage errichtete Gemeinde Groß-Berlin parallel lief, ging es um nichts Geringeres als den letzten Rest der Staatsautorität. Und auch der ist nun glücklich flöten gegangen. Denn allen Vertuschungsversuchen und wohlfeiler Schönrednerei zum Trotz hat die Regierung eine vernichtende Niederlage erlitten, eine um so schlimmere Niederlage, als die Arbeitergewerkschaften mit anerkennenswertem Nachdruck gegen den wilden Streik Stellung genommen hatten, der von der Berufsvertretung der Eisenbahner und dem Aktionsausschuß der Berliner städtischen Arbeiter ohne Sinn und Verstand angezettelt worden war.

Wir sind seit langem nicht mehr gewöhnt, die Worte unserer — sagen wir einmal — leitenden Persönlichkeiten auf die Goldwage zu legen. Immerhin: — zu Beginn des Kampfes der Eisenbahner hatte der Reichskanzler mit einer bei ihm nahezu heldisch wirkenden Geste erklärt, eine Regierung, die dieses Ringen nicht siegreich überstehe, könne nicht nach Genua gehen. Wer aus der „Einigungsformel“, auf Grund deren der Abbruch des Streikes erfolgte, etwas anderes herausliest als ein Nachgeben Punkt für Punkt, als eine völlige Kapitulation, dem muß wahrlich schon durch die demokratische Brille die pupillarische Sehkraft völlig verloren gegangen sein. Herr Wirth hat, die Übung macht ja den Meister, wieder einmal ein Ultimatum zur restlosen Erfüllung angenommen. Ein Ultimatum, das ihm abwechslungshalber diesmal die „innere Entente“ diktiert hat, ein Ultimatum, das ihm nicht in London oder Paris überreicht worden war, sondern das ihm seine eigenen Untergebenen in seinem eigenen Amtshause bei spärlicher Kerzenbeleuchtung mit höhnischer Siegesgewißheit vorgelegt hatten. „Den Leuten,“ so zieht der „Tag“ das beschämende Fazit dieser verhängnisvollen Kraftprobe, „die sich über das Wohl des Volkes, über die Pflichten ihres Amtes, über die Notlage des Reiches freventlich hinweggesetzt hatten, wurde Zutritt zum Amtssitz des Reichskanzlers gewährt, und während oben mit Fürsprechern der Reichsgewerkschaft verhandelt und abgeschlossen wurde, warteten sie unten auf das Ergebnis dieser Bemühungen,

um danach ihre letzten Entschließungen einzurichten. Mit vollem Siegesgefühl konnten sie den Kampf abbrechen, den sie geführt haben. Sie haben gesiegt über Staat und Reich, sie haben gesiegt über Volk und Verwaltung, sie haben aber auch gesiegt über das preußisch-deutsche Beamtentum, das wir bisher immer bewundert haben. Von heute an ist es unrettbar hineingerissen in den Strudel des Parteikampfes. Die Bemühungen, ihm eine gesonderte Rechts- und Berufsstellung im Staatsleben zu sichern, sind gescheitert."

Und wie steht diese Regierung, die vor den gewissenlosen Saboteuren unseres Wirtschaftslebens kläglich zu Kreuze kroch, vor denen da, die diensttreu bei der Fahne aushielten? Deren Vertreter hatten den Reichskanzler nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sie den Streik nur abgelehnt hätten unter der Voraussetzung, daß die Reichsregierung „auf jeden Fall fest bliebe". Bei einem Nachgeben der Regierung, so ist Herrn Wirth erklärt worden, würde bei der nächsten besten Gelegenheit ein neuer Beamtenstreik inszeniert werden, und die Verbände würden dann keine Möglichkeit haben, ihre Mitglieder von einer Streikbeteiligung wie jetzt abzuhalten. Man wies darauf hin, daß dieses Schwinden der Regierungsautorität bei der gesamten christlichen Arbeiterschaft die gleichen Folgen auslösen würde.

Wir können danach also zuversichtlich erwarten, daß der Beamtenstreik eine dauernde Einrichtung bleiben und das bisherige Streiksystem in wirkungsvoller Weise ergänzen wird. Eine „Revolte" nannte durchaus treffend der Kanzler die Bewegung — nachdem sie vorbei war. Hätte er nur sein Verhalten so eingerichtet, wie es Aufrührern und namentlich deren Anstiftern gegenüber angebracht ist. Aber freilich, man hatte, wie stets, den Dingen ihren Lauf gelassen, keinerlei Vorbereitungen waren getroffen worden, um dem seit langem sichtbar drohenden Verhängnis zu begegnen, und so kam, was kommen mußte: ein jämmerliches Paktieren mit den „Rebellen". Welches Vertrauen können wir noch einer auswärtigen Regierung bieten, wenn sich in Deutschland die Staatsautorität selbst da nicht mehr behaupten kann, wo sie von fast der gesamten öffentlichen Meinung und der Volksvertretung gestützt wird?

* * *

Mit diesem erfolgreichen Streik ist die Beamtenschaft in eine Entwicklung hineingeraten, über deren Tragweite sie sich kaum hinreichend klar sein dürfte. Obwohl die Arbeiterschaft dem Streik, durch den sie selbst ja nicht zuletzt empfindlich geschädigt worden ist, mit gemischten Gefühlen zugeschaut hat, ist die sozialistische Presse seitdem eifrig bemüht, die vom sichern Hafen Verirrten mit betörenden Sirenenklängen an ihr paradiesisches Eiland zu locken. Wie sich die Sozialisten den künftigen Werdegang unseres Beamtentums vorstellen, zeigen die folgenden Betrachtungen der unabhängigen „Freiheit": „Der Streik der Beamtenschaft ist der erste, den die deutsche Arbeiterklasse erlebt. Durch ihn tritt die Beamtenschaft endgültig ein in die Reihen des Proletariats. Gewiß steckt die Bewegung, auf die sich dieser Streik stützte, organisatorisch und taktisch in den ersten Kinderschuhen . . . Aber einst fiel das Wort, daß schon die Gründung des kleinsten Arbeiter-

vereins historisch bedeutsamer sei, als die Schlacht bei Sadowa. Ähnlich zu bewerten ist nach unserer Meinung die Tatsache dieses Streiks der Eisenbahnbeamten. Verstehen es die Beamten, sich die Erfahrungen in jeder Richtung hin zunutze zu machen, werden sie sich vor allem selbst der Bedeutung ihres Streiks bewußt, dann kann diesem Anfang einer tatkräftigen Beamtengewerkschaftsbewegung eine glücklichere Fortsetzung sehr bald folgen. Allerdings ist eine solche Auswertung des Eisenbahnbeamtenstreiks nur dann möglich, wenn sich auch die Beamtenschaft organisatorisch, taktisch und geistig eingliedert in die breite Front der gesamten Gewerkschaftsbewegung."

Das klingt so lieblich: An meine Brust, du flügellahmer Vogel ... Wie es aber in Wirklichkeit mit der brüderlichen Hinneigung des Proletariats zur Beamtenschaft steht, das hat der ehemalige Volksbeauftragte Emil Barth in einer Versammlung der Groß-Berliner Betriebsräte aus der Schule geplaudert. Die wirtschaftlichen und arbeitsrechtlichen Forderungen der Eisenbahner, erklärte er, seien wohl berechtigt, doch könnte er sich die Forderungen der Eisenbahnbeamten zur Erhaltung ihrer aus dem Beamtenrecht herrührenden Rechte nicht zu eigen machen. Die Arbeiterschaft müsse vielmehr die Beseitigung aller Beamtenvorrechte und an deren Stelle die Anstellung nach dem freien Angestelltenvertrag fordern. Vom sozialpolitischen Standpunkt aus liege es im Interesse der Arbeiterschaft, daß die Pensionsberechtigung der Beamten allmählich beseitigt werde.

In diesem offenen Bekenntnis eines Arbeiterführers ist mit dürren Worten ausgedrückt, was im Grunde die gesamte Arbeiterschaft mit wenigen Ausnahmen im Hinblick auf die Beamten denkt und fühlt. Ist sich die Beamtenschaft bewußt, was es heißt, sich in die Gemeinschaft des Lotsen zu begeben? Die sozialdemokratische Logik ist, das wird man einräumen müssen, vollkommen stichhaltig. Wenn die Beamten ihr altes Treuverhältnis zum Staat nicht mehr erhalten wissen wollen, wenn sie bewußt darauf ausgehen, sich lediglich interessenpolitisch gegen den Staat einzustellen, in ihm, wie der Proletarier, nichts als den kapitalistischen Arbeitgeber zu erblicken, dann muß man sich folgerichtig fragen, wo eine solche Beamtenschaft, die eigentlich gar keine mehr ist, ein Anrecht auf irgendwelche Privilegien herleiten will? Mit dem Schwinden des Verantwortungsunterschiedes ist auch jede staatliche Bevorrechtung hinfällig. Denn in dem Augenblicke, wo sich der Beamte in einen reinen Angestellten umwandelte, bliebe er ja jede Gegenleistung schuldig. Auf sozialistischer Seite, darüber sollte er sich, wie sehr man ihn jetzt auch umschmeichelt, keinerlei Illusionen hingeben, würden seine Sonderansprüche ganz zweifellos nicht verteidigt werden, und im bürgerlichen Lager müßte man eine Beamtenschaft, die sich in die Kampfreihen des Proletariats stellt, als die denkbar größte innere Gefahr ansehen.

* * *

Das bezeichnende Merkmal sowohl für den Streik der Eisenbahnbeamten wie auch der Berliner städtischen Arbeiter liegt darin, daß schlechterdings jeder triftige Grund fehlt, der ein so unerhört brutales, rücksichtsloses, wahnwitziges Vorgehen

auch nur einigermaßen verständlich machen könnte. Den Berliner städtischen Arbeitern war der berüchtigte Manteltarif, der geradezu einen Freibrief auf die Faulheit darstellt, auf mehrere Monate weiterbewilligt worden. „Zugegeben," muß selbst der „Vorwärts" eingestehen, „daß die Eisenbahnbeamten Erhöhung ihrer Bezüge verdienen, daß sie bei den darüber gelaufenen Verhandlungen nicht immer mit vollem Verständnis behandelt wurden, zugegeben, daß die städtischen Arbeiter drohende Entlassungen vermeiden wollen, daß sie eine Verschlechterung ihres sicher wertvollen vierwöchigen Urlaubs mit Recht befürchten — aber sind das Gründe, so riesengroße, alle Hand- und Kopfarbeiter tief ins alte Elend zurückstoßende kapitalistische Gemeinheiten, daß deswegen Deutschlands Verkehr zerschnitten, Berlins Bevölkerung ohne Gas, Wasser und Elektrizität sein muß?"

Mit großem Tamtam ist seinerzeit von der roten Presse die Zentralisierung der Verwaltung Berlins und die Übernahme der großen Werke und Verkehrseinrichtungen in städtische Regie begrüßt worden. Hurrah — die ersten Sozialisierungen waren vollzogen! Was dabei für das Allgemeinwohl herausgekommen ist, welche unerhörten Zustände sich infolge des erwähnten Manteltarifs in den Verwaltungsbetrieben eingenistet haben, ist erst kürzlich in einer Ausschußsitzung des Magistrats grell beleuchtet worden. In dieser Sitzung wurde unbestritten ausgeführt, daß tatsächlich die Verhältnisse in den städtischen Werken und bei der Straßenbahn so liegen, daß die Bevölkerung einen ganz erheblichen Teil unnützer Lasten trägt, und daß die Werke und die Straßenbahn unter der Herrschaft des (jetzt also verlängerten) Manteltarifs sich mehr und mehr zu einer Versorgungsstätte herausgebildet hatten. Es wurde z. B. seitens der Direktion der Gaswerke eingehend dargelegt, daß seit Monaten mit dem Betriebsrat in der Richtung verhandelt wird, daß überflüssige Kräfte abgestoßen werden können. Die Vertreter der Betriebsräte waren trotz mehrmaliger Befragung nicht imstande, eine positive Antwort darüber zu geben, was sie zu ihrem ablehnenden Standpunkt veranlaßt hat. Ihre Einwendungen wegen schlechterer Kohlen usw. wurden seitens der Direktionen widerlegt, und es wurde festgestellt, daß teilweise die Leistungen des einzelnen Arbeiters an den Öfen auf 50 Prozent, ja auf 35 Prozent der Friedensleistung heruntergegangen wären. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß die Gaswerke Berlins zurzeit nur drei Viertel der Gasproduktion haben wie die, die vor dem Kriege vorhanden war. Trotzdem ist eine außerordentlich erhebliche Steigerung der Belegschaft eingetreten, ganz abgesehen von den durch die Einführung des Achtstundentages notwendigen Erhöhungen.

Mehr und mehr hat sich in einem Teil der Werke die Tatsache herausgebildet, daß nicht der Achtstundentag das Normale ist, sondern der Sechsstundentag. Die Krankenzahl ist in den städtischen Betrieben ganz außerordentlich hoch. Sie beträgt über das Doppelte der normalen Berliner Krankenzahlen. Rechnet man noch die durch den früheren Manteltarif gewährten übermäßigen Vorteile bezüglich des Urlaubs hinzu, so ergibt sich, daß unter der Wirkung des alten Manteltarifs und durch die Durchbrechung des Achtstundentags allein bei den Altberliner Gasanstalten, also ohne die Vororte, eine jährliche Mehrausgabe von 40 Millionen entsteht.

Wirtschaft, Horatio! Aber das ist der Sozialismus, wie sie ihn verstehen, und in diesem Sinne ist man bestrebt, den ganzen Staat zum Ausbeutungsobjekt einer bevorzugten Klasse, der Arbeiterschaft, umzumodeln. Derselbe wahnwitzige Egoismus, der keine Rücksichten mehr auf die Allgemeinheit nimmt, spricht aber auch aus dem Verhalten der Eisenbahner. Und das ist ein Symptom, das viel schwerer wiegt, viel trübere Ausblicke eröffnet. Denn die Lokomotivführer, von denen im wesentlichen die Entscheidung, ob Streik oder nicht, abhing, bilden zweifelsohne eine auserlesene Gruppe innerhalb der unteren Beamten. Dieser Gruppe kommt eine ganz andere Bedeutung zu als einer zusammengewürfelten Masse kommunaler Arbeiter. Leuten, denen tagtäglich wertvolles Staatsgut anvertraut ist, die mit dem Hebel zugleich das Leben von Hunderten in der Hand haben, denen sitzt das Verantwortungsgefühl im Fleisch und im Blute. Wenn sie trotzdem ihre Pflicht im Stiche ließen und der wilden Streikparole unlauterer Elemente blindlings folgten, so beweist das, wie zersetzend bereits das marxistische Gift in die edelsten Teile des Volksorganismus vorgedrungen ist. Gewiß war Grund zur Unzufriedenheit vorhanden. Gewiß haben die verschiedenen Regierungen die Beamtenbesoldungsreform in unverantwortlicher Weise verschleppt. Kein Zweifel, daß allein die gleitende Gehaltsskala (die allen Arbeitern und Angestellten zu wünschen wäre) die Schwankungen des Wirtschaftslebens für die staatlichen Lohnempfänger einigermaßen ausgleichen könnte. Aber war, um das zu erreichen, wirklich die Anwendung so verwerflicher Mittel notwendig? Dem gerüttelten Maß von Schuld, das die nachrevolutionären Regierungen an dem verhängnisvollen Verlauf der Ereignisse tragen, steht auf der anderen Seite eine nicht minder sträfliche, ja geradezu unsinnige Besoldungspolitik der Beamtenführerschaft gegenüber. Der Deutsche Beamtenbund hat, wie Erich Dombrowski im „Berl. Tageblatt" feststellt, Anfang Dezember vorigen Jahres Gehaltsforderungen für die unteren Beamtenklassen gestellt, die in ihren Konsequenzen für das Reich, die Länder und die Gemeinden 50 bis 60 Milliarden Mark ausgemacht hätten. Die gesamten neuen Steuervorlagen des Reiches aber erzielen, wenn man von der einmaligen Zwangsanleihe absieht, nur den Betrag von etwa 45 Milliarden Mark. Schon aus der Gegenüberstellung dieser beiden Ziffern geht klar hervor, daß die Regierung beim besten Willen die Forderungen nicht erfüllen konnte. Ebenso töricht ist es von den Eisenbahnbediensteten, wenn sie, den Einflüsterungen der Sozialdemokratie folgend, sich wie ihre Kollegen von unserm Schmerzenskind, der Post, gegen eine vernünftige Auslegung des Achtstundentages wenden, wonach die Arbeitsbereitschaft nicht ohne weiteres der ununterbrochen angestrengten Tätigkeit gleichgesetzt werden soll. Würden sie mit ihrem Einspruch gegen das soeben ausgearbeitete Arbeitszeitgesetz (was bei der schwächlichen Haltung der gegenwärtigen Regierung leider wahrscheinlich ist) für die Eisenbahn durchdringen so würde einer rationelleren Arbeitsweise im Eisenbahnbetrieb der Weg verbaut bleiben. Mit anderen Worten, an einen Abbau des Personals wäre nicht zu denken. Im Gegenteil, es müßten noch immer mehr Leute angestellt werden.

Die große Besoldungsreform des vorigen Jahres, die heute, wie gern zugegeben werden soll, zum Teil schon überholt sein mag, ist unbedingt eine bemerkenswerte

aftanstrengung der Regierung gewesen, die Ansprüche ihrer Beamten zu be-
edigen. Damals schrieb ein Studienrat in einem deutsch-nationalen Blatte, nun
üsse also die Beamtenschaft weiter „am Hungertuche nagen". Darin lag eine
ıßlose Übertreibung, die bezeichnend ist für die geringe Urteilsfähigkeit, die selbst
höheren geistigen Schichten herrscht. Buchstäblich verhungert sind im nachrevo-
:ionären Deutschland sicherlich weder Lokomotivführer noch Studienräte, wohl
er die unglücklichen Altersrentner des Mittelstandes; die aber sinken in all dem
ısten Geschrei nach höherem Lohn, Sold und Gehalt schweigend dahin, Opfer,
ı die sich kaum eine Menschenseele kümmert. Die Beamten sind zu sehr gewohnt,
n allen Seiten, von Parteipresse, Parlament und Regierung mit vielen schönen
:den umschmeichelt zu werden. Nur so ist es zu erklären, daß in einem angesehenen
tionalen Blatte ein höherer Beamter allen Ernstes die Forderung aufstellen
ınte, den Beamten müßten, wie es auch sonst um den Staat stehe, Gehälter
ch Maßgabe der Friedenswährung zugebilligt werden. Solchem gänzlich ungerecht-
tigten, maßlos egoistischen Verlangen gebührt die allerschärfste Zurückweisung.
ltsam, daß heute nach drei Jahren in Deutschland noch immer weite Kreise sich
ht klar zu machen vermögen, daß uns ein Krieg verloren gegangen ist
d daß wir als die Besiegten ganz unbeschadet der Schuldfrage die Riesenlasten
ıes Diktatfriedens zu tragen haben. Damit ist eine Herabsetzung der Lebens-
tung für die Gesamtheit des Volkes zur Notwendigkeit geworden. Es gibt ja
ilich Volksgenossen genug, die sich diesem Gebot der Stunde zu entziehen wissen.
er vom Standpunkt der Staatsmoral aus betrachtet — die freilich auch in die
üche gegangen ist — hat kein Teil des Volkes ein Recht auf ein Leben wie im
ieden. Auch die Beamtenschaft nicht.

* * *

„Wo bleibt eigentlich die Selbsthilfe?" schrieb ein Leser während der
reiktage an den Berliner „Westen". Ja, wo blieb sie? ... „Es ist nirgends
vas davon zu merken gewesen; das gesamte deutsche Volk ließ sich wieder
mal — natürlich! — von einer kleinen Gruppe terrorisieren. Wie war es denn
den Spartakistenunruhen, bei den zahlreichen revolutionären Aufständen im
ich während der letzten Jahre? Immer hatte eine verschwindend kleine Anzahl
ı Leuten die Macht in der Hand, und die breite Masse ließ es sich gefallen,
rorisiert, gequält, bedrückt zu werden. Die wenigen, die zur Tat aufriefen,
den zwar Wohlwollen, aber keine tatkräftige Unterstützung. Genau so scheint
auch jetzt wieder zu sein."

In der Tat, so ist es gewesen. Wie aber war es da vor einiger Zeit in
gland? Dem riesigen Transportarbeiterstreik, der ganz Großbritannien umfaßte,
ıd dort keine hilflose und schafsgeduldige Menge gegenüber. Das deutsche
rbild der Technischen Nothilfe hatte man dort aufgegriffen und ver-
llständigt, aber in einer solchen Weise vervollständigt, daß binnen kurzem die
rkehrsbeamten und Arbeiter an ihre Arbeitsstätten zurückkehrten, da sie einsehen
ıten, daß ihr Streik aussichtslos war. Alle Kreise der Bevölkerung stellten
khaltslos nicht nur menschliche Kräfte zur Verfügung, sondern auch

materielle. Wer Geld geben konnte, gab Geld, wer Wagenmaterial stellen konn stellte dieses, und wer der Streikabwehr auf andere Weise dienen konnte, tat ebenfalls. In kürzester Zeit erstreckte sich über England ein Netz von Automob linien, die den Frachtverkehr und auch die Personenbeförderung der Eisenba übernahmen; binnen kurzem war es auch gelungen, einen erheblichen Teil d Eisenbahnzüge unter Dampf zu setzen.

Ausbau der Technischen Nothilfe — das wäre für eine zielbewußte Reg rung das einzige Mittel gewesen, um dem zerrüttenden Streikunwesen, d schmählichen Treiben der inneren Entente erfolgreich zu begegnen. Aber i Technische Nothilfe besteht ja zu gut 99 Prozent aus Bürgerlichen, und wie ka eine Regierung, die stets mit dem einen Bein, und zwar dem kitzlichsten, im soz listischen Parteilager steht, eine solche „unsozialistische" Einrichtung schützen u fördern. Der Kanzler hat wenigstens nach Beendigung des Kampfes den Ansta gehabt, der Technischen Nothilfe, die Heldenhaftes geleistet hat, Dank sagen, aber schon der Mehrheitssozialist Wels spie Gift und Galle gegen sie, obw sie allein nicht zuletzt den Arbeitervierteln zu Licht, Gas und Wasser verholfen h

Nein, der waschechte Regierungssozialist von heute darf beileibe nicht den W und die Notwendigkeit der Technischen Nothilfe anerkennen, das hieße ja i Tebelholmer — wie Schellmuffski sagt — die Regierungsautorität über das Part interesse stellen. Was bleibt da anderes übrig, als sich in höchster Bedrängnis v den Nothelfern aus der Patsche ziehen zu lassen, um sie hinterher um so eifrig zu verlästern! Dieses klägliche Sichwinden der sozialistischen Regierungsmitglied dieses Herumhüpfen vom Einerseits aufs Andrerseits, diese Angst, sich auf d eigenen Schlips zu treten, — das alles könnte ergötzlich wirken, wenn es nicht gar zu beschämendes Schauspiel böte. Ein Musterbeispiel solcher Schaukelgesinnu lieferte wenige Wochen vor der großen Streikbewegung der sozialistische sächsis Wirtschaftsminister, Herr Alfred Felisch, in der „Glocke", in der er sich über Technische Nothilfe folgendermaßen ausließ:

„Die Technische Nothilfe wird so lange ein notwendiges Übel sein, als es i Erziehungs- und Aufklärungsarbeit der politischen und gewerkschaftlichen Arbeit organisationen noch nicht gelungen sein wird, der Masse der Arbeiter und A gestellten die völlig veränderten Pflichtgebote, die der neue parlamentarisch-dem kratische Staat jedem einzelnen auferlegt, verständlich zu machen. Nicht imm war deshalb die Technische Nothilfe, wo sie in Funktion trat, eine Einrichtung, nur dem Großkapital und den Herrschenden nützte. Es sei nur an den Landarbeit streik in der Amtshauptmannschaft Leipzig im vergangenen Sommer erinnert, sich nach langem Zögern (!) und unter vorsichtiger Würdigung und Wahrnehmu der Rechte der Arbeiter das sächsische Wirtschaftsministerium endlich doch entschlie mußte, Technische Nothilfe einzusetzen, wenn nicht eine beachtliche Men der sächsischen Getreideernte gefährdet oder gar vernichtet werden sol eine Menge, die unersetzlich und lediglich deshalb nicht einzuernten gewesen wä weil ein einziger Beruf in einem halb wilden Streik um bessere Lohn- und Arbei bedingungen rang. Solange sich solche Fälle noch ereignen, wird niemand Notwendigkeit der Technischen Nothilfe völlig (!) verneinen können.

Es darf dabei jedoch keineswegs unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß ie Technische Nothilfe so wie sie heute beschaffen ist, nicht nur ein notwendiges, ondern ein gefährliches soziales Übel ist (!). Ihre strengste Beobachtung urch Regierung und Arbeiterklasse ist deshalb außerordentlich vonnöten. Wer n entscheidender Stelle sitzt, weiß aus der Erfahrung, in welch leichtfertiger Weise weilen die Einsetzung der Technischen Nothilfe gefordert wird. Es ist gar nicht u bestreiten, daß manche Unternehmerkreise die Technische Nothilfe auch heute och als eine Einrichtung betrachten, die dazu bestimmt sein soll, die praktische usnutzung des Streikrechts der Arbeiter völlig illusorisch zu machen ... Begeht ne Behörde etwa doch den Fehler, die Technische Nothilfe in leichtfertiger Weise nsetzen zu lassen, dann ist diese Institution berechtigterweise dem Haß und der erachtung der arbeitenden Schichten ausgeliefert. In manchen Orten steht die echnische Nothilfe auch unter einer Leitung, die von der Sucht befallen ist, so ft als möglich in Aktion treten zu können. Dabei sollte die Technische Not- ilfe selbst ihren Stolz daran setzen, nur deshalb da zu sein, um möglichst icht gebraucht zu werden (!).

Solange wir die Technische Nothilfe aber noch, in hoffentlich recht wenigen inzelfällen, gebrauchen, wird es Pflicht der Reichsregierung sein, mit peinlichster orgfalt darüber zu wachen, daß aus dieser staatlichen Institution nicht eine aatliche Armee von Streikbrechern wird. Versuchen wir es deshalb, die echnische Nothilfe so lange objektiv (!) zu beurteilen, als sie nun einmal vorhanden ; versuchen wir, sie in Gesinnung und Organisation durch den mitbestimmenden influß der Arbeiter zu reformieren, dann werden wir die Notwendigkeit ihrer xistenz nicht unbedingt (!) zu verneinen brauchen, weil wir das kaum können (!), nd wir können trotzdem erreichen, daß sie kein Unheil für die Arbeiterklasse an- chtet."

* * *

Eine Einrichtung wie die der Technischen Nothilfe, so meint der oben zitierte eine Machiavell aus Herrn Scheidemanns Schule, wird um so überflüssiger werden, e mehr sich die Denkweise aller schaffenden Menschen auf den Pflichtkreis und e höchste Verantwortlichkeit des einzelnen im neuen Volksstaate einstellt". Eine underschöne Phrase, nur läßt sie sich schwer in Einklang bringen mit der sozia- tischen Praxis, von der uns soeben erst ein Pröbchen beschert worden ist. Ver- ntwortlichkeit? Wer möchte die streikenden Eisenbahner für so einfältig gehalten ben, daß sie nicht gewußt hätten, welchen grimmigen Stoß sie dem Wirtschafts- ben durch ihren Ausstand versetzten? Die täglichen Einnahmen der Eisen- ahnen betrugen in der letzten Zeit täglich 30 Millionen Mark im Per- nen- und 160 Millionen Mark im Güterverkehr. Nimmt man den nie- als feststellbaren Schaden hinzu, der dem Geschäftsleben durch die völlige Unter- ndung des Verkehrs zugefügt worden ist, das Unheil, das durch die Stockung r Kohlenzufuhr, den Ausfall an Lebensmitteln verursacht wurde, dann wird chtbar, was für Milliardenwerte durch die Frivolität einer kleinen Bevölke- ungsgruppe das arme Deutschland eingebüßt hat.

Und die Berliner Arbeiterschaft, was wußte die von „Verantwortlichkeit“ „Den Krieg will man nicht mehr,“ schrieb eine empörte Mutter ihrem Blatt „gegen den Krieg veranstaltet man große Demonstrationen, weil er grausam un brutal ist. Erste Kriegsregel aber war noch immer: Schont die Frauen, d Kinder und Kranken! Den städtischen Arbeitern von Berlin gebührt di Ehre, mit dieser Regel schlichtester Menschlichkeit gebrochen zu habe und dies um ein Nichts, ohne jeden Grund.“ Das Riesenelend, das der Stre verursachte, hat die bürgerliche und proletarische Bevölkerung gleichermaßen b troffen. Aber selbst der Jammer der eigenen Klassengenossen stört die verbrech rischen Hetzer nicht, die den Unverstand der Massen ihren dunklen Zwecken nutzb zu machen wußten. Als der Berliner Oberbürgermeister in herzbewegenden Worte die überstandene Not schilderte und namentlich der verzweifelten Zustände in de Krankenhäusern und Kliniken gedachte, da wurde ihm von der Linken zugebrüll „Det interessiert uns nicht!“

„Det“ — also das Leiden der anderen — interessiert diese hartgesottenen G mütsmenschen nicht. Es ist schwer glaublich, daß die gesamte Streikmannschaft a gleicher Gefühlsverhärtung krankt. Aber sie duldet solche Führer über sich, f ordnet sich ihnen sklavisch unter und sie macht sich derart mitschuldig an dem Ve brechen, das gegen die Allgemeinheit begangen wird. Man rede uns doch nic immer ein, die Leute wüßten nicht, was sie täten. Es mag ja sein, wie der „Ber Lok.-Anz.“ meint, daß die Mehrzahl der Arbeiter wie die Radieschen nur äußerli und der Schale nach rot seien. Dann aber ist es um so trauriger und jammervolle daß sie nicht endlich einmal den Mut aufbringen, sich gegen den Terror der Minde heit geschlossen zur Wehr zu setzen. Fehlt denn den ehrlichen Leuten heutzutag jede Zivilkourage und ist die Entschlossenheit des Handelns zu den Lumpen g flüchtet? Herr Müller aus Franken, der, wie sich wohl nur noch sehr wenige Leu erinnern werden, auch einmal Kanzler des Deutschen Reiches war, hat im Reich tage kürzlich behauptet, die deutschen Arbeiter würden den Bürgerkrieg dem R vanchekrieg vorziehen. Wir haben mit der „Kreuzzeitung“ diese Phrase seinerze als eine Verleumdung der deutschen Arbeiterschaft empfunden, an deren gute Kern wir trotz der jüngsten Ereignisse noch immer nicht verzweifeln möchten. Ob sollte wirklich der größte Teil der Arbeiterschaft schon so denken, wie der sächsisch Regierungssozialist, Herr Crispien, der das hehre Bekenntnis ablegte: „Ich kenn kein Vaterland, das sich Deutschland nennt.“

Auf der Warte

Von der Not des Geistes

t in diesen Blättern schon mehr als einmal esprochen worden. Es ist wohl die tiefste Not er Gegenwart. Sie wird in der Einsamkeit duldet; ja, ihr Wesen ist Einsamkeit. Denn äre Herz mit Herzen, Geist mit Geistern mig zur Einheit verbunden, hilfreich, lie- end — wir hätten keine geistige Not: wir ürden sie gemeinsam lösen.

Mit dir aber, du Einsamer, du Sehnsuchts- oller, hat noch niemand gesprochen!

Du klopftest bei diesem an und bei jenem, ber es öffnete niemand; du lasest Bücher und offnungsfrohe Trostworte, und dein Herz igte dir, daß du bei dem, der dies schrieb, ilfe finden würdest. Aber wenn du kamst und on deiner Not erzähltest, dann trat in die esichter der eisige Zug abweisender Höflich- eit; und wenn du dich verbeugtest und in die ugen des Hörers zu blicken trachtetest, dann hlossen sich diese gelangweilt und unver- ehend. Du spürtest nichts von einem innersten Beteiligtsein an dem, was dich bewegte; er- arrend zog sich dein Herz zusammen: qualvoll ar es, diese Maske leerer Freundlichkeit vor ch zu haben, noch quälender, zu ihr gesprochen u haben mit heißem, hoffendem Herzen.

Und so schien es dir eine Zeitlang die rückendste Not, keinen Menschen zu finden! u sehr suchtest du außer dir, bis du es endlich egreifen lerntest, wie notwendig und wie egensreich dieses Alleinsein war. Ich weiß, aß dir diese Erkenntnis erst aus einer Fülle on Bitterkeit, Verzweiflung, Beschämung, Wut und Abscheu heraus zuteil ward; und es ährte lange Zeit, bevor du die Lehre, die dir so iefe Weisheit gab, als Göttin sahest und priesest.

Ein großer Kreis der Intellektuellen, die ein ünstiges Schicksal — nicht immer die eigene Kraft! — auf eine höhere Lebensstufe stellte, hat in Wahrheit keine Ahnung von der Not des Geistes in den „unteren Klas- sen". Oder wo jenen eine solche Ahnung dämmert, ist doch die Vorstellung davon eine falsche; die Notlage wird auf wissenschaft- lichem Gebiete, auf dem Gebiete der For- malbildung gesucht, während sie tatsächlich seelischer Art ist. Es gab allerdings eine Zeit, in der jener Mangel besonders herrschend war; ihn zu beseitigen war jedoch das Zeitalter der Mechanisierung gerade gut genug. Jetzt aber diese Arbeit fortzusetzen, ist nicht allein unrichtig, sondern geradezu verderblich, ver- derblich dort, wo es sich, wie in den meisten Fällen, um zielunsichere Menschen handelt. Zu Unrecht führen unsere Volkshochschulen diesen Titel, der zugleich so kennzeichnend dafür ist, was im allgemeinen unter „Hoch- schule" verstanden wird: eine Lehranstalt für tausendfach zersplitterten Wissens- kram.

Es steht für mich unzweifelhaft fest, daß sich der deutsche Geist aufs neue in einer Auf- wärtsbewegung befindet; wenn aber der Geist emporsteigt, dann ist sein Ziel und Wille die Einheit! Der unglückselige Zustand einer Über-Organisation, einer Über-Mechanisie- rung, wie er kennzeichnend war für das so- genannte alte Regime, hat es mit sich gebracht, daß jene Kreise, die im Grunde die Anwart- schaft auf eine Höherführung der Besten des Volkes besitzen, unfähig dazu sind, zu führen und zu leiten. Wie kann man dort Meister- tum erwarten, wo Irrtum zur Lebensauf- fassung wurde? Es geht nicht an, Einheit gleichzustellen mit Einheitlichkeit; diese ist Or- ganisations-, will sagen: mechanisches Ziel, während jene die Gipfelhöhe darstellt, der die menschliche Seele entgegenstrebt.

Die Seele! Wir suchen Seele, wir suchen Gott — und von da aus die Einheit, die Erlösung aus der schauerlichen modernen Einsamkeit. Karl Diesel

*

Die Kehrseite dazu

NB. Mit warmer Zustimmung geben wir Karl Diesels voranstehende Betrachtungen in den Druck, können uns aber doch eine kleine Randbemerkung nicht ganz versagen. Wenn da von abweisenden Gesichtern und gelangweilt sich schließenden Augen gesprochen wird, so kann man dies dem Besucher, dessen Herz sich krampft, nachfühlen aus den Jahren eigener Not und Wander-Einsamkeit. Aber es hat denn doch seine Kehrseite. Aus meinem eigenen Erfahrungsbezirk, der doch immerhin verhältnismäßig begrenzt und still bleibt, kann ich erraten, was für unglaubliche Anliegen an ausgesetzt in der Öffentlichkeit wirkende Männer herantreten mögen. Nicht nur, daß wir, selber durch Lebenskampf hindurchgegangen, unsre Kraft und Zeit an unsre Bücher, Briefe, Besucher und private Angelegenheiten verwenden: wir sollen auch gänzlich fremden und fernen Menschen, die vielleicht einmal eins unsrer Bücher gelesen, das Geld etwa zur Anlage eines Hühnerhofes beschaffen; sollen etwa einem blutjungen Seminaristen, der sich zum akademischen Studium berufen glaubt, das Kapital dazu herbeizaubern; sollen einem jungen Lehrer, der seinen Beruf aufgibt und fortan von der Feder leben will, ein Romanmanuskript lesen und unterbringen; sollen schlecht geschriebene Dramen — von Lyrik ganz abgesehen! — begutachten und an Bühnen empfehlen, so daß manchmal ein Stoß solcher Gesuche oder Handschriften auf dem Arbeitstisch lagert ... Und wenn alsdann noch Tag um Tag drei bis vier Besuche die Arbeitszeit zerbrechen: dann soll der also Zermürbte noch Spannkraft behalten! Auch sein Herz mag sich da manchmal zuschließen wie sein müdes Auge: weil eben Suchende an falscher Türe anpochen und Dinge verlangen, die zu geben wir weder fähig noch berufen sind.

Auch dies ist wahrlich „Not des Geistes", und ist zugleich Not des Herzens: völlig nutzlos Zeit und Kraft opfern und Hilfe ver sagen zu müssen, weil an sich ja begreiflich Ratlosigkeit oder Gedankenlosigkeit — oft auc Mangel an Ehrfurcht vor dem Heiligtum de Arbeitsstätte — sich verlaufen haben. Es i nicht minder schmerzlich, einen Bittenden en lassen und sich selber gleichsam mit dessen Sorg innerlich und unnütz belasten zu müssen, bi der geübten Lebenskunst das Gleichgewich wieder herzustellen gelungen ist.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß die Intelle tuellen in der Tat die seelische Not der untere Klassen nur unvollkommen nachfühlen: mi bestens so sicher aber ist, daß sich die U reifen und Unteren noch viel weniger die Spannungen, Kämpfe, Arbeiten un Lasten der Geistigen emporfühlen können. D meisten von uns haben in herben Jugend- un Lehrjahren immerhin jene Stufe durchgemac und können vieles mitempfinden; nicht ab ist es umgekehrt der Fall. Und so ist die Trag und wahre Not in dieser Hinsicht denno mehr bei uns als bei den unteren Kla sen, aus denen sich immer nur Einzelne mü sam emporringen — wie wir es auch get haben. Denn der Weg zur Gralsburg kost nun einmal Schweiß und Blut. F. L.

*

O ihr Propheten! ...

In Kassel, wo schon Bernhard Richte okkultistische Monatsschrift „Der 6. Sinn wirkt, versucht eine neue „esoterische Run schau" unter dem Titel „Arkana" Freunde z gewinnen und prophezeit denn gleich in d ersten Nummer recht wacker. Da lesen wir i „Winter-Horoskop für Berlin" folgendes:

„Am 21. 1. 1922 tritt die Sonne am Aszen danten in den Wassermann und regt d Kräfte dieses Zeichens an. Er beginnt ein verhältnismäßig bessere Zeit. Eine Reih günstiger Bestrahlungen folgt bis Mit Februar. Selbstbeherrschung und orga nisatorische Tätigkeit gewinnen an Raum

O ihr Propheten! Dabei stehen wir just i diesen Februartagen (Eisenbahnerstreik) i einer der unheilvollsten Streikbewegungen, d Deutschland je erlebt hat! Ja, ja, der „Wasse mann" hat's in sich: selbst die freundlichste

Horoskope des „Karmisch-astrologischen Büros Arthur Moriton“ werden zu Wasser ...

*

Silberfüchse

Es ging eine Nachricht durch die Presse, daß im kleinen Walsertal eine Farm gegründet worden sei zur Züchtung von Silberfüchsen. Ernährt würden die Füchse mit Katzen, das Stück zu ℳ 50.—

Wozu dienen die Silberfüchse? Zu wissenschaftlichen Zwecken? Nein: zur Gewinnung von Pelzen. Wer kauft heute Silberfuchspelze, das Stück zu 100 000 ℳ? — Um die Füchse zu ernähren, braucht man Katzen. Um die Katzen zu ernähren, braucht man erstens Milch. Ob diese Katzenmilch nicht Kindern entzogen wird? Oder züchtet man Mäuse für sie? Bedingt die Silberfuchsfarm eine Katzenfarm — und die Katzenfarm eine Mäusefarm??...

Ist dies das Notwendigste, was wir in unserer furchtbaren Lage und zu unserer Gesundung brauchen? Sollte es sich hier nicht bloß um eine Gesellschaft zur Gewinnung von Goldfüchsen handeln? Und zur Unterstützung der Eitelkeit übermäßig Reicher?!

Die menschliche Liebe zu allem Getier ist ein Teil unserer Liebes- und Erlöserkraft. „Bruder Silberfuchs“, würde Franziskus von Assisi sagen, „wie schön bist du in deiner Freiheit. Schwester Katze, du bist meinem Herzen Gespiel und meinen Augen Weide.“ — „Wat für'n Weide?“ sagt der Farmer im kleinen Walsertal, „Katzen sind Futter für Silberfüchse; Silberfüchse sind Pelze für Menschen, die ihren Leib damit behängen wollen.“

Ludwig Finckh

Soweit der Dichter Ludwig Finckh. Er mißtraute erst dieser neuesten Errungenschaft des Materialismus. Aber die folgende Antwort bestätigt die Tatsache, und zwar in einer Weise, die bemerkenswert ist:

„Wenn ich auf Ihren Brief antworte, tue ich es nur deshalb, weil ich selbst die Tiere außerordentlich liebe und schließlich abgesehen von allem übrigen, Ihrem Brief doch entnehme, daß das Motiv ein auch von mir sehr gebilligtes ist. Ich denke nun aber auch, daß Sie so liebenswürdig sind und mir folgende Fragen beantworten: 1. Essen Sie nie Fleisch? 2. Tragen Sie nie Schuhe von Leder? Im übrigen kann ich Sie beruhigen. Die Katzen werden den Füchsen nicht lebendig vorgeworfen. Die Katzen werden wie die Füchse in der allerhumansten Art umgebracht. Da ich an mir selbst die Erfahrung gemacht habe, daß das Chloroformieren keine Freude ist, verzichte ich sogar auf die in Amerika durchwegs angewandte Methode und lasse die Tiere in einem Bruchteil von einer Sekunde aus dieser Welt hinausbefördern. Sie können sicher sein, daß meinem tierliebenden Herzen nicht die Silberfüchse leid tun und die Katzen, die ein schönes gesundes Leben haben und einen Tod, um den ich sie herzlich beneide, sondern leid tun mir die Füchse im Freien, die entweder eines Tages angeschossen, langsam zugrunde gehen, oder allmählich altersschwach, sich nicht mehr genügend Nahrung verschaffen können, um schließlich an einer Krankheit langsam hinzusiechen.

Es würde mich freuen, wenn ich Sie damit beruhigen könnte, und wenn Sie dadurch angeregt werden, sich zu überlegen, daß ein Tod, wie er den Silberfüchsen bevorsteht, etwas ist, worum nicht nur jedes Tier, sondern auch jeder Mensch die Füchse nur beneiden kann.

Sollten Sie noch irgendwelche Bedenken haben, so bitte ich Sie, mir dieselben nur mitzuteilen.

Mit ergebenstem Gruß ...“

— Jeder Zusatz überflüssig!

*

Aus der Jugendbewegung

und verwandtem Drängen nach Aufbau und Siedelung oder neuer Lebensgemeinschaft in unserem zerrissenen Deutschland greifen wir gern von Zeit zu Zeit einen Bericht heraus. Da tagten um die Jahreswende die „Christrevolutionäre“ in Erfurt und Weimar. Hier hat man in engem Rahmen beisammen, was jetzt alles im neudeutschen Menschen gärt. Ein Hauptbeteiligter schreibt darüber dem „Türmer“:

In Erfurt waren wesentlich die Alten beteiligt; da herrschte noch mehr die Theorie, in Weimar dagegen freies programmloses Werden. Dr Strünckmanns Plan, die Kreise von links durch Aussprache über Marx, Silvio Gesell und Kropotkin in Fühlung und zu gegenseitigem Verstehen zu bringen, kann als gelungen bezeichnet werden. Allerdings: Parteiprogramme und Parteivertreter kamen dabei nicht in Frage. Aber schon die Darlegungen der persönlichen Welten, noch ergänzt durch Bilder von Berthold Otto und K. Chr. Planck, waren für das Drängen des jungen Deutschland reichlich viel Lehrhaftes. Das Ergebnis von Erfurt griff denn auch als gemeinsame Forderung aller Richtungen den Grundbegriff Volksland heraus.

Die angenommene Entschließung lautete im wesentlichen:

An den Reichskanzler und seine Leute!

„Wir wollen: 1. Volksland, gegeben an die besitzlosen Aufbauwilligen. 2. Geld-Beihilfen aus der produktiven Erwerbslosenunterstützung für die besitzlosen Siedler und Anfänger in Siedlerschulen. 3. Einrichtung von Siedlerschulen. 4. Unterstützung der Siedler-Nothilfe.

Werkgruppen, Arbeitsgemeinschaften und junge Kampfscharen aus den verschiedensten Richtungen kamen in Erfurt am 27. bis 31. Dezember 1921 zu einer Aufbauwoche zusammen. Alle erkannten, daß wir vor dem wirtschaftlichen Bankrott stehen, daß unsere Ernährung von der Gunst des Auslandes abhängig ist. Es steht also dem internationalen Kapital jederzeit frei, den größten Teil des Volkes durch Hunger gefügig zu machen. Jeder Kampf nach außen wird beantwortet mit Hunger, jedes Warten mit Sklaverei. Wir Parteilose sind gewillt, durch Hingabe unserer Arbeitskraft, unseres Besitzes, unseres Wissens, die Ernährungsbasis neu aufzubauen, mit der Jugend uns voll in den Dienst der Zukunft, für die Erziehung zum gemeinwirtschaftlichen Aufbau zu stellen. So betrachten wir auch unsere bisherigen Siedlungen als Volksland. Zur dauernden Sicherung allen Volkslandes fordern wir ein Freiwirtschaftsgesetz, durch welches sofort, spätestens vom 1. Januar 1923 ab, ein deutsches Reichsbodenrecht im Sinne des Artikel 155 der Reichsverfassung errichtet wird".

Einen starken Eindruck machte Heinrich Vogeler, der Worpsweder Maler, der Gründer und Leiter der „Siedlung" Berkenhoff bei Bremen. Wenn seine Arbeit auf dem Berkenhoff stark angegriffen wurde, so wird dabei verkannt, daß es sich hier nicht um ein Unternehmen auf Gewinn handelt, sondern um eine Leistung ähnlich der Bodelschwinghs oder noch besser Pestalozzis, da Vogeler mit besonderer Liebe an der neuen „Arbeitsschule" hängt. Man kann sich zu seinen Grundsätzen — Autoritätslosigkeit, Gemeinwirtschaft, Menschheitsgedanke — stellen wie man will, Vogelers starke Liebe zu den Verstoßenen und seine Opferbereitschaft müssen anerkannt werden.

Ein im Gesamtbild der Tagung auffallendes Bild war die Gestalt eines preußischen Offiziers aus dem Kreise Berthold Ottos. Sein mutiges Bekenntnis zur Monarchie und sein Eintreten für Kaiser Wilhelm II. lag nicht im Geiste der Tagung; und doch war uns hier ein prächtiges Beispiel der Synthese alt preußischen Geistes mit der neuen Welt der geld- und zinsfreien Gemeinwirtschaft gegeben. Und schließlich war das gegenseitige Verstehen zwischen ihm und dem Wesen z. B. Vogelers ein ziemlich weitgehendes, da eben anerkannt werden mußte, daß der Geist des römischen Rechts die altgermanische Auffassung von Staat und Königtum in eine unvölkische Bahn gedrängt hatte.

Nicht minder eigenartig wirkte die lebendige Teilnahme eines katholischen Geistlichen in Erfurt, der durch Weitherzigkeit und verständnisvolle Haltung nach allen Richtungen sich die Herzen gewann. Unter seiner Führung erlebten wir auch die weihevolle Welt des herrlichen Doms und des Ursulinerinnen-Klosters mit starken Eindrücken.

Ein wichtiges Ergebnis der Tagung ist wohl die Aussicht, daß die Jugendbewegung durch die Arbeit für gemeinsame Grundforderungen und die Notwendigkeit eines Austausches von Hilfskräften und Erfahrungen in der Siedlungssache zu einem Deutschen Jugendamt kommen kann. Es wäre vielleicht von

großer Bedeutung, wenn aus der weiteren Verfolgung der Forderung „Volksland“ eine Volksabstimmung über die Rückkehr zum altgermanischen Gemeinrecht am Boden oder wenigstens zu der Teilforderung: Siedlungsland muß Volksland werden und bleiben, in die Wege geleitet werden könnte.

Ein starkes Erlebnis war mir und wohl auch anderen die Aufführung der mittelalterlichen Mysterienspiele „Kain und Abel“ und „Faustulus“, die den Geist der griechischen Bühne und die tiefe Mystik des germanischen Wesens vereinigen und wohl mit berufen sind, dem religiösen Sehnen der Gegenwart Stimmung und Ausdruck zu verleihen. Die Spiele paßten sehr wohl in die Grundstimmung der Weimarer Tage, die mehr und mehr die tieferen Fragen der Gemeinschaftsbildung in den Vordergrund brachten und nach anregenden Aussprachen über die wirtschaftliche Form der Siedlungsgemeinschaften — ob Privat- oder Gemeinwirtschaft, Freigeld- oder bargeldlose Rechenwirtschaft usw. — schließlich in einem Gedankenaustausch über das Wesen der Gemeinschaft gipfelte. Dabei konnte ich zum Ausdruck bringen, daß das eigentlich Gemeinschaftsbildende weniger in als über den Menschen, in der gemeinsamen Verehrung für die höchsten Geheimnisse liegt, wie wir es besonders stark im Kloster der Ursulinerinnen in Erfurt erlebt hatten, und daß das Wesen des Göttlichen nicht einseitig im Ausbau des Ich, sondern im Erleben des Gemeinsamen, im Wir und in der Vollendung des Einen im anderen und durch den anderen liegt. Das Urerlebnis des Göttlichen ist darum die wahre Liebe und die echte Ehe.

Dem Grundgedanken der Einheit alles vielgestaltigen Erlebens in der Welt der Erscheinungen gab dann am Schlußabend Johannes Schlaf noch erhebenden Ausdruck durch Vortrag einiger seiner Dichtungen.

Überblickt man das Ganze der Tagung, so kann man freudig und gläubig in die Zukunft blicken, da die Jugend von einem so starken Aufbauwillen und einem so lebendigen Gemeinschaftssehnen durchglüht ist.

Die Reichhaltigkeit der fünf Tage geht aus der Vortragsliste hervor. Es sprachen: Alfons Paquet über „Staatsmännische Aufgaben in Krisenzeiten“ (Ausgleich statt Feindseligkeit und Härte), Hacker (völkische Kommunisten) über „Marx“, Postdirektor Lange über Marx, Proudhon, Silvio Gesell, Ritter über Kropotkin, Helene Frisch über Berthold Otto, Friedrich Schöll über K. Chr. Planck, Dr. Strünckmann über Arbeitswährung, Maaß über Silvio Gesell, Heinrich Vogeler über Siedlung und Arbeitsschule, Dr. Armin Osterrieth über Aufbaufragen, Prof. Lehmann-Hohenberg über Deutsches Recht. Die Sammlung von Unterschriften zur Entschließung hat Hans Albert Förster übernommen. Zuschriften gehen an Karl Naumann, Leipzig, Talstraße 12 B.

Friedrich Schöll

NB. Wir sind durchaus der Meinung, daß die Regierung diesen schöpferischen Trieb der neudeutschen Jugend erkennen, benützen und fördern muß. Zwangswirtschaft und Rationierung sind ein sehr übler Notbehelf, denn das Beste wird ertötet: das Schöpferische im Menschen. Dies aber ist es, was in all diesen Bestrebungen heraus will. Man muß ihm zur Klärung verhelfen. O. T.

*

„Entschiedene“ Jugend?

In der Doppelnummer 61/62 der „Politischen Rundbriefe“ wird von dem Herausgeber Heinz Klute der Eintritt der „Entschiedenen Jugend“ in die Kommunistische Partei angezeigt. Dazu macht nun der Chronist in der Berliner Wochenschrift „Das Gewissen“ ein paar ausgezeichnete Randbemerkungen:

„Wir hören auf die Jugend in Deutschland überall, wo ihr Herz vernehmlich schlägt. Wir achten auf alle Gegensätze, die in ihr ausgetragen werden, und auf jeden Entschluß, den sie faßt, weil es die ersten Regungen der nächsten Generation sind, mit denen unser Schicksal seine Zeichen setzt. Wir wollen auch daran nicht vorübergehen, daß die Gruppe der ‚Entschiedenen Jugend‘ sich nunmehr politisch entschied, indem sie sich kommunistisch entschied. Und wir wollen ein Wort dazu sagen. Die Begründung, die der Herausgeber der ‚Poli-

tischen Rundbriefe' dem Schritte der Gruppe gibt, ist ein Dokument der Wandlung. Die ‚Entschiedene Jugend' will von der Träumerei weg und zur Wirklichkeit hin. Sie ist schon sehr weit auf diesem Wege. Ihr Manifest, wenn wir es so nennen wollen, rückt ab von allen Illusionen der Revolution. Es spricht von dem ‚unpersönlichen, kümmerlich armen Weltgefühl, aus dem Pazifismus und Anarchismus ihre Kräfte ziehen'. Nur eine Illusion ist geblieben, als die letzte, äußerste, höchste: die Scheidung der Menschen in proletarische und nicht proletarische Menschen blieb — und aus ihr sich ergebend die schwärmerische Zuversicht, daß das Proletariat berufen sei, die Menschheit zu erlösen! Die Wirklichkeit ist aber, daß heute in Deutschland nicht nur das Proletariat verknechtet ist, sondern ein ganzes Volk. Davon steht in diesem ‚Politischen Rundbrief' nicht ein einziges Wort. Die jungen Menschen, die ihn verfaßten, sind spürbar deutsche Menschen, schon weil sie echte Menschen sind. Aber von Deutschland steht in ihrem Rundbriefe — nicht — ein — Wort! Nur an einer Stelle steht ein merkwürdiges Bekenntnis. ‚Wir sind älter geworden,' heißt es dort, ‚wir sehen uns in der großen Gemeinschaft Volk'. Diese jungen Menschen werden noch älter werden, und sie werden erkennen, daß kein Proletariat eines Volkes dem Proletariat eines anderen Volkes hilft... Das wollen sie heute noch nicht wahrhaben. Sie glauben an die Macht des Klassenkampfes. Es ist immer schmerzlich, einer Jugend ihre Hoffnung zu nehmen. Aber es muß gesagt werden, daß es die größte aller Verarmungen ist, immer nur im Proletariate eines Volkes zu denken, und nicht in der Größe der ganzen Nation. Das Wort wird hier nicht überzeugen können. Aber vielleicht kann ein Beispiel verdeutlichen, um was es sich handelt. Die Geusen waren Bettler. Und sie waren mehr wert als die Herren im spanischen Spitzenkragen. Aber die Söhne des Adels und des Bürgertums führten die Geusen. Und das Ergebnis war die Freiheit des holländischen Volkes. Wir sind heute alle Geusen in Deutschland. Und keinen anderen Unterschied sollte es zwischen Deutschen geben, als den, wer führt und wer geführt wird — in gemeinsamer Sache."

*

So ist's recht!

Der Verwaltungsbezirk Reinickendorf besitzt noch von der früheren Gemeinde ein Heim zur Unterbringung vorübergehend Obdachloser. In diesem Heim werden zwei bis drei Dienstmädchen beschäftigt, die ursprünglich nach dem Hausangestelltentarif entlohnt wurden. Der Betriebsrat des Obdachs bestand aber darauf, daß die Dienstmädchen nach dem Gemeindearbeitertarif entlohnt werden. Jedes Dienstmädchen bekommt jetzt jährlich etwa 23 000 Mark Lohn. Das war aber selbst dem Dezernenten, dem unabhängigen Stadtrat Hecht, zuviel. Er ließ sich verklagen, aber der Schlichtungsausschuß Groß-Berlin gab dem Betriebsrat recht, und auch in einer zweiten Klage, auf die es das Bezirksamt ankommen ließ, siegten die anderen. Die Dienstmädchen des Reinickendorfer Obdachs haben freie Station, und diese wird nach dem Gemeindearbeitertarif mit jährlich noch nicht 6000 Mark bewertet. Die Folge dieser Lohnregelung ist, daß die Dienstmädchen neben der freien Station monatlich fast 1500 Mark bar bekommen, also fast genau denselben Betrag, den die Oberschwester des Obdachs monatlich insgesamt an Gehalt empfängt.

Dieser neue Beweis für die Überbewertung mechanischer Hilfskräfte ist ein neuer bezeichnender Beitrag zur sozialistischen Lehre vom „Aufstieg der Tüchtigen". Wann endlich kommen auch die geistigen Arbeiter an die Reihe?! Von denen verlangt man ja gerade auch von Staats wegen grenzenlos geduldigen und selbstlosen Idealismus. Uns ist z. B. ein Fall bekannt, wo man von höheren Lehrern zeit- und kraftraubende Tätigkeit an der Volkshochschule verlangt (neben dem Hauptberuf!), deren Vorstand vorwiegend linksgerichteten Parteien angehört. Für Zeitungsanzeigen und Vorträge der „Genossen" werden die nötigen Summen aufgebracht, aber

die regelmäßig lehrenden Dozenten haben nach mehrmonatiger Frist noch keinen Pfennig Honorar gesehen und wissen nicht, ob bei der Ebbe in der Kasse ihr Stundenhonorar ausgezahlt werden kann. Dr. B.

*

Zweierlei Märtyrer

Zwei gegensätzliche Notizen lesen wir gleich hintereinander in den Tageszeitungen. Da ist zunächst die eine, sehr ernste Mitteilung: Den durch Bolschewistenhand umgekommenen deutschen evangelischen Pfarrern wurde in Riga ein schlichter Gedenkstein gesetzt. Obenan steht die biblische Mahnung: „Gedenket an eure Lehrer." Dann folgen 32 Namen von Männern, die „als Märtyrer in den baltischen Landen während der Zeit der bolschewistischen Schreckensherrschaft und Christenverfolgung 1918/19" gestorben sind. Der altkirchliche Spruch: „Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche" beschließt die Reihe. Der untere Teil des Steins trägt noch acht weitere Namen von „Konfessoren", ein Ehrenname, den in der alten Kirche diejenigen Christen bekamen, die sich weder durch Folter noch Verbannung hatten abtrünnig machen lassen; darunter das Christuswort: „Wer beharret bis ans Ende, der wird selig." — Das Ganze ein ergreifendes Zeugnis für die Kraft christlichen Glaubens, die sich auch an dem Geschlecht unserer Tage bewährt.

Diese echten Märtyrer sind also durch Bolschewisten, d. h. Kommunisten russischer Prägung, getötet worden. Einige unserer deutschen Kommunisten, die sich in den blutigen Münchener Tagen hervorgetan haben, sitzen im Festungsgefängnis Niederschönefeld. Bekanntlich hat die Linke versucht, diese in Üppigkeit schwelgenden Aufrührer in „Märtyrer" umzufärben — mit dem Erfolg absoluter Lächerlichkeit. Man höre:

Nach den neuesten Mitteilungen der Justizverwaltung haben von der Arbeiterschaft die Festungsgefangenen vom Dezember 1919 bis September 1921 an Geldhilfe etwa 140 000 Mark erhalten. Am letzten Weihnachten bekamen sie viele Pakete im Gesamtgewicht von über 23 Zentner, darunter die feinsten Leckereien, Wein und Rum. Auf Toller allein trafen über 3 Zentner. Zwischen Weihnachten und Neujahr wurde in Niederschönefeld ein Lumpenball veranstaltet. Die Leute liefen vier Tage lang maskiert herum, Toller als Edelknabe. (!) Diese tagelangen ausgelassenen Vergnügungen sind ein vernichtendes Urteil über die fortwährenden Klagen wegen schikanöser Behandlung. Diese Leute können nicht sagen, daß es ihnen schlecht gehe. Gegenüber der vom Abg. Niekisch auf dem Leipziger Parteitag der U.S.P. aufgestellten Behauptung, daß der Kommunist Eisenberger in der Gefangenenanstalt hungern müsse, stellt die Verwaltung fest, daß Eisenberger innerhalb zwei Monaten um 14 Pfund zugenommen hat. Anläßlich solch vernichtender Widerlegung ging der Verfassungsausschuß mit den bürgerlichen Stimmen zur Tagesordnung über die Angelegenheit über.

Nette „Märtyrer", nicht wahr?! Nebenbei: daß ein solch vergnügtes Treiben bei Strafgefangenen möglich ist — auch ein Zeichen der Zeit!

*

Schlecht Gewand — ein deutsches Ehrenkleid

Es kommen der Ausländerinnen jetzt wieder viele nach Deutschland. Sechzigtausend Amerikaner sind schon für Oberammergau angemeldet! Man möchte doch so gern den lang gehegten geheimen Wunsch erfüllt wissen, sich diese deutschen Menschen näher anzusehen, die mehr als vier Jahre einer ganzen Welt widerstanden haben.

Haben sich dann diese Ausländerinnen, die uns auskaufen, ein wenig in Berlin umgetan, so hört man von ihren zarten Lippen den verwunderten Ausspruch: Warum sind diese Männer in Deutschland so schlecht angezogen? Warum tragen sie im Sommer tagsüber und zu ihren Geschäften den Cutaway? Der Geschmack der Deutschen ist sonderbar.

Man könnte als deutscher Mann diese Damen belehren: Die Erklärung ist so einfach, Verehrte! Wir haben nicht das Geld dazu, wir Gebildeten, wir Angehörige der guten Gesellschaft, wir Feldgrauen von draußen, uns ein neues Gewand zu kaufen.

Ihr habt uns zu Fronsklaven eurer Unersättlichen vom Schlage Lloyd Georges und Briands gemacht. Ihr habt unsere Mark so entwertet, daß sie für uns nur eben zulangt, das Dach überm Kopf und das Brot für den Magen zu erschwingen. Für Kleidung bleibt nichts mehr übrig, man sei denn ein Schieber, Wucherer oder so etwas. Wir tragen jetzt unsere letzte Garnitur auf: das Gesellschaftskleid des Abends, den von euch bemängelten Cutaway. Was nachher wird? Man trägt ihn andersherum, und wenn's immer toller wird, nimmt man jene abgelegten Garnituren her, die man in leiser Vorahnung nicht zu den alten Lumpen geworfen, sondern für äußerste Fälle aufbewahrt hat.

Und man trägt sein schäbiges Gewand, peinlich sauber gehalten, mit dem Gleichmut und der lächelnden Überlegenheit des Kulturmenschen, der äußerer Form wohl bedarf, aber durch den inneren Menschen erst das Kleid macht.

All das könnten wir euch sagen, ihr naiven Kritikerinnen. Wir verzichten darauf. Wir schaffen euch dafür Jahr um Jahr schweigend und eisern entschlossen die Mittel, von denen ihr euch wie eine Fregatte auftakeln, von denen ihr nach Deutschland reisen und es euch in unseren Hotels, auf unseren Bahnen wohl sein lassen könnt!

Nur wenn von euren Männern einer in sogenanntem „Sieger-Übermut" unserer Ärmlichkeit am strotzenden Tisch oder in irgendeiner Entente-Bar zu Mädchen, die sich zwar Deutsche nennen müssen und leider nur Deutsch verstehen, zu spotten wagt: dem bleiben wir die Antwort nicht schuldig — auf eine handliche Art, die er von Anno 1914 bis zum Waffenstillstand mehr als ihm lieb kennen gelernt hat.

Hans Schoenfeld

*

Poincaré

Wir glauben zwar nicht, daß sich die Wahrheit bereits Bahn bricht, aber wir tun das Unsere immer wieder, den jetzt abermals ans Ruder gekommenen französischen Staatsmann zu beleuchten. So faßt der Hauptschriftleiter des „Hannov. Couriers", Dr. Fritz Hartmann, die Erörterung über Poincarés Kriegsschuld dahin zusammen:

Den ersten Fingerzeig gaben bereits die Berichte der belgischen Gesandten, die wir im Brüsseler Archiv fanden. Baron Guillaume in Paris und Baron Beyens in Berlin hatten unablässig auf die Gefahr verwiesen, die Poincaré für den Weltfrieden bedeute. Besonders seitdem er Präsident der Republik geworden. Denn er wollte keine bloße Vertretungsrolle spielen wie Fallières, sondern sein eigener, zielbeflissener Außenminister sein.

Sofort ersetzte er in der Petersburger Botschaft den friedfertigen Georges Louis durch den ränkesüchtigen Delcassé. Ebensowenig war es Zufall, daß als russischer Botschafter jetzt Iswolski nach Paris kam. Das ist der Mann, der sich im August 1914 schmunzelnd die Hände rieb: „Dieser Krieg ist mein Krieg." Zwischen Poincaré und ihm entstand ein Tuscheln, Klüngeln und Zetteln hinter verschlossenen Türen, wie es noch nie zwischen Staatsoberhaupt und fremdem Geschäftsträger dagewesen. Bald fand Bethmann Hollweg in Berlin, daß der bisher so umgängliche Jules Cambon plötzlich wie ausgewechselt war. Er wunderte sich, weil er es nicht zu deuten wußte. Heute liegen die Zusammenhänge bloß, dank den Veröffentlichungen gerade aus dem feindlichen Lager.

Gleich nach dem Kriege warf der Franzose Fernand Gouthenoire de Toury in einem Buche die Frage auf: „Poincaré a-t-il voulu la guerre?" Er bejahte sie glatt; auf Grund eines scharfsinnigen Gefüges von Verdachtsbeweisen. Es folgte der Royalist Ernest Renault und beschuldigte Poincaré, die ganze Ostgrenze von Belfort bis Roubaix zu einem Massenfriedhof für anderthalb Millionen Franzosen gemacht zu haben. Alfred Pevet nannte dann als die eigentlichen Schuldigen von sei-

nen Landsleuten Poincaré, Millerand, Delcassé. Der serbische Geschäftsträger in Berlin, Dr. Boghitschewitsch, nahm aus seiner letzten Unterredung mit Cambon die Gewißheit mit, daß der Krieg spätestens bei dem Besuche Poincarés in Petersburg beschlossen worden sei. Spätestens! Der Russe Pokrowski, der schon vor fünfzehn Monaten in der „Prawda" eine Reihe Iswolskischer Berichte ins Licht zog, kam nämlich damals schon zu dem Schluß: „Bereits 1912 war Poincaré jedes Zauberns bar."

Das hat sich als richtig erwiesen. Beweis: die weiteren Berichte Iswolskis, die jetzt von der Räteregierung herausgebracht werden. Sie beseitigen den letzten Zweifel.

Schon 1912 hat Poincaré die Russen mit churkischer Zähigkeit in den Krieg hetzen wollen. Frankreich, so versicherte er immer und immer, werde bedenkenlos auf ihre Seite treten. Er ließ Sassonow sagen, das beiderseitige Ansehen verlange ein schärferes Auftreten gegen Österreich. Delcassé mußte eine Vermehrung der russischen Aufmarschwege gegen uns fordern. Die nötigen Millionen bot er in Form von Eisenbahnanleihen. Die Pariser Presse wurde bestochen, damit sie tüchtig mit dem moskowitischen Säbel rassele. Die französischen Minister übernahmen selber die Austeilung dieser „Subsidien".

Diesmal mißlang allerdings der Anschlag noch. Die Nachricht, es werde nicht zum Kriege kommen, hat, wie Iswolski berichtet, „Poincaré und alle französischen Minister in die größte Bestürzung versetzt". Als aber zwei Jahre später, am 29. Juli 1914, der Botschafter mitteilte, Rußland marschiere, da erwiderte Poincaré, „daß er den Ausbruch des Krieges mit Ungeduld erwarte".

Auf all dies hat der Bloßgestellte bisher nur die schofle Ausrede gehabt, Iswolski, der tote Iswolski habe geflunkert. Er habe ihm dies alles fälschlich in den Mund gelegt, um die Petersburger Regierung vorwärts zu stoßen. „Ich bin sicher, gegen ihn nur eine entschieden friedliche Sprache geführt zu haben." Wirklich? Wie kommt es dann, daß Sie, als es zum Klappen kam, genau ebenso handelten, wie der angeblich lügende Iswolski Sie versprechen ließ?

Ja, die Wahrheit bricht sich Bahn; „machtvoll und unaufhaltsam wie die Lawine". Schon ist Woodrow Wilson vom Geschick ereilt. Wer Ehre im Leibe hat, geht in weitem Bogen um den Entehrten herum. Als zweiter folgt Raimund Poincaré.

NB. Hiezu lese und verbreite man das sehr wichtige Januarheft der „Süddeutschen Monatshefte": „Einkreisung?" Von B. v. Siebert, früher Sekretär der russischen Botschaft in London! Die Echtheit der Iswolski-Briefe will Poincaré bestreiten, aber sie ist unbezweifelbar. Siebert hat sich erboten, sie photographisch zu veröffentlichen. D. T.

*

Ein Ausnahme-Franzose

Es wird sich vielleicht noch ins Klare bringen lassen, daß Poincaré als einer der Hauptschuldigen am Weltkrieg zu betrachten ist — und sein lothringischer Landsmann Maurice Barrès dazu. Man sollte einmal alle die Aufsätze, Vorreden zu Revanche-Romanen und dergleichen zusammenstellen, worin der letztere sein Volk an den Rhein zu hetzen sucht! Ihm gegenüber ist Paul Reboux in seinem Roman „Les drapeaux" (deutsch: „Der einzige Weg", Leipzig, Grethlein) ein scharfer Gegensatz. Man staunt über diese Stimme aus Frankreich, wenn man da Sätze liest wie die folgenden:

„Gestehen wir es nur ein: wir haben die Entwicklung unseres Nachbarstaates Deutschland wenig gefördert. Während ein geschichtliches Gesetz, das nicht weniger bindend ist als ein Naturgesetz, zur Vereinigung der einzelnen Volksstämme drängte, haben wir Franzosen nur eine Absicht gekannt: Zersplitterung und Schwächung. Durch 50 Jahre hat Ludwig XIV. versucht, Deutschland zu knechten. Turenne hat nach seinem eigenen Ausspruch die Pfalz vernichtet und aufgefressen. Nachdem Napoleon das Land verwüstet, geplündert, ausgesogen, nachdem er ihm ungeheure Kriegsabgaben auferlegt hatte, mutete er ihm ein erniedrigendes Bündnis zu und verwandelte es in ein Heerlager, das dem Sieger dienstpflichtig war. Es ist recht natürlich, daß Deutschland,

besonders unter einer Regierung, die so geneigt war, Keime der Rache ausreifen zu lassen, nicht gerade einhellig an Frankreichs brüderliche Gesinnung glaubte. Wir urteilen immer nur von unserem Standpunkt. Wir denken niemals daran, daß die fünf Milliarden die Besetzung, die Wegnahme von Elsaß-Lothringen im Jahre 1871 eine Tat der Vergeltung waren ...

„Die deutsche Heuchelei ist bei uns genau so ein Dogma wie der Haß gegen Deutschland. Wo hat sich denn ihre Treulosigkeit so deutlich gezeigt? Bei der Erfüllung des Vertrages, den man sie mit dem Revolver an der Schläfe unterzeichnen ließ? Zugegeben. Sie suchen eben auch unter dieser Drohung zu leben. Das ist ihr Recht. Heute schreien unsere Unterhändler, als sollte uns die Haut abgezogen werden. Es ist die Folge ihres Unverstandes. Warum haben sie zuviel verlangt?! Warum haben sie nichts erreicht? Sie haben einen Rachevertrag statt eines Friedensvertrages geschlossen." ...

*

„Deutsches Arm"

Unter diesem wunderlichen Titel hat der wackere Deutschstreiter Ludwig Finckh vor kurzem in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" eine beachtenswerte Betrachtung veröffentlicht, die sicherlich auch die Aufmerksamkeit der Türmerleser finden wird. Wir lassen sie mit einigen den Kern des Ganzen nicht berührenden Kürzungen folgen:

„Was dem Fremden an uns heutigen Deutschen so auffällt, das ist, daß wir nicht deutsch sind. In dem Sinne wie der Engländer englisch, der Amerikaner amerikanisch, der Franzose französisch, der Schweizer schweizerisch ist. Wir sind die einzigen Menschen, die international sein wollen und sich vor allem Fremden tiefinnerlich verbeugen. — So ist es unser Volk gelehrt worden. Und es ist gelehrt worden, nur das wissen, hören und sehen zu wollen, was die Partei erlaubt, der man angehört. Es fällt keiner sozialdemokratischen Zeitung ein, etwas ihren Lesern vorzusetzen, was in einem konservativen Blatt steht, und wenn es tausendmal richtig wäre, und umgekehrt, — es wäre denn, um es lächerlich zu machen. Bei uns bekommt jeder Junge mit fünfzehn Jahren eine Brille aufgesetzt, mit roten, blauen, gelben, grünen, schwarzen Gläsern, und die behält er sein Lebenlang. Er sieht dann alles um sich herum ganz anders als der andere, rot, oder blau, oder gelb, oder grün oder schwarz. Wir sind das Volk der Brillen. Die anderen Völker sehen durch ihre Augen. — So kommt es, daß jeder von uns nur vor sich hinsieht und vor sich hinredet, nur zu denen, die schon vorher so denken wie er selbst und es gar nicht mehr nötig haben, ihn zu hören. Die aber, denen es gut wäre, hören ihn nicht.

So sind wir heute einseitiger berichtet, strenger abgeteilt gegeneinander, weniger unterrichtet im Deutschen Reich als damals als es noch kein Deutsches Reich gab. Deutsches Reich? Es ist ein Deutsches Arm geworden.

Ich würde vorschlagen, den Versuch zu Besserung zu machen. Nehmt einmal gut Aufsätze voneinander herüber in eure Zeitungen, tauschet aus, nicht um euch zu verklagen und über euch herzufallen, sondern um euer darbendes Volk zu sättigen. Ich würde vorschlagen, einmal alle Brillen auf einen großen Haufen zu werfen und wieder durch eure guten deutschen Augen zu sehen. Und ich würde vorschlagen, es einmal mit einer Nationalsozialdemokratie zu versuchen, da die Internationale bei der großen Probe jämmerlich versagt hat. Und ich würde vorschlagen, den Nebenmenschen einmal ernst zu nehmen und ihn nicht bloß aus Rechthaberei aufs Korn zu nehmen.

Ich zweifle, ob Ernst Moritz Arndt heute von sozialdemokratischen Blättern gedruckt wird. Und doch könnte es zum gegenseitigen Verständnis sehr wichtig sein, wenn das, was in einem großen Herzen stand, auch in Arbeiterherzen bekannt würde; wenn etwa ein so schönes Sammelbuch wie das ‚Erbe' von Tim Klein oder ‚Romantikland' von Ludwig Benninghoff auch Lesern, die sonst nur Parteibefehle hören, vorgesetzt würde. Sie würden dann merken, daß der Alltag nicht wert ist, so hoch gehalten und gedeutet zu werden, und sie würden, falls sie die Ohren noch dafür

haben, alle stärker, reiner und — glücklicher werden. Denn das Glück kommt nicht von außen her, es ist nicht Geld und gutes Leben; es sitzt im Innern und kann von jedem Menschen gefunden und aus sich herausgeholt werden."

Dieser geistige Kulturaustausch in der Presse der einzelnen Stände und Schichten ist in der Tat ein Weg zur Überbrückung der jetzt immer schroffer aufklaffenden Gegensätze. Ein Hörer meiner Volkshochschulvorlesungen — er ist Angestellter einer großen Möbelfabrik und steht in täglicher Berührung mit der Arbeiterschaft — sagte mir, wie er immer wieder beobachten müsse, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft unter dem seelischen Druck eines dumpfen Pessimismus stünde, trotz wohlauskömmlicher Lohnverhältnisse; wie aber durch Parteiführer und Parteipresse diese seelische Vergiftung und Verbitterung, die Bundesgenossen eines nimmersatten materialistischen Egoismus, immer wieder genährt würde, so daß eine seelische Befreiung und Erleuchtung von den idealen Gütern in Kunst und Wissenschaft bei den allerwenigsten möglich sei! Ist solche Fesselung nicht erschütternd?! Ist das der Weg zu Freiheit und — Freudigkeit?!

Dr Paul Bülow

*

Aus den Rheinlanden

In der „Deutschen Rundschau" (Februarheft) macht ein Rheinländer (K. A. Schmitz) in einem offenen Brief an einen Freund in der welschen Schweiz seinen Gefühlen Luft. Sie sind so unzweideutig wie nur möglich:

„... Und nun haben wir sie im eigenen Hause: die Segnungen der französischen Kultur, die Bemühungen der französischen Propaganda! Herr Barthou hat gesagt: ‚Wir wollen nicht annektieren, wir wollen nur unsere Zivilisation bekanntmachen.' Ich versichere Dich, mein lieber Battard, wir sind mit ihr bekannt geworden, wir kennen sie! Wenn der Herr General Mordacq die bescheidene Hoffnung hegt, wir Rheinländer würden in fünfzehn Jahren den Unterschied zwischen dem französischen und preußischen Geist beurteilen können, so möge er es uns nicht verübeln, wenn wir ein wenig respektlos über den hohen Herrn General zu lächeln beginnen, denn so gottverlassen dumm sind wir denn doch noch nicht, daß wir fünfzehn Jahre zu solcher Erkenntnis brauchten; dazu hat uns unser deutscher Geist schon nach zwei Jahren gründlichst verholfen!...

„Ohne Übertreibung: es wird dahin kommen, daß wir Rheinländer durch die Franzosen selbst auf die Höhe eines entschiedenen Nationalismus geführt werden, den wir in so scharfer Prägung aus Gründen einer sehr rheinischen Skepsis, die in allen Dingen ein Ja und ein Nein verborgen sieht, früher niemals erreicht hätten. Und wir werden — folgend der geistigen Tendenz unserer Zeit, die nach Osten und nicht nach Westen schaut, die in buddhistischer Plastik schon beinahe stärker ihr Ich wiederfindet als in den Kathedralfiguren Frankreichs und abgestoßen von der bornierten Hysterie französischer Methoden — uns auch vom letzten wenden, was uns bislang an Gütern des Westens noch wertvoll dünkte. Jawohl — und das alles werden die Folgen einer überheblichen Negerpolitik und der blinden Übertrumpfung eines Militarismus sein, gegen den man (war es nicht so?) vor kurzem noch die ganze Welt mobil machte.

„Du warst so liebenswürdig, mich nach der Dominante unserer Gefühle zu fragen; nun wohl, ich will Dir nicht ausweichen: es ist der Ekel! Die französische Nation sei ritterlich und generös — so sagt man, aber uns ekelt, denn wir, wir haben von diesen schönen Tugenden nur die fatale Kehrseite zu sehn bekommen. Geistige Fäden sind ein fein Gespinst, und wer sie spinnen will, muß guten Willens sein und reine Hände haben. Da beides fehlt, ekelt uns der Hände wie der Gabe, die sie reichen"...

*

Berliner Weihnachtsspielplan

Wie war's denn dies Jahr auf den Berliner Bühnen? Wie hat man das deutscheste aller Feste, das Geburtsfest des Erlösers, in der Reichshauptstadt gefeiert? Je

nun, das hat uns Paris besorgt. So sah der Spielplan aus:

Kammerspiele: an beiden Feiertagen: „Der Hühnerhof", von Tristan Bernard.

Kleines Theater: an beiden Feiertagen: „Jaqueline", von Caivallet und de Flers.

Komödienhaus: an beiden Feiertagen: „Die Fahrt ins Blaue", von Caivallet, de Flers und Etienne Rey.

Lessingtheater: an beiden Feiertagen: „Die rote Robe", von Brieux.

Kleines Schauspielhaus: an beiden Feiertagen: „Kiki", von André Picard.

Trianontheater an beiden Feiertagen: „Kümmere dich um Amelie", von Georges Feydeau.

War denn nicht auch ein sogenannter Deutscher da? Ja doch: der unvermeidliche Wedekind. Ihn spielte die Direktion Holländer an beiden Feiertagen mit „Frühlings Erwachen". Und sonst noch? Je nun, man spielte an beiden Feiertagen noch zweimal Norweger, dreimal Schweden und dreimal Russen. Und ein Berliner Kritiker faßt den Inhalt dieser Feiertagsstücke dahin zusammen: „Es hat auf fast allen Bühnen sexuelle Häßlichkeiten, schlüpfrige Zweideutigkeiten, gepfefferte Frivolitäten nur so gehagelt" ...

*

Arno Holz Nobelpreisträger?

Man liest in den Zeitungen, daß unter deutschen Professoren eine „Bewegung" im Gange sei, dem Dichter Arno Holz den nächstfälligen Nobelpreis für Literatur zugänglich zu machen. Die Blätter knüpfen Bemerkungen daran: es sei dem wirtschaftlich schlecht gestellten Einspänner diese Zuführung wohl zu gönnen ...

Zu dieser bedenklichen Notiz kann man sich einiger Fragezeichen nicht enthalten. Merkt man nicht, daß man den Nobelpreis entwertet, wenn man hierbei das Wirtschaftliche in den Vordergrund stellt? Und merkt man nicht, daß man zugleich den Dichter eben dadurch entwertet? Arno Holz ist bekanntlich in der Selbsteinschätzung einer der stolzbewußtesten Schriftsteller der deutschen Gegenwart. Sein Stolz wird sich vermutlich auch jetzt empören, wenn man bereits in stimmungmachenden Vornotizen der Freude über seine — wirtschaftliche Verbesserung geschmacklos genug Ausdruck gibt.

Eine andere Frage wäre diese: Ist Arno Holz irgendwie geistiger Repräsentant für eine Gruppe der Deutschen, wie man es z. B. bei Eucken sagen konnte? Und wenn man etwa seine Anregungskraft von 1890 nachträglich und mit Recht historisch ehren will: gehört dann nicht der Preis zur Hälfte dem gleichfalls eingeschränkt und wenig erfolgreich schaffenden damaligen Zwillingsbruder Johannes Schlaf? Und übrigens, was geistige Gesamtbedeutung betrifft: wäre nicht auch an eine Ricarda Huch zu denken? Haben wir überhaupt Repräsentanten für das ganze Deutschland?

Doch genug! Es ist nicht unsre Aufgabe, den schwedischen Herren ins Handwerk zu pfuschen.

Ein Jahr lang ohne Preisaufschlag

hat der „Türmer" gegenüber seinen Beziehern ausgehalten, obgleich gerade während dieser Zeit die allerschlimmsten Verteuerungen in Drucklegung, Versand usw. eingetreten sind. Um nur ein Beispiel anzuführen: Papier kostet jetzt im Vergleich zum Vorjahre nahezu dreimal mehr, was einem siebenunddreißigfachen Friedenspreise entspricht.

Der „Türmer" kann nun solche Mehrbelastungen länger nicht allein tragen, er ist aber der Zuversicht, der von der Notlage aufgedrängte erhöhte Bezugspreis (vom April an ℳ 25.— für das Vierteljahr) werde die Treue seiner Leser nicht zum Wanken bringen. Das Bewußtsein, einer innerlich reicher machenden Sache zu dienen, wird die Leser am „Türmer" festhalten lassen, wenn schon mancher unter ihnen sich damit ein Opfer auferlegen muß.

Der Türmer-Verlag

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. **Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers. Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69.** Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

XXIV. Jahrg. Heft 1 Oktober 1921

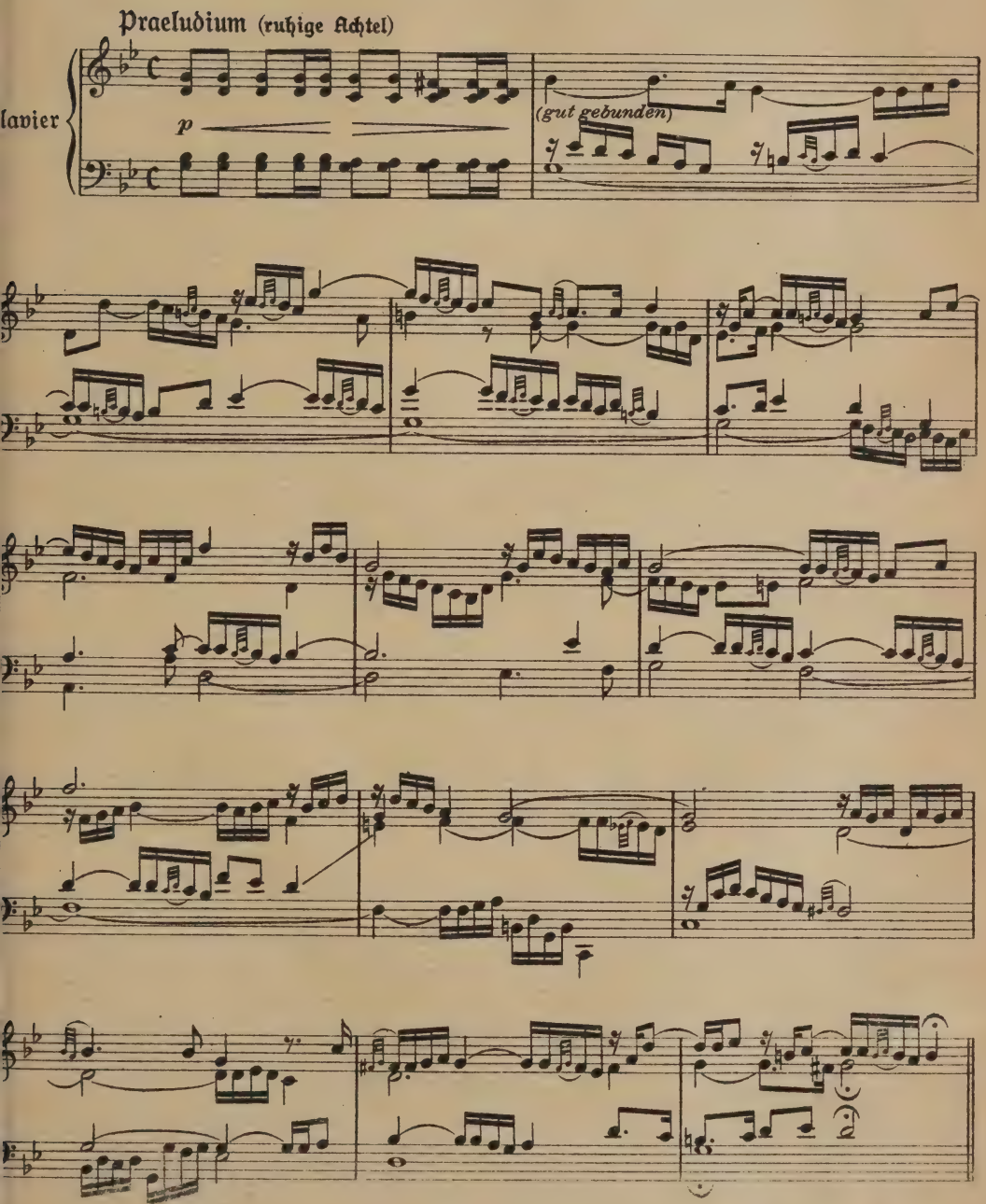
Klaviersuite Nr. 7

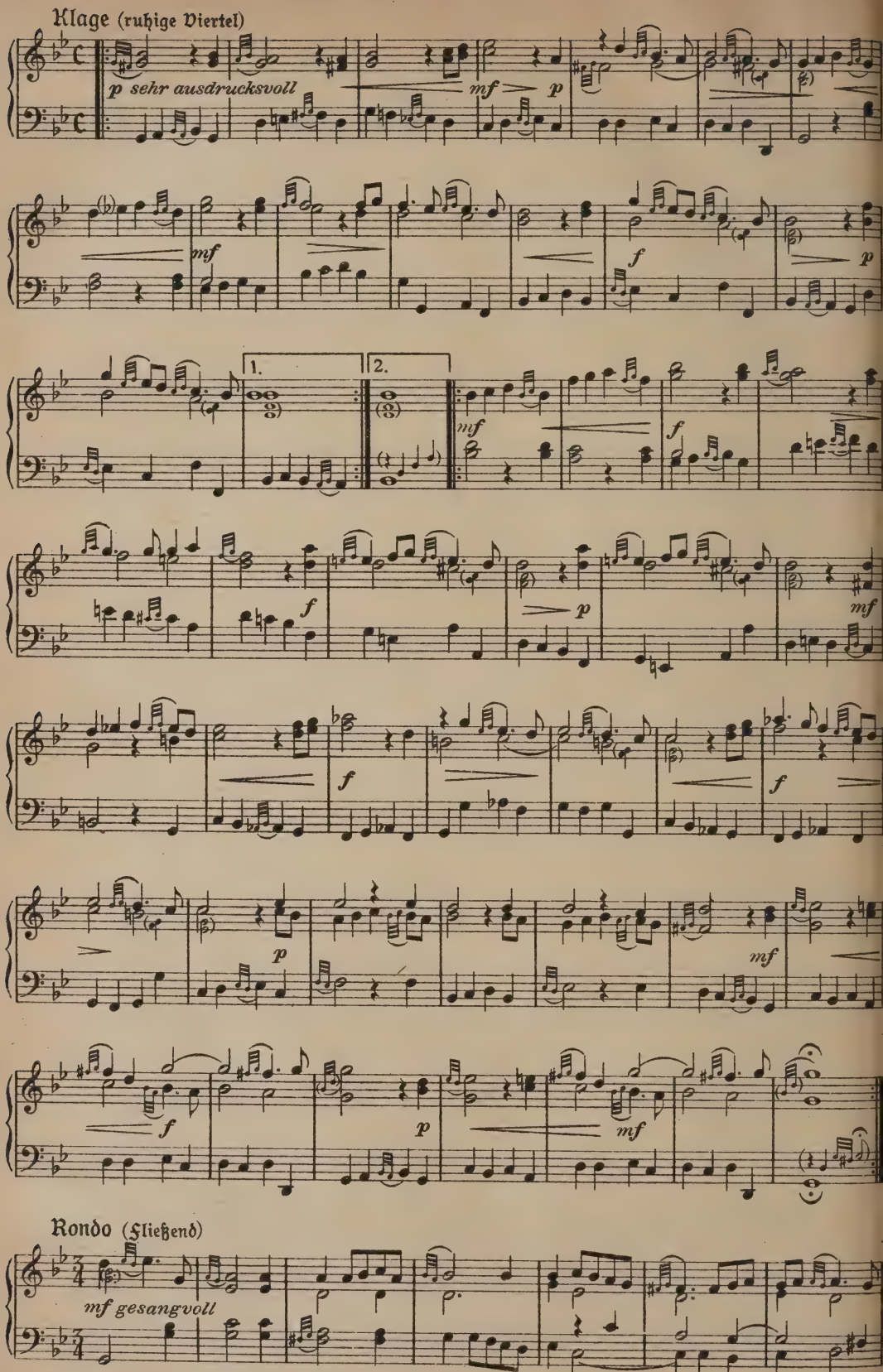
aus dem „Musikalischen Blumenbüschlein" (1696)

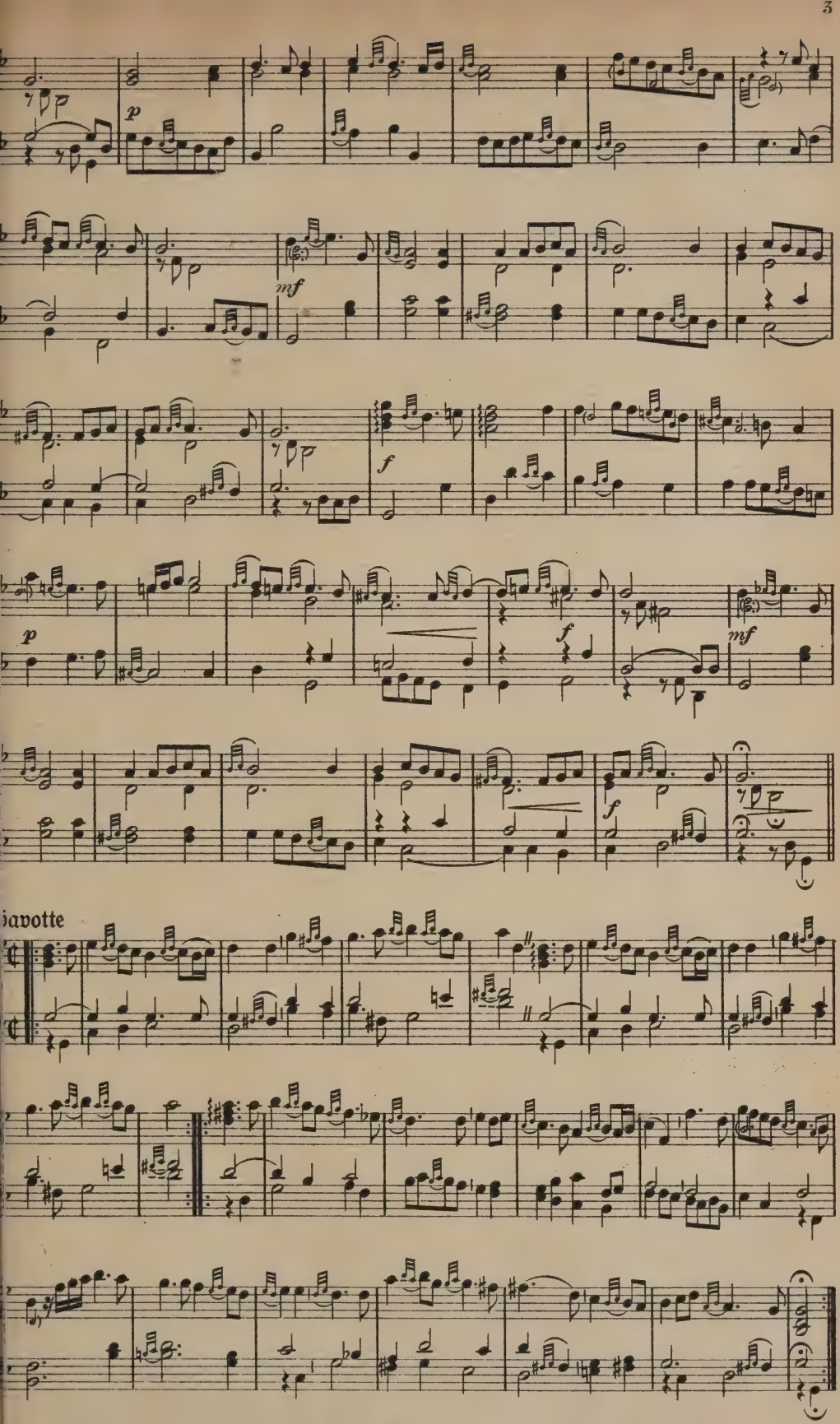
von

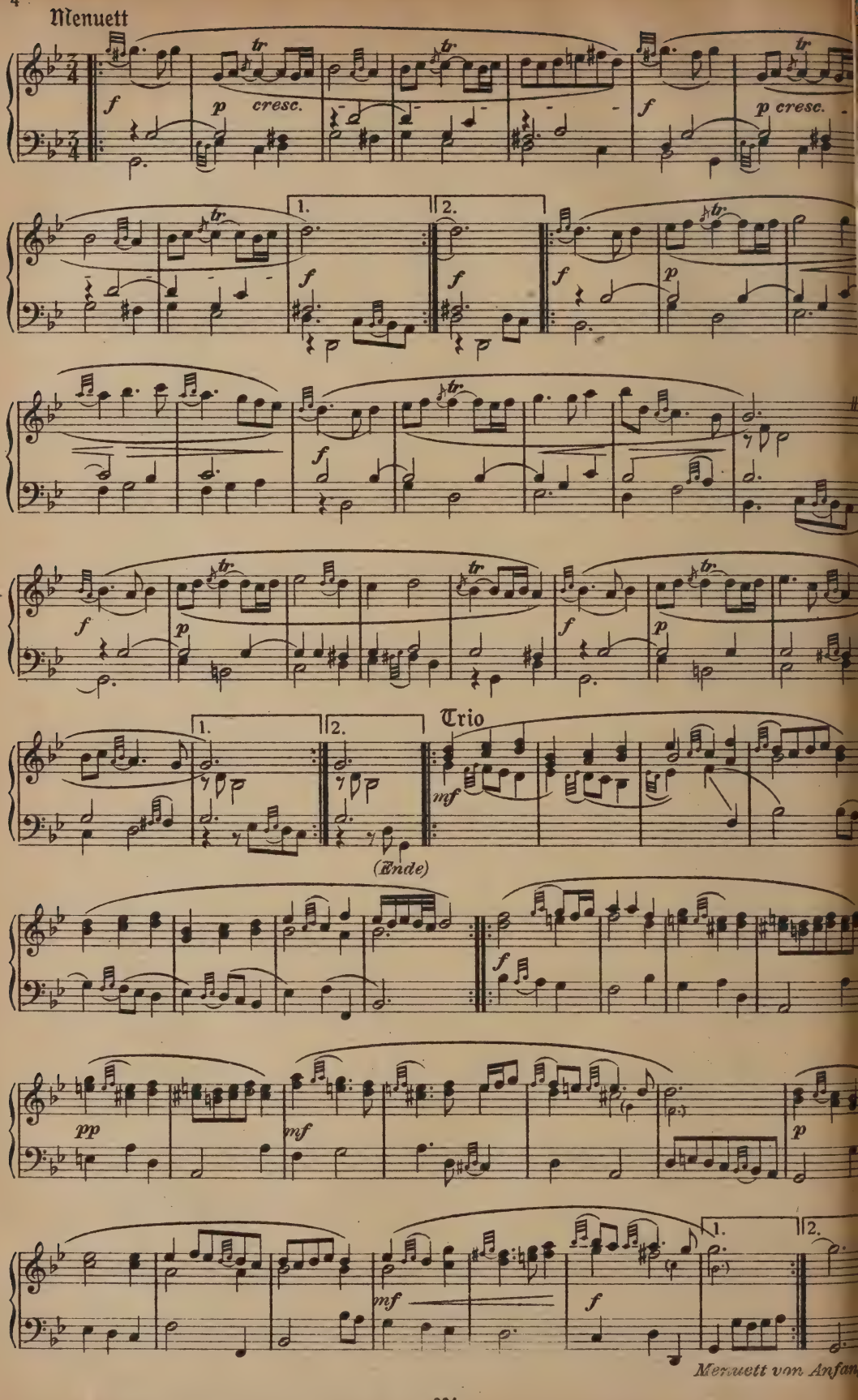
Johann Kaspar Ferdinand Fischer

(Bearb. von H. J. Moser)




Klage (ruhige Viertel)
p sehr ausdrucksvoll
mf
p
mf
f
p
1.
2.
mf
f
f
p
mf
f
f
p
mf
f
p
mf
Rondo (Fließend)
mf gesangvoll


p
mf
f
p
f
mf
f
avotte


Menuett
f
p cresc.
1.
2.
Trio
mf
(Ende)
pp
Menuett von Anfan

Der Türmer

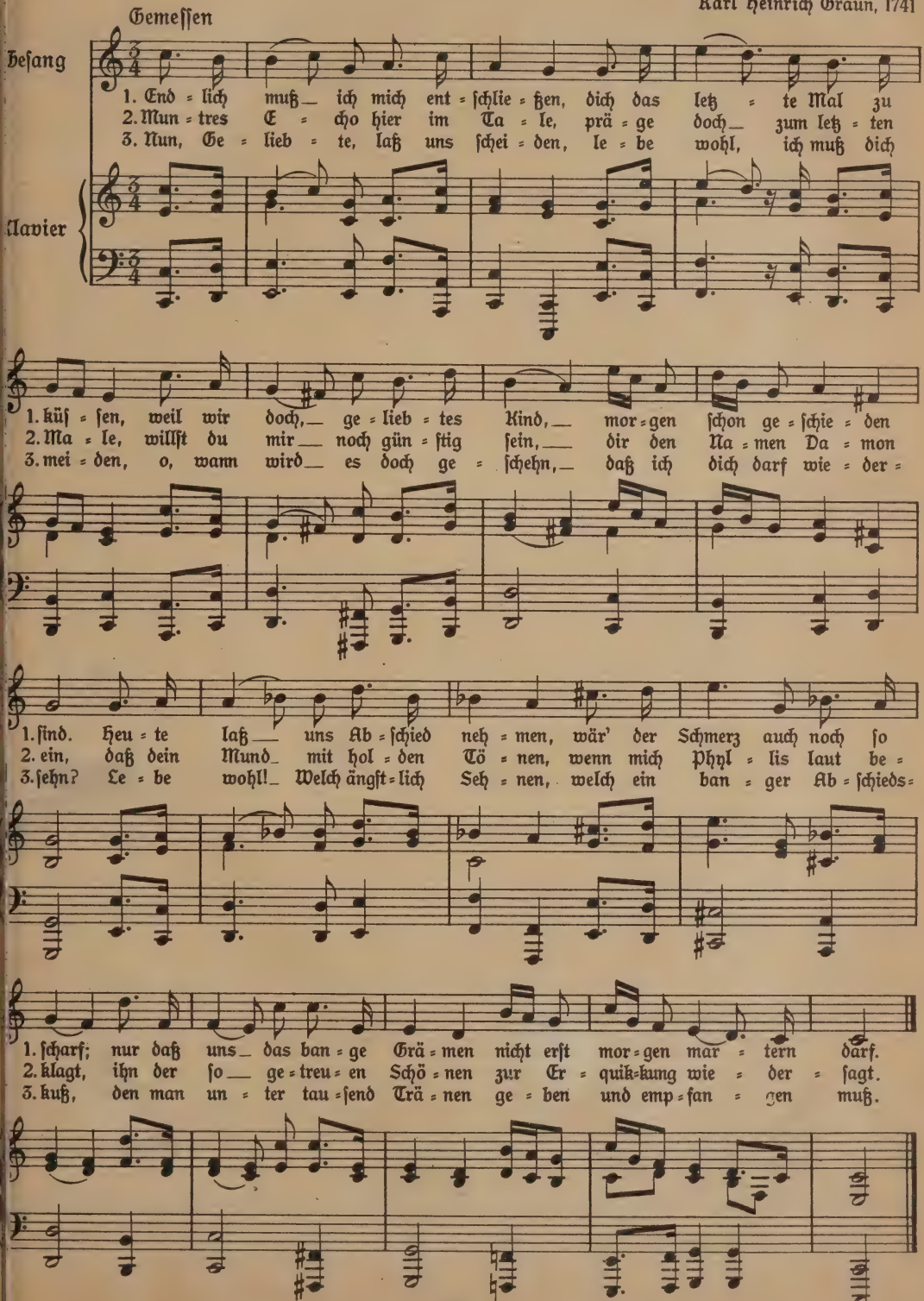
XXIV. Jahrg. Heft 4 Januar 1922

1. Abschiedsode an Phyllis

Original: Es dur

Gellert

Karl Heinrich Graun, 1741

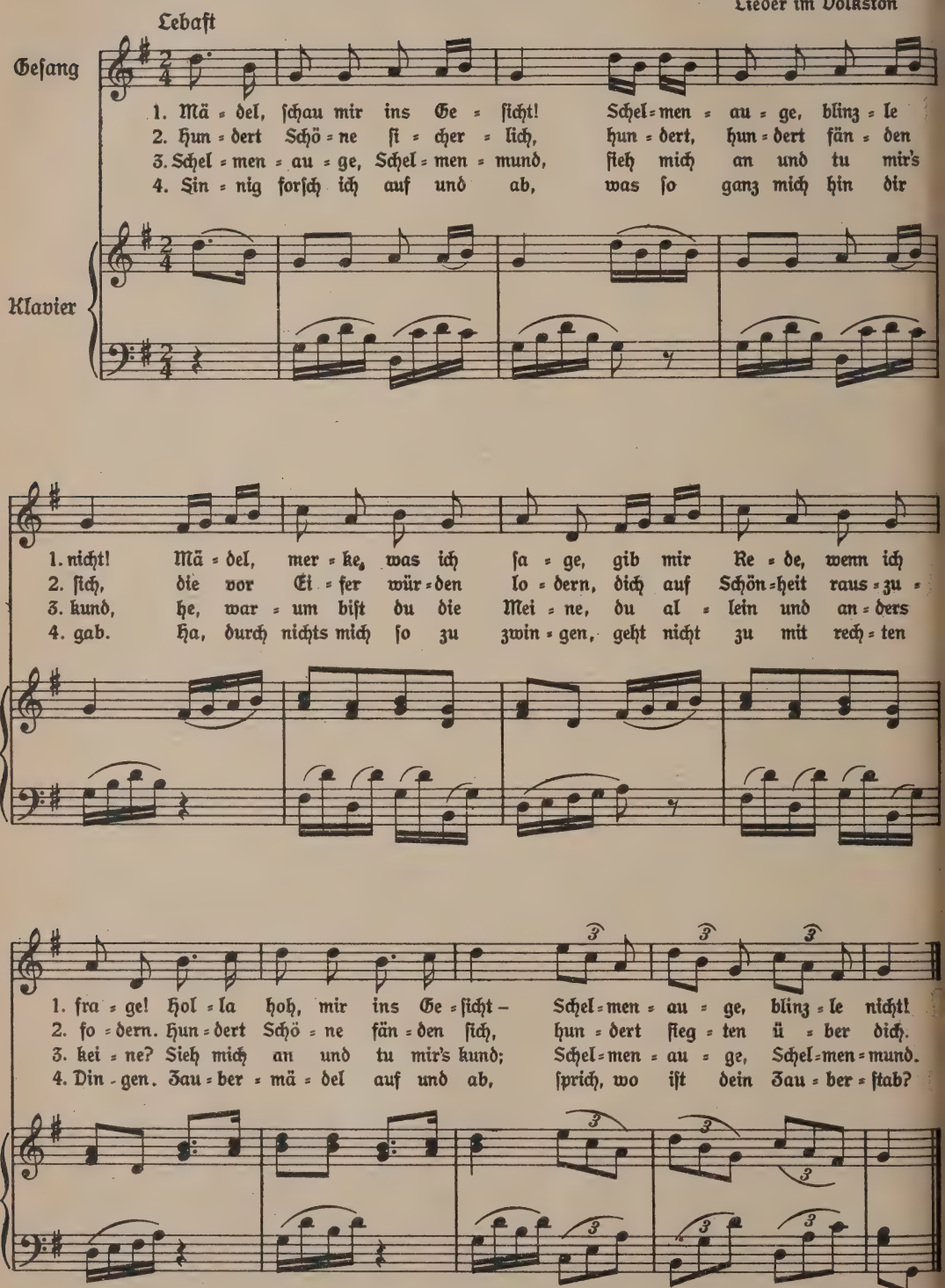


2. Liebeszauber

Bürger

Original: A dur

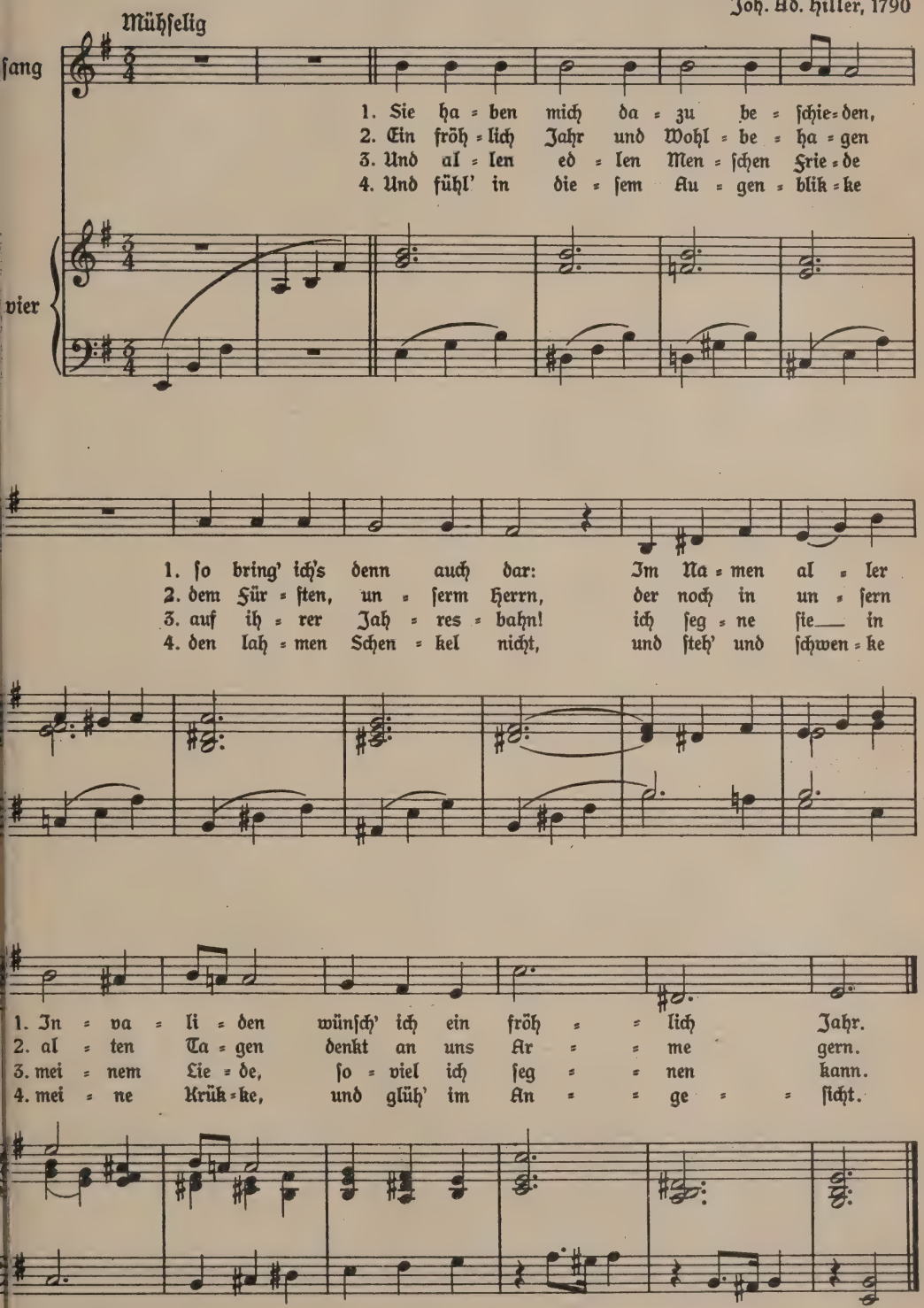
Joh. Pet. Abr. Schulz, 1782
Lieder im Volkston



3. Des alten, lahmen Invaliden Görgel Neujahrswunsch

Claudius

Joh. Ad. Hiller, 1790



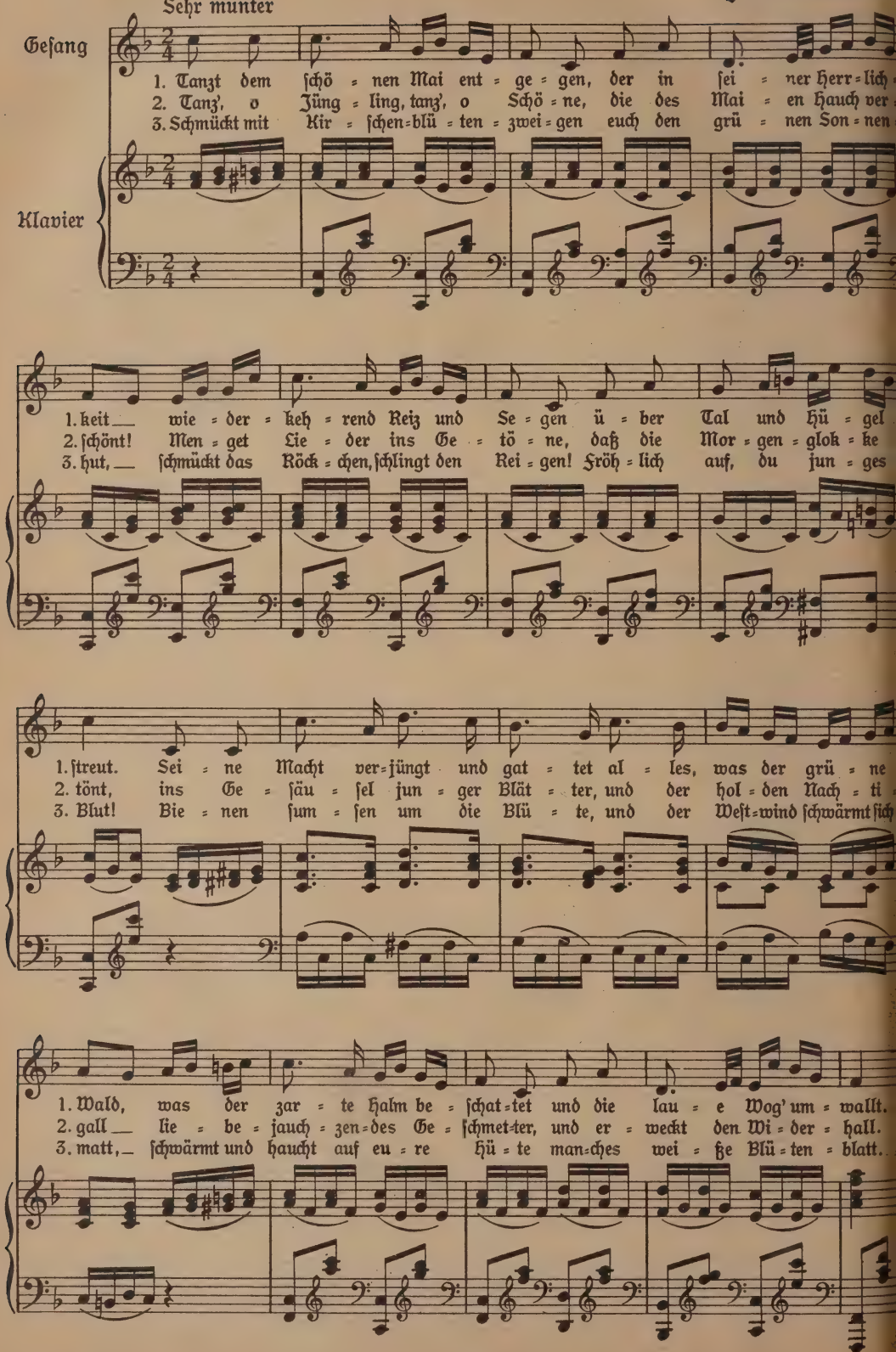
4. Frühlingsreigen

Original: A dur

Hölty

Fr. Ludw. Seidel, 179

Sehr munter



24. Jahrg. März 1922 Heft 6

053
-U

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Begründer: J. E. Freiherr von Grotthuss

Inhalt

Freiherr v. Freytag-Loringhoven: Die Bedeutung aristokratischer Persönlichkeiten in der Gegenwart 377
Anna Schieber: Landrichter Krack 383
Friedrich Lienhard: Hausbuch 392
Erich Loewe: Was ist deutsche Treue? . . . 399
Ad. Holst: Das katholische Finkenbüblein . . 405
Paul Burg: Zwei tausendjährige Städte . . 406
Leonh. Schrickel: Die Unerlösbarkeit der Masse 407
Sandro Langsdorff: Vom jungen Singen und Suchen 411
Hans Schoenfeld: Warum wird Ödland nicht Neuland? 414
Mannes-Reinheit und Militärstrafgesetzbuch 417
Dr. Hanns Martin Elster: Wilhelm Weigand 419
Dr. Maria Grunewald: Neue Kunst 422
Dr. Roth: Asien und Europa 425
Mathilde v. Leinburg: Die Beerdigung von Johannes Brahms 427
Türmers Tagebuch 430
Auf der Warte 439
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 15 M. Einzelhefte 5 M. 25 Pf.

Das Examen

ist vielen Schülern u. auch den Eltern eine Quelle beständ. Sorge. Der Schüler ist häufig in einigen Fächern zurückgeblieb. u. schwebt desh. in Gefahr, nicht versetzt zu werden. Hier biet. sich nun in den

Mentor-Repetitorien

wohlfeile Hilfsbücher, die eigens für den Zweck geschaffen sind, schwächere Schüler in ihrem Studium zu unterstützen und ihnen zum Bestehen des Examens zu verhelfen. Auch strebsame junge Leute, besonders solche, die vor Abschluß ihres Studiums oder ihrer beruflichen Ausbildung zum Kriegsdienst eingezogen wurden, finden in den Mentor-Repetitorien eine bewährte Hilfe zur Weiterbildung sowie zur Vorbereitung auf die noch abzulegenden Reifeprüfungen und das Abiturium.

Für Autodidakten ein willkommenes Fortbildungsmittel.

Mathematik.
1. 24. Rechnen I, II.
10. 25. Arithmetik und Algebra I, II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Lösung der Gleichungen 3. und 4. Grades.
41. Zinseszins- und Rentenrechnung.
55. Vierstellige Logarithmentafeln u. Zahlentafeln.
56. 57. Niedere Analysis mit besond. Berücksicht. d. unendl. Reihen I, II.
58. 59. Differential- u. Integralrechnung I, II.
7. 7a. Planimetrie I, II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I, II, III.
37. Planimetrische Verwandl.-Aufgab.
38. Planimetrische Teilungsaufgaben.
48. 49. Analytische Geometrie I, II.
16. 17. 47. Trigonometrie I, II, III.
18. 19. Stereometrie I, II.
50. 51. 52. Geometr. Ornam. I. II, III.

Deutsch.
20. Deutsche Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I, II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I, II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage und Antwort.
5. 6. Englisch I, II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage und Antwort.
11. 12. Lateinisch I, II.
13. 14. Griechisch I, II.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griech. und römische Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. 23a. Geschichte der Neuzeit I, II.

Geographie.
4. Astronom.-mathematische, physikalische und politische Geographie.

Religion.
43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Naturkunde.
33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik. 32. Zoologie.

Jeder Band M. 9.—. Alle 62 Bände auf einmal statt M. 558.— nur M. 540.—.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, wo keine am Platze, direkt vom

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg T 1, Bahnstraße 29/30.

Bücher
von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Alle Bücher
liefert Ihnen verpackungsfrei, auf Wunsch g. Raten
Rudolf Zimmer
Verlags- und Versandbuchhandlung
Stuttgart.

Homöopathie und Elektro-Homöopathie
sind die Heilmethoden der Zukunft. Aufklärende und belehrende Schriften versendet kostenfrei die
Engel-Apotheke,
Regensburg 35
Zentralstelle für Homöopathie und Elektro-Homöopathie.

Das altbewährte unentbehrl. Hausmittel

Zu haben in den Apotheken oder direkt beim Hersteller
O. R. Reinh. Jahn, Meura,
chem. pharmaz. Fabrik.

Ein Werk, dem Fr. Lienhard das Geleit gab, liegt in dritter Auflage vor:

Adelheid von Schorn

Zwei Menschenalter

Erinnerungen u. Briefe aus Weimar und Rom

Mit 18 Abbildungen auf 16 Taf. Dritte Auflage / Gr.-Achtelgröße / VIII, 414 Seiten in Halbleinen 42.— M.

Türmer-Verlag in Stuttgart
(Greiner & Pfeiffer)

Soeben erschien:

Ideale Nacktheit

Naturaufnahm. menschlich. Körperschönheit Band IV . . . . . 22.— M.
Früher erschienen und zur Anschaffung empfohlen:

Band I, II, III je 22.— M. portofrei. Diese Naturaufnahmen gingen preisgekrönt aus Wettbewerben der Monatsschrift für Kunst und Leben, Die Schönheit, hervor. Probehefte dieser seit 17 Jahren erscheinenden Zeitschrift gegen Voreinsendung von 8.— M. auf Postscheckkonto 7199 Dresden.

Verlag der Schönheit, Dresden A 24 T.

Gedankenaustausch sucht Türmerleser mit Natur- und Kunstfreund. Briefe erb. unt. **T. 88** an die **Anzeigen-Verwaltung, Berlin W 35, Schönebergerufer 38.**

Architekt Strumpff
Berlin SW. 29
Bello-Alliancestr. 32 :: Kurfürst 7492
Villen, Landhäuser, Eigenheime, Blockhäuser preiswert, solide u. schnell. Vornehmer Innenausbau.
Silberne Medaille. Erste Preise.

Deutschlands Wiederaufbau oder Untergang?

Das aufklärende Buch ist:

Rathenaus Reparationspolitik

Eine kritische Studie

von

Dr. Reichert

M. d. R.

Dr. Reichert, dessen Vortrag in München im Verein Deutscher Industrieller bedeutendes Aufsehen erregte, schildert in seinem Buche die Entstehung des Reparationsproblems und kritisiert in vornehmer Form, aber mit gründlicher Sachkenntnis das Wiesbadener Abkommen Rathenaus, um danach die notwendigen Aufgaben der deutschen Politik in Gegenwart und Zukunft darzulegen. Das Ziel ist: eine erträgliche Lösung des Reparationsproblems herbeizuführen und damit zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft beizutragen. — Dr. Reichert ist Abgeordneter eines sächsischen Reichstagswahlkreises.

Geheftet 36 M., in Halbleinenband 50 M.

Durch jede Buchhandlung oder vom Verlag zu beziehen.

AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW 68

Briefe

Bethel. Der Schluß Ihres Mahnrufs möge hier Platz finden: „Ein eigenes Heim auf eigener Scholle, eine kleine Landwirtschaft, die den Bedarf der Familie an Kartoffeln, Gemüse, Obst, Fleisch, Eiern, Milch für einen kleinen Bruchteil der heute im Handel dafür geforderten Preise liefert, ist das einzige Heilmittel gegen die gegenwärtige Verelendung. Wie seit vielen Jahren immer wiederholt, so rufen wir auch in diesem Jahre — und heute dringender wie je — jedem Familienvater zu: Hilf dir selbst zu einer solchen kleinsten Landwirtschaft! Wie dieses geschehen kann, darüber gibt unsere Geschäftsstelle hierselbst jedem Interessenten gern Auskunft. Bethel bei Bielefeld, im Dezember 1921. Deutscher Verein Arbeiterheim."

Verschiedene Lyriker. Wann wird über die deutsche Jugend endlich die Erleuchtung kommen, daß die schwer bedrängte deutsche Volksgemeinschaft jetzt ganz andere Sorgen hat, als sich mit diesen so total belanglosen Herz- und Schmerz- und Liebe-Triebe-Gedichten subjektiver Anfänger zu beschäftigen?! Die allermeisten dieser Verse sind nicht schlecht noch gut, nicht Fisch noch Fleis[ch], man kann sie daher nicht „begutachten", und gar noch „eingehend" Wonach man sie dann einpacken, frankieren, auf die Post trag[en] und zurücksenden soll, nachdem man bereits Strafporto bezahlt ha[t]

Lehrer **W. Kolbe** in **Bleicherode.** Soweit wir Ihre Zeitschr[ift] „Heimatland" kennen (z. B. das Hendrich-Heft, das ei[n] Würdigung des Künstlers von Dr. Günter Holstein und eine klei[ne] Selbstbiographie enthält), macht sie einen ausgezeichneten Ei[n]druck. Wir unterschätzen nicht diese treue Kleinarbeit in einzeln[en] Landschaften, die so viel Schönes und so viel Merkwürdiges be[r]gen. Möge es Ihnen vergönnt sein, die Zeitschrift (schon 17. Jah[r]gang) in dieser schweren Zeit durchzuhalten!

E. Hauck in **Spittelstein, Post Oeslau b. Koburg.** Sie teilen u[ns] mit: „Deutschen Dichtern, die wirtschaftlich schwer zu ring[en] haben, kann ich fürs Frühjahr zu längerem gastfreien Aufen[t]halt verhelfen (siehe meinen Aufruf im Februarheft des ‚Tü[r]mers'). Vorläufig stehen offen: ein Gutshof in Thüringe[n], ein Landhaus in der Mark, eine Villa in Sachsen. Der Besit[z] der letzteren ist bereit, zweimal Gastrecht zu gewähren und d[ie] Reisekosten zu tragen. Wer sich um eine Freistelle bewerben wi[ll]

Fluade

Mit ihrem hohen Gehalt an Phosphor, Kalk, Kieselsäure ist Fluade ein **vorbildliches Nähr- u. Kräftigungsmittel** und von unschätzbarem Werte für alle Stärkungsbedürftige, insbesondere für geistig Abgespannte, Nervöse, Herz- u. Fieberkranke, Blutarme, Lungenschwache, werdende u. stillende Mütter. Schwachen u. kränklichen Kindern wird Fluade von Aerzten seit einem Jahrzehnt als wirksames, einen kräftigen Körper aufbauendes Nährmittel empfohlen.

Die günstigen Erfolge des tägl. Genusses von 2—3 Tassen Fluade äussern sich schon n. kurzer Zeit in der Zunahme der körperlichen u. geistigen Kräfte.

Fluade schmeckt so köstlich wie feinste Schokolade.

Von ersten ärztlichen Autoritäten empfohlen.

eine echte Kraftspender

Fluade-Nährmittel-Fabrik Wüstenbrand-Chemnitz.

Ausführliche Literatur zu Diensten.

Zu Haustrinkkuren

STAATL. FACHINGEN

Natürliches Mineralwasser

Bei

Gicht, Rheumatismus, Diabetes, Nieren-, Blasen- und Harnleiden, Sodbrennen usw. Bei Diphtherie zur Abwendung von Folgeerscheinungen.

Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 55.

Man befrage den Hausarz

Wollen Sie ein gutes Hausmittel haben, so kaufen Sie

Amol

Amol-Versand Hamburg Amol-Posthof

Rodenstock's Perpha-Augengläser

punktuell abbildend mit groß. Blickfelde, wirken wohltuend auf die Augen, schützen vor Übermüdung

Spezial-Institute für Augengläser

Leipzigerstr. 101—102, Equitable Gebäude
Friedrichstr. 59—60, Ecke Leipzigerstr.

Augenuntersuchung zur Bestimmung der richtigen Gläser durch Fachoptiker von 9 bis 7 Uhr

BERLIN

Rosenthalerstr. 45, Nähe Hack. Markt
Joachimsthalerstr. 44, Bahnhof Zoo

Preislisten sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftl. Bestellg. unserer Augengläser gratis.

e es bald tun. Kurze Mitteilung über bisheriges Schaffen und pfen erwünscht. Postgeld beifügen. Wer das erstemal nicht en kann, wird für das nächste Jahr vorgemerkt. Der Eddaag in Kassel will aus meinem Unternehmen eine ‚Bewegung' fen."

W. v. O. in Dessau. Ihrer warmen Zustimmung zur „Villa ka" fügen Sie die Worte hinzu: „Wie politisch hellsehend und prosisch der frühere Diplomat E. v. Wildenbruch war, beweist auch Neujahrsgruß 1909, also kurz vor seinem Tode, in dem der bervolle vierte Vers lautet: ‚Denn dies neue Jahr hat kalte, Augen — Hart wie Schicksal, und das Schicksal spricht: — den denen, die zum Leben taugen! — Für den Schwächpaßt das Leben nicht.'" Gruß und Dank!

. v. D. in Bln.-Lichterfelde. Durchaus ernst und edel, leider ts lang. Hoffentlich finden wir Raum.

: R. E. in Berlin. Die Äußerungen des Freiburger Prof. torowicz über die Elsaß-Lothringer in den „Baseler Nachen" sind allerdings skandalös. Bismarck habe 1871 Hundertnde von Elsässern „vom Lande ihrer einmütigen Liebe altsam losgerissen und in die Uniform des Erbfeindes dt" —! Die Elsaß-Lothringer Studentenbünde haben recht, n sie dies brandmarken.

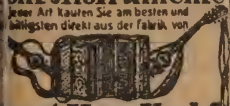
O. Sch., St. — G. M., J. — G. F. v. M., Th. — A. L., D. — F. B., D. — Dr. H. W., Sch., E. — P. W., W. (Maschinenschrift ist keine Drucksache). **W. K., D. — E. H., Sp. — W. M., B.** — Verbindlichen Dank für die Vorlagen, die leider keine Auswahl ermöglichten.

Bücherbesprechung

Franz Herwig, Sankt Sebastian vom Wedding (München, Kösel). — Der tüchtige Erzähler hat mit dieser packenden „Legende" aus der unmittelbaren Gegenwart besonders in der katholischen jüngeren Geistlichkeit Aufsehen erregt. Es ist der Opfergedanke, der hier kühn und kräftig gestaltet ist. Ein junger Mönch zieht aus dem Kloster nach dem Nordviertel Berlins, in Arbeitertracht,

HARMONIUM
d. Königin d. Hausinstrumente
HARMONIUM
sollte in jed. Hause z. find. sein
HARMONIUM
m. edl. Orgelt. v. 66—2400 Mk.
HARMONIUM
auch v. Jederm. oh. Notenk. 4st. spielb.
Prachtkatalog **umsonst.**
bis Maier, Fulda 167.

5 Tage zur Probe
und ohne jede Preiserhöhung gegen bequeme **Teilzahlung**
Musikinstrumente aller Art, Uhren, Cameras etc. • Katalog D gratis
Walter H. Goetz, Berlin S 42
Postfach 824

sik-Instrumente
Jeder Art kaufen Sie am besten und billigsten direkt aus der Fabrik von

rnst Hess Nachf.
ngenthal i/S. № 93
Harmonika-Fabrik
usikinstrument.-Versand
Vielfach ausgezeichnet
araturen schnell und billig
Katalog kostenfrei

Musikinstrumente
Preisliste Nr. 152 umsonst.
Edmund Paulus
Markneukirchen
Nr. 152.
Welch. Instrum. interessiert?

arl Gottlob Schuster jr.
Markneukirchen 291
ltbek. Musikinstr.-Fabrik.
Man verlange Sonderlisten.

Ideen, Mittel und Wege
:: zur geistigen :: körperlichen Gesundung finden Sie in unserer :: Broschüre ::
Die neue indische „Naturheilweise"
die kostenlos versandt wird durch
Po-Ho Sanitätswerke
Hamburg 23

NICHT NUR EINMAL
lesen Sie d. packende Erfolgs- u. Lebens-**BUCH DER MILLION!**
Nein, immer wieder, denn es ist fürs Leben! (25000.- Mk. Preisausschreib.!)
Der billige Preis: Mk. 16.80, ermöglicht jedem den Kauf.
Bestellen Sie es heute noch bei
W. Baumgartner, Verlag, München VII, Fach 1/T. Postscheckkto. München 12097.

Begabte Schriftsteller
erhalten von ersten und verbindungsreich. Autor Gutachten, Rat u. Beistand f. Herausgabe ihr. Werke. Kl. Honorar! Rückporto! Näheres durch Rudolf Mosse, Leipzig, unter L. F. 8533.

Lehrer Obst's **Nerventee**
zum Kurgebrauch b. Nervenkrankheit., Kopfschmerz., Schlaflosigkeit, v. bewährter Wirkung, zugleich Arterien-Verkalkung vorbeugend.
Probe (für 1 Woche) Mk. 4.—
Monats-Menge Mk. 15.—
Außerdem best. erprobt:
Lehrer Obst's Asthma-, Blasen-, Blutreinigungs-, Bleichsuchts-, Darm-, Fieber-, Frauen-, Herz-, Hals-, Hämorrho.-, Lungen-, Leber-, Magen-, Nieren-, Rheumatismus-, Wassersuchts-Tee u. a. m.
Genaue Angabe erforderlich.
R. Obst,
Hermannsdorf-L.
bei Breslau.

Ganze Büchersammlungen
und einzelne wertvolle Bücher
kauft:
Karl W. Hiersemann, Antiquariat, **Leipzig,**
Königstraße 29.

und strahlt daselbst unter der ärmsten Volksschicht seine bezwingende Leuchtkraft aus, bis er dem Fanatismus der Hetzer erliegt. Man legt das Buch mit wehmütiger Besinnlichkeit aus der Hand. Wo sind sie, diese modernen Franzistus-Naturen? Wieviel Opferfähigkeit dieser Art steckt in uns selber? Und ist diese — gleichsam primitive — Form des Opfers im heutigen Lebensapparat wirklich die rechte?

Rudolf Borchardts Schriften erscheinen im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin: zunächst ein äußerst fesselnder Band Prosa, dann auch einige Dichtungen. „Fesselnd": sofern hier ein sehr preziöser Stilist, der von Stefan George und Hofmannsthal kommt, an der Arbeit ist. Wie er mit Gundelfinger umspringt („Intermezzo"), ist ein boshaft übertreibendes Kunststück für sich; ebenso verstiegen nach der hymnischen Seite hin ist die Rede (denn bei Borchardt drängt alles ins Rhetorische und Plastische) über Georges „Siebenten Ring"; bedeutendes Eindringen und Belesensein bekunden die Besprechungen Dantes und der Altestis; dazu noch ein paar herausgemeißelte Städte- und Personen-Bilder — alles in allem: ein bewußter Künstler des Prosawortes, der sich freilich seinem Publikum gegenüber in einem fortwährend gesprelzten Spannungszustand befindet. Auf die Dauer wird dies Manier

Ludwig Bäte, Das ewige Vaterland. (Rudolstadt, Greifenverlag 1922.) — Diesen Ludwig Bäte mit seinen ganz allerliebsten „Geschichten und Bildern" muß man sich merken. Da ist jene herzenswarme Stille eines feineren deutschen Gemütslebens, das wir gerade heute brauchen. Man denkt an den sonnigen Plauderer Max Jungnickel, an den köstlichen Meister Spitzweg. Es ist eine sehr hübsche Mischung von anschaulich und knapp geprägten geschichtlichen Ausschnitten mit neueren Fahrten und Natur-Eindrücken, liebenswürdig, nicht ermüdend, ausruhesam. Fünf ansprechende Radierungen von Franz Hecker, Osnabrück, erhöhen den angenehmen Eindruck des Buches, das wir als Geschenk empfehlen (in Halbleinen 36 ℳ). Der Verfasser tut wohl daran, auf die vielen Schönheiten der deutschen Kleinstadt und des deutschen Innenlebens in so ansprechender Art hinzuweisen.

Briefmarken kauft, da keine Ladenunkosten, Höchstpreis, Hartung, Berlin, Bernburgerstr. 32 I.

6000

aufklärende Schriften gratis, Porto erwünscht, jedoch nicht unbedingt verlangt. Aufklärende Broschüre gegen 2 Mark in Marken oder Papiergeld franko.

Rad-Jo Versandgesellschaft

Hamburg 40 + Radjoposthof

Rad-Jo ist erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reform- u. Sanitätsgeschäften.

Die 4 Hausmittel:

Boromenth
gegen jeden Schnupfen.

Stoffwechsel-Tabletten
zur Regelung der Verdauung.

Tophanol-Tabletten
gegen Gicht-Rheuma-Ischias.

Baden-Badener Pastillen
bei Katarrh-Husten-Heiserkeit.

BADAG G.M.B.H. BADEN-BADEN.

Halali ist das Ideal eines Sport-, Jagd- und Touristenhutes.
Halali imponiert d. seine fabelhafte Leichtigkeit als hygienische Kopfbedeckung.
Halali ist der eleganteste und vornehmste Promenaden- und Reisehut.

Nächste Bezugsquellen zu erfragen

„Halali"-Hüte,
Moselstr. 4, Frankfurt a. M. 59.
Nachahm. wird gerichtl. verfolgt.

In Ihrem Vorteil

liegt es, wenn Sie bei Einkäufen von Waren oder bei Bestellung von Proben und Preislisten besonders bemerken, daß Sie Abonnent von der Monatsschrift „Der Türmer" sind. Die bei uns inserierenden Firmen bedienen Sie dann sicher gut.

Wappen
in künstlerisch. Ausführung entwirft u. zeichnet auf echte Haut, verloren gegangene Familienwappen sucht auf
F. Denner, Berlin W 30, Goltzstraße 19.

Prospekte kostenlos! Briefl. Ausk. geg. Rückporto.

Die **Wege** zu **Erfolg** und **Glück**
in allen Lebenslagen bietet das Studium okkulter oder astrologischer Literatur
Wodan-Verlag, Leipzig-Gohlis 82
Filiale: Berlin W. 50, Nürnbergerstraße 42.

„Wodania" Leipzig-Gohlis 82
-Institut u. -Wetterwarte
Berufsberatung und Begabungsprüfung. Ausarbeitung von Krankheitsdiagnosen.
Zuverlässige tägl. Wetter-Prognosen auf Monate u. längere Zeit im voraus.

Für M. 35.—
liefere ich einen kompletten
Photogr.-Apparat
Bildgrösse $4^1/_2 \times 6$, m. Platten, Zelloidinpapier, Entwickler, Fixier- u. Tonfixierbad, haarscharfe Bilder garant. Apparate in besserer Ausführung m. Zeit- u. Momentverschluss, Newtonsucher und Kassette.
$4^1/_2 \times 6$ 65.— 6×9 80.— 9×12 95.— M.
Ferner Apparate in all. Grössen und Preisen.
Bei Anfragen erb. Rückporto.
F. E. Hiltmann
Dresden 28, J 1.

Andern überlegen

werden Sie durch meine Fernkurse in Redekunst, Gedächtnislehre und Menschenkenntnis.
Verlangen Sie Prospekt direkt vom Verfasser:
Otto Siemens, Leipzig-Stö. 9.

10 Minuten täglich
Little Puck
und „Le Petit Parisien"

lesen, heisst auf angenehmste Weise Ihre Sprachkenntnisse auffrisch. u. erweitern. Einzigartige, neuzeitliche Methode. Leicht verständlich und humorvoll! Probe-Vierteljahr nur Mk. 18.— jede Zeitschrift. — Probeseiten kostenlos.
Gebr. Paustian, Verlag, Hamburg 82, Alsterdamm 7.
Postscheckkonto: 189 (Hamburg).

Überall und einzig beliebt. Favoritmodenalbum für Frauen, für Kinder, für Wäsche, für Handarbeiten.

Browning, Kal. 6,35 M. 480, M. 400 Mauser M 580 Jagdwaffen.
Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.

DEUTSCHE VERLEGER

Vor kurzem erschienen
Helmer Key:
Amerikareise
s dem Schwedischen übersetzt von Dr. Friedrich Stieve
Mit 36 Abbildungen auf 14 Tafeln
Gebunden 125 Mk.
s Buch muß jeder lesen, der das Amerika von heute kennen lernen will.

Dmitrij Mereschkowskij
Der vierzehnte Dezember
Roman
Deutsch von Alexander Eliasberg
Geheftet 42 Mk., gebunden 52 Mk.
stärkste dichterische Leistung Mereschkowskijs. – Ein gestiges und ergreifendes Schauspiel, mit unnachahmlicher Meisterschaft wiedergegeben.

Das Reich des Antichrist
Rußland und der Bolschewismus
4. und 5. Tausend
Geheftet 32 Mk., gebunden 40 Mk.
s erste wahrhaft bedeutsame Buch über den Bolschewismus.

Jurij W. Lomonossoff
ie Russische Märzrevolution 1917
Autorisierte Übersetzung von Anja Ankerstamm
Kartoniert 17 Mk.
Eine einzigartige Geschichtsquelle ersten Ranges.

ussische Gespenstergeschichten
gewählt u. übertragen von Johannes von Guenther
Geheftet 27 Mk., gebunden 35 Mk.
stärksten und bedeutendsten Novellen aus dem großen Schatze russischer Gespenstergeschichten.

rei Masken Verlag München

Heft 1 des XIV. Jahrgangs (1922) ist soeben erschienen:

Der Cicerone

Halbmonatsschrift für
KUNSTLER, KUNSTFREUNDE UND SAMMLER
Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG BIERMANN
Vierteljahrspreis:
Ausgabe A ohne Versteigerungsergebnisse M. 30.—
Ausgabe B mit Versteigerungsergebnissen M. 35.—
Probeheft gegen Einsendung von M. 7.50

Mit dem neuen Jahrgang hat unsere international verbreitete Kunstzeitschrift in Zusammenhang mit einer Vergrößerung des Formats eine wesentlich verbesserte Ausstattung und eine bedeutende Erweiterung ihres Programms erfahren. Die Abbildungen werden jetzt auf besonderen Tafeln dem Text beigeheftet. Eine Fülle von wichtigen, meist noch nie publizierten Werken aus dem Gebiet der älteren und neueren Kunst, des Kunstgewerbes wird in erstklassigen, auch farbigen Wiedergaben veröffentlicht. Demgegenüber wird der Text auf das Wesentliche beschränkt; er gibt Erklärung und Einführung in das gesamte Gebiet der Kunst und versucht, soweit die Aktualität der internationalen Kunstereignisse in Frage steht, gewissenhaft zu registrieren und kritisch zu sichten. Besondere Beilagen bringen nacheinander unter fachmännischer Leitung das Büchersammelwesen, die Graphik als Sammelgebiet und das gesamte Gebiet von Porzellan und Keramik in sich geschlossen zur Darstellung.

Der „Cicerone" ist das grosse umfassende Sammler- und Kunst-Organ für jeden Gebildeten

KLINKHARDT & BIERMANN, LEIPZIG

UR EINSEGNUNG

LUDWIG RICHTER ALS RADIERER
Von Walther Hoffmann
Mit 51 Bildern in Kupfertiefdruck
is kartoniert M. 30.—, gebunden M. 40.—
ist ein Buch geschaffen, das auf Auge und Herz, ist und Gemüt in gleicher Weise erfreulich wirkt l dadurch sich schnell in allen Kreisen des Volkes unde schaffen dürfte. Das Versenken in die Kunst dwig Richters ist wie ein Ausruhen, ein beschaues Verweilen auf sonnigen Höhen und in schaen Gründen, in denen mannigfache Schönheit l Lieblichkeit das flüchtige Auge fesseln.

GOETHES FAUST
Der Tragödie erster Teil
Mit den Zeichnungen des
PETER CORNELIUS
Mit 15 Lichtdrucktafeln
reis in Halbleder gebunden nach Entwurf von Prof. G.-R. Weiß M. 120.—
ist eine der schönsten aller Faust-Ausgaben, er den deutschen die am monumentalsten gemückte, entstanden, zugleich die kostbaren Blätso vollständig und so vollkommen wie nie zuvor enthaltend.

etrich Reimer (Ernst Vohsen) A.-G.
Verlag in Berlin SW. 48

Die zehn Prinzen

Ein indischer Roman
von Dandin

Vollständig verdeutscht von Johannes Hertel

(„Indische Erzähler", Band 1 bis 3)

Broschiert, 3 Halbleinenbände oder 3 Halblederbände.

Das erste Werk der neuen Sammlung „Indische Erzähler (hgb. v. Joh. Hertel) bringt das beste Prosawerk der klassischen und indischen Literatur in einer vollständigen, ästhetisch einwandfreien Übersetzung. Der mit allen Einzelheiten des indischen Lebens vertraute Dichter gibt ein umfassendes getreues Bild des wechselvollen Lebens im „Märchenlande". Der Roman ist nicht nur ein überragendes Werk indischer Dichtung (durch einen genialen Übersetzer dem deutschen Leser nahegebracht), er ist vielmehr eine Fundgrube für die Kulturgeschichte des indischen Volkes, namentlich seiner höfischen Kreise.

H. Haessel, Verlag, Leipzig

Dom-Kunstgaben

Herausgegeben
von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin

Der Verlag bringt die seinerzeit mit Begeisterung aufgenommenen, aber seit langem vergriffenen Kunstgaben wieder neu heraus, und zwar in wesentlich verbesserter Ausstattung. Jede Veröffentlichung umfaßt jeweils 12 der bedeutendsten Gemälde eines Malers, in Wiedergaben, die dem heutigen Stande der Technik einfarbiger Nachbildung voll entsprechen. Ein kurzer Text gibt eine treffende Charakteristik des Künstlers, geradesoviel, wie der Laie zu erfahren wünscht. Die Ausstattung ist dem bleibenden Geschmack größter Einfachheit und schlichter Vornehmheit angepaßt.

Preis jeder Kunstgabe M. 18.—.

Es liegen vor
Mappen über:
Arthur Kampf; Anselm Feuerbach; Wilhelm Trübner; Hans Thoma; Matthias Grünewald; Fritz v. Uhde.

In Vorbereitung sind Hefte von:
Leopold v. Kalckreuth; Adolf Menzel; Wilh. Leibl; Ludwig Knaus; Ph. O. Runge; Hans Baldung (Grien) u. a.

In jeder Buchhandlung zu haben.

DOM-VERLAG, BERLIN SW 68

Neuigkeit.

DER GENIUS IM KINDE

Zeichnungen und Malversuche begabter Kinder.

Zusammengestellt und eingeleitet von G. F. HARTLAUB

187 Seiten mit 91 Abbildungen. 1922.
Geh. 60 M., in Ganzleinen gebd. 72 M.

Die „Berliner Morgen-Zeitung", Nr. 287, 15. Dez. 1921, schreibt: „..... In dem vorliegenden Buche wird diese Fähigkeit des Kindes, der Genius, die später durch Aufnahme von Bewusstseinselementen meistens eine Rückbildung erfährt, einer gründlichen, zergliedernden Untersuchung unterzogen, die in pädagogischen Schlussfolgerungen ihren Höhepunkt findet. Eine Anzahl von Abbildungen, die von Kindern hergestellte Zeichnungen wiedergeben, sind eine ausgezeichnete Illustration zu den Textausführungen über den Genius im Kinde."

VERLAG FERDINAND HIRT
Breslau, Königsplatz 1

Dieterich'sche Verlagsbuchhdlg. m. b. H. in Leipzig

Soeben erschien:

Schwarzrotgold

Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815

von **Robert Riemann**

M. 21.—, gebunden M. 30.—

In kurzen, markanten Zügen und geistreicher Form, allgemein verständlich und niemals ermüdend, schildert Riemann das Ringen des Bürgertums um seinen Platz an der Sonne.

Rednerschule

Die Kunst der politischen und wissenschaftlichen Rede vor der Öffentlichkeit

von **Robert Riemann**

Zweite, verbesserte Auflage

M. 8.—, gebunden M. 12.—

Mit sogenannten populären Schriften „Wie werde ich Redner?", von denen aufs Dutzend dreizehn gehen, darf R. nicht verglichen werden. Er weiß geschickt fesselnden Stil mit Sachlichkeit und eingehender Erörterung zu vereinigen.

„Akademische Rundschau"

Irmela

Eine Geschichte aus alter Zeit
von Heinrich Steinhausen

Vierzigste Auflage.

In Halbleinen gebunden 25 Mark

„Irmela", Heinrich Steinhausens berühmtestes Buch, liegt nunmehr in vierzigster Auflage vor, vom Verlag besonders hübsch ausgestattet. Eine Geschichte voll träumerischer Romantik, durchwogt von Lindenduft, durchklungen vom Brausen des Waldes, vom Sang fahrender Leute, vom ernsten Lied der Mönche, durchglänzt vom Schimmer ritterlichen Prunkes. Die gemütvolle Kunst eines Dichters spricht zu uns in den Lauten einer Sprache, die ihren Klang alten Chroniken abgelauscht hat. Ein liebliches Eiland im unruhdurchbrausten Meer der Gegenwart.

VERLAG VON J. F. STEINKOPF
IN STUTTGART

den Ehrenpreis der Nietzsche-Stiftung

er alljährlich den drei besten während des abgelaufenen ihres erschienenen philosophischen Büchern verliehen wird, erhielt für 1921 an erster Stelle

RICHARD MÜLLER-FREIENFELS

Die Philosophie der Individualität

921. In vornehm. Halbleinenbd. Preis M. 60.–

Hochvalutiges Ausland 4.50 fl. holländisch

ier haben wir eine höchst geniale und ebenso in-eressante Theorie des Lebens. *New York, Evening Post*

. wahre Meisterschaft in der Gliederung eines isserst verwickelten Stoffes. *Der Tag*

. greift mit kühnem Griff das Kernproblem alles ilosophierens aus der Fülle der Probleme heraus. *Das Deutsche Buch*

as Buch liest sich spannend wie ein Roman. *Das Literarische Echo*

erade diese Vielseitigkeit aber macht das Buch ich und lebendig. Die künstlerisch gemeisterte rache, die unbedingte, durch eine Fülle geistvoller rgleiche und Beispiele gesteigerte Klarheit, macht e Lektüre spannend und schon rein formal zu nem Genuss, während die ständige Beziehung zur ltäglichkeit, zur praktischen Vernunft dem Werk ne Lebensnähe und erzieherische Wirkungskraft bt, die der Verfasser mit Recht nicht nur als ver-nbar mit dem Wesen der Philosophie erachtet, ndern als ihre unerlässliche Bedingung anspricht. ein Ehrgeiz ging dahin, „möglichst so zu schreiben, ass jeder Gebildete das Werk zu lesen vermag". elungen ist ihm mehr: Man wird das Werk mit ewinn lesen. *Sozialistische Monatshefte*

Verlag von Felix Meiner in Leipzig ::

Humoristische Romane

Neue Auflagen

Wilhelm Poeck

Der Kriminalkutter

Eine tolle Seegeschichte / 10.–13. Tausend
Geheftet 18.–, in Halbleinen gebunden 30.–

Berliner Tageblatt: Wer noch lachen kann, wird bei der Lektüre dieses Buches, dem Poeck den durchaus zutreffenden Untertitel „Eine tolle Seegeschichte" gegeben hat, Tränen reinster Fröhlichkeit vergießen.

Victor Fleischer

Der Haupttreffer-Michl

Ein heiterer Roman / / 4.–7. Tausend
20.–, in Halbleinen 30.–, in Ganzleinen 38.–

Das literarische Echo: Das ist ein wirklich heiterer Roman. Dem Verfasser strömten heitere Einfälle zu, die Menschen des kleinen Städtchens wirbelt er lustig durcheinander und die Hochstaplergeschichte entbehrt der inneren Glaubhaftigkeit nicht.

Fritz Gantzer

Das Rosenhaus

Humoristischer Roman / 9.–13. Tausend
20.–, gebunden 30.–, in Ganzleinen 38.–

Die Welt der Frau und Mutter: Ein gutes, wahrhaft gesundes Buch, in dem es von blühendem Leben duftet. Mit heiterem, frohen Lachen und so lebenswarm ist alles erzählt. Wir können uns keinen besseren Familien-Roman wünschen.

Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Duncker & Humblot
München W 12

Vor kurzem erschien:

Friedrich Muckle

Friedrich Nietzsche und der Zusammenbruch der Kultur

8°. VIII, 353 Seiten
Preis: 60 M., gebunden 75 M.

Inhalt: Die Persönlichkeit — Das Leben als Experiment — Der Wanderer und Abenteurer — Spieler und Narr — Mephistopheles — Der Kranke, Asket u. Christ — Der Romantiker — Nachmittag-, Abend- und Herbstglück — Der Heilige — Tanz — Titanismus — Apollo — Der Prophet — Die Tragödie — Nietzsche und der deutsche Geist — Chopin

Ein Meisterwerk der Einführungskraft und Darstellungskunst! Die Deutung der Persönlichkeit aus dem Geiste der Musik!

„Ein neues, höchst bedeutendes Nietzsche-Buch." Hermann Bahr

Soeben erschienen:

Kurt Pfister

Die Primitiven Holzschnitte

Mit 45 Wiedergaben der schönsten alten Holzschnitte, davon 10 handgemalt

In Halbleinen geb. M. 75.–
In Ganzleder geb. mit Goldschnitt M. 300.–

Farbige — und zwar handgemalte — Wiedergaben der primitiven Holzschnitte hat es bis jetzt in einer handlichen Ausgabe niemals gegeben. Das ist das Neue an dem vorliegenden Werk.

Die außerordentlichen Werte mittelalterlicher Kunst werden in steigendem Grade Ziel der sehnsüchtigen Liebe unserer Generation. Alles was man heute mit den so häufig ausgesprochenen Worten: Bodenständigkeit, Heimatkunst, nationale Kunst usw. meint, hat in diesen stillen Künstlern des Mittelalters Gestaltung gefunden.

Hans Holbein d. J.

Mit 60 Tafeln u. vielen Abbildungen im Text

In Halbleinen geb. M. 35.–
in Ganzleinen geb. M. 45.–

„Das Buch gehört zu den allerbesten Publikationen klassischer Kunst." Berliner Börsen-Courier.

„Pfister's Holbein-Buch ist die beste Arbeit über Holbein, die wir besitzen." Monatshefte für Baukunst.

Holbein-Verlag ❖ Possartstraße 14 ❖ München

Die Bücher des Furche-Verlages

Jacob Böhme (1575–1624)

Die hochteure Pforte, da der Mensch Gott und sich selber beschauen und zum übersinnlichen Leben gelangen mag / Sechs Schriften, darunter das Gebetbüchlein von 1624, mit den Inhaltsangaben von J. G. Gichtel.

Titelbordüre, Druckanordn., Einbandzeichn. v. E. H. Ebmcke

Umfang 198 Seiten. Format 19 : 25 cm. Zwei numer. Ausgaben:

In Halbleinen 90 Mark, in Halbpergament 120 Mark.

Inhalt: Als Einleitung: Ein Brief von Jacob Böhmen an Herrn Caspar Lindnern, Zöllner in Beuthen 1621 / Die hochteure Pforte von göttlicher Beschaulichkeit, was Mysterium Magnum und wie alles von, durch und in Gott sei, und wie Gott in allen Dingen so nahe sei und alles erfülle. Geschrieben im Jahre 1620 durch Jacob Böhmen / Trostschrift von vier Komplexionen, das ist Unterweisung in der Zeit der Anfechtung für ein stets trauriges, angefochtenes Herz, wovon Traurigkeit natürlich urstände und komme, wie die Anfechtung geschehe. Nebst seinen Trostsprüchen, angefochtenen Herzen und Seelen fast nützlich. Auf Begehren geschrieben in Martio, Anno 1621 durch Jacob Böhmen / Vom übersinnlichen Leben. Ist ein Gespräch eines Meisters und Jüngers, wie die Seele möge zu göttlicher Anschauung und Gehör kommen: und was ihre Kindheit in dem natürlichen und übernatürlichen Leben sei; und wie sie aus der Natur in Gott und wieder aus Gott in die Natur der Selbheit eingehe; auch was ihre Seligkeit und Verderben sei. Geschrieben im Jahre 1622 durch Jacob Böhmen / Eine kurze Andeutung von dem Schlüssel zum Verstand göttlicher Geheimnisse. De poenitentia. 1623 / Gebetbüchlein auf alle Tage in der Wochen. Wie sich der Mensch soll seines Amtes, Standes und Wandels stets verinnern, darein ihn Gott verordnet hat, und wie er seinen Anfang, Mittel und Ende in alle seinem Tun soll Gott befehlen und stets mit Gott alle seine Werke wirken, gleichwie der Ast des Baumes mit der Kraft der Wurzel seine Zweige gebieret und darauf seine Früchte trägt. Und wie er in allen Anfängen soll aus Gottes Brünnlein Kraft schöpfen zu seinem Wirken und seinem Schöpfer für alle Wohltat danken. Gestellet auf Bitten und Begehren meinen lieben und guten Freunden, ihnen zu täglicher Übung des wahren Christentums in ihrem Hauskirchlein, durch Jacob Böhmen im Jahre 1624.

FURCHE-VERLAG BERLIN

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., München

Für Konfirmation und Ostern!

Girgensohn: 12 Reden üb. die christl. Religion

Ein Versuch, modernen Menschen die alte Wahrheit zu verkündigen

4. Aufl. 7,—9. Tsd. Geb. M. 32.—

Für denkende Menschen ein Wegweiser in die Tiefe christlicher Weltanschauung.

R. Saitschick: Der Mensch und sein Ziel

Eine Lebensphilosophie ohne Umwege

2. Aufl. (Soeben erschienen) Geb. M. 50.—

„Der Philosoph Saitschick steht mit beiden Füßen im Leben drin. Seine Lebensphilosophie hat Hand und Fuß." Aargauer Tagblatt

W. Seb. Schmerl: Kaspar Lederer der Schulz

Ein Roman aus der Reformationszeit

Geb. M. 36.—

„Gerade der Jugend sollte ein solches Buch geschenkt werden als etwas Positives in der Zerrissenheit unserer Zeit." Rhein.-Westf. Ztg.

Wilhelm Matthießen.

In den Werken des Münchner Dichters feiern geistsprühende Phantastik und göttlicher Humor ein rauschendes Hochzeitsfest. In Gedankenprägung und in der Unmittelbarkeit des Noch-nie-Dagewesenen findet sich hier vieles, was in der Literatur der letzten hundert Jahre kein Gleiches hat. Wenn etwas die unwiderstehliche Wirkung dieser Dichtungen noch steigern konnte, so sind es die begleitenden Zeichnungen von Bruno Goldschmidt, Robert Engels, A. Paul Weber, wahre Kabinettstücke graphischer Kunst. Es seien hier nur genannt:

Weltdetektiv

James C. W. Plum Rabeuschen.

1. Abenteuer: Der große Meister.
Preis gebunden 6.— M.

2. Abenteuer: Der große Pan.
Geheftet 4.— M., gebunden 6.— M.

3. Abenteuer: Der verlorene Hund.
Preis gebunden 6.— M

4. Abenteuer: Das Gespensterschloß.
Geheftet 10.— M., gebunden 18.— M.

Karl Mays wunderbare Himmelfahrt

mit Zeichnungen von Fritz Buchholz.
Preis gebunden 6.— M., Velinausgabe 20 M.

Auf diese Preise kommt noch ein Teuerungszuschlag von 25 Prozent.

Erich Matthes, Verlag, Hartenstein i. Erzgebirge

Lebenserinnerungen

von

Wilh. v. Waldeyer-Hartz

gebunden Mark 75.—,
in Halbleder Mark 120.—

Die Kritik in Presse und Fachzeitschriften widmet dem Buch des bekannten Anatomen rückhaltlos anerkennende, eingehende Würdigungen, die es **Rußmauls berühmtem Werk** an die Seite stellen. Waldeyer erzählt warm und in gemütlichem Ton sein Leben, das reich an Erfolgen, an Erfahrungen und Freuden ist. Das vornehm ausgestattete Buch gehört in die Bibliothek jedes Arztes, ja **jedes Gebildeten.**

Friedrich Cohen in Bonn

DEUTSCHE VERLEGER

Karl Hesselbacher
Am unsichtbaren Goldfaden
Erzählungen. Gebunden 28 Mark.
Die große Gemeinde des Dichters wird an diesen tief hürfenden und literarisch wertvollen Erzählungen großen inneren Gewinn haben.

Emma Müllenhoff
Lichtträger
Erzählung. Gebunden 15 Mark.
Diese ernste und gehaltvolle Erzählung wird viel Licht nd Freude in unserer lichtlosen und freudearmen Zeit verbreiten helfen.

Monika Hunnius
Mein Onkel Hermann
Mit Geleitswort von Hermann Hesse.
2. Auflage. Geb. 15 Mark.
Dieses entzückende Buch über Hermann Hesses Großvater olkte Allgemeingut des deutschen Hauses werden, wie s die Jugenderinnerungen Rügelgens geworden sind.

Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter
3. Auflage. Geb. 22 Mark.
Ein Buch für feinsinnige, gebildete Frauen, dem wir nicht eicht etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen wüßten."

Verlag Eugen Salzer in Heilbronn

Neue erfolgreiche Romane:

Helene Christaller
Verborgenheit
10.—12. Tausend. Halbleinenbd. M. 34.—, Ganzleinenbd. M. 40.—.
Deutsche Allgem. Zeitung, Berlin: „. . . Ein stark empfundenes Buch von edler Geistigkeit."
Kölnische Volks-Zeitung: „. . . Reizend in der unterhaltenden Form und voll eindringlicher Aufmunterung zur Selbsteinkehr. Ein Feiertagsbuch."

Ludwig Diehl
Suso
Der Roman e. deutschen Seelenmenschen.
16.—18. Tausend. Halbleinenbd. M. 38.—, Ganzleinenbd. M. 45.—.
Frankfurter Zeitung: „. . Das Buch zieht einen Höhenweg, an dessen Ziel die unendliche Seele harrt."
Weser-Zeitung, Bremen: „. . . Ein Buch reiner, tiefer Erbauung für jedermann."

Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart

G. Hirth's Verlag, München

Neuheiten für Bücher-Sammler:

Jean de Lafontaine
Ergötzliche Geschichten
Mit 12 Wiedergaben nach den schönen und seltenen Kupfern von Charles Eisen und dem Abriß einer Lebensbeschreibung Lafontaines.
Auf holzfreiem Papier u. in Künstlereinband Preis 50 M.
numer. Ausgabe auf Bütten u. in Halbleder Preis 125 M.
Lafontaines Geschichten waren das Ergötzen seiner Zeitgenossen nd die Freude der Jahrhunderte. Sie machten seinen Namen nsterblich und reihten ihn unter die Großen der Weltliteratur.

Margarete von Navarra
Liebesgeschichten
Mit 16 originalgetreuen Nachbildungen der Kupfer von Sigismund von Freudenberg.
Auf holzfreiem Papier und in Halbleinen Preis 50 M.
numer. Ausgabe auf Bütten u. in Halbleder Preis 125 M.
Heiterkeit und Sinnesfreude der Renaissance verdichtet sich n diesen geistvollen und anmutigen Geschichten zu künstlerischer Form. Königlich, wie in ihren Taten, bleibt sie in ihren Worten, aber nichtsdestoweniger ist sie das Kind einer frivolen und sittenfreien Zeit, die sie in unbekümmerte Wahrhaftigkeit schildert.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder unmittelbar vom Verlag.

VERLAG
FRANZ HANFSTAENGL, MÜNCHEN

BIOS
DIE GESETZE DER WELT
VON RAOUL H. FRANCÉ
Zwei Bände mit 239 Abbildungen
In Halbleinen 180 M.
In Ganzleinen 200 M.

Francé gibt in diesen zwei reich illustrierten Bänden sein Lebenswerk, eine Zusammenfassung alles dessen, was er sich in dreissigjährigem Forschen und Wirken erarbeitet hat. – Das Buch ist das Gipfelwerk seines reichen Forscherlebens.

:: Prospekt mit Probebildern kostenlos ::

Anna Hilaria von Eckhel

Nanni Gschaftlhuber

Ein Wiener Roman
Der Brandlmayerischen Familienchronik nacherzählt
6.–10. Auflage. Gebunden M. 28.–

*

Zwischen Wellen und Steinen

Novellen. 1.–6. Auflage. Geb. M. 18.–

*

Unter dem Hammer der Zeit

Gedichte. Gebunden M. 10.–

. . . Der sich uns offenbarenden edlen Frauenseele wird keiner seine vollste Zustimmung versagen dürfen, es wäre denn, daß er den Sinn für die freundlichen Seiten dieser Welt schon gänzlich verloren und sich grollend in die Klause seines eigenen Ich zurückgezogen hat . . .
Deutsche Tagespost, Hermannstadt

. . . Nord und Süd sind in ihrer Seele zusammengeglüht, und ihre Sinne sogen ein Bergsonnenschein und Atem vom Meer. Und alles glüht und rauscht . . .
Freiburger Tageblatt

Bergstadtverlag in Breslau I

Zwei erfolgreiche Bücher von

EMIL FELDEN

Königskinder

Briefe aus schwerer Trennungszeit einer Eh

Geh. M. 24.–, gebd. M. 36.– fein in Halbleder M. 50.–

Erschütternde, trotzdem erhebende Bekenntnis zweier voneinander getrennter Ehegatten. Eine der meistgelesenen Bücher unserer Tage.

Sieghafte Menschen

Geh. M. 24.–, gebd. M. 36.–, fein in Halbleder M. 50.–

Ein Hochgesang auf das unendlich liebende Wei Es sind prächtige Menschen, die nach dem Höchste streben, aber vom Schicksal an Abgründen entlan geführt werden, in die sie nur deshalb nicht stürze weil sie die Kraft haben, sich selbst zu überwinde

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Oldenburg & Co. Verla
Berlin SW 48.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
Stuttgart und Berlin

Die Aera Bülow

Eine historisch-politische Studie
von
Johannes Haller
Professor an der Universität Tübingen
1.–5. Tausend
In Halbleinenband M. 40.–

Endlich erfährt hier die Öffentlichkeit, wie Deutschland in den zwölf Jahren der Aera Bülow regiert wurde, und zum ersten Male tritt die dunkle Gestalt Holsteins, der unter dem vierten Kanzler im Auswärtigen Amte verhängnisvoll einflußreichsten Persönlichkeit, in das helle Licht der historischen Kritik.

Soeben erschien:

Der Wandere

Ein politischer Skizzenblock
von
Fritz Buschmann
12°, 160 Seiten :: Steif geheftet 16 M

Was soll diese Schrift

Deutsch reden! Jedem Manne ins Gewissen reden! Zeitenspiegel will sie sein. „Der Wanderer", der das deut Land durchzieht, sieht und beobachtet gar viel. Seine Eindrü und Rückstrahlungen will er wiedergeben. Der Verfasser weit davon entfernt, Parteipolitik zu treiben. Deutsch soll der „Wanderer" sein. In unterhaltender, volkstümlicher F oft verbunden mit dichterisch geschauten Naturbilde sucht der „Wanderer" das nationale Gefühl, das Bestreb aus dem Elend dieser Zeit herauszukommen, zu weck

Türmer-Verlag in Stuttgart

DEUTSCHE VERLEGER

Karl Rabn Verlagsbuchhdlg.
Hannover Georgspalast

Bücher, die man liebgewinnt!

Wilhelm Poeck:
Robinsonland.
Der Roman einer Staatsanwaltsfamilie.
Islandzauber. Ein Roman aus unerschlossenem Land.
Schicksale. Novellen.

Franz Wolfram Scherer:
Haus Dornwaldt. Ein Roman aus Alt-Hannover.
Die Fraue v. Ingelheim. Ein Roman vom Chiemsee.
Minnedank. Ein Roman aus dem 11. Jahrhundert.

F. N. Berger:
Ein Rosentraum. Lyrischer Roman.
Sterbende Liebe. Erlebtes u. Erdachtes. Ein Roman.
Den lieben Mädels u. feinsinnigen Frauen. Gedichte.
Hans Herzliebs Liebe und Leid.
Ein Märchen für Erwachsene.

Friedrich Castelle:
Charon. Eine symphonische Dichtung
mit 10 Holzschnitten von E. A. Weber.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, ausführlichen **Prospekt kostenfrei** durch obigen Verlag.

Soeben ist erschienen
in dritter Auflage (9.—12. Tausend)

Vom Lebenswerk Rudolf Steiners

Eine Hoffnung neuer Kultur

Herausgeg. von Dr. Fr. **Rittelmeyer**

Geh. M. 41.—, in Pappbd. geb. M. 52.—,
in Halbleln. geb. M. 52.—

✡

Als Sonderdrucke erschienen die Beiträge:

Rittelmeyer, Persönlichkeit und Werk R. Steiners
Eriksen, R. Steiner und die Philosophie
Geyer, R. Steiner und die Religion
Wohlbold, R. Steiner und die Naturwissenschaft
Bauer, R. Steiner und die Pädagogik
Voos, R. Steiner und die Politik
Schwebsch, R. Steiner und Goethe
Beckh, R. Steiner und das Morgenland
Rittelmeyer, R. Steiner und das Deutschtum
Dedo, Überblick über das Literar. Werk Rudolf Steiners

Der erste Sonderdruck M. 6.50, der letzte M. 4.50, alle übrigen M. 5.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Chr. Kaiser Verlag, München

Burte

n ganz großer, eigenwilliger Gestalter und Sprachöpfer tritt uns in Burte entgegen, volkhaft gerade id derb, kühn und trotzig, schön in Bildern u. Klängen, erströmend reich an neuen tiefen Gedanken.
Hann. Courier (15. 10. 21)

Titel der Werke:

Diltfeber. Die Geschichte eines Heimatsuchers. 35. Auflage.
Patricia. Sonette an eine Engländerin.
Die Flügelspielerin. Sonette.
Latte. Ein geschichtliches Schauspiel. 6. Auflage.
Simson. Große Dichtung für die Bühne. 6. Auflage.
Der letzte Zeuge. Ein Bühnenstück.
Drei Einakter: Der kranke König. Donna Ines. Das neue Haus.

Verlag und Bühnenvertrieb von
Hideon Karl Sarasin in Leipzig
Seeburgstraße Nr. 100

Die erste Erzählung von
SVEN HEDIN:

Tsangpo Lamas Wallfahrt

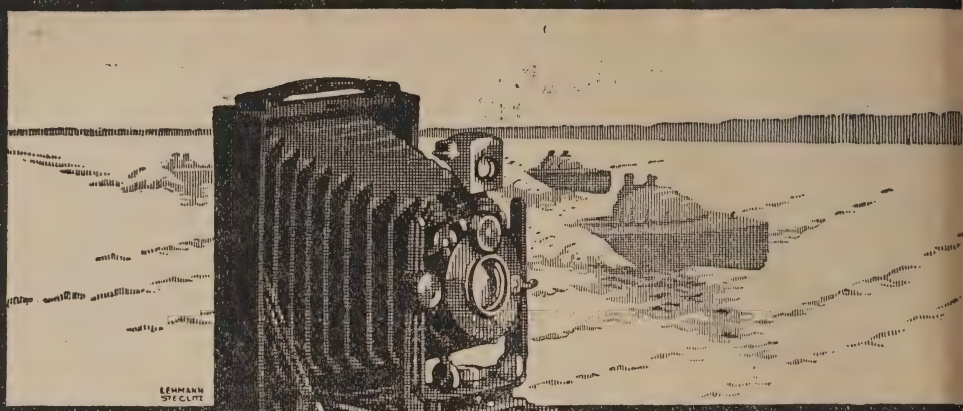
Die Pilger

346 Seiten mit Buchschmuck nach tibetischen und mongolischen Motiven

Gebunden 40 Mark

Die ungewöhnliche Einheit von Forscher und Erzähler machen Hedins Buch zu einem europäischen Ereignis.
(Professor Hofmiller in den Münchener Neuesten Nachrichten)

F. A. Brockhaus / Verlag / Leipzig



Goerz TENAX

mit Goerz Doppel-Anastigmat,

die Kamera, wie sie sein soll:

leicht ✦ handlich ✦ zuverlässig.

Erhältlich in den photographischen Geschäften. Katalog kostenfrei.

Optische Anstalt C. P. Goerz Aktiengesellschaft, Berlin-Friedenau 140.

Goerz-Fabrikate sowie **Photo-Apparate, Feldstecher, Mikroskope, Objektive all. Systeme kauft man billig im Photohaus** **Leisega**

Berlin, Potsdamerstr. 138, Tauentzienstr. 12, Schloßplatz 4 :: Auch Ankauf-, Tausch- und viele Gelegenhei

---

O. C. KRIBBEN

Juwelen - Antiquitäten

Ankauf * Verkauf

guter Objekte

Kostenlose Beratung

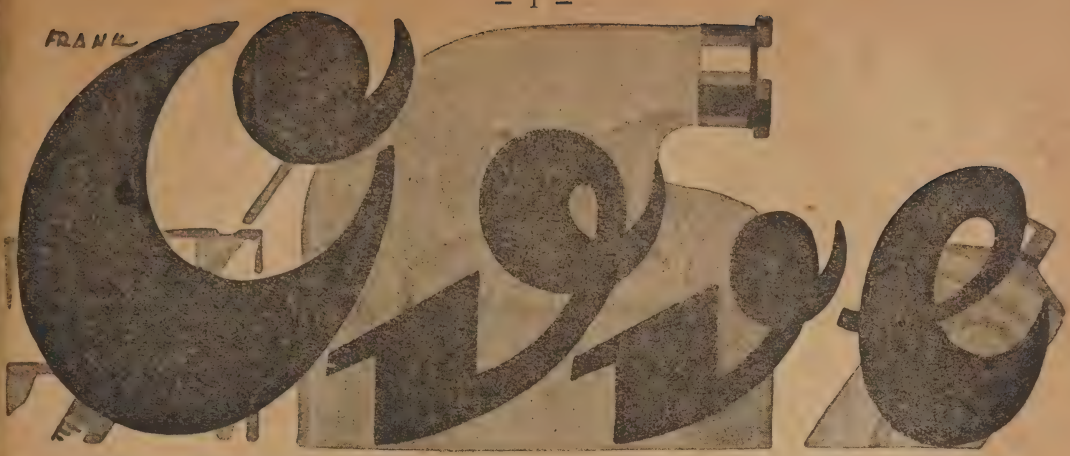
Berlin W. 10 : Bendlerstr. 8 : Nollendorf 3917

---

die zuverlässig
u. bekömmlich
Nahrung f
Ihr Kin

Broschüre über Ernährung u. Pflege des Säuglings kosten
Richard Porath G. m. b. H. Berlin S. W.

Halt' Zähne und Mund
mit Pebeco gesund!



Mit Odol übt man eine ganz zuverlässige Zahnpflege aus.

Wer besonderen Wert darauf legt, seine Zähne weiß und glänzend zu erhalten, benutze außerdem noch die

Odol-Zahnpasta.

Sie reinigt vortrefflich, verhütet bei täglichem Gebrauch die häßliche Verfärbung der Zähne, sowie die Bildung von Zahnstein, beseitigt üblen Mundgeruch und macht den Atem angenehm duftend.

Ein Edelprodukt aus feinsten Oelen und Essenzen!
Patent-Spritzverschluß, für die Reise sehr praktisch!

Eau de Cologne
Lingner

DAS IDEALE HAARPFLEGEMITTEL
PIXAVON

Wunderbare Erfrischung bringen Waschungen mit **Pixavon**, der bekannten Haarwaschteerseife. Sie beseitigen die lästigen Kopfschuppen, fördern den Haarwuchs und machen das Haar seidenweich und glänzend.

Bücherbesprechung

Das Johannes Schlaf-Buch. Zu seinem 60. Geburtstag (21. Juni 1922) herausgegeben von Ludwig Bäte, Kurt Meyer-Rotermund und Rud. Borch (Rudolstadt, Greifenverlag). — Der eben schon empfohlene L. Bäte hat auch hier in äußerst sympathischer Weise den führenden Aufsatz geschrieben, wodurch allein schon ein guter Überblick über Schlafs Entwicklung gegeben ist. Andre Stimmen — auch von einem reichlichen Dutzend Kollegen des Gefeierten — ergänzen sehr wertvoll die schöne Gabe, auf die wir noch zurückkommen.

Artur Brausewetter legt drei kleinere Bände neuer Erzählungen vor (Der Triumph des Esels, Die Eisrose, Heros Liebesfahrt, sämtlich im Verlage Max Koch, Leipzig), die wir der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen möchten. Im ersten ist rührend und schlicht die Geschichte vom Zirkusesel erzählt, dem rohe Erbarmungslosigkeit kaum noch das Gnadenbrot des Alters gewährt und der doch noch einmal seinem neuen Herrn durch eine ungeahnte „Glanznummer" zu Ehren und Erfolg verhilft. Die zweite Erzählung dieses ersten Bandes ist eine köstliche, heiter gestimmte Satire a unser modernes Gesellschaftstreiben. Die „Eisrose" erzählt uns d herbe Schicksal eines durch eigne Schuld schwergeprüften junge Mädchens, das nach heißem Ringen und Verkanntsein schließli in edler, opferbereiter Tätigkeit den Abendsonnenglanz stiller Z friedenheit über ihre letzten Lebensjahre schimmern sieht. Na einem persönlichen Erlebnis ist in wuchtiger Kraft und ergreifen der Tragik die Novelle „Der Lokomotivführer" gestaltet. In „Herr Liebesfahrt" zeigt sich Brausewetters glänzende Charakterisierun aller Typen unserer modernen Gesellschaftskreise; in dieser G schichte voll blühender Landschaftsschönheit und einem neckische Liebesspiel hat die sympathische Erzählungskunst des Danzige Dichters einen sehr beachtlichen Erfolg errungen. Möge diese gut und gesunde literarische Unterhaltungskost ihren Weg ins deutsch Haus finden!

Dr. Paul Bülow.

Exquisit
Echter alter Weinbrand

†St.AFRA†
Die Perle der Likőre

E.L.KEMPE & Co
AKTIENGESELLSCHAFT
OPPACH i/S.

Der Weg zur Höhe des musikalischen Könnens

durch System Energetos-Ritte, auto-suggestivgymn. Handtraining.

Kein verpfuschtes Klavierspiel mehr. Beseitigung aller Schwächen u. Hemmungen selbst in verzweifeltsten Fällen (Kriegsverletzte).

System Energetos-Ritte geh. M. 16.–, geb. M. 20.–
Der Höhenweg d. Pianisten „ „ 16.–, „ „ 20.–
Der tonmagnetische Strom „ „ 7.50

Verlangen Sie kostenlos Prospekte durch
Energetos-Ritte Verlag u. Versand, Abt. Lehrinstitut, Berlin W. 62, Kleiststr. 23 III.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand:
1 Milliarde 700 Millionen Mk.
Neue Tarife mit niedrigen Prämien.
Versicherung ohne Untersuchung.

Für Kur und Erholung

Emser Wasser

gegen Katarrh, Husten u.s.w.

Besond. geeignet f. Nervöse, Blutarme, Magen — Darm — Stoffwechselkranke und für Erholungsuchende. Sorgfält. individuelle ärztl. Behandlg. Gute Verpfleg., eigene Landwirtschaft, günst. Preise.

Besitzer: **H. Kamp,**
Leit. Arzt: Dr. med. Kapferer.
Prosp. frei durch d. Verwaltung.

Dr. Lahmanns Sanatorium

in Weisser Hirsch bei Dresden

Chefarzt: Prof. Dr. J. H. Schultz-Jena und 7 Aerzte.

Anwendung der physikal.-diätetisch. Heilfaktoren

einschl. Höhensonne- u. Röntgen-Therapie, Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklinisation. Neuzeitl. Inhalatorium. Luft- u. Sonnenbäder.

Stoffwechselkuren.

Physiol.-chem. Laboratorium (Vorstand Ragnar Berg).

Prospekte kostenfrei.

Kinder-Erholungsheim

in **Gross-Tabarz** bei Friedrichroda/Th.
für Kinder gebild. Stände vom 3. Jahre ab. Geschützte Lage am Walde. Grosser Garten.
Frl. v. Suter, Lauchagrundstr. 25.

Waldsanatorium Schwarzeck

in Bad Blankenburg
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Die Verwaltungen der nachstehenden Heilanstalten, Hotels usw., geben gern jede gewünschte Auskunft, wenn sie sich auf die Anzeige im „Türmer" beziehen.

Alexisbad - Harz (Selketal) Hotel Elysium.

Herrlich. Sommeraufenthalt :: Wintersport.

GOSSMANN'S SANATORIUM

Cassel-Wilhelmshöhe.
Kur-Anstalt für natürliche Heilweise.
Nervenleiden, innere u. Stoffwechselkrankheiten, Frauenleiden. — Aerztl. Leitung: Dr. med. W. Gossmann.

Kurhaus Dr. Rohrbach, Cassel-Wilhelmshöhe

(früher Kuranstalt Dr. Wiederhold). Anstalt f. physik.-diät. Heilmethode, Psycho-Therapie, Radium-Bestrahlung (bes. b. Basedow), Trinkkuren aller Art. Original Zanderinstitut f. schwedisch. Heilgymnastik u. Massage. Voller Winterbetrieb.

Frankfurt a. Main / Kölner Hof

Bekannter Gasthof gut. Ranges a. Hauptbahnhof, rechts. 130 Zimmer m. 180 Betten von Mk. 3.50 bis Mk. 4.—, Zimmer m. Bad, Dampfheizg., Fahrstuhl, Elektr. Licht.
Besitzer **Herm. Laaß**

Friedrichroda i. Th. Hotel Lange 1. Haus

Winter und Sommer geöffnet Gesellschafts- und Kongress-Saal. Im Winter Kur-Konzerte. Weinrestaurant Rheingold. 1921 vollständig neu eingerichtet und umgebaut. Mit Garten. Eigene Milcherzeugung. Günstige Pensionsbedingungen. Besitzer: **H. Lück.**

Goslar, Gartenstraße 7.

Vornehm. Familienheim. Volle Pension 35—40 Mark. Vorzügliche Verpflegung. Frau Direktor Krause.

Cecilienhaus-Sanatorium, Halle a. S.,

Gütchenstr. 19. Tel.-Nr. 6780,
für Nerven-, Ohren-, Haut-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und Nierenkrankheiten. Arzt f. d. Nervenabt.: Herr Dr. Hagemann.

Bad Harzburg. Central-Hotel

Pension 35 Mk., Zimmer 8 Mk.
— Das ganze Jahr geöffnet. —

Bad Harzburg. Waldpark-Hotel Südekum.

Erstklassig gepflegte Küche. **Otto Südekum.**

Bad Lauterberg, Harz.

Hotel Langrehr :: Angenehmes Fremdenheim.
Herbst- und Winterkuren. Pension. Zentralheizung.

Oberhof Parkhotel Wünscher

Vornehmes Haus
Großer Park in herrlicher Südlage.
Seit Jahren in Familienbesitz
Tel. 7 u. 70. Telegr.: Wünscher.
Prospekt durch den Besitzer Erich Wünscher.

Schierke im Oberharz

Vereinigte Hotels Kurhaus und Fürstenhöh

Vornehmste Familienhotels I. Ranges / 120 Zimmer und Salons / Große elegante Diele.

Fürstenhöh-Hotel-Betriebs-Ges.
Telefon 8, 21 und 26.

Schwarzburg Hotel Weisser Hirsch

Die Perle Thüringens
Schönstgelegenes vornehmes Familienhaus

Hans von Hammerstein, „Ritter, Tod und Teufel". Ein Bilderbuch aus dem 16. Jahrhundert. (Amelang, Leipzig.) — Der Verfasser dieses kulturhistorischen Romans nennt sein Werk mit Recht ein „Bilderbuch"; denn es erinnert lebhaft an die bekannte wertvolle Veröffentlichung Georg Hirths, welche Holzschnitte aus mittelalterlicher Zeit umfaßt. Wie dort tritt in diesem Buch jene ganze bunte Zeit kraftvoll und zart in die Erscheinung; mit körperhafter Wirklichkeit äußern sich Raubritter und Städter, fahrendes Volk, Frauensleute, Humanisten und Lumpengesindel. Peter Vischers Sebaldusgrab wird gedeutet, Ulrich von Huttens dämonische Persönlichkeit schreitet vorbei, Fausts Magie versucht ins Unerforschliche zu dringen. Nach Nürnberger Chroniken über die Fehde des Ritters Mangold v. Eberstein mit jener Stadt ist das alles mit kräftigem Lebensblut erfüllt und zu einem höchst lesenswerten Werke gestaltet worden. Eigentümlich ist die stellenweise fast dramatische Form, sind die lieblichen Naturschilderungen mit knappen

Bildungs-Anstalten für Söhne

Dir. Fischer, Berlin, Zietenstr. 22.
T. Ltz. 2921. Vorbereitungsanstalt f. alle Schulexamina. Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best.: 18 Abit., 16 Reife O. II. Internat. Damen.

Dir. Eckes' Höhere Vorbereitungsanstalt, Berlin-Steglitz,
Fichtestr. 24. Alle Klassen (gymn. u. real), Einj. (Verbands-Prfg.), Prima. Abitur. Gegr. 1883. 2 Villen inm. gross. Gärten.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen Maschinenb., Elektrotechn. Automobilbau. 5 Laborat
Programm frei.

Ingenieur-Schule Zwickau (Sachsen)
Ingenieur- u. Techniker-Kurse f. Masch.-, Elektr.- und Betriebstechnik.
Semester-Beginn Anfang April und Oktober.
Auskünfte kostenl.

Barthsche Privat-Realschule mit Schülerheim in Leipzig, Georgi-Ring 5
Gegründet 1863
Die Anstalt besteht aus 6 Real- und 3 Vorschulklassen. Sie hat die Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Arbeitsstunden, Nachhilfe. Neues, modern eingerichtetes Schulhaus und Schülerheim :: Prospekte auf Verlangen. Direktor: Dr. L. Roesel.

Sorgf. Pflege, Erziehung u. Unterricht find. geistig **Zurückgebliebene** in dem Schröterschen Institut, gegr. 1873, Dresden-N, Oppelstr. 44/44 b.

Kaufm. Ausbildung
Weiterbildung.
Blunck & v. Boehn
CASSEL.

Wald-Pädagogium Bad Berka a/Th

Berechtigte Erziehungsschule nach Godesberger Art. Gesundheit, tüchtiges Wissen, Kunst und Handarbeit. Eingehendste Erziehung in Familienhäusern. — Auch Zarte gedeihen vortrefflich. Schulput von 150 Morgen sichert die Verpflegung. — Fernspr. 48.
Realschule-Gymnasium-Realgymnasium

Lutzow'sches Landerziehungsheim für Knaben
Buckow, Märkische Schweiz.
Realschullehrplan m. Verbandsexamen, gymnas. Sonderkurse. Schülerheim, Sport. Leiter Dr. Frhr. v. Lützow. Auskunft durch die Direktion.

Dresden, Vorbereitungs-Institut Hiss (vorm. Pollatz) Einj., Prima, Abitur., — auch Damen. — Gegr. 1869. Marschnerstr. 3 — Pensionat. — Prospekt.

MEYERS Institut, Hannover,
Hedwigstraße 13 Fernsprecher Süd 5296
für Einj. (Ersatzprüfg.), Prim. u. Abit., auch Dam. Schularb. unt. Aufs. Pens. im Hause. MEYER, ehemaliger Mitinhaber des Gildemeister-Instituts.

Gesellschaft zur
Förderung des realen Wissens
m. b. H.
Leipzig, Promenadenstr. 10 III.
Vorbereitungen auf alle Prüfungen der neunstufigen Anstalten, auf Grund neuartiger — hohe geistige Durchbildung erzielender — Methoden für Damen und Herren. Besonders wichtig für Berufstätige, da häusliche Arbeiten auf ein Minimum beschränkt sind. Mäßige Honorare! Fernunterricht! Glänzende Erfolge!

Evang. Pädagogium

Godesberg a. Rh. und Herchen a. d. Sieg.
Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjährigen-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer und Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern.
Weitere Auskunft ert. d. Direktor: Prof O. Kühne in Godesberg a. Rh.

Für alle **Schul- u. Reifeprüfungen**
Vorbereitg. in d. Dr. Schusterschen Lehranstalt, gegr. 1882, Leipzig, Sidonienstr. 59/61. Schülerheim!

Marburg a. L.
Müllers höh. Privatschule.
Gewissenhafte nationale Erziehung, zielsichere Schulung. Reichsverbandsprüfung, Primareife, Abitur für Schüler und Schülerinnen. Zeitgewinn, Halbjahreskurse. Schülerheim, Sport, Wanderungen. Erfolgeverzeichnis u. Prosp. frei.

Halle S. Dr. Harang's Anstalt. Vorbereit. z. Abitur., Obersek. Reife Reichsverbandsprüfg., Prima u. a. Kl. 56 jähr. glänz. Erf. Gut geleit. Schülerheim Bericht kostenlos.

Dr. H. Krause Halle a. S.
Höhere Vorbereitungs-Anstalt f. Abitur.-, Prim.-, Obersekunda-Reife und Reichsverb.-Prüfung sowie alle Klassen höh. Lehranstalt. 31jährige glänzende Erfolge. Pension Besond. Damenklassen. Bisher bestanden 440 Abitur., darunter 175 Damen Prospekt frei durch den Direktor Dr. E. Busse.

Pädagogium Neuenheim · Heidelberg
Seit 1895: Abitur. Prima. O II (7. Kl.) und Übertritt in d. Staatsschule. Gymn. u. real. Klassen: Sexta – Reifeprüfung. Förderung körperlich Schwacher. Sport. Familienheim. Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.

Lähn i. Riesengeb. bei Hirschberg.
Pädagogium ✲ Ländliche Schulanstalt
Gegründet 1873.
Kl. Klass., real, realgymn. u. gymn. Ziel: Einjähr. u. Vorbereit. a. Obersekunda. Streng gereg. Internat fam. Charakt. Beste Pflege, Unterr. u. Erzieh. Oekonomie. Sport. Wandern. Bäder. Medizin. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn Nr. 4. Prospekte frei durch die Direktion.

Kimpels Pädagogium Bad Sachsa (Südharz)
Besitzer: Th. Kimpel, Pastor a. D. Gründer: Dr. Härtel.
Berechtigte Privatrealschule mit Internat, auch Vorbereitg. z. Primareife. Individuelle Ausbildung und Erziehung, besonders für Zarte und Erholungsbedürftige, ärztliche Aufsicht, herrliche gesunde Waldlage, wahlfreier Handelslehrkursus, eigene Dampfwäscherei und Bad im Hause.
Prospekt und Referenzen. Direktor Dr. Tietze.

„Ein Tag wie ein blaugeäugtes Kind, das einen Strauß in der Hand hält." So hat das „Bilderbuch" von Ritter, Teufel nichts Filmartiges, sondern man fühlt das warme en einer Dichterpersönlichkeit in die gestalteten Stoff-

A. M.

Dom". Mystikerausgaben. (Inselverlag, Leipzig.) Heute, platte Materialismus allgemach abzuwirtschaften beginnt wieder den werbenden Stimmen der Seele lauscht, kehrt den Quellen religiösen Suchens und Glaubens zurück, zu stikern, welche das unmittelbare Eingehen in Gott ver-, denen Religion nicht Lehre, sondern Erlebnis war. Auch verlag stellte sich in den Dienst dieser Bewegung durch mmlung „Der Dom", aus der die beiden neuesten Bände : Franz von Baader (besorgt durch Max Pulver) und amann (besorgt durch Karl Widmaier). Von ihnen ist s Hamann der bedeutsamste und wichtigste; er ist selb-eigenkräftig. Baaders Spekulationen entfernen sich allzu m speziell religiösen Gebiete. Es ist überhaupt fraglich, beiden Männer wirklich zu den Mystikern im engern Sinne zu zählen sind (ebenso wie der früher schon berücksichtigte Fechner); dagegen möchten wir empfehlen, sich solcher Männer anzunehmen, die noch fast unbekannt und ungewürdigt eine unverdiente Vergessenheit genießen: Weigel, Schwenckfeld, Merswin, Franck, Heinrich von Nördlingen, Nikolaus von Straßburg, David von Augsburg. Hier rinnen lebendige Quellen unter dem Gestein der Jahrhunderte; und es wäre Pflicht, ihr lauteres Fließen von dem Geröll zu befreien und dem Lichte der Gegenwart wiederzuschenken.

Bienenhonig, garantiert rein, allerfeinste Qualitätsware, gibt in Postelmern ab **Großimkerei, Ebersbach,** Sa.

pädagogium Wernigerode Aufnahme und gründl. Vorbereitg.
lass. u. Exam. Ziel: Abit.-, Prima-, Obersek.-Versetzg. u. Reichsprüfg. (früh. Einj.). Bes. Kriegsteiln.-Kurse. Glänz. Erf. Näh. d. d. Dir.

tische und theoretische Vorbereitung für die seeische und heimische Landwirtschaft
ung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt
utsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra
hschule für In- und Auslandssiedelung.
— **Semesterbeginn: Ostern und Herbst.** —
nd Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfr. Freimarken beifügen.

Die Vereinigung der Kunstfreunde
Ad. O. Troltzsch, Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 59
gegründet im Jahre 1883 auf Anregung der Direktion der Nationalgalerie, Berlin, bietet ihren Mitgliedern für den Jahresbeitrag von **Mark 50.–**:
1. jährlich ein **Freiblatt** nach Wahl aus **mehr als 800** künstlerisch ausgeführten **Original-Reproduktionen** (Ladenpreis Mk. 80.–)
2. in jedem dritten Jahre der Mitgliedschaft ein **weiteres Freiblatt** (Prämie) von gleichem Wert nach Wahl
3. die Berechtigung, **sämtliche** erschienene **Blätter zu Vorzugspreisen** zu beziehen
4. **Werbeprämien** in Bildern u. Porzellanen

Außerdem gegen Erstattung von **4 Mark** jährlich die Zeitschrift **„Der Kunstfreund"**

Bildungs-Anstalten für Töchter

harlottenburg, Berlinerstrasse 39.
ockowsches Lyzeum getrennte Oster- und
lasklassen. Alles Nähere schriftl. oder wochentags 1/2 1—1/2 2 Uhr.

Dr. Buslik's Röntgen-, med. Chemie- u. Bakteriologie-Schule für Damen. Leipzig, Keilstraße 12. Prospekt B. frei.

Wenn Sie mit einem von diesen Instituten in Briefwechsel treten, dann bitten wir immer hervorzuheben, daß Sie die Anzeige im „Türmer" gelesen haben.

ria-Studienhaus, Charlottenburg
Berliner Strasse 37/38 (Nähe Knie)
us Ottilie von Hansemann
ngsheim für Studentinnen und in der Berufsausbil-egriffene junge Mädchen. Anmeldungen für April etzt bei Direktorin **Ottilie Fleer.**

CASSEL. Deutsches Töchterheim am Habichtswalde, Cassel-K. an der Prinzenquelle. Gründl. Ausbild. i. Hauswirtschaft u. Gartenbau, wissensch. Weiterführung. Erz. z. edl. deutsch. Gesinnung u. Lebensführung. Gute Verpflegung. Eig. Haus i. herrl. freier Lage i. unmittelb. Nähe d. Wilhelmshöher Parkanlag. Jahrespreis 2000 Mk. Näheres durch die Leiterin Frl. **Henny Rocholl** u. den Vorsitzenden des Kuratoriums Herrn Mil.-Oberpf. Geheim. Konsistorialrat **Dr. Trepte.**

burg, S.-A. Töchterheim Grawitter. Gründliche Ausbildung in Wissenschaft, Sprache, Musik, Haushalt, t, Schneidern usw. Gute Verpflegung. Näheres durch d. Vorsteherin.

Evang. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5
(Zweiganstalt des Evang. Diakonie-Vereins).
Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen u. Jugendleiterinnen.
Mit staatlicher Abschlussprüfung.
— Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung. —
Im Auftrage des Evang. Diakonievereins: F. Dierks, Oberin.

burg, S.-A., Karolinum. Wirtschaftl. Frauenschule. Staatl. anerk. Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen-Seminar.
heim. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbildung in allen Fächern. Nähen, n, Kunsthandarbeiten, Fortbildung in wissenschaftl. Fächern, hausliche Buchführung, Bürgerkunde, Sprache, Musik. Sorgfältige Erziehung. Aneignung gesellsch. Formen. Gute Verpflegung.
Näheres durch Fräulein **E. Gandert** und **W. v. Gottberg.**

Fischer's Privat-Töchterheim.
Deutsches Frauenlehrjahr für Töchter höh. Stände. Gesunde Lage im Habichtswalde. Prosp. d. Frau **G. Fischer. Cassel-Wilhelmshöhe.**

n/Weisser Hirsch
den, Bautzner Straße 34.
Töchterheim Fridericiana
in Salzuflen in Lippe.
Gesunde herrliche Lage mit grossem Obstgarten u. Waldgründl. u. sorgfält. Ausbildg. in Haushalt, gesellsch. Weiterbildg. in Wissen, allen Handarb. u. Künsten, asch Sprachen, Musik. Vorzügl. reichl. Verpflegung. - u. Wintersport. Gepr. Lehrkräfte. Beste Empfehlg. t gegen Porto. Frau **Charlotte Brink.**

C.-Wilhelmshöhe, Haus Tücking, Töchterheim
z. hauswirtsch. Ausbildung jg. Mädchen. Allgem. Weiterbildung. Eig. Besitz gärtn. u. kl. landwirtsch. Anlagen. Prosp. d. die Vorsteherin. Schloßteichstr. 13.

Vilhelmshöhe. Töchterheim Berger, Landgrafcarlstraße 23.
sung m. Obstgart. Haushalt u. Wissenschaft. Prosp. d. Frau **E. Berger.**

Coburg Pilgramsroth 9. **Frau Dr. Dorn** biet. Töchtern gebild. Famil. Gelegenheit z. Besuch d. Lyzeums, Gymnas., Oberrealschule. Liebev. Erziehung, beste Verpfl. Beaufsichtigung d. Schularbeit. Eig. schöne Villa, Garten, Kleintierhof, 10 Min. Schulweg.

Um noch ein Wort über die beiden neuen Bände zu sagen, so scheint mir die Auswahl gut und übersichtlich; die Einleitungen geben freilich nur das Genaueste, schenken aber eine angemessene Einführung. Die Ausstattung ist schön und ansprechend, wie beim Inselverlag nicht anders zu erwarten. E. L. Schellenberg.

Emil Ermatinger: Das dichterische Kunstwerk (B. G. Teubner, Leipzig; 40 und 48 M). Wenn man dieses kluge, fleißige und wohlgeordnete Werk gelesen, so ist man durch die mannigfachsten Regionen künstlerischen Schauens und Gliederns gewandert. Eine Fülle klaren und fruchtbaren Gedankens ist ausgebreitet; man verweilt, staunt und fühlt sich irgendwie angeregt. Von mir selbst freilich muß ich ehrlich bekennen, daß ich im Grunde diese Zerlegungen für unfruchtbar, weil lediglich wissenschaftlich begrenzt erachte. Ich wage daran zu zweifeln, ob wirklich das Genießen und Betrachten wesentlich gefördert und vertieft wird durch derartige zwar scharfsinnige, aber doch blutleere Untersuchungen. Ich vermisse Gegenwart, Frische, Unmittelbarkeit. Im übrigen jedoch kann ich nur anerkennen, daß Gelehrtenfleiß hier eine treffliche vollbracht hat; und sie wird wohl auch für das Studium, noch auf den Universitäten betrieben wird, nötig und erf sein. Das Sicherste bleibt freilich, selbst zu lesen, offenen und Ohrs, nachbildend und unverdorben. E. S

Thekla Lehnert, Was ich vom englischen Leben sah. (E. München.) — Thekla Lehnert ist eine junge deutsche Erz die nach Ablegung ihres Sprach- und Musikexamens e in England gearbeitet hat. Sie hat in einer ungebildeten und einem erstklassigen Mädchenpensionat, dazwischen einem Londoner Lehrerinnenheim ihre Anschauung von L Leuten gesammelt und mit klugen Augen das Typische blutsverwandten und doch uns wesensfremden Nachbarn des Kanals zu beobachten gewußt. Obgleich ihr die Erfahr Lebens unter wirklich feinen, aristokratischen oder geistig hoc den Engländern versagt geblieben ist, was man sehr bedauer hat sie die führenden Eigenschaften des Inselvolkes nach der

Coburg. Pensionat und Haushaltungsschule Morgenroth. Freundl. Heim. — Gedieg. häusl. u. gesellschaftl. Ausbildg. Auf Wunsch wissenschaftl. Unterricht, Musik und Malen, Samariterkurse.

Dresden-A., Kaitzerstr. 15, Schweizerviertel, Nähe Hauptbahnhof. Alleinbew. Villa m. schön. Garten. | Lehr- u. Haushaltungs-Pensionat von Frau Dr. Giesselmann. Inhaberin: Fräulein Clara Scholtz. Wissenschaftliche, sprachliche, gesellschaftliche praktische Ausbildung. Gute, reichliche Verpflegung wird zugesichert. Beste Empfehlungen.

Dresden, Silb. Medaille Int. Hyg.-Ausst. | Villa Angelika. Töchterheim Pohler. Eign. Villengrdst., altren. Erste Prof. f. Wiss., Sprach. Musik, Mal. Nationallehrerin. Gesell. u. häusl. Ausbild. Turnen. Sport. Eig. Berg-Ferienheim. Illustrierte Prospekte. I. Referenzen. : Schnorrstrasse 61.

Dresden-A., Töchterheim Schörke. Nürnberger Platz 5. Inhaberin Frau Paula Schörke, geprüfte Lehrerin. Gewissenhafte Erziehung. :: Telefon Nr. 111804. :: Gute Verpflegung.

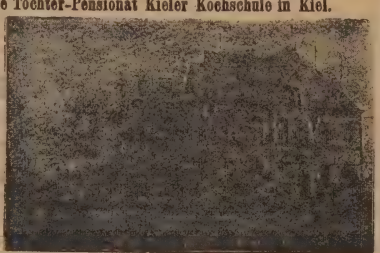
Dresden, Hohestr. 69 | Haushaltungs-Töchterheim m. wissenschaftl Unterricht von Frl. Schroeter u. Bahmann. Ausbildung in allen Zweigen der Haushaltung, Kochen, Backen und feiner Handarbeit. Referenzen und Prospekt durch die Vorsteherin.

Dresden-N., Nordstr. 15 **Töchterheim Täuber.** Wissensch. u. hauswirtsch. Fortbildg.

Dresden-Blasewitz, Arndtstrasse 2. | Ev. Töchterheim Wehmeyer. Wissensch., wirtsch. u. gesellsch. Ausbildg. Villa mit schönem Garten. Näheres d. Prosp.

Schloß Düneck b. Uetersen, v. Hamburg 58 Min. v. Kiel 1¾ Std. Bahnf. Privat-Töchter-Landheim von Frau Sophie Heuer. Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.



Ländl. ges. Aufenth. im Eigenbesitztum. Theor. u. prakt. Ausbild. in all. Zweig. d. Hauswes. u. d. Gärtnerei. Weiterbildg. i. Musik, Gesang, Liter., Sprach., Malen. Halb- und Jahreslehrg. Anerkannt gute Verpfl. Während des langj. Bestehens d. Anstalt wurd. mehrere Tausend Schülerinnen ausgebildet. -- Lehrplan wird gegen Einsendung von 2 Mk. abgegeben. Näheres durch die Vorsteherin.

Eisenach | Töchterheim Elsa Beyer. Wissenschaftl. u. fremdspr. Fortbildg. — Gründl. Ausbildg. i. Haush., Gartenb. — Kunstpfl. — Rhythm. Gymnast. — Säuglingspfl. — Samariterd. — Ziele des Frauenlehrjahrs — Gewissenh. Verpfl. — Bei beschränkt. Schülerinnenzahl liebev. Eing. a. Eigenart. Emilienstr. 12.

Eisenach Marienhöhe, Richardstr. 2 | Gebirgs-Töchterheim v. Luise v. Biere. Mütterliche Anleitung in Haushalt, Kochen, Backen und Einmachen. Fortbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik und allen Handarbeiten. I. Lehrkräfte. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

EISENACH

Institut Burchardi

Abteilungen:
- A. Töchterheim mit Frauenlehrjahr
- B. Haushaltungsschule
- C. Landwirtschaftliche Frauenschule
- D. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen
- E. Seminar für Gewerbelehrerinnen für Koch- Hauswirtschaft
- F. Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftsk Gleichberechtigung in Preussen.

Eisenach Bismarckstrasse 14 Töchterheim **Feod** bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche, mod. theoretische u. p hauswirtschaftliche Ausbildung, gedieg. Unterricht in allen w Arbeiten, Fortbildung in Wissenschaft., Sprachen, Musik und Malen; gesellschaftlicher Formen; Sport; sorgfältige Gesundheitspflege Empfehlung. Prospekt durch die Vorsteherin Frau Marie Bott

Eisenach in Thüringe Mariental 26. Töchterheim Kohlstruck, Villa Karoli Herrliche Lage am Fusse der Wartburg. Hauswirtschaftl., wis schaftl. und gesellschaftl. Fortbildung. Erste Fachlehrk Vorzügliche Verpflegung. Herzliches, frohes Familienleben. Auskh heft auf Verlangen. Frau Direktor M. Kohlstruck, Thekla Kohlstruck.

Gernrode Töchterheim „Brunh Vornehmes Haus mit jedem K Park. Wissensch., gesellsch. u Ausbildung. Beste Verpfl. I. Referenzen. Prospekt.

Gotha i. Th. Deutsches Töchterhe 10 bis 12 junge Mädc christlicher Konfession finden sorgsame Pflege und Erziehung sowie U in Haushalt, Wissenschaften und Musik. Frau Pfarrer Th.

Güstrow i. Meckl. John Brinckmanstr. 10. | Töchterheim Haus Quickborn. hauswirtschaftl Ausbildg. (theor. Gartenbau. Samariterkurs. Rhythm stik. Nadelarbeit und Handfertigkeit. — Wissenschaftl. Fortbildung. Sport. Gepr. Lehrkr. Prospekt durch die Leiterin: Frl. Marie

Halberstadt, Domplatz 8. | Töchterheim Banning nimmt jg. Mäd Schulkinder für Privatunterricht oder Ly

Halberstadt / Harz. Töchterheim Hempel-Fr

Hamburg Fuhlsbüttelerstr. 599. | Töchterheim Villa G Arzthaus in vornehmem Villen Gründl. Ausbildung im Haushalt Wunsch Wissensch., Sprachen, Gesang u. Tanz. Reichl. gute Verpf Herzliches Familienleben. Prosp Frau Dr. Marg. Ahor Straten-W

Hannover Töchterheim Hagemann, Hildesheimerstr. 101, Villa Rose. | Allseitige Ausbildung für Haus un Vorzügliche Verpflegung. Beste Re von Eltern. Herrliche gesunde lage. Näheres Prospekt.

Hannover, Sextrostrasse 7. | Töchterheim Schirmer Gründl. wissenschaftl., praktische schaftliche Ausbildung. I. Refe

sein Streben nach Wahrhaftigkeit (trotz Northcliffe!), verlässigkeit, sein unbegrenztes Vertrauen zu einmal treu en Menschen, sein nationales Zusammenhalten in selbsticher stolzer Hingabe — voll erkannt, aber auch das über„In-sich-gesättigt-sein" treffend gekennzeichnet, welches länder andern Volksindividualitäten gegenüber mit unter Naivität zur Schau trägt. Die einseitig freie Richtung englischen Jugenderziehung, welche heißen und rohen eranlagungen höchstens den Zügel guter Manieren, nicht otener Selbstbeschränkung anlegt, bedauert man mit ihr ie das unbedingte Übergewicht der Körperertüchtigung r der geistigen Ausbildung und Vertiefung. Sie sieht, or dem Kriege ein gutes Teil „Verengländerung" in das Leben eingedrungen war, eine Gefahr für unser Volk in nahme solcher auflösenden Grundsätze in den festen Berer Erziehungsmaximen. Diese Befürchtung ist zum Teil e Antrieb gewesen, aus dem die Veröffentlichung dieses an sich sehr lebendigen, gut zu lesenden Erinnerungservorgegangen ist. A. M.

Franz Karl Endres, „Die Geschichte des Florian van Kleentjes". (München, Richard Pflaum; jetzt Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) Die Schicksale eines bedeutenden Arztes und absonderlichen Menschen von den Jugendtagen an bis zum freiwilligen Scheiden aus dem Leben werden von seinem treuesten Freunde und Erben nach eigenen Erinnerungen und nachgelassenen Papieren wirkungsvoll erzählt. Die drastische Persönlichkeit des Helden strahlt eine Menge sarkastischer Lichter über ärztliche Berufsfragen, Lebensungerechtigkeiten und Engigkeiten aus, ist aber andererseits von einem tiefen Herzenston erfüllt, eine Mischung, die bei großen Medizinern nicht selten ist. Seine Umwelt, besonders die ideale junge Gattin, von der ihn auch der Tod nicht scheiden kann, ist sehr fein gezeichnet. Sein Selbstmord, um der Leidenschaft einer ehebrecherischen Frau aus dem Wege zu gehen, die ihn nicht ganz kühl läßt, und der er doch nicht seine Ehre und sein besseres Ich opfern mag, würde noch ergreifender wirken, wenn er ihn nicht absichtlich durch barocke Nebenumstände verkleidet hätte. Ein merkwürdiges, sehr lesenswertes Buch. A. M.

over, **Töchterheim** von Frau Apoth. **Pauck.**
sse 11. Sorgf. häusl., wissenschaftl. u. gesellschaftl. Ausbildg. Beste Empf. Gute Verpfl. Prosp. Frau Girbig-Pauck.

over, **Töchterheim Paul** für junge christl. Mädchen, dir. am Stadtwalde (Eisenriede), b. Zoolog. Gart. u. der Stadthalle geleg
rheim Ausbild. in Wissensch., Sprach., Anstandslehre,
ul, Handarb., Schneid., Brennen, Schnitzen, Malen,
ustr. 11, Haushalt, Kochen, Backen usw. Kräftige Kost,
us Besuche v. Theater, Konzerten, Kunstsammlgn.
ıschein" u. Leit. Eig. Einzelvilla, Gart., Bad, elekt. Licht.
Näheres Prospekt. Frau **Dor. Paul.**

terheim Amersbach-Philippe
lberg, Haus Tannenberg, Hausackerweg 22.
Haus nahe dem Walde in staubfreier Lage. Aufnahme
fädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen u.
tschaftl. Fächern nach dem Plan der Frauenschule.

ol. Rohrbach bei **Töchterheim z. Fortbild. jg. Mädch.**
lelberg Neuzeitliches Haus in gesunder schöner Lage
Anna Benninghoff, staatl. gepr. Lehrerin.

h. Töchterheim Heidelberg, Villa Stephanie
Bergstraße 79
ch. Fortbild. jung. Mädch. d. akad. Kräfte. Haushalt.
). Musik. Kerndeutsche Erzieh. Aufn. schulpfl. Mädch.
Ref. u. Prosp. geg. Portoeins. Frau K. Scholz-Stephan.

chenweg 9 **Leipzig** Täubchenweg 9
us für Töchterbildung
etische und praktische Ausbildung in allen Zweigen
auswesens, in Wissenschaften u. vornehmer Gesellignterricht in Weissnähen, Schneidern, allen ein- und Kunsthandarbeiten. Fortbildung in Sprachen,
tur, Kunst- und Musikgeschichte, Vortragskunst,
Musik, Gesang. Turn- u. Tanzunterricht. Besuche
eater, Konzerten, Kunstsammlungen unt. Leitung.
gl. Verpflegung. Eigenes Haus. Obst- u. Gemüse-
. Vorzügl. Empfehlungen. Prospekt d. d. Vorsteherin
Frau Direktor M. Hoffmann.

rburg a. L. Elsenschule im Reifensteiner Verband
g. Mädchen aus nat. Kreisen zur theor. und prakt.
ing in Küche, Haushalt, Garten, Kleintierzucht.
Anregung. Fröhl. Zusammenleben. Ia. Referenzen.

Töchterheim u. Haushaltungsschule Mittweida.
Vornehmes Internat. Eigene Villa. Praktische und theoretische Ausbildung junger Mädchen in allen Fächern des Haushaltes, Unterricht in Wissenschaften durch akadem. und staatl. geprüfte Lehrkräfte. Besuch von Theater, Konzerten, Tanzstunde usw. Internation. Verkehr durch techn. Hochschule. Prospekte durch die Leiterin Frau **Anny Pause.**

Herzogin-Charlotte-Schule in Meiningen
(Städt. Lyzeum mit Oberlyzeum und Lehrerinnenseminar).
Die Zeugn. sämtl., unt. gemeinsamer Leitung stehend. Anstalten gelten laut Erlaß d. Berliner Ministeriums f. Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung auch in Preußen. Die Schule ist Ostern 1918 neu eingerichtet. Infolge von Teilung größerer Klassen ist d. Schülerinnenzahl in allen Klassen gering. Meiningen ist hübsch geleg. u. hat ein gesund. Klima. Geeign. Pensionen f. auswärtige Schülerinnen sind vorhand. Näh. Ausk. ert. d. Dir.: Prof. **W. Oppermann.**

München, Karlstr. 45 II. **Höh. Mädchenschule m. Erz.-Institut von Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen.**
(Internat u. External, Viertelpens. Nur Vormittagsunterricht. Grosser Garten.)
A. Vorschule (=1.—4. Volksschulklasse). B. 6 klassige höhere Mädchenschule.
C. Fortbildungskurse; Vorbereitung für die Erzieh.-Prüfung.
Prosp. durch die Leitung: Anna Roscher.

Neckargemünd bei Heidelberg. **Schloß Brugghalden.**
Wissenschaftl. und praktische Bildungsstätte für junge Mädchen.
Wissensch. Abt. staatlich konzess. Lyzeumsreife. Oberkl. Primareife.
Wirtschaftl. Abt. angegliedert an Reifensteiner Verband. Eigene Landwirtschaft. Jahrespreis M. 12000.—. Prospekte.

Stuttgart, Pensionat Schmid-Krüger, 23 Danneckerstr., bietet Töchtern höh. Stände Ersatz f. d. Aufenthalt im Ausl. durch bes. Pflege d. fremd. Sprachen. Wissenschaftl., häusl. u. gesellsch. Ausbildg., Musik u. Malerei; vorzügl. Lehrkräfte; anreg. Familienleben; ausgez. Verpfleg.

Jaehner'sche Anstalten Schweidnitz.
Zu Beginn des neuen Schuljahres eröffnen **Frauenschule.** Lehrplan wie neb. den wiss. Klass. d. Oberlyzeums eine nach den minist. Bestimm., wissensch. u. prakt. Ausbildg., Musik, erprobte Lehrkräfte. — **Internat,** ev. u. nat. Erziehung, mod. Gebäude, freie gesunde Lage, sonnige Schlaf- u. Wohnräume. Spielplätze, Garten, Geleg. zu Sport, Ausflüge in das Eulengeb. Jahrespr. f. d. Heim 3400 Mk. Lehrpl. u. Prosp. geg. Einsend. v. 1 Mk.
Die Internatsleiterin: **Dr. J. Droop.** Die Direktorin: **M. Zickler.**

Suderode / Harz. **Töchterheim Opitz,** schöne, gesch. Waldlage. Haushalt und Wissenschaft. Zeitgemässe Erziehung. Tanz- und Anmutsunterricht.

Thale/Harz. **Töchterheim Lohmann** Allseit. Fortbildung. Beste Verpfleg. Geschützte Waldlage.

Weimar. **Töchterheim v. Linem.** Individ. wissenschaftl. u. wirtschaftliche Ausbildung. Villa mit Garten. Prospekt durch Fräulein **H.** und **Th. Skalweit,** Cranachstr. 35.

Weimar, Harthstr. 24. **„Töchterhort",** staatlich beaufsichtigt. Wissenschaftliche, hauswirtschaftliche u. gewerbl. Ausbildg. Satzg. durch d. Vorsteherin Frl. **M. Immisch** u. **N. Kies.**

Wernigerode. Wissensch. u. Haush.-Pension. von Frau **Schotanus.** Kunstgew. Ausbild. Musik. Eig. Haus a. Walde. Gepr. Lehrkräfte im Hause. Näheres Prospekt.

Werden Sie Redner

Lernen Sie frei und einflußreich reden

Gründliche Ausbildung zum **freien Redner** durch den von dem Direktor der **Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht** herausgegebenen tausendfach bewährten

Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken,

freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie im Salon als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! – Anerkennungen aus allen Kreisen. Ausführliche Broschüre versendet vollständig **gratis**

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 38, Potsdamerstr. 105a.

Zur Errichtung von Baustoff-Fabriken

und Erweiterung verschiedener bestehender Werke in Mitteldeutschland soll eine

größere Aktiengesellschaft formiert werden.

Einwandfreie Persönlichkeiten mit größeren Geldbeträgen werden

als Aufsichtsratsmitglieder gesucht.

Prospekte werden nicht ausgegeben. Ausführliche Angebote erbeten unter **F. S. 223 an ALA-Haasenstein & Vogler, Hannover,** worauf die für die engere Wahl vorgesehenen Persönlichkeiten zu einer Zusammenkunft aller Beteiligten zwecks Informierung eingeladen werden.

Witwenrente

Gothaer

Lebensversicherungsbank

auf Gegenseitigkeit. Begründ. 1827

Abgeschlossene Versicherungen:

drei Milliarden Mark.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Invaliditätsversicherung

Altersver

Bezugsbedingungen des Türmers: Der Türmer erscheint Anfangs jed Monats. Der Bezugspreis beträgt fü das Vierteljahr 15.— Mark, für einzelne Hefte 5.25 Mark. Bestellungen nehmen entgegen di Buchhandlungen, die Postanstalten und der Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgar

Anzeigen-Annahme: Berthold Giesel in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38. Preis fü die einsp. Millimeter-Zeile 2.50 M. Beilagen nach Übereinkunf

Hierzu eine Beilage vom Ev. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf.

Julius Baum:

Altschwäbische Kunst

80 Abbildungen / Das Werk erscheint auf holzfreiem Papier und in tadelloser Ausführung

Wie in einem leuchtenden Abendrot erlischt im Zeitalter Maximilians die Gotik. Niemals vorher war sie so reich, niemals so sparrig, eigenwillig und deutsch. Von Ulm, dem alten Mittelpunkte Schwabens, und Augsburg, das am Ende des 15. Jahrhunderts, dank Maximilians Fürsorge, die künstlerische Vorherrschaft in Schwaben erlangt, ist in diesem Buche, dessen Verfasser als der beste Kenner der schwäbischen Kunst gelten darf, vor allem die Rede. Aber auch über andere Reichsstädte: Nördlingen, Memmingen, Ravensburg, Biberach, und über die Kunst am wirtenbergischen Hofe bringt das neue Werk wertvolle Aufschlüsse. Es enthält folgende, teils überarbeitete, teils bisher unveröffentlichte Abhandlungen, die in ihrer Gesamtheit ein reiches Bild schwäbischen Kunstschaffens am Ausgange des Mittelalters geben und deren Geschichte in weiten Gebieten aufhellen:

1. Formwanderung / 2. Das gotische Rathaus in Augsburg / 3. Vom ältesten schwäb. Schnitzaltar / 4. Friedrich Herlin / 5. Der Wengenaltar in Ulm / 6. Die wirtenbergische Kunst im Zeitalter Eberhards im Bart / 7. Die Bildwerke der Sammlung Schnell in Ravensburg / 8. Die Künstlerfamilie Strigel / 9. Der Mindelheimer Altar des Bernhard Strigel / 10. Schaffner und Mauch / 11. Jörg Kändel / 12. Breus Monatsscheiben und die Jahreszeiten des jüngeren Vogtherr

Die meisten Abbildungen werden zum erstenmal veröffentlicht. Das Werk erscheint auf Subskription. Die Namen der Subskribenten werden, einer schönen alten Sitte folgend, auf Wunsch hinter dem Titel veröffentlicht, die vorbestellten Bände mit Ziffern versehen. Der Preis des vorbestellten Exemplars beträgt Mark 150.—. Nach dem Abschluss der Vorbestellung erhöht sich der Preis auf Mark 200.—

Dr. Benno Filser :: Verlag :: Augsburg-Stuttgart

Wie werde ich leistungsfähiger?

Von der Leistungsfähigkeit des einzelnen hängt sein Erfolg im Leben ab. Der Leistungsfähigere wird immer den Vorsprung vor dem weniger Leistungsfähigen haben. Ist er selbständig, so wird er seine Konkurrenten überholen durch neue Arten des Vertriebes, der Organisation, der Reklame usw. Er wird darauf bedacht sein, sein Personal zu weiterer Ausbildung zu ermuntern, um es so möglichst leistungsfähig zu machen. Der Prinzipal, der immer Angst hat, das Interesse der Angestellten würde durch Weiterbildung vom Geschäft abgelenkt, ist kein Geschäftsmann, denn sein Personal kann nie zu leistungsfähig sein. Eine Uhr, bei der nur das Triebrad von Stahl, die anderen aber von Blei sind, wird weder präzise, noch wird sie lange gehen! Ein Angestellter, der dem Prinzipal **eine** gute Idee bringt, wie er sein Geschäft weiter heben kann, ist mehr wert als ein Dutzend anderer, die ihre Arbeit schablonenmäßig verrichten. Ein Geschäft, von dessen Personal jeder einzelne auf dem Höhepunkt der Leistungsfähigkeit steht, muß naturgemäß alle anderen überholen. Und so ist es auch im Staat. Von der Leistungsfähigkeit eines jeden einzelnen hängt die Größe der Nation ab. Säumen Sie deshalb keinen Augenblick, an der Steigerung Ihrer eigenen Leistungsfähigkeit zu arbeiten. Die beste Anleitung hierzu bietet Ihnen Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre. Ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „Ich verdanke Ihrer Geistesschulung eine gewaltige Stärkung meines Willens und Gedächtnisses . . . . . A. M." — „Man wird durch Ihre Geistesschulung ein ganz anderer Mensch. Es ist eben eine ganze Lebensweisheit darin niedergelegt. P. W." — „Ich habe ein starkes Selbstvertrauen erlangt, das meine Fähigkeit begründet, mit zäher Energie die schwierigsten Aufgaben anzufassen und erfolgreich durchzuführen. J. Z." — Verlangen Sie heute noch Prospekt (kostenlos) von

L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A 79

Mercedes

Automobile

Stadtwagen ~ Tourenwagen-Zweisitzer

*

Daimler-Motoren-Gesellschaft
Stuttgart-Untertürkheim

Eigenes Karosseriewerk in Sindelfingen

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082988889